Baltische Monatshefte

Woldemar Wulffius
Baron Wilhelm Wrangell
Max Hildebert Boehm

Schriftleitung
Reinhard Wittram

Jahrgang 1933

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga

INHALT

I. Aufsätze

Seite

Becker, H., Kleinstadt und Bodenständigkeit 549
Boettcher, Dr. A., Berufsnot 9
Bosse, Dr. H., jun., Die deutsche Revolution 201
— Ostpreussen 382
— Der baltische Student von morgen 507
— Landdienst 655
Dobbert, Dr. G., Der Faschismus 398
Engelhardt, Dr. R. von, Die Wandlung im naturwissenschaftlichen Denken 450
Feuereisen, Mag. hist. A., Nicolaus Busch zum Gedächtnis 621
Fircks, Abg. W. Baron, Mitarbeit? 344
Giere, Dr. W., Geographische Namen in der Politik 18
Girgensohn, Pastor Dr. H., Über die Bedeutung der Bodenständigkeit des baltischen Deutschtums 125
— Christentum und Idealismus als Problem der deutschen Schule 274
— Auslanddeutschtum und christliche Glaubenshaltung . . 487
Greiffenhagen, Stadtarchivar O., Aus den Briefen Oskar v. Riesemanns 522
Grüner, Lic. V., Was ist Kulturbolschewismus? 1
Kaulitz-Niedeck, R., Deutsches Kleinstadtleben in Estland 573
— Eine Romantikerin im Baltenlande 668
Kroeger, Dr. E., Über politische Inversion 91
— Schlusswort 218
— Was wir wollen 298
Lenz, Dr. W., Die Bevölkerung einer livländischen Kleinstadt 417
Mackensen, Prof. Dr. L., Vom Typenwechsel im modernen sozialen Drama 72
Mettig, R., Die Wandlung im naturwissenschaftlichen Denken 428
Mittelstaedt, Ed., Die Wandlung im naturwissenschaftlichen Denken 439
Neander, Dr. I., Meinungskampf oder Kompromiss? 336
Oberländer, Dr. phil. et. rer. pol. Th., Übervölkerung in Ostmitteleuropa 375
Petersen, H., Mitte als Wagnis und Aufgabe des Balten . . 410
Petersen, Dozent Dr. O. von, Gertrud von den Brincken 563
S., W. v., Die Lucht 423

Seite

Schabert, Pastor A., Kirche, Volk, Politik 323
Schabert, D. O., Der Hunger in Russland 541
Schneider, Prof. Lic. Dr. C., Nationalsozialismus und Auslanddeutschtum 609
Schroeder, Dr. H., Das neue Deutschland und die Sovetunion 311
Schultz, Pastor H., „Anti-Machiavell“ 212
— Die deutsche Revolution und die Theologie 390
Schulz, Pastor K., Die landische deutsche Kirchengemeinde in Lettland 617
Seraphim, Dr. E., Ein unbekannter Briefwechsel 218
Seuberlich, E., Über die Herkunft des deutsch-baltischen Bürgertums 659
Starck-von Klot, D., Existenzkampf deutscher Gutsreste in Lettland 134
Stillmark, Dir. W., Christentum und Idealismus als Problem der deutschen Schule 262
Taube, Mag. phil. A. Baron, Die estnische Geschichtsschreibung 26, 148
Turmann, E., Die Eigenart der Wirtschaftskrise 501
Uexküll, F. Baron, Volkstumsbestimmung nach objektiven oder subjektiven Merkmalen? 556
Vietinghoff, A. Baron, Lettlands Aussenhandel 139
de Vries, A., Die ewige baltische Position 67
Wittram, Dr. R., Deutsch und baltisch 187
— Die geistige Lage des baltischen Deutschtums in historischer Perspektive 249
Wrangel, Dr. G. Baron, Die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und den baltischen Staaten 601

II. Kleine Beiträge

Mackensen, Prof. Dr. L., Die Marquise von O... in doppelter Gestalt 173
Zur Geschichte der deutschen Erneuerungsbewegung 674

III. Politische Übersichten

Lettland (K. Minuth) 41
— (T. v. W.) 97, 156, 220, 283, 350
— (Dr. C. Baron Hahn) 453, 529, 582, 624, 679
Estland (Dr. L. von Middendorff) 46, 104, 161, 285, 352, 457, 585, 627, 681
Deutsches Reich (H. Nietz) 51, 110, 168, 225, 289, 354, 463, 533, 632, 683

IV. Umschau

Seite

Berliner Monatshefte (Wulffius) 365
Curonia 1808—1933 (“) 545
Der Fall Lampel in Riga (Wittram) 58
Die Enteignungswalze (“) 61
Toleranz? Zur Klarstellung (“) 116
Lesefrucht (“) 117
Politische Führung (“) 179
Zur Diskussion über den Idealismus (“) 180
Zum deutsch-baltischen Lehrertag (“) 233
Dreierlei Nationalgefühl (“) 300
Einheitsfront (“) 362
Die sozialen Voraussetzungen baltischer Politik (“) 474
Unsere geschichtliche Stunde (“) 544
Förderung der baltischen Familienkunde (“) 592
Bemerkungen (“) 641
Rückblick auf den Revaler Putsch von 1924 (B.) 61
Auslanddeutsches Geschichtsbewusstsein 115
Bürgertum (H. St.) 233
Die Zukunft des Doms in Riga (H.) 235
Ferdinand von Uexküll zur Lage 302
Theaterbilanz (Prof. Dr. L. Mackensen) 302
Abkehr vom „anationalen Staat“ (Dr. H. Schaudinn) 362
Minderheiten, Judenfrage und das neue Deutschland 364
Deutsche Kulturwacht (O. Pirang) 476
Zur Lage (H. Stegman) 477
Deutscher freiwilliger Arbeitsdienst in Estland 480
Grundsätze der baltischen Nationalsozialisten in Estland 546
Zur Lage (Pastor Dr. H. Girgensohn) 589
Recht des Volkstums 590
Um die Einordnung des balt. Studenten (Mag. A. Baron Taube, Dr. H. Bosse) 642
Aus der Revalschen Zeitung 696
Deutsches Schauspiel zu Riga (Prof. Dr. L. Mackensen) 117, 181, 236, 305, 593, 647, 701

V. Bücherbesprechungen

Adelheim, G., Die Ritterschaftshauptmänner und das Landratskollegium Estlands in Bildnissen (Wittram) 548
— Revaler Ahnentafeln (B. v. Schlippe) 242
Album Curonorum (Dr. h. c. W. Wachtsmuth) 371
Arbusow, L., Frühgeschichte Lettlands (Dr. P. Johansen) 709
Arro, E., Die Dorpater Stadt-Musici 1587—1809 (H. Grohmann) 599
Becker, Harald, Geschichte der Curonia I (Mag. H. Speer) 651
Benary, Albert, Das deutsche Heer (B.) 186
Bergengruen, Werner, Die Feuerprobe (Prof. Dr. L. Mackensen) 706
— Badekur des Herzens 706
Binding, Rudolf G., Antwort eines Deutschen an die Welt (Wittram) . . . 547
Boehm, Max Hildebert, Der Bürger im Kreuzfeuer (Wittram) 185
— Ruf der Jungen 674
Bosse, Heinrich, Der livländische Bauer am Ausgang der Ordenszeit (Prof. D. Dr. L. Arbusow) 366
Bronsart, Barbara Katharina von, Die Herrin (W. W.) 243
Campe, Paul, Ein neuaufgefundenes Fragment des zerstörten Grabmals Bischof Meinhards (Dozent Dr. H. Loeffler) 373
Chronik der deutsch-reformierten Gemeinde in Riga (Wittram) 706
Das junge Deutschland will Arbeit und Frieden (Th.) 651

Seite

Deutschland und Polen (Dr. H. Bosse) 704
Dibelius, D. Dr. Otto, Das Wiedererwachen des Glaubens in der Gegenwart (H. P.) 119
Dobbert, Dr. Gerhard, Die Rote Wirtschaft (W. K.) 547
Ehrt, Dr. Adolf, Bewaffneter Aufstand! Enthüllungen über den kommunistischen Umsturzversuch am Vorabend der nationalen Revolution (Wittram) 596
Engel, C., Führer durch die vorgeschichtliche Sammlung des Dommuseums (C. R.) 718
Engelhardt, Roderich von, Die Deutsche Universität Dorpat in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung (Wittram) 482
Frobenius, Else, Väter und Töchter (W. Bergengruen) 120
Gardiner, Rolf, World Without End (C. H.) 63
Greiffenhagen, Otto, Das Revaler Bürgerbuch (Dr. h. c. W. Wachtsmuth) 308
Griese, Friedrich, Das Dorf der Mädchen (B.) 243
Hard, E., Weihnachten an baltischen Gräbern 708
Hauser, Heinrich, Wetter im Osten (C. v. S) 64
Johst, Hanns, Schlageter (Prof. Dr. L. Mackensen) 484
Kleine Bücherei (B. u. W.) 707
Lorenz, R., Türkenjahr 1683 (Wulffius) 597
Meschendörfer, Adolf, Die Stadt im Osten (W. W.) 121
Nötzel, Karl, Russische Frömmigkeit (H. S.) 120
Rörig, Prof. Dr. Fritz, Mittelalterliche Weltwirtschaft (Dr. H. Bosse) 653
Russland, Alexander von, Einst war ich ein Grossfürst (N) 122
Salomon, Ernst von, Die Stadt (C. v. S.) 122
Schloss, L., Weite Wege (Dr. H. Diewerge) 708
Schrenck, E. v., Baltische Kirchengeschichte der Neuzeit (K. H.) 705
Sovetunion 1917—32 (W. H.) 485
Stapel, Wilhelm, Der christliche Staatsmann (Dr. W. Giere) 239
Thiele, Ernst Otto, Polen greift an (T.) 64
Wiechert, Ernst, Die Magd des Jürgen Doskocil (W. Bergengruen) 65
Wirsing, G., Zwischeneuropa und die deutsche Zukunft (C. v. S.) 241
Wolff, Nicolas Freiherr v., Livlands Landräte und Landmarschälle (Wittram) 548
Jahrbuch und Kalender 708
Von der Schriftleitung 66, 124, 186, 248, 310, 374, 486
Zuschrift 244
Kundgebung der Pastoren der deutschen Evangelisch-Lutherischen Gemeinden Lettlands 693

Was ist Kulturbolschewismus?

Von Viktor Grüner

Unter Bolschewismus versteht man jene wirtschaftlich-politische Richtung, deren teils groteske, teils grausame Auswirkung im russischen Sovetsystem zu beobachten die Welt seit nunmehr 15 Jahren Gelegenheit hat. Dahinter stehen gewisse weltanschauliche Ideen und Kräfte, denen wir ablehnend gegenüberstehen, weil wir sie für die Gesamtheit unserer Kultur und Sitte, für alles, was uns wertvoll erscheint, als verheerend ansehen müssen. Hierbei sind die Gegensätze deutlich und die Fronten klar und übersichtlich. Anders steht es mit dem, was wir unter Kulturbolschewismus zu verstehen haben. Hier herrscht vielfach Unklarheit über Wesen und Sinn dieser Erscheinung. Hier besteht weithin ein Zweifel an der Verderblichkeit der entsprechenden Ideologie, ja, man hält wohl Gedankengänge des sog. Edelbolschewismus für ernstlich diskutabel und traut ihnen ein Mass von geistiger Energie und sittlicher Bedeutsamkeit zu, das so nur in der Einbildung Unkundiger vorhanden sein dürfte. Hierbei sind die Kampfesfronten noch keineswegs klar, die Grenzen vielfach fliessend, die geistige Gefahr noch kaum erkannt, obwohl sie, gerade weil sie latent bleibt, doppelt gross erscheint.

Der politische Bolschewismus ist eine Doktrin, deren Wert oder vielmehr Unwert wegen der Deutlichkeit und des Radikalismus seiner Wirkungen und Methoden leicht zu überblicken ist. Dass er noch heute nicht ohne Terror auskommt, ist das Kennzeichen seiner Abwegigkeit, sowie der Ablehnung, die er auch seitens der Massen erfährt. Der Kulturbolschewismus ist eine Weltanschauung, vielfach vernebelt, kunstvoll zurechtgemacht, geschickt frisiert und darum bestechend, gerade wo er sich an Naturen wendet, die zwar nicht der Begeisterung, aber der Kritik ermangeln. Das schleichende Gift dieser Art von geistigem Bolschewismus zu

erkennen und sich dagegen immun zu machen ist eine der wichtigsten Aufgaben unserer an geistigen Erschütterungen reichen Zeit. Diese Aufgabe nicht sehen wollen zeugt von Gedankenlosigkeit; Fälle prinzipieller Unbelehrbarkeit können an Frivolität grenzen.

Welches sind die Merkmale dieses Kulturbolschewismus?

Ich nenne zunächst die Sucht, vorliegende oder behauptete Schäden einer Zeit, einer Gesellschaft, eines „Systems" durchaus an die Öffentlichkeit zerren, sie publik machen zu wollen, ohne darüber nachzudenken, ob das zweckdienlich ist oder nicht. Es ist die Leidenschaft für Kritik um ihrer selbst willen, vielfach gemischt mit ausgesprochenem Ressentiment, dem Gefühl lange unterdrückter Verärgerung, das nun elementar herausbricht, aber eben damit kritiklos wird. Die negative Beurteilung der zu bekämpfenden Erscheinungen des Lebens muss so notwendigerweise weit übers Ziel schiessen. Sie verzerrt die Dinge und versieht sie mit einem übertriebenen und darum unwahren Akzent. Wo Sachverständige das Wort haben sollten, erkühnen sich rein gefühlsmässige, von Sachkenntnis unbeschwerte Urteile, das Entscheidende sagen zu wollen. Dinge, die um ihres Ernstes willen Existenz- und Gewissensfragen darstellen sollten, werden so Diskussionsmaterial, Angelegenheit literarischer und dramaturgischer Anregungen, Aufregungen und Wagnisse. Sie werden damit dem Publikum, ja der Masse preisgegeben, die darauf naturgemäss nur mit dem Sensationsbedürfnis eingehen kann.

Aus bitterem Lebensernst wird dadurch eine theatralische Reportage, die noch nicht einmal Edelkitsch darstellt, geschweige denn Kunst, sondern etwas viel Schlimmeres: gewissenlose Aufputschung der Masseninstinkte. Gewissensfragen sozialer Art verwandeln sich unter der Hand und unmerklich zu Objekten der Parteileidenschaft, die mit dem Brustton der Empörung und der ganzen Verranntheit menschlicher Verärgerung behandelt werden. Man kleidet das aber ein in die Forderung des Gehörs für ernste Lebensfragen und brennende Probleme der Gegenwart. Wer es ablehnt, ihre Nöte und Schäden im Rahmen einer verwässernden und dazu zu nichts verpflichtenden literarischen Diskussion zu erörtern, verfällt dem Urteil der Rückständigkeit und Spiessbürgerlichkeit. Nicht gesehen wird dabei, dass eine solche Ablehnung ganz andere Gründe haben kann, dass sie gerade auf tiefstem Ver-

antwortungsgefühl beruhen kann, welches nicht nach seichtem Geschwätz über letzte Gewissensnöte verlangt, sondern hier in der Stille eingreift und, ohne Worte zu machen, ans Werk geht, um zu handeln statt zu diskutieren. Dahinter steht eine andere, eben nichtbolschewistische Weltanschauung, die es für einen Krebsschaden ansieht, in Gewissensfragen und Notständen den empörten Zuschauer zu spielen, der seinem Herzen in leidenschaftlichen Protesten Luft macht und es beim Lärmschlagen schliesslich bewenden lässt. Existenzfragen der menschlichen Gesellschaft können nur existenziell und das heisst in wirklicher persönlicher Anteilnahme, sine ira et studio, aber dafür in echtem Miterleben und Miterleiden gelöst werden, in einem solchen, das nicht nur die Töne der Empörung, sondern die Mittel und Taten der Liebe kennt. Wo davon nicht die Rede ist, muss das Aufwühlen von Lebensschäden einfach als Zumutung an die Geduld der Zeitgenossen empfunden werden, die dauernd aus menschlicher Not Sensationsmaterial und aus konkreten Pflichten christlicher Denkweise Probleme macht. Das aber ist das eigentliche Interesse des Kulturbolschewismus. Die Daseinsnöte werden ausgeschlachtet, aber nicht geheilt. Stimmungsmache oft übelster Art, aber nicht Rettung ist sein Anliegen. Echter Helferwille verfällt dem Vernichtungsurteil. Nicht der Samariter, sondern der Propagandist hat das Wort.

Damit verfällt dieses Treiben einer furchtbaren Gefahr. Wo die Aufputschung der öffentlichen Meinung Selbstzweck wird, ohne dass es einem heiliger Ernst um Besserung ist, ja wo man eigentlich davon lebt, dass es ewig über irgend etwas zu zetern gibt, wird die angeblich ernstgemeinte Kennzeichnung moderner Lebensschäden unmerklich zur einfachen Hetze. Man meint eine schlafende Gesellschaft aus dem lethargischen Schlummer aufzuwecken und hetzt in Wirklichkeit Unzufriedene auf, um, wenn diese Elemente aufgewühlt sind, im Trüben zu fischen. Damit aber sind alle hohen sittlichen Werte, die man zu verteidigen vorgab, damit ist alles Pathos einer hochnotwendigen gesellschaftlichen Kritik heuchlerisch geworden. Hier hört denn auch alle ernst zu nehmende Kunst auf und wird einfach zur mangelhaft verhüllten Tendenz. Unter ihrem Deckmantel werden Parteigeschäfte betrieben und besorgt. Man muss nur einmal die Erzeugnisse dieser „Proletkunst", wie sich diese Seite des Kulturbolschewismus in Russland nennt, studieren, um das sofort zu empfinden. Noch heute entsteht im

Sovetstaat kein anderes „Kunstwerk" als das der bolschewistischen Propaganda dienende. Wenn in den ersten Kunststätten Moskaus Bühnenstücke mit raffiniertester Technik ausgestattet gegeben werden, kann man sicher sein, dass sie irgend einer kommunistischen oder gottlosen Losung zu dienen haben, ohne welche sie die strenge Zensur der Gesinnungsdiktatoren vom Kreml überhaupt nicht passieren würden. Dass aber derartige Erzeugnisse keineswegs auf Moskau beschränkt bleiben, sondern ihr Geist tief in das westeuropäische Denken und Dichten von heute eindringt, auch wenn darin vielleicht keine der landläufigen und handfesten bolschewistischen Schlagworte fallen, — das kann nur eine ungeheure Naivität oder ein Nicht-sehen-wollen leugnen. Es gehört mit zum Raffinement des Kulturbolschewismus, sein Gift in verhüllter Art darzubieten und in gefälligen Formen zu servieren. Aber hier wie überhaupt entscheidet der Geist und nicht die Form. Der Kulturbolschewismus ist, literarisch und philosophisch betrachtet, die moderne Form der Sophistik. Unter dem Aufgebot vollendeter Form, raffinierter Technik und höchsten sittlichen Pathos wird Zersetzungsarbeit getrieben. Das sollte zu denken geben.

Zu den technischen Hilfsmitteln dieser Kulturpropaganda gehört auch die spezifische Sprache, mit deren Hilfe die bolschewistischen Ideen in Szene gesetzt werden. Jaspers nennt sie in seinem Buch: „Die geistige Situation der Zeit" die Sprache der Revolte. Er grenzt sie freilich von der anderen Missform der modernen Sprachmethodik, der Sprache der Verschleierung ab, in der die Schäden und Nöte des heutigen Daseins mit Hilfe eines rationalen Systems zugedeckt, vernebelt werden sollen. Wenigstens aber dient die Sprache rationaler Begründung aus dem allgemeinen Besten der Ordnung, während die der kulturbolschewistischen Auflehnung, die Sprache der Revolte also, Vehikel der Zerstörung wird. „Statt sich in besonnenem Umblick auf ein Ganzes zu richten, sucht sie, das einzelne isolierend, es in radikaler Drastik zu beleuchten. In der Grellheit des einen macht sie blind für das andere. Sie appelliert an alle dunklen Triebe und an höchste ethische Bewertungen, in beliebigem Durcheinander, nur mit dem einen Ziel: die Empörung zu rechtfertigen" (S. 42).

Zur ungeschminkten Realistik der Sprache gesellt sich die Drastik des Darstellungsmittels überhaupt. Soll der Schmutz des Lebens zur Darstellung kommen, so sieht es der Kulturbolschewismus

für sein gutes Recht an, mit Unflätigkeiten nicht zu geizen. Natürlich wird auch dieses verteidigt. Das sei nicht Pornographie, nicht Darstellung des Schmutzes als Selbstzweck, sondern ungeschminkte Offenheit, der so notwendige frische Wind über die Tümpel und Miasmen der Prüderie, der Kleinbürgerlichkeit und Altjüngferlichkeit. Es gelte eben das Kind beim rechten Namen zu nennen, die Dinge, die man früher ängstlich verhüllte, um sich über sie hinwegzutäuschen, offen aufzudecken. Abgesehen davon, dass sich bei solcher Darstellung oftmals ein recht unverhülltes Behagen am Breittreten „gewagter" Dinge zeigt, ist eigentlich nicht recht ersichtlich, worin der Wert dieser Aufdeckung der Senkgruben menschlichen Daseins liegen soll. Kloaken sollten von Sachverständigen in Angriff genommen werden. Ihre Abwässer nicht nur über Märkte und Plätze rinnen zu lassen, sondern sie auch über Schaubühnen und in Hausbüchereien leiten zu wollen, ist eine Zumutung, gegen die sich das ästhetische Empfinden wie das Sauberkeitsgefühl gleicherweise empören müssten. Wenn hierbei die deutsche Seele nicht reagiert, sollte sie daran erinnert werden, dass immerhin der Bolschewismus einem Volkstum entstammt, dessen Unempfindlichkeit auf dem Gebiet der Sauberkeit dem Westen Europas seinerzeit ebenso ungewohnt als unverständlich war. Der Kulturbolschewismus verleugnet diese Herkunft keineswegs.

In diesem Zusammenhang ist wohl noch auf eine andere nicht abendländische Seite der kulturbolschewistischen Mentalität aufmerksam zu machen: die merkwürdig gefühlsmässige Einschätzung des Verbrechers als des nur unglücklichen, tiefen Mitleids bedürftigen Menschen. Hier wie auf manchem anderen Gebiet sind die besten russischen Schriftsteller, ohne es zu wollen, Schrittmacher bolschewistischer Verherrlichung des Untermenschen geworden. Man denke nur an die Darstellung des Verbrechertyps bei Tolstoi. Die uneingeschränkte Menschenwürde muss unbedenklich auch verbrecherischen, dämonischen, ja vertierten Naturen zugesprochen werden! Von hier aus führt eine Entwicklungslinie hin zur bolschewistischen Forderung der Betriebsräte für Verbrecher und Irrenhäusler, der Sovets für Jugendliche und Halbwüchslinge. Wo man dann literarisch die Forderung einer proletarischen Selbsterziehung diskutiert, die gewaltsame Beseitigung jeglicher Autorität und Disziplin, ja sogar eine völlig ungehemmte Selbstregulierung des Lebenszuschnittes notorischer jugendlicher Verbrecher in die De-

batte wirft, ist die kulturbolschewistische Schwarmgeisterei doch wohl unverkennbar.

Aber gewiss steckt noch mehr dahinter als die Utopien ehemaliger Schwärmer im Stil eines missverstandenen und verzerrten Rousseau, die von der Niederlegung jeglicher Disziplin und Autorität das Heil auch für den Abschaum der Menschheit erhofften. Der Kulturbolschewismus hat auch das mit dem politisch-wirtschaftlichen gemeinsam, dass er den Sinn des Lebens im Vorwalten rein materieller Dinge sieht. Was aber auf wirtschaftlichem Gebiet allenfalls noch diskutabel ist, wird auf dem Gebiet des Geistes zur Groteske. Wie muss eine Geisteskultur aussehen, die das Geistige im Grunde verwirft? Sie muss auch hier zu einer tragischen Umwertung aller Werte kommen, die jede Kultur entgeistigt, materialisiert, aufs rein Animalische zurückführt und diese Säkularisierung der Geisteskultur zum Prinzip erhebt. Was bleibt unter diesen Umständen überhaupt noch an Kultur nach? Man hat etwas boshaft bemerkt, der Kulturbolschewismus lande zuletzt bei der Kultivierung der Funktionen des Unterleibes samt der dazu gehörigen Sprache und Haltung: darin und darin allein besteht das Leben. Der Mensch wird mit grösster Selbstverständlichkeit zum Mechanismus animalischer und triebhafter Funktionen gestempelt, was darüber ist, ist dieser Anschauungsweise nicht nur unnütz, sondern vom Übel.

Wo aber der Mensch nur als Funktion gilt, muss er jung sein. Der Idealmensch ist der jugendlich-triebhafte Mensch. Daraus leitet der Kulturbolschewismus eine besondere Art von Bewertung des Jugendlichen ab; eine Verherrlichung der Pubertät mit ihren ungebundenen Ausbrüchen ist die Folge. Jaspers sagt hierzu in dem schon angeführten Buche: „Wo aus dem Geiste eines Ganzen die Erziehung substanziell ist, ist Jugend an sich Unreife. Sie verehrt, gehorcht, vertraut und hat als Jugend keine Geltung; denn sie ist Vorbereitung und mögliches Berufensein für die Zukunft. In der Auflösung aber gewinnt die Jugend Wert an sich selbst. Von ihr wird geradezu erwartet, was in der Welt schon verloren ist. Sie darf sich als Ursprung fühlen. Schon die Kinder sollen mitreden bei der Schulordnung. . . Jugend bekommt ein unwahres Gesicht und muss versagen, weil der Mensch nur werden kann, wenn er in der Kontinuität von Jahrzehnten wächst und in Strenge durch eine Folge von Schritten gebildet wird.“ (S. 94.)

Darum wird eine gesund empfindende Jugend, die sich dafür bedankt, eine Jugend der Auflösung sein zu sollen, immer spontan gegen Experimente und Machwerke, die ihr eine Autarkie des Triebhaften zumuten, remonstrieren. Sie wird mit Recht die Art und die Sprache, mit der man sie als Funktionäre des rein Animalischen, der Sexualvorgänge und Verdauungsprozesse darzustellen beflissen ist, nicht nur als unwahr, sondern auch als unanständig empfinden. Der ihr zugeschriebene rein vitale Kampf um die niederen Funktionen menschlichen Daseins erscheint ihr selber als unwahr und brutal. Die radikalen Mittel dieses Kampfes: Niederboxung jeder Autorität, jeder Art von Erziehung und Disziplin, Einbrüche, Brandstiftungsversuche und Mordanschläge gegen hemmende Gewalten existieren als ideale Regungen des jugendlichen Menschen überhaupt so wohl nur in der Phantasie von Hetzern. Die prinzipielle Lösung aller Bande frommer Scheu aber ist nicht Anliegen einer Jugend, die gesund ist, sondern einer verhetzten und verseuchten Jugend. Eine solche heranzuzüchten und sich gefügig zu machen mag im Interesse des Kulturbolschewismus liegen und der Erzeugung proletarischen Nachwuchses dienen. Wie man aber dafür vom Standpunkt traditionsgebundener Kultur aus Teilnahme aufbringen soll, bleibt unerfindlich.

Es gibt eine bestimmte Form des Snobismus, der auch abwegige und destruktive Tendenzen gutheisst, bloss weil sie an der Tagesordnung sind und unabhängig davon, ob sie in der Wirkung positiv sind, ja, ob sie überhaupt eine Wirkung haben. Die Kultivierung des um jeden Preis Zügigen und Sensationellen ist die Kehrseite der Tatsache, dass man Sinn und Geschmack für das Unendliche verloren hat. Die Entfernung, ja Ausrottung des Ewigkeitsgedankens aus der geistigen Struktur der Zeit ist das Bestreben des Kulturbolschewismus. Das jeweils Aktuelle, das Jetzt und Hier, abgesehen von seiner Ewigkeitsbindung, feiert hier seine Triumphe. Alle Kultur wird dabei zur Reportage, wird pressemässig aufgemacht. Diese Verwandlung echter Kulturwerte in das Wechselnde des jeweils zu Sagenden, des im Augenblick Zugkräftigen und Fesselnden hat einen Umfang erreicht, von dem man sich nur bei intensivem Nachdenken eine Vorstellung machen kann. Viel zu selbstverständlich ist das Denken der Zeit schon pressemässig bestimmt und propagandistisch verseucht, um dafür noch den unmittelbaren Instinkt aufzubringen. Dass Kultur Journalismus

und nur Journalismus wird, ist das Interesse des Kulturbolschewismus. In der Beherrschung des Apparates der Tagespresse sieht er mit Recht das Schibboleth seiner Macht. Dieser ihm dienstbare Journalismus wird selber tyrannisch und diktatorisch; in seiner Fähigkeit, das Hebelwerk in den Köpfen der Menschen zu meistern, masst er sich an, auch Kultur und Moral autoritativ zu bestimmen, bzw. beides kurzerhand zu negieren, wenn es ihm nicht in den Kram passt. Ich zitiere noch einmal Jaspers in dem, was er von dieser Art Journalismus zu sagen hat. „Seine höchste Möglichkeit kann sich zur Verkommenheit wandeln. Zwar gibt es keine Krise der Presse. Ihr Reich ist gesichert. Kampf ist in diesem Reiche nicht um den Bestand seiner Herrschaft, nicht der gegen den jeweiligen Gegner, sondern um die Entscheidung, ob die Macht eines unabhängig gegenwärtigen Geistes noch wird leben dürfen oder versinken muss. Dass von der Geistesgegenwart des Augenblicks manchmal nur eine gewandte Schnellschreiberei übrig bleibt, ist begreiflich und als unvermeidlich hinzunehmen. Das Furchtbare der Zeitsituation ist vielmehr, dass die mögliche Verantwortung und das geistige Schöpfertum im Journalismus durch seine Abhängigkeit von Massenbedürfnissen und politisch-ökonomischen Mächten in Frage gestellt ist. Man hört das Wort, in der Presse sei es nicht möglich, geistig anständig zu bleiben. Um Absatz zu finden, muss der Instinkt der Millionen auf seine Kosten kommen; Sensation, Plattheit für den Verstand, Meiden jedes Anspruchs an den Leser führt zu einer Trivialisierung und Brutalisierung in allem. Um leben zu können, muss sich die Presse immer mehr in den Dienst politischer und ökonomischer Mächte stellen. In der Hand dieser Mächte lernt sie die Kunst bewusster Lüge und die Propaganda für geistfremde Kräfte. Sie muss sich Inhalt und Gesinnung bestimmen lassen. Nur wenn eine Daseinsmacht selbst von einer Idee getragen wäre, der Journalist in seinem Wesen eins werden könnte mit dieser Macht, wäre er auf dem Wege zu seiner Wahrheit.“ (S. 110 f.)

Damit erschliesst sich noch eine letzte entscheidende Perspektive. Der Diesseitssinn als ausschlaggebendes Merkmal des Kulturbolschewismus ist nicht vom Himmel gefallen. Er geht vielmehr auf eine lange Ahnenreihe zurück. Er ist bis in seine Wurzeln hinein zu verfolgen, die im Idealismus und Rationalismus früherer Jahrhunderte den Menschen des Selbstgefühls gross gemacht haben.

Mit dieser Hochzüchtung des menschlichen Eigenwertes schwand die Existenzbindung nicht nur an das Ewige im Menschen, sondern vor allem auch an das Heilige über ihm. Das aber unterzieht das Ganze des Welt- und Lebensaspektes einer grundlegenden Wandlung, die so radikal erscheint, dass man sich hüben und drüben mit seinen tiefsten Intentionen zu verstehen garnicht mehr imstande sieht. Hier liegt auch das groteske Missverständnis, das dem Christentum, zumal dem kirchlichen, begegnet, es sei unduldsam, hart, starr, ohne Sinn für die Nöte der Zeit, rückständig und borniert. Ohne es selber zu ahnen, beschreitet eine derartige Einschätzung ernster geistiger und sittlicher Anliegen den Weg, der von der bindungslosen Autarkie menschlichen Selbstgefühls zur Ablehnung jeglicher Zucht und damit in die Gottentfremdung des Daseins führt. Unabhängigkeit, Zuchtlosigkeit, Gottlosigkeit — das sind die Etappen kulturbolschewistischer Denkweise, in der letzten wurzelt sie.

Aus dieser Situation erwächst uns die Aufgabe des Kampfes um unsere heiligsten Güter. Das Christentum weiss um diesen Kampf, denn es führt ihn von Anbeginn seiner Existenz. Es wäre an der Zeit, in den Geist des echten Christentums einzudringen, um die tödliche Gefahr des Kulturbolschewismus zu bannen, solange es noch nicht zu spät ist. Echten christlichen Geist atmet die alte Weihnachtsbotschaft des Titusbriefes, die angesichts der Geistesverwirrung auch unserer Tage und in unserer Mitte mit besonders eindringlicher Kraft und Klarheit zu uns spricht. Es heisst da: „Denn es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen und züchtiget uns, dass wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt und warten auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des grossen Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi." (Tit. 2, 11—13.)

Berufsnot

Zur Frage des Nachwuchses in den akademischen und kaufmännischen Berufen in Lettland

Von Arnold Boettcher

Das letzte Krisenjahr hat auch in unserer Heimat eine Erscheinung gezeitigt, die man in Deutschland unter der Bezeichnung

„Berufsnot“ kennt. Die Berufe sind überfüllt, die Arbeitsmöglichkeiten geschrumpft, infolgedessen stauen sich die „Berufsreifen“, d.h. die Personen, die ihre spezielle Berufsausbildung abgeschlossen haben, als Arbeitslose auf dem Arbeitsmarkt. Unter solchen Umständen ist die Frage nach der Berufswahl fast unlösbar.

Nur eine systematische Bearbeitung der einzelnen Berufe, eine Auffindung derjenigen Berufe, die relativ noch eher Berufsmöglichkeiten bieten, kann Abhilfe schaffen. Daher ist ein Amt für Berufsberatung, wie es von der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft in Lettland eingerichtet worden ist, in solchen Zeiten ganz besonders notwendig. In folgenden Ausführungen soll nicht auf Möglichkeiten in einzelnen Berufen hingewiesen werden; der Nachdruck soll auf einer Darlegung des Ernstes der Berufslage für Akademiker und kaufmännische Angestellte liegen.

Die akademischen Berufe

Da die Möglichkeiten für akademischen Nachwuchs schon einmal in der Baltischen Monatsschrift dargelegt worden sind, so sei hier lediglich noch auf die Überfüllung der Universität hingewiesen. Der Andrang zum Hochschulstudium hat trotz der Überfüllung der meisten akademischen Berufe nicht nachgelassen, sondern sich in den letzten Jahren noch verstärkt. Zu erklären ist diese Tatsache wohl aus verschiedenen Motiven. Angesichts der gleichfalls sehr geringen Aussichten, in nichtakademischen Berufen Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten zu finden, liegt der Gedanke nahe, dass höhere Bildung bei der Konkurrenz der Stellensuchenden einen Vorteil gewähren müsse. Dabei besteht häufig nicht einmal die Absicht, das Studium abzuschliessen. Diese Erwägung spielt z. B. bei einer erheblichen Anzahl von Studenten der Jurisprudenz und Nationalökonomie insofern eine nicht ganz unberechtigte Rolle, als für Staatsbeamtenposten tatsächlich Personen mit juristischen und nationalökonomischen Kenntnissen vielfach bevorzugt werden. Zum grossen Teil ist der Andrang zur Universität jedoch auch durch echten Bildungsdrang zu erklären. Er bringt es mit sich, dass das leider immer noch bestehende Konkurrenzexamen, das die an sich notwendige Auslese nach der Befähigung des Studenten u. E. nicht gewährleistet, für viele ein Hindernis zum Studium wird. Eine ausserordentlich sorgfältige Vorbereitung speziell für das

lettische Sprachexamen ist erforderlich. Zur Illustration für den starken Andrang bei verhältnismässig geringer Anzahl von Freiplätzen seien im folgenden die Daten des Jahres 1931 angeführt; die weiteren Spalten der Tabelle enthalten die Anzahl der immatrikulierten Studenten.

Fakultäten und Abteilungen:	1931 II Anmeldg.	Freiplätze	1931 II Anzahl d. imm. Stud.	Davon Deutsche	1932 I Anzahl d. imm. Stud.
Architektur	64	30	246	15	226
Philol.-Philosophie	188	150	879	45	801
Ingenieurwissenschaft	157	100	548	29	609
Kulturtechnik	26	—	105	—	—
Chemie	69	40	280	71	571
Pharmazie	83	35	331		
Landwirtschaft	203	120	743	5	920
Forstwirtschaft	44	30	286		
Mathematik	56	70	350	38	803
Naturwissenschaft	100	90	496		
Mechanik	176	75	619	52	585
Medizin	207	55	483	40	597
Zahnheilkunde	86	25	205		
Nationalökonomie	380	150	1243	123	2443
Rechtswissenschaft	324	150	1456		
Theologie	51	40	200	15	168
Veterinärmed.	62	15	166	8	157
Zusammen:	2276	1175	8636	441	7880

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, dass nur in der mathematischen Fakultät die Zahl der Freiplätze grösser war als die der Anmeldungen. Verhältnismässig günstige Aussichten, das Konkurrenzexamen zu bestehen, bieten die philologisch-philosophische und die theologische Fakultät und die naturwissenschaftliche Abteilung der mathematischen Fakultät. Am stärksten war der Andrang zu den Fächern Medizin, Mechanik, Nationalökonomie und Rechtswissenschaft.

Das Bild, das man von der zukünftigen Überfüllung der akademischen Berufe im Hinblick auf die ungeheuer grosse Zahl der immatrikulierten Studenten gewinnt, wird günstiger, wenn man zum Vergleich die Anzahl der Absolventen der Hochschule berücksichtigt:

Fakultäten u. Abteilungen	1925 M.	1925 W.	1931 M.	1931 W.	1920—1931 M.	1920—1931 W.
Architektur	1	—	13	1	41	10
Philol.-philos.	3	2	10	22	47	86
Ingenieurwissensch.	6	—	21	—	122	2
Kulturtechn.	—	—	7	—	19	—
Chemie	11	6	15	5	165	46
Pharmazie	2	2	7	12	26	40
Landwirtschaft	12	2	14	7	156	65
Forstwirtschaft	6	1	17	—	111	2
Mathematik	3	1	12	4	38	11
Naturwissensch.	—	7	2	8	23	49
Mechanik	8	—	30	—	194	2
Medizin	22	21	52	44	488	320
Zahnheilkunde	1	11	3	18	5	147
Nationalökonomie	3	2	22	10	147	30
Rechtswissenschaft	29	2	78	8	345	40
Theologie	2	—	10	—	51	8
Veter.-med.	5	—	17	2	57	16
	114	57	330	141	2 035	874
	171		471		2 909	

Die Zahl der das Universitätsstudium beendenden Studenten und Studentinnen war bis zum Jahre 1928 in allmählichem Wachsen begriffen, in den letzten drei Jahren sank darauf die Zahl von 394 auf 355. Im letzten Jahre (1931) schnellte sie dann plötzlich auf 471 hinauf. Wie die weitere Entwicklung gehen wird, lässt sich natürlich nicht voraussagen.

Bemerkenswert ist jedoch, dass bloss 5% der immatrikulierten Studenten im Jahre 1931 das Studium beendeten. Verhältnismässig gross ist die Zahl der Studenten, die ohne Beendigung des Studiums die Hochschule verlassen. Von 17100 in den Jahren 1920—31 immatrikulierten Studenten schlossen 2909 ihr Studium ab; 5555 – also fast die doppelte Anzahl — verliessen die Hochschule ohne Abschluss.

Auch wenn man annimmt, dass der Abbruch des Studiums vielfach aus materiellen Gründen erfolgte, so kann dieser Grund doch nicht für alle zutreffen. Vielmehr muss aus diesen Zahlen mit Bestimmtheit geschlossen werden, dass einen grossen Teil der Studenten mangelnde Befähigung zur Aufgabe des Studiums zwang. Ist dieses der Fall, so folgt daraus, dass das Konkurrenzexamen

seinen Zweck — Auslese der Fähigsten — in keiner Weise erfüllt. Eine Prüfung in Schulkenntnissen kann niemals die fachliche Eignung zum Studium erweisen. In Deutschland, wo ebenfalls das Problem der Auslese infolge eines übermässigen Andranges zur Universität akut geworden ist, wird im Augenblick lebhaft die Frage eines sog. Erstjahres erörtert, während dessen der Student bei einer sinnvollen Zusammensetzung der Fächer seine Eignung erweisen soll. Auch für Lettland wäre es an der Zeit, eine Umgestaltung der Eignungsprüfung durchzuführen. Allerdings müsste man sich von dem Gedanken der Wissensprüfung, nach dem sämtliche Prüfungen an der Hochschule orientiert sind, freimachen und zu einer Prüfung des wirklichen Könnens übergehen.

Die kaufmännischen Berufe

Innerhalb der Berufsschichtung der deutschen erwerbstätigen Bevölkerung in Lettland spielen die kaufmännischen Berufe hinsichtlich der Zahl der Berufstätigen eine hervorragende Rolle. Sind doch nach den amtlich bisher noch nicht veröffentlichten Daten der Volkszählung des Jahres 1930 im Handel insgesamt 7310 Personen deutscher Nationalität berufstätig gewesen, davon 4272 Männer und 3038 Frauen. Rechnet man von den in der Gruppe „Industrie" gezählten 9915 deutschen Erwerbstätigen noch diejenigen Personen hinzu, die im Industriebetriebe eine rein kaufmännische Tätigkeit ausüben, so würden schätzungsweise annähernd 10000 deutsche Erwerbstätige in kaufmännischen Berufen tätig sein. Die sich aus der Volkszählung ergebenden Daten sind jedoch offenbar durchweg zu hoch gegriffen. Das ergibt sich am deutlichsten bei kritischer Betrachtung der Gesamtzahl der Erwerbstätigen. Von 69855 Deutschen sollen 37040 Personen im Jahre 1930 erwerbstätig gewesen sein, also über 50%. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Zahl tritt besonders hervor, wenn man von der Gesamtbevölkerung die Minderjährigen in Abzug bringt; dann würde das Verhältnis sich so gestalten, dass auf 2 Erwerbstätige ein Nichterwerbstätiger entfällt. Nach den Erhebungen des Amtes für Berufsberatung der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft sind von den Deutschen in Lettland im selben Jahr 21204 Personen erwerbstätig gewesen. Es will einem scheinen, dass diese Zahl der Wirklichkeit näher kommt. Auf welche Weise bei der staatlichen Zählung die hohe Zahl der Erwerbstätigen

zustandegekommen ist, lässt sich schwer erklären. Offenbar liegt jedoch der Grund in einem psychologischen Moment beim Gezählten. Man will ungern „berufslos" sein und gibt irgend einen Beruf oder Erwerb an, dem man vielleicht früher nachgegangen ist oder gelegentlich auch noch nachgeht.

Auch die Zahl der in kaufmännischen Berufen erwerbstätigen Deutschen ist nach den Daten des Amtes für Berufsberatung wesentlich niedriger als nach der Volkszählung, nämlich 5345 Personen. Nehmen wir an, dass die Wirklichkeit in der Mitte, also etwa um die Zahl 7000 liegt, so ergibt sich daraus, welch breiten Raum die kaufmännischen Berufe innerhalb der deutschen Berufsschichtung einnehmen.

Die Aufnahmefähigkeit der kaufmännischen Berufe war in Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwunges gross. Daraus erklärt sich zum Teil der ungeheure Andrang der deutschen schulentlassenen Jugend zu diesen Berufen, während sehr günstige Berufsmöglichkeiten z. B. im Handwerk unausgenutzt blieben. Aber auch heute ist der Andrang trotz der Krisenzeit und der damit zusammenhängenden Verengerung der Berufsausübungsmöglichkeiten nur in geringem Masse vermindert. Diese Erscheinung ist zum Teil darin begründet, dass viele Jugendliche sofort nach Beendigung der Schule auf Erwerb angewiesen sind, oder dass die Möglichkeit selbständig zu verdienen lockt. Auch die soziale Stellung der kaufmännischen Angestellten im Vergleich mit der des Handwerkslehrlings übt immer noch eine starke Anziehungskraft aus.

Das Amt für Berufsberatung hat im Jahre 1932 eine Erhebung bei deutschen kaufmännischen Unternehmungen veranstaltet, deren Ergebnisse in einem Merkblatt zusammengefasst sind. Der Zweck des Merkblatts besteht in der Orientierung über die Berufsmöglichkeiten und die Anforderungen, die der Beruf an den kaufmännischen Angestellten in den verschiedenen Branchen stellt. Es erwies sich, dass in allen 316 Unternehmungen in keinem Fall ein Bedarf an kaufmännischem Personal festgestellt werden konnte. Selbstverständlich ist diese Tatsache auf die Wirtschaftskrise zurückzuführen, bei einer aufsteigenden Konjunktur ist wieder eine erhöhte Aufnahmefähigkeit zu erwarten. Immerhin muss berücksichtigt werden, dass jeder Jugendliche, der einen kaufmännischen Beruf zu ergreifen beabsichtigt, mit der Konkurrenz der sehr grossen Zahl von arbeitslosen Angestellten zu rechnen haben wird, wobei deren praktische

Erfahrung und kaufmännische Ausbildung häufig den Ausschlag für eine Anstellung geben können.

Aus folgender Zusammenstellung ergibt sich die Zahl der deutschen kaufmännischen Angestellten in deutschen Unternehmungen.

	Deutsche	Andersstämmige	Unbest. Nat.	Insgesamt
Männliche Lehrlinge	84	20	5	109
Weibliche „ „	13	1	—	14
Zusammen:	97	21	5	123
Männliche Angestellte. . . .	822	244	26	1 092
Weibliche „ „	518	86	8	612
Zusammen:	1 340	330	34	1 704
Männl. anderweitig beschäftigte Personen	22	37	—	59
Weibl. anderweitig beschäftigte Personen	2	1	4	7
Zusammen:	24	38	4	66
Insgesamt Lehrlinge. . . .	97	21	5	123
„ „ Angestellte. . . .	1 340	330	34	1 704
„ „ anderweitig beschäftigte Personen . . .	24	38	4	66
Zusammen:	1 461	389	43	1 893

In den übrigen Städten Lettlands wurden 160 kaufmännische Unternehmungen besucht. In diesen wurden beschäftigt:

Männliche Lehrlinge.	7	10	—	17
Weibliche „ „	1	2	—	3
Zusammen:	8	12	—	20
Männliche Angestellte . . .	60	24	—	84
Weibliche „ „	57	11	—	68
Zusammen:	117	35	—	152
Männl. anderweitig beschäftigte Personen	1	2	—	3
Weibl. anderweitig beschäftigte Personen	—	—	—	—
Zusammen:	1	2	—	3

	Deutsche	Andersstämmige	Unbest. Nat.	Insgesamt
Insgesamt Lehrlinge	8	12	—	20
„ Angestellte	117	35	—	152
„ anderweitig beschäftigte Personen	1	2	—	3
Zusammen:	126	49	—	175

Wir sehen, dass bloss 1587 deutsche Angestellte in deutschen kaufmännischen Unternehmen beschäftigt werden. Rechnet man auch die kaufmännischen Angestellten in deutschen Industrieunternehmen dazu, die in obiger Tabelle nicht einbegriffen sind, und schätzt man diese auf etwa 500, so ergibt sich, dass etwa zwei Drittel der deutschen kaufmännischen Angestellten in nichtdeutschen Unternehmen erwerbstätig sind.

Übersicht über die in deutschen kaufmännischen Unternehmen in Riga beschäftigten Personen:

	Off. Geschäfte	Div. kaufm. Untern.	Bankwesen	Versich.-wesen	Export- u. Imp.-gesch.	Agenturen	Schiffahrtsgewerbe (Reed., Sped. Stauer usw.)	Insg.
Zahl d. Unternehmen .	103	8	15	6	19	137	28	316
Lehrlinge								
Männl. Deutsche . . .	28	1	2	2	7	29	15	84
Andersstämm.	9	2	—	—	3	3	3	20
unbek. Nat. . .	1	—	—	—	—	4	—	5
Weibl. Deutsche . . .	10	1	—	—	—	2	—	13
Andersstämm.	—	—	—	—	—	1	—	1
unbek. Nat. . .	—	—	—	—	—	—	—	—
Angestellte								
Männl. Deutsche . . .	181	3	115	37	64	303	119	822
Andersstämm.	79	2	35	16	25	58	29	244
unbek. Nat. . .	24	—	—	—	—	2	—	26
Weibl. Deutsche . . .	212	8	61	25	19	162	31	518
Andersstämm.	41	4	8	12	—	19	2	86
unbek. Nat. . .	4	—	—	—	—	3	1	8
Anderweitig beschäft. Personen								
Männl. Deutsche . . .	9	3	—	—	—	10	—	22
Andersstämm.	18	9	—	—	—	10	—	37
unbek. Nat. . .	—	—	—	—	—	—	—	—
Weibl. Deutsche . . .	2	—	—	—	—	—	—	2
Andersstämm.	1	—	—	—	—	—	—	1
unbek. Nat. . .	4	—	—	—	—	—	—	4

Interessant ist die Feststellung, dass die meisten weiblichen Angestellten auf die offenen Geschäfte entfallen, wo sie überwiegend als Verkäuferinnen Beschäftigung finden: hier ist eine Berufsvorbildung meist nicht erforderlich.

Bezüglich der Eignung der in den kaufmännischen Beruf tretenden deutschen Jugend wurden von Seiten der Geschäftsinhaber oder Geschäftsführer vielfach negative Urteile gefällt. Die Landessprachen würden mangelhaft beherrscht, nicht nur die lettische Sprache, sondern auch die deutsche; die Orthographie sei nicht auf der Höhe; Absolventen der Mittelschule seien wiederum zu anspruchsvoll. Obwohl es in den meisten Unternehmen keine regelrechte Lehrlingsausbildung mehr gibt, werden insbesondere für den Verkäuferberuf Lehrlinge ohne jede kaufmännische Vorbildung bevorzugt. Die Ausbildung erfolgt dann lediglich im Betriebe. Von der Gewandtheit des Lehrlings und seiner Initiative hängt ausschlaggebend sein Avancement ab.

Folgerungen für den Nachwuchs

Überblicken wir die kaufmännischen und akademischen Berufe in ihrer Gesamtheit, so muss festgestellt werden, dass — wie bereits oben erwähnt — ihre Aufnahmefähigkeit ausserordentlich geschrumpft ist. Die Konkurrenz ist sehr gross und wächst namentlich in den akademischen Berufen von Jahr zu Jahr. Man erinnere sich bloss an die wachsende Zahl der Absolventen der Hochschule. Gewiss ist in einigen Berufen die Lage noch nicht so gespannt, im ganzen ist jedoch diese Feststellung richtig. Für den vor die Frage der Berufswahl gestellten Jugendlichen ergibt sich somit ein trostloses Bild. Und doch gibt es eine Möglichkeit — allerdings eine einzige — die Konkurrenz zu bestehen: die höhere Leistung. Die Qualität wird trotz Chauvinismus und Überfüllung der Berufe entscheiden. Dies scheint eine Binsenwahrheit, und doch wird sie noch nicht in erforderlichem Masse erkannt. Notwendig ist, dass jeder Jugendliche in die Berufsausbildung mit der willensmässigen Einstellung zur Höchstleistung eintritt. Notwendig ist auch, dass alle Berufsvorbildungsmöglichkeiten ausgenutzt werden. Für Absolventen der Grundschule, die kaufmännische Berufe ergreifen wollen, sei auf die kaufmännische Abteilung der deutschen Fortbildungsschule in Riga hingewiesen, die kaufmännische Elementarkenntnisse vermittelt. Für Handwerkslehrlinge

bietet die deutsche Gewerbeschule in Riga Ausbildungsmöglichkeiten, die durch die praktische Arbeit nicht erworben werden können. Für den Akademiker ist nach Abschluss des Studiums eine Weiterausbildung bzw. Spezialisation an ausländischen Universitäten empfehlenswert. Es ist ein Irrtum anzunehmen, dass das Prinzip der freien Konkurrenz nur für die freien Berufe Gültigkeit habe, für die kaufmännischen Berufe jedoch nicht. Man hört häufig die Ansicht: wenn keine freien Stellen vorhanden seien, dann nütze auch die höhere Qualität nichts. Diese Ansicht ist grundfalsch; denn um jede freie Stelle entsteht gewissermassen auch eine freie Konkurrenz der Stellenbewerber.

Es sind dem Amte für Berufsberatung Fälle bekannt, wo trotz der herrschenden Arbeitslosigkeit freie Stellen infolge mangelnder Befähigung der deutschen Bewerber nicht durch Deutsche besetzt werden konnten. Das Erfordernis höherer Qualität gilt somit für sämtliche Berufe, denn sie ist das einzige wirksame Mittel im Kampfe um Erwerbsmöglichkeiten.

Geographische Namen in der Politik

Von Werner Giere

Ortsnamen und Staatssprache

Nimmt man irgendwelche Reiseführer, wirtschaftliche Broschüren oder sonstige Schriften in die Hand, die von staatlichen Stellen der ostbaltischen Länder Estland, Lettland, Litauen in einer der drei Weltsprachen herausgegeben worden sind, so stösst man immer wieder auf die Tatsache, dass die international seit langem gebräuchlichen Ortsnamenformen, in diesem Falle also fast stets die deutschen, zurückgesetzt werden gegenüber den Ortsnamenformen der betreffenden Staatssprache. Dies äussert sich so, dass die gewohnten Namen entweder dahinter in Klammern gesetzt werden, oder dass der Text bei den ersten Erwähnungen des betreffenden Ortes beide Namensformen nebeneinander nennt, um dann späterhin nur noch die Namensformen der Staatssprache zu bringen.

Einer weiteren Vereinfachung begegnen wir in den wissenschaftlichen Abhandlungen, die von den Hochschulen dieser Länder

herausgegeben werden. Hier finden wir die Ortsnamen nur in der Staatssprache angegeben, ganz gleich, ob nun diese Abhandlung auch in der Staatssprache oder auf deutsch, englisch, französisch oder sogar lateinisch gedruckt worden ist. Es wird somit also auch kein Unterschied gemacht, ob etwa der Ort zum ersten Male in der internationalen wissenschaftlichen Literatur genannt wird, oder ob es sich um Orte handelt, die längst in anderen, seit Jahrzehnten gebräuchlich gewordenen Namensformen international eingeführt sind, ja sogar in dieser Form klassische, einen Typus angebende Bedeutung erlangt haben, wie es z. B. in der Geologie der ostbaltischen Länder vielfach der Fall ist.

Es gibt nur ganz wenige wissenschaftliche Schriften, die Ausnahmen bilden von dieser Regel der Uniformierung aller Ortsnamen in der Staatssprache. Dagegen aber folgen alle Schriften, die von den deutschen wissenschaftlichen Gesellschaften und Instituten dieser Länder herausgegeben werden, dem üblichen wissenschaftlichen Brauch.

Damit ist in dieser Frage schon zweierlei festgestellt: erstens, dass die Unterschiede des Gebrauches der Ortsnamen sich aufteilen in die Gegensätze „Staatsvolk" gegenüber „völkische Minderheit", und zweitens, dass die Uniformierung der Ortsnamen in der Staatssprache nicht dem allgemeinen wissenschaftlichen Brauch entspricht. Diese beiden Tatsachen umgreifend, ist festzustellen, dass hier gegenwärtig politische Einflüsse auf einem Gebiete tätig sind, das seiner Art nach — sofern diese nicht verfälscht wird — solchen Einflüssen eigentlich unzugänglich sein müsste.

Ich bin der letzte, der etwa einen völlig abgezogenen Begriff einer „voraussetzungslosen Wissenschaft" verteidigen würde. Gewiss gibt es Voraussetzungen und Bindungen in der Wissenschaft, die durchaus bejaht werden können. Nicht dagegen ist es mit der Wissenschaft vereinbar, wenn bewusst nichtwissenschaftliche Einflüsse hereingetragen werden. Und hier handelt es sich nicht nur um ein Abweichen von einem eingebürgerten wissenschaftlichen Brauch, sondern um einen Vorstoss gegen den Begriff der Wissenschaft als solcher, denn aus den bei der Feststellung der Erscheinungen erforderlichen Begriffen „Uniformierung, Staatssprache, Staatsvolk, Minderheit" geht ohne weiteres hervor, dass hinter dem Abweichen von dem internationalen wissenschaftlichen

Gebrauch der Ortsnamen eine bestimmte Geisteshaltung, eine politische Weltanschauung steckt, nämlich die der nationalstaatlichen Demokratie. Nur von dieser Weltanschauung wird in folgerichtiger Weise die Meinung vertreten, ein einheitlicher Staatsraum müsse regiert werden von der Mehrheit, die sich als Staatsvolk konstituiert, ohne dass Sondergruppen oder Abweichungen von der erstrebten allgemeinen Gleichheit erwünscht sein könnten.

Aber auch über diese Anwendung der Prinzipien der nationalstaatlichen Demokratie auf die Ortsnamenfrage, über diese bewusste Abweichung vom bisherigen übernationalen Gebrauch liesse sich reden, wenn diese politische Weltanschauung Allgemeingut der Kulturvölker wäre, wenn es sich also bei einer solchen Änderung nur um eine allgemein begrüsste Verbesserung eines überholten Brauches handelte.

Bekanntermassen kann aber von dieser Einheit im Glauben an die nationalstaatliche Demokratie nicht im entferntesten die Rede sein.

Damit wird aus dem Abweichen vom wissenschaftlichen Brauch ein Vorstoss gegen Inhalt und Geist der Wissenschaft als solcher: es handelt sich hier um die Verlagerung des politischen Kampfes auf das Gebiet der Wissenschaft.

Wir haben nicht die Absicht, an dieser Stelle die Wissenschaft mit Worten gegen ein solches Vorgehen zu verteidigen, denn eine solche Verteidigung läge ausserhalb des wissenschaftlichen Bereiches, im Politischen, ebenso wie das Vorgehen selbst. Für die Wissenschaft genügt vorerst die Feststellung, dass es sich hier um ein bewusstes Hineintragen politischen Kampfes handelt.

Demgegenüber sei noch einmal klargestellt, wie die Frage der Ortsnamen in der Wissenschaft behandelt wird:

Die meisten Völker haben für die grossen Städte des Auslandes, zum mindesten der benachbarten Länder, eigene Namensformen im Laufe der geschichtlichen Entwicklung geschaffen und ihrer Sprache eingefügt. Ein Engländer wird in englischem Text Munich und Vienna schreiben, und die Deutschen werden dieses Sprachgut selbstverständlich achten und bei Übersetzungen eines deutschen Textes ins Englische auch die Ortsnamen München und Wien in ihre angestammte englische Form mitübersetzen.

Auch wird ein Deutscher es keinem Letten verübeln, wenn in

einem lettischen Texte für Königsberg die lettische Form Karalaucis verwendet wird, obwohl hierbei immerhin schon festzustellen ist, dass diese Form nicht im Geschichtsablauf der lettischen Sprache zugewachsen, sondern frei geschaffen ist. Aber auch bewusste Sprachschöpfung soll hier ihr Recht finden.

Umgekehrt ist es ganz selbstverständlich, dass in deutschen Texten, ganz gleich welcher völkischen Herkunft der Verfasser sein mag, die deutschen Ortsnamen gebraucht werden. Dass sich weit über die heutigen deutschen Sprachgrenzen hinaus für viele Tausende von ausländischen Stätten eigene Ortsnamenformen in der deutschen Sprache eingebürgert haben, beweist nur die Aufgeschlossenheit der deutschen Kultur und die jahrhundertelange historische Verbundenheit des deutschen Volkes mit dem Geschicke fast aller Teile Europas. Dies widerspricht zwar den Dogmen einer nationalstaatlichen Demokratie, ist aber nichtsdestoweniger eine lebendige Tatsache. Eigengeprägte Ortsnamenformen gehören zur Sprache eines jeden Volkes, und es hiesse die Ehrfurcht vor der Eigenständigkeit eines Volkes verletzen, wollte man sich an der Sprache als einem der höchsten, durch keine mechanistische Auffassung hinwegzudeutenden oder zu ersetzenden Gemeinschaftsgüter des Volkes willkürlich vergreifen.

Hierbei handelt es sich schon nicht mehr um blossen wissenschaftlichen Brauch, sondern um grundlegende Werte menschlichen Gemeinschaftslebens. Etwas anderes ist es mit den Ortsnamen, für die es andere, eigengeprägte Formen nicht gibt. Hier gibt es nur eine Namensform, die allgemein angewendet wird. Wobei bei Namen mit schwierigen lautlichen Transskriptionen z. B. zu beachten ist, dass die in die wissenschaftliche Literatur zuerst eingeführte Form ein gewisses Vorrecht hat.

Wir müssen am Schluss noch einmal warnen, sine ira et studio, aber der Verantwortung an gemeinsamen Aufgaben bewusst: der Weg der gewaltsamen Einführung der Ortsnamenformen des betreffenden Staatsvolkes ist ein Irrweg, er muss notwendig zu Schädigungen des wissenschaftlichen Geistes überhaupt führen. Das ist ein Anliegen, das wir nicht aus nationalen „Prestigegründen“ als Deutsche zu haben brauchen, wenngleich insbesondere unser Sprachgut angegriffen werden soll. Es ist ein von vornherein zum hoffnungslosen Misslingen verurteiltes Unternehmen, die deutschen Ortsnamenformen ganz ausrotten zu wollen.

„Zwischeneuropa“

Die als Folge des Weltkriegs entstandene Kleinstaatenzone zwischen dem Reich und Russland, von der finnischen Bucht bis zum Schwarzen Meer, hat durch Wirsing in seinem in vieler Hinsicht als Ausdruck deutschen politischen Gedankengutes zu wertenden Buch: „Zwischeneuropa und die deutsche Zukunft“ eine zusammenfassende, sehr einprägsame Bezeichnung erhalten. Die Schlagkraft dieses Namens war so gross, dass heute die Bezeichnung Zwischeneuropa, zwischeneuropäisch als Allgemeingut in einen sehr grossen Teil der deutschen Presse, auch des Deutschtums ausserhalb der heutigen Reichsgrenzen, gedrungen ist. Ja sogar die geographische Fachliteratur hat neuerdings begonnen, sich mit dieser neuen Bezeichnung zu beschäftigen.

Da das ostbaltische Gebiet in diesen so gefassten Raum „Zwischeneuropa“ auch einbezogen ist, ist es berechtigt, dass in den „Baltischen Monatsheften“ zu dieser Neubenennung Stellung genommen wird.

Wirsing beruft sich bei der Einführung dieses Raumbegriffes darauf, dass der Name nicht von ihm, sondern von dem bekannten Geographen A. Penck schon vor Jahren aufgestellt sei. Hier liegt nun ein Irrtum vor. Penck gebrauchte diesen Namen für ein ganz anderes räumliches Gebilde, nämlich für ein stark nach Norden und Süden erweitertes Mitteleuropa. Dieser Begriff wurde weder von der Geographie noch von Penck selbst weiterhin aufgenommen. Wirsing gebraucht nun zwar denselben Namen, legt ihm aber einen ganz anderen und viel schwererwiegenden Rauminhalt unter.

Wir haben uns also nur mit diesem neuen Begriff zu beschäftigen. Und wir möchten von zwei Punkten aus Widerstand leisten gegen diesen Begriff „Zwischeneuropa“.

Einmal scheint uns der Name selbst denkbar unglücklich zu sein. Wir kennen alle möglichen geographischen Aufteilungen: Vorderasien, Mittelamerika, Nord-, Süd-, Ost-, Westeuropa und so fort. Jedesmal kann man damit eine vielleicht sehr mechanische, aber doch ganz klare Vorstellung verbinden über Lage und ungefähre Begrenzung dieses betreffenden Raumes. Nicht so bei der Silbe „Zwischen . . .“. Zwischen was? Zwischeneuropa kann logischerweise überall in Europa liegen, denn „zwischen“ ist es naturgemäss immer irgendwo. Nehmen wir

den guten alten Begriff Ostmitteleuropa, so haben wir diese Klarheit über Lage und Ausdehnung in unzweifelhafter Schärfe.

Diese nicht unmittelbar gegebene Übereinstimmung zwischen Wort und gemeintem Inhalt ist eine objektive Tatsache. Subjektiv, aber für meine Ablehnung deshalb nicht weniger wichtig, ist die Feststellung, dass das Wort „Zwischeneuropa" lautlich unschön und sprachlich allgemein unglücklich gebildet zu scheint. Ich werde mit diesem Urteil nicht allein stehen.

Der zweite Gesichtspunkt, unter dem die Ablehnung geschieht, geht von dem Raume selbst aus. Die Einheit des mit „Zwischeneuropa" umgrenzten Raumes kann nur von Mitteleuropa aus, als dessen Randgebiet gesehen werden. Auch in dieser Hinsicht ist die Bezeichnung Ostmitteleuropa besser. Will man jedoch „Zwischeneuropa" als mehr oder weniger selbständige Einheit neben Mittel- und Osteuropa stellen, so wäre die Voraussetzung dafür eine geschlossene zusammengehörige Raumeinheit. Davon ist aber bei diesem Landstreifen gar keine Rede.

Im Gegenteil, die Zusammengehörigkeit dieser Länder wird von Wirsing aus ganz anderen Gesichtspunkten als denen der natürlichen Raumeinheit hergeleitet. Zugrunde liegt die gegenwärtige politische Gestaltung dieses Raumes, die Aufteilung in nationaldemokratisch geführte Klein- und Mittelstaaten. Zugrunde liegt im Zusammenhang damit die heutige soziologische Struktur dieser Länder als überwiegend bäuerlicher, aber geistig überfremdeter Gebiete.

„Zwischeneuropa" bezeichnet also nicht einen natürlich gegebenen Raum, sondern einen politischen Zustand. Für eine Einheit des politischen Zustandes oder möglicher gemeinsamer geistiger Entwicklungen, die doch auch mehr oder weniger nur eine These sind, sollte man keinen Raumbegriff verwenden, der zudem noch unglücklich gebildet ist.

Auch hier müssen wir uns vor einem zwar unabsichtlichen, aber nicht weniger unschönen Übergreifen politischer Anschauungen in andersartig bestimmte Bezirke hüten.

Es wäre wünschenswert, dass der Ausdruck „Zwischeneuropa" nicht in noch weiterem Umfang aufgegriffen wird, sondern im Gegenteil allmählich verschwindet.

Der fehlende ostbaltische Ländername

Eine endgültig unpolitische, aber umso merkwürdigere Erscheinung ist die Tatsache, dass es einen umfassenden Ländernamen für die ostbaltischen Gebiete nicht gibt. Historisch ist das erklärbar: Immer wieder hat es im Laufe der Jahrhunderte einen Wechsel der Namen und historischen Geschicke gegeben. Und als sich im Laufe der letzten Jahrzehnte die Namen einer organischen Raumgliederung durchsetzten, da war doch das politische Schwergewicht Russlands so gross, dass man den Ostsaum der Ostsee – ohne weitere Untergliederung als die rein administrative der „Ostseeprovinzen" — zu Osteuropa rechnete.

Heute ist diese Fremdheit der besseren Erkenntnis gewichen. Wir wissen, dass dieses Gebiet, politisch ungefähr die Staaten Estland, Lettland und Litauen umfassend, zu Mitteleuropa einzugliedern ist, dass es aber in diesem grösseren Rahmen eine geschlossene Raumeinheit mit recht ausgeprägten und eigenartigen, der nordöstlichen Randlage entsprechenden Besonderheiten bildet.

Für dieses Gebiet fehlt der einheitliche Ländername. Man wende nicht ein, dass die Bezeichnung „Baltikum" seit langem gebräuchlich sei. Gerade an diesem Namen stösst man sich immer wieder, gerade diese lateinische Zwitterbildung bringt einem das Fehlen eines wirklichen Ländernamens immer wieder nachdrücklich ins Bewusstsein.

Niemand wird sich dem entziehen können, dass in gehobener Sprache, z. B. bei der häufigen Aufzählung der Deutschen aller Teile Europas, diese Verlegenheitsbildung „Baltikum" stets störend wirkt. Immer wieder ist daher versucht worden, Ersatz zu schaffen, entweder durch Ersetzung des Gebietes durch den Stamm — man redet von den „baltischen Deutschen" — oder — gerade auch in gehobener Sprache — durch den Ausdruck „Baltenland". Dieser fehlende Ländername ist auch einer der tieferen Gründe für den häufigen Gebrauch des Wortes „Heimat" durch die Balten.

Aber bei all dem bleibt doch das Gefühl des nur Behelfsmässigen, das man gerade auch bei der wissenschaftlichen Arbeit empfindet. In der „Baltischen Monatsschrift" wurde kurz vor dem Kriege die Einführung des Wortes „Baltland" vorgeschlagen. Der Vorschlag blieb rein literarisch.

Ländernamen, insbesondere die deutschen, sind etwas ganz Schlichtes, Klares, Ungekünsteltes. Daher genügen sie ohne weiteres

für den Gebrauch in gehobener Sprache, im Tagesgespräch und im wissenschaftlichen Schrifttum.

Insbesondere auch der Wissenschaft genügt der Ausdruck „Baltikum“ keineswegs. Mare balticum ist die Ostsee, „baltische Länder“ sind an sich alle Landschaften des Ostseegebietes. Nun hat man aber von jeher Skandinavien (zu dem bekanntlich auch Finnland gehört) als Sondergebiet aufgefasst. Die baltischen Gebiete sind im heutigen Sprachgebrauch die südlichen und östlichen Ostseerandländer. Im südbaltischen Gebiet, von Schleswig-Holstein bis Ostpreussen ist diese Bezeichnung „baltisch“ noch durchaus geläufig und auch im alltäglichen Sprachgebrauch angewandt.

Die östlich anschliessenden Gebiete können daher von vornherein nicht allgemein als „baltische“, sondern nur als „ostbaltische“ bezeichnet werden. Man spricht also in der Wissenschaft von den ostbaltischen Ländern oder, am häufigsten, vom ostbaltischen Gebiete. Auch „Ostbaltikum“ ist, ohne Anklang zu finden, verwendet worden.

Diese Ansatzlinien drängen mit einer gewissen Zwangsläufigkeit zu der sachlich und sprachlich richtigen Bezeichnung: Ostbaltland. Mir ist es unwillkürlich so gegangen, dass ich, ohne die Absicht der Schaffung eines neuen Wortes zu haben, infolge der Schwerfälligkeit der doch immer als Verlegenheitslösung empfundenen Bezeichnung „ostbaltisches Gebiet“ auf das Wort „Ostbaltland“ gestossen wurde. In meiner Arbeit im XX. Heft der „Arbeiten“ des Naturforschervereins zu Riga habe ich die Bezeichnung Ostbaltland durchweg eingeführt.

Vielleicht ist dieses Wort schon früher einmal geprägt worden. Es liegt mir nicht an Prioritätsrechten, sondern an einem wirklich befriedigenden Ländernamen. Dass die Bezeichnung Ostbaltland sich zum mindesten im wissenschaftlichen Gebrauch durchsetzen kann, dafür besteht Wahrscheinlichkeit. Das Gefühl der Ungewohntheit, das dem Alltagsgebrauch widerstreben könnte, ist nicht schwer zu überwinden.

Die estnische Geschichtsschreibung
an der Universität Dorpat (Tartu) in den Jahren 1930—1932

Von Arved Baron Taube

Die letzten drei Jahre intensiver Forschungsarbeit der estnischen Historiker an der Universität Dorpat haben die baltische Geschichtswissenschaft um mehrere ebenso sachliche wie gründliche Arbeiten über Spezialprobleme der baltischen Geschichte der Neuzeit bereichert, an denen weder der deutschbaltische Fachmann, noch das deutschbaltische Publikum mehr vorübergehen kann. Zweck des vorliegenden Aufsatzes soll es daher sein, auch weiteren historisch-politisch interessierten deutschen Kreisen, denen zu eingehender Kenntnisnahme und Kritik der estnischen Geschichtsschreibung die Möglichkeiten fehlen, einen Einblick in ihre Interessengebiete, Methoden und Ziele zu gewähren, die Ergebnisse der Forschungsarbeit zu würdigen und gleichzeitig zu der bei den estnischen Historikern zu Tage tretenden Auffassung unserer baltischen Geschichte Stellung zu nehmen. Zum Zweck einer Gesamturteilsbildung über die estnische Geschichtswissenschaft erscheint gerade die Betrachtung ihrer Erzeugnisse in den letzten drei Jahren besonders geeignet, denn innerhalb dieses Zeitraumes erschienen drei der bedeutendsten Forschungen über Spezialfragen unserer Geschichte in Gestalt der Doktorschriften dreier Lehrkräfte der Universität und eine Reihe meist deutschsprachiger Veröffentlichungen zum Zweck der Information weiterer, zumal ausländischer Kreise über die Geschichte Estlands anlässlich der 300-Jahrfeier der Universität; und endlich erscheint z. Zt. in Lieferungen eine als populärwissenschaftliches, illustriertes Monumentalwerk aufgezogene Geschichte des estnischen Volkes, in der wir den Versuch einer neuen Geschichtsdarstellung vom nationalistischen Standpunkt aus zu sehen haben, deren wissenschaftliche Methoden aber bereits auch in estnischen Fachkreisen scharfe Kritik hervorgerufen haben.

1.

Der Dozent der estnischen und nordischen Geschichte Henrik Sepp, dessen Interessen vor allem in der Schwedenzeit liegen und der über besonders gründliche Kenntnisse auf dem Gebiet der Kriegsgeschichte verfügt, hat die Schlacht bei Narva im No-

vember 1700 zum Thema seiner Doktorarbeit gewählt*). Die nochmalige Untersuchung dieses schon so oft behandelten Ereignisses wird mit dem Umstande motiviert, dass in den bisherigen, entweder von schwedischer oder von russischer Seite herrührenden Darstellungen infolge meist gegenseitiger Unkenntnis der Sprache keine erschöpfende Behandlung des Themas erreicht worden ist. Frei von diesen Mängeln entwirft nun Sepp auf Grund reichhaltigen schwedischen und russischen Materials ein lebendiges Bild nicht nur der Schlacht selbst, sondern auch ihrer Vorgeschichte und ihrer Ergebnisse, wobei das Ereignis als solches in die grossen militärisch-diplomatischen Zusammenhänge eingeordnet und unter weiteren Gesichtspunkten gewürdigt wird. Dabei gelingt es dem Autor im einzelnen, die bisherigen Ansichten über Stärke und Kampfwert der russischen Armee nicht unwesentlich zu korrigieren und die Einzelheiten ihrer Kapitulation genauer herauszuarbeiten. Den Autoren gegenüber, die den Sieg in erster Linie auf eine Reihe glücklicher Umstände sowie auf den überlegenen Kampfwert der schwedischen Armee zurückführen, in Karls blitzschnellen Operationen aber „knabenhafte“ Unbesonnenheit sehen wollen, betont Sepp nachdrücklich das hohe persönliche Verdienst des jungen Heldenkönigs, der nach bestens durchdachten taktischen Plänen gehandelt habe. Leider liegt diese ihr Thema wohl erschöpfende und abschliesende Arbeit nur in estnischer Sprache vor, was im Interesse sowohl der Wissenschaft als des Autors zu bedauern ist. Zum mindesten wäre die Anfügung eines deutschen Referates der weiteren Verbreitung von Sepps Forschungsergebnissen sehr förderlich gewesen.

In Würdigung der grossen, über die Grenzen unserer Heimat hinausgehenden Bedeutung der das Thema seiner Doktorschrift bildenden Frage der grossen livländischen Güterreduktion hat der junge Dozent der allgemeinen Geschichte Juhan Vasar**) seine Arbeit in deutscher Sprache erscheinen

---

*) H. Sepp, Narva piiramine ja lahing aastal 1700. Kaitsevägede Staabi VI. osakonna kirjastus. Tallinn 1930. (Die Belagerung und die Schlacht von Narva im Jahre 1700. Verlag der VI. Abteilung des Stabes der Wehrmacht. Reval 1930) 342 Seiten.

**) Juhan Vasar, Die Grosse Livländische Güterreduktion. Die Entstehung des Konflikts zwischen Karl XI. und der Livländischen Ritter- und Landschaft 1678—1684. J. G. Krüger. Tartu (Dorpat) 1931. XXIV+400 S.

lassen. Die Arbeit ist auch für uns von allergrösstem Interesse, weil in ihr die Frage der Reduktion und des Konfliktes der schwedischen Krone mit dem aristokratischen livländischen Ständestaat in ein wesentlich neues Licht gerückt und die sozusagen traditionell gewordene deutschbaltische Schulmeinung über diese hochbedeutsame Episode unserer Geschichte einer gründlichen und sachlichen Revision unterzogen wird. Von einer Übersicht über die bisherige Behandlung der Frage in der Geschichtsliteratur ausgehend, stellt Vasar fest, dass diese bisher noch nie Gegenstand einer gründlichen und methodischen Darstellung gewesen ist. Die Verflochtenheit des Problems mit dem politischen Tageskampf im 19. Jahrhundert hat zur Folge gehabt, dass noch bis heute, trotz des grossen historischen Abstandes, die Ansichten der beiden Parteien — der schwedischen und der deutschbaltischen — sich beinahe ebenso schroff gegenüberstehen, wie die des Königs und des livländischen Adels zur Zeit des Ereignisses selbst, ohne dass dabei eine der Parteien eine systematische Durchforschung der Entstehungsgeschichte und des Verlaufs der Reduktionsverhandlungen versucht hätte. Die deutschbaltische Geschichtsschreibung hat stets das Hauptgewicht auf die staatsrechtliche Seite des Problems gelegt, wobei sich alles auf die Frage zuspitzte, ob der König das Recht hatte, ohne Einwilligung des Landtages die Reduktion durchzuführen oder nicht. Vasar verzichtet bewusst auf die Entscheidung der Rechtsfrage, erkennend, „dass es sich nicht lohnt, an die Lösung der komplizierten rechtlichen Probleme zu gehen, ehe man mit dem tatsächlichen Verlauf der Reduktion bekannt ist". Er nähert sich damit J. Eckardt und Fr. Bienemann jun., von denen jener einsah, dass dem Konflikt zwischen der schwedischen Krone und Livland die Unklarheit und Unvollkommenheit der staatsrechtlichen Verhältnisse selbst zu Grunde lag, während dieser erkannte, dass der Streit Karls XI. mit der livländischen Ritterschaft weniger als staatsrechtlicher Konflikt denn als Kampf zwischen Staatsinteressen und Korporationsprivilegien anzusehen sei. Fussend auf einem ungewöhnlich umfangreichen, meist spröden und trockenen Quellenmaterial aus den Archiven Stockholms, Rigas und Dorpats untersucht dann Vasar im einzelnen den Gang der Reduktionsangelegenheit, wobei noch verschiedene Annahmen unserer älteren, traditionellen Betrachtungsweise korrigiert werden. Hinsichtlich des „Wortbruchs" Karls XI. betont z. B. Vasar in Übereinstimmung mit Sjögren, das

Versprechen habe sich nur auf die früher beschlossene „Viertelsreduktion" bezogen. Eine vollständige Ehrenrettung Karls ist aber trotzdem nicht möglich, da die Tatsache der Güterkonfirmation ja nicht abzustreiten ist. Im Laufe der Darstellung der Vorgeschichte und des Verlaufes der Reduktion stellt Vasar dann fest, dass die livländische Ritterschaft, nachdem sie zuerst selbst beim König die Reduktion der grossen „Starosteigüter" des schwedischen Hochadels in Livland angeregt hatte, später bei der Verhandlung der in ihrem Umfange sehr verschiedenen einzelnen Reduktionsvorschläge des Königs nunmehr selbst starr auf dem Privilegienstandpunkt beharrt habe, dabei durch wirkungslosen passiven Widerstand viele günstige Chancen zum Einlenken verpassend. In mühsamer rechnerischer Kleinarbeit untersucht Vasar die Frage, wie grosse Verluste der Ritterschaft durch Annahme der einzelnen Reduktionspropositionen erwachsen wären, und kommt zum Ergebnis, dass sie dabei mit einem Verluste von 22—29% ihres Güterbesitzes davongegekommen wäre, von dem sie infolge ihrer Unnachgibigkeit schliesslich ca. 80% verlor. Zur Klärung der Rechtsprobleme trägt endlich Vasar insofern bei, als er nachweist, dass der Frage, ob Livland den Beschlüssen des schwedischen Reichstages unterstand oder nicht, gar nicht die grosse Bedeutung zukommt, die ihr von der deutschbaltischen Forschung beigelegt wird, denn Karl hat sich tatsächlich gar nicht auf diesen Beschluss berufen, sondern als Souverän mit der livländischen Ritterschaft um Bewilligung einer Reduktion unterhandelt und diese dann endlich, nachdem alle Einigungsversuche gescheitert waren, „per modum mandati" durchgeführt, nachdem ihn der Reichstag von 1683 noch von allen Einschränkungen befreit und ihm das Recht erteilt hatte, Donationen seiner Vorgänger nach Belieben rückgängig zu machen. Auf solchen aber beruhten in Livland allein über 80% der Besitztitel der Güter. Vasar führt uns einstweilen nur bis zum Jahre 1684, d. h. bis zum Beginn der praktischen Durchführung der Reduktion. Eine weitere Fortführung der Arbeit dürfte in nächster Zeit auch nicht zu erwarten sein; jedenfalls aber wird das überaus gründliche und methodisch ebenso exakte wie auch sprachlich-stilistisch gelungene Werk bei keiner späteren Behandlung der Probleme um die Reduktion mehr ausser acht gelassen werden können.

Die umfangreichste und infolge ihres dramatischen Stoffes wohl aktuellste der drei Doktorschriften ist die des a. o. Professors

für estnische und nordische Geschichte Hans Kruus über die Bauernbewegung in Süd-Estland in den 40er Jahren des 19. Jahrh.*), die bekanntlich in die erste grosse Konversionsbewegung ausmündete. Kruus, der als Sozialist ein ausgesprochenes Interesse für sozialgeschichtliche Probleme, zumal des 19. Jahrhunderts, zeigt, hat hier einen Stoff gefunden, der ihm anscheinend in hohem Masse gelegen hat und dessen synthetische Behandlung ihm nach mühevoller analytischer Kleinarbeit gut gelungen ist. Auch die Darstellung der ersten Konversionsbewegung ist in hohem Masse durch die Hineinziehung der Frage in den politisch-konfessionellen Tageskampf beeinflusst worden. Die bisherige Literatur zu diesem Thema ist fast ausschliesslich als Produkt des Kampfes zweier aufeinanderprallender religiös-politischer Standpunkte anzusehen, durch den eine objektiv-wissenschaftliche Kenntnis des Gegenstandes kaum gefördert werden konnte. Obgleich eine auf systematischer Erforschung des Quellenmaterials beruhende Arbeit fehlte, haben doch angesehene deutschbaltische Historiker wie Tobien und Bruiningk die Behandlung der Frage in der bisherigen Literatur als erschöpfend bezeichnen können. Auch hier stehen sich bei Beurteilung des Ursprunges und des Verlaufes der Bewegung zwei diametral entgegengesetzte Anschauungen politischer Gegner gegenüber. Während die lutherisch-deutschen Autoren die Bewegung als eine politische ansehen und ihre Gründe weniger in den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen im Lande als vielmehr in einer von aussen hineingetragenen skrupellosen Agitation der russischen Geistlichkeit und in der zweideutigen Haltung der Regierungsorgane sehen, weisen die Vertreter des orthodoxen Russentums auf das entschiedenste den Vorwurf einer Agitation mit Vorspiegelung irdischer Vorteile zurück und versuchen die Bewegung entweder als religiöse zu deuten bzw. auch auf die wirtschaftlich-soziale Notlage des Volkes zurückzuführen. Mit Hilfe eines im Lauf von Jahren mit grösster Mühe und Sorgfalt gesammelten Quellenmaterials nicht nur aus den Archiven Rigas und Dorpats, sondern auch aus denen der einzelnen Kirchen, Gemeinden usw., ja selbst durch Sammlung

*) Hans Kruus, Talurahva Käärimine Lõuna-Eestis XIX Sajandi 40-ndail aastail, mit einem Referat: Die Bauernbewegung in Südestland in den 40er Jahren des XIX. Jahrhunderts. Eesti Kirjanduse Seltsi Kirjastus (Verlag der Estnischen Literarischen Gesellschaft) Tartus (Dorpat) 1930. XVI+463 S. 2 Karten.

mündlicher Überlieferungen sucht nun Kruus die Behandlung der Frage „aus dem Tageskampf politischer Ansichten auf eine objektive wissenschaftliche Basis überzuführen." Dabei lehnt er sowohl die deutsch-lutherische als die russisch-orthodoxe Version ab und versucht durch stärkeres Betonen und Herausarbeiten des wirtschaftlich-sozialen Faktors eine Synthese dieser entgegengesetzten Anschauungen herzustellen. Zunächst kommt er zu dem überzeugenden Schluss, dass die Bewegung in ihren Anfängen eine rein soziale gewesen ist. Ihren Ursprung hat sie in der wirtschaftlich-sozialen Notlage, die ihrerseits eine Folge der Agrarentwicklung der 20er und 30er Jahre ist, bedingt durch das Prinzip der freien Pachtverträge, das ausschliessliche Verfügungsrecht des Gutsherrn über den Boden und die katastrophalen Misserntejahre. Die Losung der Bewegung ist: „Land und Befreiung von der Frone!" Ihre psychologische Entwicklung ist höchst interessant. Sie beginnt als Auswanderungsbewegung. Das auf unkontrollierbare Weise entstandene Gerücht: im Inneren des Reichs sei „Seelenland" zu haben, verbreitet sich auf dem Wege der Massenautosuggestion seuchenartig über ganz Südestland (Nordlivland). Die drei „Grundfaktoren der Mentalität des Volkes" sind laut Kruus: „das Verlangen nach Verbesserung seiner Lage, Feindschaft und Misstrauen gegen die Macht des Grundadels und Vertrauen auf das Wohlwollen der Staatsgewalt". Letzteres haftet als Zwangsvorstellung in den Köpfen der Bauern. Die Bauern wenden sich zuerst massenweise an die Zivilbehörden in Riga, und erst als diese zu Repressalien greifen, wohl zufällig an den griechisch-orthodoxen Bischof, der dann die Bewegung im Interesse der orthodoxen Kirche auszuwerten versucht — doch nur durch freundliche Behandlung und Anschreibung der angeblich zum Übertritt Geneigten. Das Landvolk, das in seiner Naivität mit dem Übertritt zur griechischen Kirche die Vorstellung einer Unterstellung unter ein anderes weltliches Gesetz — „das Gesetz des Kaisers" — verbindet, kommt gar nicht mehr von der Zwangsvorstellung los, dass mit dem Übertritt ein Anspruch auf irdische Vorteile gegeben sei. Gegen diese Einbildung führt die orthodoxe Geistlichkeit vermittels Aufklärung und Zurechtstellung einen völlig ergebnislosen Kampf. Kruus versucht eine grosszügige Ehrenrettung nicht nur des griechischen Klerus, sondern auch des Generalgouverneurs Golovin, indem er nachweist, dass sich aktenmässig in keinem einzigen Fall

Vorspiegelung irdischer Vorteile feststellen lässt; im Gegenteil, die Priester waren verpflichtet, nur in Anwesenheit von Vertretern der Zivilbehörden die Aufnahme von Konvertiten vorzunehmen, und zwar nach ausführlicher Darlegung, dass weltliche Vorteile mit dem Übertritt nicht zu erlangen seien. In einem statistischen Teil gibt Kruus dann noch die Aufarbeitung eines überaus instruktiven Zahlenmaterials. Die positiven Folgen der Bewegung sieht Kruus in dem Anstoss zur Reform der Agrarverfassung und in den Anregungen zu einer Regeneration, welche die lutherische Landeskirche durch den Kampf mit der Orthodoxie erhielt, die negativen in der Aufspaltung des geschlossenen estnischen Volksganzen in zwei Teile durch das Eindringen eines Fremdkörpers, der später zu einem Stützpunkt der Russifizierungsbestrebungen wurde. Das vorliegende grosse Werk hat Kruus die a. o. Professur der estnischen und nordischen Geschichte eingetragen.

Bedauern wird man bei der Lektüre der Arbeit bisweilen, dass der Verfasser ganz darauf verzichtet hat, einen Versuch zur Einordnung der von ihm behandelten Episode in die grossen politischen und geistigen Zusammenhänge der Zeit zu machen. So weist Kruus z. B. einmal die Bemerkung eines russischen Autors, die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 in Westeuropa habe der Konversionsbewegung ein Ende gemacht, ohne weitere Nachforschung einfach zurück. Wäre es hier nicht am Platz gewesen, dem Zusammenhang der Geschehnisse in Westeuropa mit dem Kurswechsel der Politik Nikolais I. in den Ostseeprovinzen nachzugehen? deutet doch auch Tobien an, dass der Zar unter dem Eindruck der Revolution sich zu einer Änderung seiner livländischen Politik in der Richtung einer stärkeren Unterstützung der konservativen Elemente und zur Erhaltung des status quo entschloss, was in der Abberufung Golovins und der Ernennung des betont adelsfreundlichen Suvorov im März 1848 deutlich zutage tritt. Bei der Darstellung der Haltung der russischen Geistlichkeit drängt sich einem die Frage auf, ob das Verhalten der einzelnen russischen Geistlichen, unter denen sich bekanntermassen auch minderwertige Subjekte befanden, überhaupt im einzelnen nach offiziellen Akten erschöpfend beurteilt werden kann. Haben wir auch sonst keinerlei andere Masstäbe und lassen sich für die Zeit bis zum Frühjahr 1848, mit der Kruus seine Untersuchung abschliesst, keine Fälle von Vorspiegelung irdischer Vorteile nachweisen, so ist es doch

auffallend und bereits bedeutungsvoll, dass laut aktenmässiger Darstellung vom September 1848 solche Fälle von M. Stephany in seiner etwa gleichzeitig mit Kruus' Arbeit erschienenen Broschüre „Konversion und Rekonversion in Livland"*) (S. 24 ff.) nachgewiesen werden, und zwar handelt es sich hier um Beschwerden gegen den Öselschen Priester, von dem Kruus nur Gutes zu berichten weiss, von weiteren Fällen zu schweigen. Könnte es demnach nicht etwa auf Zufall beruhen, dass in dem von Kruus behandelten Zeitabschnitt solches belastendes Material nicht vorliegt? Die ganze Kompliziertheit und der umstrittene Charakter der mit den Konversionen verbundenen Fragen tritt jedenfalls hier wieder deutlich zutage. Auch heute dürften die Akten über sie noch nicht endgültig geschlossen sein. — Überaus wertvoll und dankenswert ist die Anfügung eines deutschen Referates an das Werk, bei dem besonders noch anerkennend hervorzuheben wäre, dass hier alle Ortsnamen in ihrer deutschen Form angeführt sind, was man heute in deutschsprachigen Werken estnischer und lettischer Autoren nur noch höchst selten findet.

2.

Unter den zur Information ausländischer Interessenten anlässlich des Universitätsjubiläums in deutscher Sprache erschienenen Darstellungen der Geschichte Estlands dürfte der „Grundriss der Geschichte des Estnischen Volkes" von Hans Kruus**) für uns am interessantesten sein, da uns in diesem die sozusagen „offizielle" Geschichtsauffassung und Ideologie der führenden estnischen Wissenschaftskreise entgegentritt. Kruus betont im Geleitwort, inhaltlich stelle das Buch es sich keineswegs zur Aufgabe, eine „allgemeine, systematische Geschichte des von Esten bewohnten Gebiets" zu bringen — Gegenstand der Darstellung sei vielmehr der Werdegang des estnischen Volkes vom „geschichtslosen Volke" und passiven Objekt der Geschichte zu ihrem aktiven Subjekt, zum Träger des jungen Nationalstaats. Die Behandlungsweise ist also

---

*) Maximilian Stephany, Konversion und Rekonversion in Livland. Abhandlungen der Herder-Gesellschaft und des Herder-Instituts zu Riga. Vierter Band Nr. 8. Verlag der Buchhandlung G. Löffler. Riga 1931. 56 S.

**) Hans Kruus, Professor der Estnischen und Nordischen Geschichte an der Universität Tartu. Grundriss der Geschichte des Estnischen Volkes. Tartu (Dorpat) 1932. Akadeemiline Kooperatiiv.

mehr volks- als raumbezogen. Dass die hier zutage tretende betont national-estnische Auffassung der baltischen Geschichte von der unsrigen in vielem wesentlich abweicht, ist natürlich. Das Buch will auch vor allem eine Schilderung des sozialen und nationalen Emanzipationskampfes des unterworfenen Estenvolkes gegen seine Beherrscher, bis zu seiner Nationwerdung im modernen Sinn, geben. Ist hierbei auch eine gewisse nationale Einseitigkeit vorherrschend, so verdient doch auch im allgemeinen die sachliche Darstellungsart und das Fehlen eines gehässigen Tones auch bei Behandlung von Fragen, bei denen Gefühlsmomente sich heute noch kaum ausschalten lassen, Anerkennung. Die Eroberung des Landes durch die Deutschen sieht Kruus natürlich unter dem betont national-estnischen Gesichtspunkt des Versinkens in die Knechtschaft und der Vernichtung der alten Volkskultur nebst allen Ansätzen zu einer nationalen staatlichen Organisation. Der Zugehörigkeit des estnischen Volkes zur katholischen Weltkirche und zum heiligen Römischen Reich wird anscheinend kaum Bedeutung beigemessen. Die Übersicht über die historische Entwicklung bis zur russischen Zeit ist übrigens nur ganz konspektartig, da sie nur als Einleitung dient und dem auswärtigen Leser einen Überblick gewähren soll. Diese Zusammendrängung des Stoffes führt auch dazu, dass die Nennung der historischen Persönlichkeiten dieser Periode anscheinend nach ganz zufälliger Auswahl erfolgt. So erscheint unter den ganz wenigen namentlich genannten ausgerechnet ein Johann von Münchhausen. Hätte da nicht denn doch etwa ein Plettenberg, ein Johann Orgas oder Kievel eher das Recht gehabt genannt zu werden! Bei Skizzierung der polnischen Zeit betont Kruus die Notwendigkeit einer Revision der traditionellen deutschbaltischen Ansicht von der ausschliesslich destruktiven Tendenz und Willkür des polnischen Regiments, denn der Rekatholisierungsaktion „wird man sogar einige positive Momente nicht abstreiten können“ (Missionsarbeit der Jesuiten am Bauern!). Die wichtigste Aufgabe sieht Kruus in der Aufdeckung der Grundlagen und Faktoren, welche die nationale „Renaissance“ bewirkten, und am deutlichsten tritt stets sein Können hervor bei Darstellung sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Entwicklungsgänge. So gehört der Abschnitt über die Agrarkrise in den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu den besten. Anerkennung verdient hier auch die überaus sachliche und objektive Behandlung der Frage der Ein-

ziehung von Bauernland durch die Gutsherren in dieser Periode, die als wirtschaftliche Notwendigkeit (Arrondierung der Güter) aufgefasst wird. Überhaupt ist die Darstellung der Entwicklung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse sehr gut gelungen, wenn auch einzelne Behauptungen uns nicht ganz annehmbar erscheinen. So äussert Kruus z. B. auf S. 128, nach der Bauernbefreiung von 1861 sei der russische Bauer hinsichtlich seiner Agrarverfassung wie auch seiner kommunalen Selbstverwaltung und Gerichtsverfassung „unter ungleich günstigere Bedingungen" gestellt worden als der Bauer im Baltikum. Demgegenüber wird man doch auch von estnischer Seite kaum bestreiten können, dass gerade unsere Agrarverfassung und die durch sie bedingte Existenz eines wohlhabenden Gross- und Mittelbauernstandes es waren, welche die schnelle Herausbildung einer nationalen estnischen Oberschicht und Intelligenz ermöglichten, erwähnt doch auch Kruus ausdrücklich, dass „die Bewegung der Zeit des erwachenden Volkstums in erster Linie von der Schicht der wohlhabenden Gesindewirte getragen wurde".

Von Interesse ist der Abschnitt über das Landproletariat. Hier werden bevölkerungsstatistische Zahlen genannt, denen die deutschbaltische Öffentlichkeit anscheinend nicht die genügende Aufmerksamkeit geschenkt hat: so wird laut Kruus in den Jahren von 1881—1897 mehr als der gesamte natürliche Bevölkerungszuwachs Livlands von der Auswanderung aufgezehrt. Als weder erschöpfend noch gerecht und den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend werden wir die Stellungnahme des Autors zur Frage der Reform unserer Landesverfassung empfinden, wird doch hier nur festgestellt, „der Widerstand des Adels" habe „alle Pläne auf diesem Gebiet zu nichte werden lassen" — wo es doch bekannt ist, dass es die russische Regierung war, die eine organisch-evolutionäre Reform unserer Landesverfassung durch die Ritterschaften verhindert hat. Doch diese Möglichkeit war ja allerdings für weite Kreise des estnischen Volks, darunter wohl auch den Verfasser, nicht mehr diskutabel. Interessant und instruktiv sind auch die sozialgeschichtlichen Abschnitte, welche das schnelle Wachstum der estnischen städtischen Schichten, die Entstehung der Intelligenz und des Proletariats beleuchten. Von eminenter Bedeutung bei diesen Prozessen ist das Genossenschaftswesen, welches man für die Zeit zwischen 1906—1914 geradezu als das Gestaltungs- und

Organisationsprinzip der estnischen Volkskraft ansehen kann. Die intensivste Entwicklung der eigenen Kräfte beginnt erst, als man nach den Enttäuschungen der Russifizierungszeit aufgehört hat, auf die russische Staatsgewalt zu bauen. Die imposante Aufbau- und Organisationsarbeit, die in der Periode zwischen der Revolution von 1905 und dem Ausbruch des Weltkrieges auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet geleistet worden ist, wird hier zum ersten Mal in deutscher Sprache dargestellt. Bei Behandlung der Okkupationszeit übergeht Kruus die Tatsache mit Schweigen, dass erst durch die deutsche Besetzung die Möglichkeit zu einer Loslösung von Russland und zur Schaffung des estländischen Freistaats gegeben wurde und dass nicht ganz unbedeutende estnische Kreise dieser Besetzung zum mindesten nicht absolut negativ gegenüberstanden. Mit dem Freiheitskriege schliesst das Buch, das sowohl in der Gliederung des Stoffes der späteren Volksgeschichte als auch drucktechnisch sehr gelungen ist. Auf einen wissenschaftlichen Apparat verzichtet es. Ein Schönheitsfehler haftet ihm allerdings an— es wimmelt geradezu von höchst entbehrlichen Fremdwörtern, die vom Übersetzer herrühren. Ausdrücke wie „liquidieren" und „involvieren" in grosser Zahl mögen hingehen, Worte wie „konsequieren" statt „folgen", „initiieren" statt „beginnen" oder gar „Perturbationen" statt „Wirren" sind heute vom sprachlich-ästhetischen Standpunkt nicht mehr tragbar.

Unter Verwertung der neuesten Forschungsergebnisse der archäologischen Wissenschaft, auf deren Gebiet in Estland deutschbaltische, estnische, finnische und schwedische Forscher in erfreulicher Weise zusammengearbeitet haben, gibt uns der junge Professor der Archäologie Harry Moora in einem reich illustrierten und mit Karten versehenen Buch einen knappen, aber überaus vollständigen Überblick über die Vorzeit Estlands*). Bei grösster Vorsicht in seinen Hypothesen ist Moora in der Lage, uns ein anschauliches Bild von den bedeutenden Fortschritten der archäologischen Forschung in Estland in der Nachkriegszeit zu geben. Die vielerörterte Frage nach dem Zeitpunkt des Erscheinens der Esten bzw. der Westfinnen im baltischen Raum kann nunmehr laut Moora als entschieden gelten. Wenn auch eine genaue zeitliche Fixierung

*) H. Moora, Professor der Vorgeschichte an der Universität Tartu. Die Vorzeit Estlands. Tartu (Dorpat) 1932 Akadeemiline Koorperatiiv. 90 S.

auf Grund des archäologischen Materials heute noch nicht möglich ist, so kann doch angenommen werden, dass die Esten nicht sehr lange vor Chr. Geb. sich von den Finnen losgelöst und die stein- und bronzezeitliche Bevölkerung Estlands aufgesogen haben. Die Ansicht älterer Forscher, dass die Esten erst zwischen 500 und 800 nach Chr. Geb. eingewandert seien, ging von der Annahme aus, das Baltikum habe zur römischen Eisenzeit eine gotische Bevölkerung gehabt, die mit Beginn der Völkerwanderung abgeströmt sei und die sogen. „Kulturlücke" hinterlassen habe. Das archäologische Material lässt jedoch diese Annahme als haltlos erscheinen, denn aus ihm können keinerlei Entvölkerungen gefolgert werden. Vielmehr ist die Entwicklung der Kultur und der Bestattungsgebräuche eine durchaus kontinuierliche. Auch ist es erwiesen, dass schon lange vor Beginn der christlichen Zeitrechnung im Südbaltikum die „baltischen" (letto-litauischen) Stämme sitzen, ebenso lässt sich eine Besiedelung Finnlands von Estland aus fortlaufend nachweisen. Die Tallgrensche Hypothese kann somit heute als bewiesen gelten. Den starken gotischen Einfluss auf die baltischen und finnischen Völker (Lehnworte!) erklärt Moora durch den überaus regen Handelsverkehr zwischen den Weichselgoten und dem Baltikum, der sich grösstenteils zur See abgespielt hat und auch zur Gründung gotischer Kolonien, hauptsächlich an der Nordküste Estlands (Wierland), geführt hat. Das germanische Element ist aber zahlenmässig anscheinend sehr schwach gewesen und verschwindet mit Beginn der Völkerwanderungsstürme völlig. Damit ist auch die Fundarmut der Zeit der „Kulturlücke" zu erklären (500—800 n. Chr.), die nicht auf Entvölkerung, sondern in erster Linie wohl auf wirtschaftlichen Umwälzungen beruht, hört doch der Handel mit den Goten gänzlich auf. Der kulturelle Aufstieg, der mit der jüngeren Eisenzeit (Wikingerzeit) einsetzt, ist auch vor allem auf die günstige handelsgeographische Lage des Landes (Transit!) zuruckzuführen. Mit der Unterwerfung der Esten durch die deutschen Eroberer beginnt die Volkskultur zu stagnieren. Wesentlich hierfür ist laut Moora, dass der Handel an die deutschen Städte übergeht, die vom Volke geschieden sind. Mit dem Verlust der Selbständigkeit erlischt auch die Schöpferkraft, man lebt nur noch vom alten Erbe, die Formen werden barock und grob.

Am Ausgang seines Buches polemisiert dann Moora gegen die Ansicht „Estland und das Südost-Baltikum seien erst durch die

deutsche „Aufsegelung" dem Westen einverleibt worden," denn die ostbaltischen Länder hätten schon lange vorher kulturell zum Ostseegebiet gehört, mit dem sie auch weiterhin ohne die deutsche Periode stets verbunden geblieben wären. Die vom nationalistischen Standpunkt gewiss verständliche Trauer über den Untergang der alten estnischen Volkskultur reisst Moora dann aber zu der Behauptung hin, die deutsche Expansion, die ja auch nicht über die alte Kulturscheide Narva-Peipus vorgedrungen sei, habe somit für das Ostbaltikum „nichts wesentlich Neues gebracht(!)." — Hier sind wir allerdings bei einem Punkte angelangt, wo wir mit Moora nicht mehr mit können, bei dem ein Meinungsstreit aber auch müssig sein dürfte, weil es sich schliesslich hierbei nicht allein darum handelt abzuwägen, ob es bedeutsamer für den Esten war, dass etwa einerseits die Formen seiner Fibeln entarteten, er andererseits aber die Möglichkeit hatte, den Steinbau oder das Schreiben und Lesen zu lernen, sondern weil es sich hier letzten Endes auch um unwägbare Dinge handelt, wie etwa die Zugehörigkeit zur katholischen Weltkirche, zum heiligen Römischen Reich und zum deutschen Kulturkreise, mag deren Wirkung auch nur noch so mittelbar gewesen sein. Und ist es auch tatsächlich der neueren Forschung (u. a. dank P. Johansen) gelungen nachzuweisen, dass die Esten und Letten zur Zeit der Ankunft der Deutschen auf einer wesentlich höheren Kulturstufe gestanden haben, als die ältere deutschbaltische Forschung dieses annehmen wollte, so wird man doch besonders bei Berücksichtigung der starken östlichen Einflüsse und Bindungen, zumal bei den Letten, endlich auch bezüglich der Frage nach der Fähigkeit der kleinen baltischen und finnischen Völker, ihre Zugehörigkeit zum westlichen Kulturkreise aus eigener Kraft zu erhalten, dem Optimismus Mooras mit Skepsis gegenüberstehen müssen und hier nach wie vor anderer Meinung sein können.

Auch drucktechnisch und stilistisch kann das Büchlein als gut gelungen bezeichnet werden; nur einmal findet sich ein unlogischer und unklarer Satz (S. 81): „Die fremden Machthaber bildeten im Lande eine obgleich(?) zahlenmässig geringe Oberschicht, die zwar kulturell höher stand, doch(?) in sozialer Hinsicht vom Volke scharf getrennt war."

Unter den estnischsprachigen Neuerscheinungen im Anlass des Dorpater Universitätsjubiläums dürfte die Geschichte der

Dorpater Studentenschaft*), herausgegeben von Juhan Vasar, von grösstem nicht nur historischen sondern auch politischen Interesse sein, erhält man doch durch das Studium dieses Buches neben interessanten historischen Aufschlüssen wertvolle Informationen über die Organisationsformen, die geistige Struktur, Mentalität und Ideologie der estnischen akademischen Jugend von heute. Als Sammelwerk enthält das Buch eine Reihe von Aufsätzen z. T. von Lehrkräften der Universität, z. T. von führenden Gliedern der Studentenschaft. Aus der Fülle der Beiträge seien nur einige gestreift, die besonders beachtenswert erscheinen oder unsere Stellungnahme erfordern. Vasar behandelt die Studentenschaft an der schwedischen Universität Dorpat-Pernau und übergibt einiges neue Material der Öffentlichkeit. So weist er z. B. nach, dass schon damals „Nationen" (Landsmannschaften) bestanden haben. Die überraschende Erklärung für die geringe Beteiligung der örtlichen Deutschen an der schwedischen Universität, die Vasar gibt, indem er behauptet „die örtlichen deutschen Kreise seien zu jener Zeit noch so barbarisch gewesen, dass sie die Notwendigkeit der Bildung nicht erkannten," muss aber zurückgewiesen werden, ist es doch bekannt, dass die deutsche Jugend Livlands damals die deutschen Universitäten zu besuchen pflegte. Übrigens schränkt auch Vasar selbst seine Behauptung wieder ein, indem er anführt, die Deutschen begründeten den schwachen Besuch der Hochschule auch mit der Dürftigkeit der von dieser vermittelten Bildung.

Unter Heranziehung der gesamten einschlägigen deutschen Literatur und eines grossen wissenschaftlichen Apparats gibt Ilmar Tönisson eine sehr eingehende Darstellung der Entwicklung der Studentenschaft an der deutschen Universität 1802—1889. Besonders gründlich und sachlich sind die Abschnitte über die Frühzeit der Universität und die Entstehung der Landsmannschaften aus der allgemeinen Burschenschaft, wobei auch die Verbindungslinien nach Deutschland gezogen werden. Des weiteren wird die äussere Entwicklung des deutschen Burschenstaates und des Ch! C! dargestellt. Mit der Entstehung der nationalen Frage gerät dieser in die Krise, es

*) Tartu Üliõpilaskonna Ajalugu. Seoses Eesti Üliõpilaskonna Ajalooga. Toimetanud Juhan Vasar. Tartu 1932. Tartu Üliõpilaskonna Kirjastus (Geschichte der Dorpater Studentenschaft. In Verbindung mit der Geschichte der estnischen Studentenschaft, hrsg. von J. Vasar. Dorpat 1932. Verlag der Dorpater Studentenschaft).

wird ihm unmöglich, die national heterogenen Studenten an sich zu binden, und es ergeben sich die bekannten Reibungen mit den estnischen Studenten. In diesem Anlass erhebt Tönisson eine Reihe von Vorwürfen gegen den Ch! C! wegen dessen Streben, um jeden Preis die alleinige Vertretung der Studenschaft zu bleiben. Auch übt er herbe Kritik an der deutschen Studentenschaft der 70er und 80er Jahre — der „Glanzzeit" —, die ja auch uns heute schon als ein der rauhen Wirklichkeit fernes, romantisches Idyll erscheinen will. Man habe „alles an geistigen und sozialen Problemen von sich ferngehalten ausser der traditionellen baltischen Einstellung" — eine Definition, die wohl in mancher Hinsicht stark am Ziel vorbeischiesst.

Mit besonderem Interesse verfolgt Tönisson die wenigen Esten, die vor 1870 bis zur Universität vorgedrungen sind, und stellt „mit Verwunderung fest, dass die wenigen bekannten national-estnischen Studenten gleichzeitig zu den „bedeutendsten Organisatoren" der deutschen Korporationen gehört haben" (Karell und Kreutzwald Estoni, Hurt Livonus u. a.); die Schlussfolgerung aber, die Tönisson in seinem Nationalismus hieraus zieht, ist zum mindesten sehr überraschend: — „dieses den Esten in der Studentenschaft eigene Organisationstalent lässt es ahnen, warum der Ch! C! auf diese Weise versuchte die Esten als geschlossene Gruppe von sich fernzuhalten" (!?). Könnten wir uns nicht mit der wohl natürlichsten Erklärung der hohen Begabung dieser Leute zufriedengeben, die in dem Umstande zu suchen ist, dass bei den in dieser Zeit für Esten, d. h. Bauernsöhne, bestehenden Schwierigkeiten, bis zur Universität vorzudringen, auch wirklich nur die allerbefähigtesten — d. h. eine geistige Auslese — überhaupt bis zu ihr gelangten. In harmonischer Wechselwirkung — Geben und Nehmen — haben diese Männer sich von dem aristokratisch-korporativen Prinzip prägen lassen, um gleichzeitig aber auch selbst aktiv an der Formung und Ausbildung der korporativen Gemeinschaften mitzuarbeiten.

Geistesgeschichtlich-soziologisch am interessantesten ist für uns der Aufsatz von V. Juhanson „Die ersten Estnischen Studenten in Dorpat und der Verein Studierender Esten (EÜS)". Das dramatische Ringen eines konservativ-korporativen, mehr unpolitischen und eines fortschrittlich-individualistischen, betont national-liberalen Prinzips um die Herrschaft über die estnische akademische Jugend wird hier anschaulich geschildert. Die Geschichte des „Eesti Üliõpilaste Selts" (EÜS), der ältesten und grössten estnischen Studenten-

organisation, zeigt ein dauerndes Auf- und Abwogen dieses Kampfes bis zum endgültigen Siege der individualistisch-demokratisch-fortschrittlichen, betont nationalistischen und antikorporellen Richtung im Verein. Der Kampf zwischen diesen beiden Prinzipien hat in der Studentenschaft noch bis vor wenigen Jahren angehalten, wobei bezeichnenderweise die Vertreter der Vereine („Seltsid") den Korporellen „undemokratisches", „baltisches" Wesen vorwarfen, während diese ihrerseits den Freiheitsbegriff ihrer Gegner als fremd und durch russische Einflüsse bestimmt angriffen. Hat der Kampf auch heute mit einem Remis geendet, so bestehen eine gewisse Rivalität und ein Antagonismus auch noch gegenwärtig. Die Lebenskraft der korporativen Form erweist sich jedoch als so stark, dass auch die Vereine eine Entwicklungstendenz in dieser Richtung in sich tragen. Neben kurzen Abrissen der Geschichte der einzelnen Organisationen enthält das Werk auch einen Aufsatz von Kurt Sponholz über „Die Studenten der Minderheiten zur Zeit der Selbständigkeit Estlands". Als ganzes macht das Werk trotz grösster Eile bei seiner Herausgabe einen durchaus geschlossenen Eindruck und ist uns ein erfreuliches Zeichen der starken prägenden und formenden Kraft, die der germanische, aristokratisch-korporative Gedanke als Gestaltungs- und Formungsprinzip unter den jungen baltischen Völkern entfaltet hat, damit zur Schaffung eines „gesamtbaltischen Typus" beitragend, der von der Nationalität unabhängig, heute bereits dem Ausländer auffällt und den einstigen Eroberer wie den einstigen Unterworfenen umschliesst. *(Schluss folgt)*

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Das Jubiläum der Regierung Skujeneek

Am 5. Dezember 1932 konnte Herr Skujeneek auf das einjährige Bestehen seiner Regierung zurückblicken. In Anlass dieser Feier fand eine Festsitzung des Ministerrats statt, und anschliessend daran empfing der Ministerpräsident die Presse, der er Erklärungen über die bisherige Tätigkeit der Regierung abgab. Mit wenigen Worten wurde die schwere Wirtschaftslage des Landes erwähnt, behauptet, dass die Regierung dieser Angelegenheit immer die

grösste Aufmerksamkeit entgegengebracht habe, und versichert, dass sie dies auch in Zukunft zu tun gedenke. Ferner wurde noch berichtet, dass das Ministerkabinett im Verlauf des Jahres 131 Sitzungen abgehalten, auf denen sie 234 Gesetze (d. h. also fast 2 Gesetze pro Sitzung) angenommen habe; von diesen Gesetzen seien 108 auf dem Verordnungswege erlassen worden.

Die Pressevertreter hätten nun dem Ministerpräsidenten und seinem Jubiläum ein paar herzliche Worte widmen sollen. Selbstverständlich durfte nicht erwartet werden, dass die sogenannten Minderheiten, dass Deutsche, Russen oder Juden, dieser Regierung freundliche Gefühle entgegenbringen können, ebensowenig konnten natürlich über die Stimmung der Oppositionsparteien Zweifel bestehen. Weniger vorauszusehen war die Kälte, ja zum Teil sogar Ablehnung, die Skujeneek von seiten der eigenen Koalitionsparteien erfuhr. Von den grösseren Zeitungen waren vielleicht nur die „Jaunakas Siņas", das Leibblatt des Bildungsministers, ausgesprochen regierungsfreundlich eingestellt, während in den übrigen bürgerlichen Blättern Überschriften wie „Ein trauriges Jubiläum", „Ein Jahr der Misserfolge" u. ä. m. schon genug besagten. So schrieb z. B. der „Latvijas Sargs", das Sprachrohr der lettischen Wirtschaftler, dass „auch auf dem Gebiete der Wirtschaft das Kabinett Skujeneek die Prüfung nicht bestanden und die auf das Kabinett gesetzten Hoffnungen nicht gerechtfertigt habe. An der Schwelle des zweiten Arbeitsjahres der Regierung sei auch nicht der geringste Hauch davon zu spüren, dass zu einer vernünftigen Wirtschaftspolitik zurückgekehrt werden würde. Man müsse vielmehr auch in Zukunft auf neue Überraschungen und Erschütterungen, deren Folgen sich noch gar nicht absehen lassen, gefasst sein." Von grossem Interesse sind die Äusserungen des bekannten rechten lettischen Politikers Arved Berg im „Latvis", der u. a. auf grundsätzlich neue Wege der lettländischen Innenpolitik weist: „Die Regierung Skujeneek ist als ein kränkliches Kind geboren, und wenn es heute noch lebt, so nicht deshalb, weil es wuchs und zunahm an Kräften, sondern weil die vierte Saeima von einer bedauernswerten politischen Unfruchtbarkeit ist und einfach kein anderes Kind besitzt, das sie an Skujeneeks Stelle setzen könnte. Wenn die Skujeneek-Regierung nicht gestürzt worden ist, so ist der Grund darin zu suchen, dass niemand ihr Erbe antreten wollte. Tatsächlich aber hätte diese Situation eine

durchaus beachtenswerte Kraftquelle und Stärke bedeuten können, weil man mit einer Saeima und mit Fraktionen, die nicht imstande sind, eine neue Koalition und Regierung zu bilden, eine viel strengere Sprache reden und mit ihr viel entschiedener umgehen kann, als mit einer Saeima, der auch andere Auswege zur Verfügung stehen. Selbst vor einem Misstrauensvotum brauchte sich die Skujeneek-Regierung nicht zu fürchten. Denn bei ihrem event. Sturze würde eine Regierungsneubildung auf grosse Schwierigkeiten stossen, und mit einer gewissen Gewandtheit würde es auch durchaus gelingen, sie völlig zu verhindern. Dann würde die Regierung Skujeneek faktisch im Amte verbleiben, ähnlich wie ein Präsidialkabinett in Deutschland. Diese Bestimmtheit und Strenge hat jedoch das von Skujeneek geführte Kabinett nicht besessen. Wohl hatte Skujeneek zweimal recht kräftige unparlamentarische Ausdrücke gegen Saeima und Fraktionen gebraucht, jedoch täuschten sich die Sozialdemokraten, wenn sie daraufhin die Befürchtung aussprachen, Skujeneek liebäugle mit faschistischen Methoden, denn das sind bloss Entgleisungen eines nervösen, überreizten Menschen gewesen, keineswegs aber war es eine Kampfansage an ein Parlament, das ihn in seiner Arbeit zu stören sucht. — Die Regierung Skujeneek müsse sich also mit der bitteren Erkenntnis abfinden, dass sie eine Regierung des „nationalen Erwachens" im Geiste von Kehnin ist, nicht aber eine Regierung der staatlichen Gesundung." — Es sind nicht eben freundliche und herzliche Worte, die Herrn Skujeneek zu seinem Jubiläum gesagt worden sind.

Wirtschaftspolitik

Zwei Fragen, die für das wirtschaftliche Leben des Landes von grösster Bedeutung sind, bildeten im Dezember den Mittelpunkt des allgemeinen politischen Interesses. Es handelt sich um das Ergänzungsbudget und um die Herabsetzung des Zinsfusses.

Die Beratung des Ergänzungsbudgets in den Kommissionen und nachher im Plenum der Saeima gab Gelegenheit, wichtige Aufschlüsse über die wirtschaftliche Lage des Landes zu gewinnen. Der staatliche Reservefonds, der aus den Budgetüberschüssen der früheren Jahre gebildet wurde und nicht ohne weiteres angegriffen werden darf, fast völlig verbraucht; eine Emission von Staatskassenscheinen, die die Grenze des Erlaubten bereits erreicht hat; ein Rückgang der Valutavorräte der Bank von Lettland von 75,2

Millionen im Jahre 1928 auf 11,4 Millionen zum 1. Dezember 1932; ein Rückgang des Exports von 225 Millionen für die ersten neun Monate des Jahres 1930 auf 59,1 Millionen für die gleiche Zeitspanne im Jahre 1932. Angesichts der katastrophalen Wirtschaftslage genügt der Hinweis auf die allgemeine Weltwirtschaftskrise nicht. Selbstverständlich ist auch sie nicht spurlos an uns vorübergegangen. Ihre Folgen hätten jedoch abgemildert werden können, wenn die Regierung einen einheitlichen Wirtschaftsplan besessen hätte. Der Ministerpräsident hatte in seiner Regierungsdeklaration anerkannt, dass die bereits bestehende Steuerlast in Lettland eine sehr hohe sei. Die ersten Wirtschaftsmassnahmen der neuen Regierung bescherten uns die sogenannten Krisensteuern. Und dann folgten Schlag auf Schlag Erhöhungen des Eisenbahntarifs, Zollerhöhungen, Erhöhungen des Posttarifs, Erhöhungen der Stempelsteuergebühren usw. Noch gar nicht zu reden von der eigenartigen Finanzpolitik der Bank von Lettland. Unsere Wirtschaft aber geht darüber ihrem endgültigen Zerfall entgegen.

In der Kommissionsfassung balancierte das Ergänzungsbudget mit 14.161.610 Lat. Die Einnahmen sollen durch neue Steuern, Silbergeld, Einkünfte durch die Wegebauanleihe und Kreditoperationen aufgebracht werden. Diese Einnahmenseite ist jedoch auch nicht einen Augenblick als real anzusehen. Nur die Neuemission dürfte etwa 5 Millionen Lat erbringen, alle übrigen Posten sind mehr oder weniger Buchungsmanöver. Es war daher nicht weiter zu verwundern, dass die Regierung bei den Debatten über das vorgelegte Nachtragsbudget in der Plenarversammlung der Saeima sehr harte Dinge zu hören bekam. Besonders scharf gingen die Sozialdemokraten vor. Ihr Sprecher Bastjan bezeichnete das Budget nicht nur als unreal, sondern auch als ungesetzlich, da die Regierung Summen auszugeben beabsichtige, die laut Gesetz dem staatlichen Reservefonds angehören und daher von der Regierung keineswegs verbraucht werden dürfen. Das Budget sei auf den letzten traurigen Resten des staatlichen Reservekapitals und auf einer verkappten Emission aufgebaut. Überraschend war dann schliesslich der Erfolg der tagelangen Debatten. In der Schlussabstimmung wurde das als unreal bezeichnete Budget auf 15.061.610 Lat erhöht.

Ernste Folgen dürfte auch die Herabsetzung des Zinsfusses

für Lettland nach sich ziehen. Vor einiger Zeit hatte die Regierung auf dem Verordnungswege die bis dahin bestehende Zinsnorm von 12% auf 10% herabgesetzt und jede Überschreitung dieser Norm als Wucher qualifiziert. Nach endlosen Debatten gingen die Kommissionen noch weiter und setzten die Höchstnorm auf 9% fest. Der Versuch der Sozialdemokraten, 7% durchzusetzen, misslang, und mit knapper Stimmenmehrheit legte die Saeima schliesslich die Höchstgrenze auf 8% fest. Das entsprechende Gesetz trat mit dem 1. Januar 1933 in Kraft.

Die erste Folge wird wohl eine weitere Kapitalflucht sein. Lettland ist in grossem Masse auf ausländische Geldgeber angewiesen, da es keineswegs in der Lage ist, seine Wirtschaft selbst ausreichend zu finanzieren. Schon die Bankkrisen vom Jahre 1931 haben einen erheblichen Kapitalabfluss nach sich gezogen und das Vertrauen zu unserer Wirtschaftsleitung stark untergraben. Es ist kaum anzunehmen, dass diese neuen Massnahmen das ausländische Kapital auch nur in irgend einer Weise ermuntern wird, Lettland ein grösseres Interesse entgegenzubringen.

Um die Unabhängigkeit der Richter

Während der Debatten über die Abänderung des Gesetzes über die Gerichtsordnung brachten plötzlich, ganz unerwartet die Sozialdemokraten den Antrag ein, dass in Zukunft nicht nur die Ernennung, sondern auch jede weitere Beförderung der Richter durch die Saeima zu erfolgen habe. Mit einer Mehrheit, die von ganz links bis einschliesslich zum Demokratischen Zentrum reichte, wurde dieser Antrag angenommen.

Es ist erstaunlich, dass die Sozialdemokraten, die sich doch so gerne als Hüter demokratischer Verfassungen aufspielen, solch einen Antrag überhaupt einbringen konnten. Denn dass er der Verfassung widerspricht, zum mindesten dem Geist der Verfassung, geht eindeutig aus dem 83. Artikel hervor, der besagt: „Die Richter sind unabhängig und nur dem Gesetz unterstellt." Mit der Annahme des sozialdemokratischen Antrages wird aber die Unabhängigkeit der Richter zur Illusion. Wenn jede Beförderung der Richter vom Landtage abhängig wird, wird ja der Richter direkt dazu gezwungen, will er Kariere machen, sich bei der einen oder anderen politischen Partei beliebt zu machen. Wird dadurch nicht mehr

dem Gesetz unterstellt, sondern den Wünschen und Forderungen der einzelnen Parteiführer. Was das aber bei der ohnehin schon stark gefährdeten Rechtssicherheit bei uns bedeuten würde, kann man sich nur zu leicht ausmalen.

Glücklicherweise war aber der sofort nach Annahme dieses Beschlusses in der Öffentlichkeit einsetzende Sturm der Entrüstung nicht ganz ohne Erfolg. Wenn auch mit knapper Mehrheit, wurde bei der Schlussabstimmung das ganze Gesetz zur nochmaligen Durchsicht der juristischen Kommission überwiesen. Die endgültige Entscheidung steht also noch aus.

Riga, 8. Januar 1933 *Kurt Minuth*

ESTLAND

Um die Verfassungsänderung

Die bei der Staatsversammlung gebildete Kommission zur Ausarbeitung eines Verfassungsänderungs-Entwurfs hat ihre Beratungen abgeschlossen und einen Entwurf ausgearbeitet, der jetzt der Mitte Januar zusammentretenden Staatsversammlung zur Beschlussfassung vorgelegt werden soll. Über die Einzelheiten dieses Entwurfes hier zu berichten verbietet der Raummangel, daher seien nur die wichtigsten Punkte kurz berührt. Hinsichtlich der Bewählung der Staatsversammlung bleibt es beim bisherigen System der proportionalen Listenwahlen. Die Forderung der Landwirte auf Einführung des reinen Mehrheitswahlsystems drang nicht durch, ein solches Wahlsystem würde wohl auch den Verhältnissen unseres Landes nicht entsprechen. Grosse Meinungsverschiedenheiten löste die Frage aus, ob die Zahl der Abgeordneten des Parlaments herabgesetzt werden soll oder nicht. Bekanntlich sah der im August v. J. beim Volksentscheid abgelehnte Entwurf eine Herabsetzung der Zahl der Abgeordneten vor. Die Anhänger dieser Regelung begründen ihren Standpunkt damit, dass dadurch bedeutende Ersparnisse erzielt werden könnten. Die Gegner, zu denen u. a. auch die Vertreter der völkischen Minderheiten gehören, weisen darauf hin, dass durch eine solche Massnahme die Teilnahme der völkischen Minderheiten an den Kommissionsarbeiten des Parlaments gefährdet werden könnte. Darüber hinaus machen estnische Kreise geltend, dass bei einer Verringerung der Abgeordnetenzahl voraussichtlich gerade diejenigen Abgeordneten fortfallen würden, die in erster Linie die sachliche Kleinarbeit in den Kommissionen

des Parlaments leisten. Diese Abgeordneten stehen auf den Kandidatenlisten meist an einer hinteren Stelle, während die ersten Plätze von den Führern der Parteien besetzt sind, die zwar die grosse Politik machen, für die sachliche Kleinarbeit aber weniger in Frage kommen. Leider hat im Ausschuss diejenige Richtung gesiegt, die für eine Herabsetzung der Abgeordnetenzahl eintrat. Der neue Ausschussentwurf sieht vor, dass die Zahl der Abgeordneten nach der Wahlbeteiligung wechseln soll. Die bisherige Zahl der Abgeordneten (100) soll nach dem Entwurf nur bei einer 100prozentigen Wahlbeteiligung gelten, bei geringerer Wahlbeteiligung würde die Zahl der Abgeordneten entsprechend sinken. Mit diesem Kommissionsentwurf ist nun allerdings noch nicht das letzte Wort gesprochen, da der endgültige Text des zur Volksabstimmung kommenden Entwurfes erst bei der kommenden Beratung im Plenum der Staatsversammlung festgesetzt werden wird.

Mit der Frage der Verfassungsänderung hat sich auch der kürzlich stattgehabte Delegiertentag der Deutsch-baltischen Partei beschäftigt, wobei folgende Resolution gefasst wurde: 1) der Delegiertentag befürwortet die Revision der Verfassung durch die Einführung des Präsidentschaftsinstituts; 2) der Delegiertentag spricht sich gegen die Herabsetzung der Zahl der Abgeordneten der Staatsversammlung aus; 3) der Delegiertentag hält es für wünschenswert, dass seine endgültige Stellungnahme eingeholt wird, sobald ein Verfassungsänderungsentwurf zum Volksentscheid gelangt.

Mit den Freiheitskämpfern ist der Verfassungsänderungs-Ausschuss der Staatsversammlung leider zu keiner Einigung gelangt, weshalb im Sommer wohl in jedem Fall zwei Entwürfe zur Volksabstimmung kommen dürften. An einer der ersten Sitzungen des Ausschusses hat zwar ein Vertreter der Freiheitskämpfer teilgenommen, es erwies sich aber, dass die Forderungen der Freiheitskämpfer so weit von den Bestimmungen des Ausschussentwurfes abwichen, dass ein Kompromiss von vornherein ausgeschlossen erschien. Inzwischen ist denn auch das Verfahren für die Volksabstimmung über den Entwurf der Freiheitskämpfer offiziell in Gang gesetzt worden, so dass dieser Entwurf etwa im Juni zur Volksabstimmung kommen dürfte. Beeilt sich aber das Parlament mit der Annahme des vom Ausschuss ausgearbeiteten Entwurfes, so würde dieser wegen der für Parlamentsanträge vorgesehenen

verkürzten Fristen doch noch früher zum Volksentscheid kommen und daher bessere Aussichten haben.

Interessant ist übrigens ein Verfassungsänderungsentwurf, der von der zahlenmässig sehr kleinen Gruppe Wilms eingebracht worden ist. Obgleich dieser Entwurf wegen der sehr geringen Zahl seiner Anhänger praktisch zur Zeit überhaupt keine Bedeutung hat, ist er trotzdem dadurch beachtenswert, dass hier zum ersten Mal von estnischer Seite Vorschläge gemacht werden, die darauf hinauslaufen, das parteipolitisch-parlamentarische System gänzlich zu beseitigen und einen ganz anders gearteten Staatsaufbau zu schaffen. Der Entwurf greift auf die seinerzeit vom Kabinett Needra für die lettländische Staatsverfassung in Vorschlag gebrachten Gedankengänge zurück, indem er eine auf berufsständischer Grundlage gebildete Volksvertretung vorsieht, in der neben den berufsständischen Gruppen auch Gruppen anderer Art, besonders aber auch die völkischen Gruppen der nichtestnischen Staatsbürger, vollberechtigt vertreten sein sollen. Wenn auch, wie gesagt, diesem Entwurf heute noch keinerlei praktische Bedeutung zukommt, so zeigt er doch, dass auch im estnischen Volk Gedankengänge allmählich Eingang finden, in deren Richtung sicherlich zusammen mit Mitteleuropa auch die staatsrechtliche Entwicklung Estlands über kurz oder lang wird gehen müssen, es sei denn dass der östliche Nachbar einen unerwarteten Strich unter die selbständige Entwicklung unseres Landes ziehen sollte. Wir begrüssen das Auftauchen derartiger Gedankengänge innerhalb des estnischen Volkes, denn wir sind der Ansicht, dass auf diesen oder ähnlichen Wegen das politische Leben unseres Landes einer Gesundung entgegengeführt und dass auf dieser Ebene eine wirkliche Verständigung zwischen uns und unseren estnischen Heimatgenossen herbeigeführt werden könnte.

Die Notverordnungen der Regierung Päts

Auf Grund der ihr vom Parlament erteilten Ermächtigung hat die Regierung eine Reihe sehr schwerwiegender Notverordnungen erlassen.

Zunächst haben wir da eine Verordnung über die Besteuerung aller Bankoperationen (mit einigen speziell genannten Ausnahmen), die in irgendeiner Form Zahlungen zu Gunsten von Personen und Firmen enthalten, die im Auslande ihren Wohnsitz haben. Diese

„Valuta"steuer beträgt bis zum 1. September 1933 15% der überwiesenen Summe und wird dann monatlich um ½% verringert, bis sie wieder ganz aufhört. Die durch diese Steuer einkommenden Summen werden zu Gunsten des Sonderfonds zur Förderung des Exports verwandt, aus dem den Exporteuren Exportprämien gezahlt werden. Von dieser Steuer wird für das erste Jahr eine Einnahme von 3 Millionen Kronen erwartet — ob mit Recht, bleibt allerdings abzuwarten.

Eine weitere Verordnung betrifft die Erhebung einer Sondersteuer von Unternehmungen, die zur Rechnungsablegung verpflichtet sind. Laut dieser Verordnung werden alle Handelsunternehmungen I. Kategorie, alle industriellen Betriebe 1. bis 6. Kategorie und alle sonstigen zur Rechenschaftsablegung verpflichteten Betriebe (bestimmte Ausnahmen sind in der Verordnung vorgesehen) mit einer neuen Krisen-Umsatzsteuer belegt, die in Handelsbetrieben 0,5%, für die Transportgesellschaften 1% und für alle sonstigen der Steuer unterliegenden Unternehmungen 2% des Umsatzes beträgt. Befreit von dieser Steuer ist jeder zu Exportzwecken vorgenommene Umsatz. Die durch diese Steuer einkommenden Summen werden zur Deckung des Defizits im staatlichen Haushaltplan und zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit verwandt werden.

Eine Verordnung betr. die Feststellung der Warenqualität und die Festsetzung gerechter Preise soll verhindern, dass durch Preissteigerungen die neuen Steuern restlos auf den Konsumenten abgewälzt werden. Auf Grund dieser Verordnung ist ein Preiskommissar ernannt worden, der aus den Summen des Fonds zur Förderung des Exports gagiert wird. Der Preiskommissar hat über die Preise auf dem Inlandmarkt zu wachen und soll unberechtigte Preissteigerungen verhindern. Er und die ihm zukommandierten Beamten haben das Recht, in allen Unternehmungen zwecks Feststellung der Qualität und des Selbstkostenpreises der Waren Revisionen vorzunehmen. Der Kommissar hat das Recht, Höchstpreise für sämtliche Waren festzusetzen. Gegen die von ihm erlassenen Preisbestimmungen kann Protest bei einer besonderen Kommission eingelegt werden, die speziell zur Regelung der Preise ins Leben gerufen worden ist. Die Beschlüsse dieser Kommission bedürfen der Bestätigung seitens des Wirtschaftsministers. Die Kommission setzt sich zusammen aus Vertretern des Wirtschaftsministeriums, der

Handelskammer, des Börsenkomitees, der Landwirtschaftskammer, des Verbandes der Gewerkschaften und anderer Organisationen.

Laut einer anderen Verordnung wird ab 1. Januar 1933 eine Sondersteuer (Krisensteuer) von physischen Personen erhoben. Bei fest angestellten Arbeitnehmern beträgt sie bei einem Monatseinkommen von 51 bis 100 Kronen 2%, bei einem Monatseinkommen von 101 bis 200 Kronen 3%, von 201 bis 300 Kronen 4%, von 301 bis 500 Kronen 5% und bei allen höheren Einkommen 7%. Monatseinkommen bis zu 50 Kronen sind von dieser Steuer befreit. Die Steuer wird in jedem Monat bei der Gehaltszahlung einbehalten. Bei denjenigen Personen, die keine Arbeitnehmer mit festem Gehalt sind (freie Berufe usw.), wird diese Krisensteuer nach dem Jahreseinkommen errechnet und zusammen mit der Einkommensteuer für das Jahr 1933 festgesetzt. Jahreseinkommen bis zu 600 Kronen sind steuerfrei.

Ferner sind die Gehälter der Staatsbeamten vorläufig vom 1. Jan. bis zum Beginn des neuen Budgetjahres (1. April) herabgesetzt worden. Die Gehaltskürzung beträgt bei einem Monatsgehalt von 40 bis 60 Kronen 4%, bei einem Monatsgehalt von 60 bis 70 Kronen 6% und bei allen höheren Gehältern 8%. Entsprechend sind auch die Dienstalterszulagen herabgesetzt worden.

Alle diese Massnahmen der Regierung haben in der Presse der Landwirte mehr oder weniger ungeteilte Zustimmung gefunden. Die Presse der städtischen bürgerlichen Bevölkerung, d. h. also der Nationalen Mittelpartei, äussert dagegen ihre Unzufriedenheit darüber, dass diese Massnahmen angeblich nur dem einen Zweck der Ausbalancierung des diesjährigen staatlichen Haushaltplans dienen, während für die Ankurbelung der völlig darniederliegenden Wirtschaft von der Regierung bisher nichts unternommen worden sei. In diesem Zusammenhang wurde von einigen estnischen Blättern auch auf die von der Regierung Papen in Deutschland getroffenen Ankurbelungsmassnahmen hingewiesen. An dieser Kritik ist so viel sicher richtig, dass die neuen Steuern auf die Dauer keine Vermehrung der Staatseinnahmen versprechen, wenn das Wirtschaftsleben immer weiter zusammenschrumpft. Andererseits ist aber bei einem so kleinen Wirtschaftsraum, wie ihn das estländische Staatsterritorium darstellt, eine künstliche Belebung auf dem Innenmarkt noch viel schwerer als in Deutschland; der Export soll ja nach Möglichkeit mit Hilfe der neuen Valutasteuer durch Zahlung

von Exportprämien gefördert werden. Dass aber auch auf diesem Gebiet nicht sehr viel erreicht werden kann, liegt bei der heutigen Weltwirtschaftslage wohl auf der Hand. Eine rigorose Herabsetzung aller staatlichen Ausgaben und eine starke Einschränkung des Lebensstandards der gesamten Bevölkerung wird unabänderlich notwendig sein, um in den uns noch bevorstehenden Krisenzeiten durchhalten zu können. Möchten Regierung und alle Bevölkerungsschichten das immer im Auge behalten.

Dorpat, Anfang Januar 1933 *Leo von Middendorff*

DEUTSCHES REICH

Ein Monat Schleicher-Regierung

Zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, ist die Regierung Schleicher wenig mehr als einen Monat im Amt. Die grosse Programmrede des Kanzlers vom 15. Dezember stand in ihrem wesentlichsten Teil unter dem Motto der Arbeitsbeschaffung und unter dem Hinweis auf die Dogmenlosigkeit der Regierung. Wohl sprach der General von einer kurzen Notzeit, in der er nur als neutraler Sachwalter am Ruder zu bleiben gedenke, sein Programm aber ist zweifellos auf lange Sicht berechnet. Es ist das Signum jeder deutschen Regierung der letzten Zeit gewesen, dass sie nur einen Teil der Arbeit ihrer Vorgängerin weitergeführt und den Rest abgebaut hat. Blieb beim Kanzlerwechsel Brüning-Papen die Aussenpolitik im wesentlichen konstant, so übernahm Schleicher von seinem Vorgänger das Wirtschaftsprogramm. Die sozialpolitischen Massnahmen des Papenschen Kabinetts wurden aufgehoben, die innerpolitischen einstweilen unvollendet beiseite gelassen. Im allgemeinen beschränkten sich die Um- und Neuordnungen auf ein verhältnismässig kleines Gebiet. Im Reichstag wurde am 9. Dezember der Gesetzentwurf über die Stellvertretung des Reichspräsidenten angenommen, demzufolge im Falle der dauernden Behinderung des Reichspräsidenten an der Ausübung seines Amtes der Reichsgerichtspräsident sein Stellvertreter wird. Am selben Tage kam auch der Gesetzentwurf über die Streichung des sozialpolitischen Teils der Notverordnung vom 4. September unter Dach, und ein späterer Erlass der Reichsregierung hob die Ausführungsbestimmungen zu jener Notverordnung auf, so dass am 31. Dezember die gesamten lohnpolitischen Lockerungsverordnungen der Regierung

TARTU ÜLIKOOLI
RAAMATUKOGU

Papen ausser Kraft traten. Am 20. Dezember wurden durch eine neue Notverordnung die Sondergerichte und das Republik-Schutzgesetz aufgehoben. Diese Massnahme wurde damit begründet, dass innerpolitisch eine sichtliche Beruhigung eingetreten sei, doch liess der Reichspräsident erklären, dass bereits eine schärfere Notverordnung vorbereitet sei, die erlassen werde, wenn das Vertrauen des Reichspräsidenten und der Regierung in die Aufrechterhaltung der inneren Ruhe getäuscht werde.

Zu einem ersten Konflikt drohte es in der Amnestiefrage zu kommen. Der Rechtsausschuss des Reichstages hatte am 9. Dezember eine Amnestievorlage angenommen, die u. a. die Ausdehnung der Amnestie auf nicht eigennützigen Landes- und Hochverrat vorsah. Ein Einspruch des Reichsrates hätte das Amnestieprojekt zu Fall bringen können. Da aber für den Fall der Ablehnung des Amnestieantrages im Ältestenrat des Reichstages die Einberufung des Parlaments und die Behandlung der Misstrauensanträge gegen das Kabinett gefordert und durchgesetzt worden wäre, verzichtete der Reichsrat auf einen Einspruch gegen den Amnestiegesetzentwurf und der Reichstag daraufhin auf seinen Zusammentritt im Dezember. Die zum Weihnachtsfest durchgeführte Amnestie ist die umfassendste, die jemals in Deutschland zum Gesetz erhoben wurde. Von ihr wurden nicht weniger als 15000 politische und andere Gefangene erfasst.

Deutschlands neue Handelspolitik

Die Einfuhr von Schweineschmalz und Papierholz ist am 1. Januar 1933 unter Einfuhrbewilligung gestellt worden. Der deutsch-holländische Handelsvertrag ist am 31. Dezember abgelaufen, Verhandlungen über einen neuen Zolltarifvertrag werden noch im Laufe des Januar aufgenommen werden. Einstweilen sind die autonomen Zollsätze in Kraft getreten. In den letzten Dezembertagen ist im Vorgang der Auflockerung des deutschen Aussenhandelssystems ein Abkommen mit Frankreich geschlossen worden, das auf französischen Wunsch die Möglichkeit vorsieht, einzelne Positionen der Tarifabmachungen mit 14-tägiger Frist aufzukündigen, wobei ein gewisses gegenseitiges Verhältnis zu wahren ist. Die Bedeutung des deutsch-französischen Zusatzabkommens liegt darin, dass es erstmalig eine Bresche in das Handelsvertragssystem der Meistbegünstigung legt. Im Artikel 6 des Abkommens werden

Präferenzverträge nach Art der in Stresa verabredeten sowie Kollektivverträge, die unter den Auspizien des Völkerbundes abgeschlossen werden, ausdrücklich von der Meistbegünstigung ausgenommen. Damit ist nicht weniger als die Revision des status quo von Versailles auf wirtschaftlichem Gebiet eingeleitet.

Geht somit die Neugestaltung der handelspolitischen Beziehungen Deutschlands mit seinen Nachbarstaaten den Weg einer individuellen Regelung der gegenseitigen Zollbindung weiter, so ist im Inneren ein Konflikt auf Grund einer Regierungsverordnung über den Butterbeimischungszwang für Margarine ausgebrochen, der sich bis zu einer offenen Stellungnahme der durch die Erfolglosigkeit der Kontingentierungsbestrebungen ohnehin erbitterten Landwirtschaft gegen das Kabinett zu verschärfen droht.

Die Arbeitsbeschaffung

Das Kernstück der innerpolitischen Massnahmen der Regierung Schleicher ist nach wie vor die Arbeitsbeschaffung. Der Start des neuen Reichskommissars, Dr. Gereke, ist nicht glücklich gewesen. Es hat überaus langwieriger Verhandlungen bedurft, um die Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, die durch die bis zuletzt ungeklärte Frage der Befugnisse des Reichskommissars sowie durch Widerstände hervorgerufen worden waren, die aus gewissen Kreisen der amtlichen Bürokratie und der Wirtschaft geltend gemacht wurden, die durch die Einbeziehung der sozialdemokratischen Gewerkschaften in die „Querfront" stutzig geworden waren. Das ursprüngliche Arbeitsbeschaffungsprogramm hat dadurch eine wesentliche Veränderung erfahren. Das Mass der Mittel, die überhaupt für die Arbeitsbeschaffung zur Verfügung stehen, wird vom Reichskommissar auf etwa 2,7 Milliarden Reichsmark beziffert. Sofort zur Verfügung gestellt werden sollen davon 500 Millionen Reichsmark. Diese Summe wird den 2,7 Milliarden entnommen, über deren Hergabe sich seinerzeit Reichskanzler von Papen mit dem Reichsbankpräsidenten verständigt hatte. Die Laufzeit der Darlehen aus dem 500 Millionen-Fonds soll der voraussichtlichen Lebensdauer der zu erstellenden Anlagen angepasst werden. Bei einer Tilgungszeit von z. B. 20 Jahren beträgt die Rente jährlich 6% des Darlehens. Die übrigen Kosten des Kapitaldienstes trägt das Reich, ausserdem werden zwei Freijahre vorgesehen. Werbende Anlagen haben die normalen Zins-

und Tilgungslasten aufzubringen. Die Vergebung der Arbeiten soll grundsätzlich an Unternehmer erfolgen. Die bei den Arbeiten beschäftigten Arbeitnehmer sind bei wöchentlich 40-stündiger Arbeitszeit zu den geltenden Tarifsätzen zu entlohnen. Die ursprünglich vorgesehene Zinslosigkeit der Darlehen ist im Laufe der Verhandlungen gefallen. Der ganze Plan stellt sich nunmehr als eine Art Zwischenschaltung der öffentlichen Hand dar, wobei das alte Ankurbelungsprogramm der Regierung Papen an sich unverändert bleibt. Andererseits ist zu beachten, dass das Sofortprogramm für die Arbeitsbeschaffung nach der Ansicht des Reichskanzlers und des Arbeitsbeschaffungskommissars nur den ersten Schritt einer grossen Aktion zur Arbeitsbeschaffung durch die öffentliche Hand darstellt.

Die künftige Durchführung des Programms soll durch die Anordnung erleichtert werden, dass der Reichskommissar für Arbeitsbeschaffung direkt dem Reichskanzler untersteht. Ein Ausschuss für Arbeitsbeschaffung und ein zweiter für die Siedlung sichern durch ihre Zusammensetzung die Zusammenarbeit des Kabinetts mit dem Reichskommissar. Ein Beirat zur beratenden Mitwirkung an den Aufgaben des Reichskommissars, dessen Mitglieder der Reichskommissar beruft, soll in Zukunft die Grundlagen für die sachliche Fortführung des Arbeitsbeschaffungsprogramms ausarbeiten.

Neben der Arbeitsbeschaffung dienen der freiwllige Arbeitsdienst und das Jugendwerk zur Betreuung und Fortbildung jugendlicher Erwerbsloser. Finden sich im freiwilligen Arbeitsdienst entweder landsmannschaftliche Zusammenschlüsse verschiedener Bünde und Gruppen oder aber grössere Jugendgruppen an sich zu Arbeitsgemeinschaften zusammen, so hat das Jugendwerk, offiziell „Notwerk der deutschen Jugend" genannt, die Aufgabe, arbeitslose Jugendliche bis zu 25 Jahren während der Zeit ihrer Arbeitslosigkeit beruflich zu ertüchtigen, gemeinschaftlich zu verpflegen und ihnen Gelegenheit zu sportlicher Betätigung, geistiger Anregung und Fortbildung zu bieten.

Innerpolitische Krisenherde

Innerhalb der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei bereitet sich der Austrag von Gegensätzen vor, deren Pole weltanschauliche Haltung und aktive Politik sind. Der Reichsorgani-

sationsleiter der Partei, Gregor Strasser, hat seine Parteiämter niedergelegt und damit zum Ausdruck gebracht, dass er nicht in der Lage sei, die Verantwortung für den gegenwärtigen Kurs der Parteileitung weiter zu tragen. Strasser, der als Führer des antikapitalistischen Flügels in der Partei gilt, wurde daraufhin beurlaubt, Hitler selbst übernahm die Leitung der politischen Organisation, löste die wirtschaftspolitische Abteilung der Partei auf, setzte eine politische Zentralkommission ein und stellte den Organisationsaufbau der NSDAP noch stärker auf sich selbst ein. Unmittelbar nach dem Ausscheiden Strassers unternahmen die nationalsozialistischen Präsidenten des Reichstags und des preussischen Landtages bei Hindenburg einen Vorstoss in der Frage des Dualismus Reich — Preussen. Über den Inhalt der Unterredung ist im einzelnen nichts bekannt geworden, doch handelte es sich in den Besprechungen beim Reichspräsidenten und in denen, die anschliessend von nationalsozialistischer Seite mit Deutschnationalen und Zentrum geführt wurden, offensichtlich darum, in Preussen die Basis für eine parlamentarisch gestützte Regierung mit nationalsozialistischer Spitze zu schaffen. Zu einem positiven Ergebnis haben diese Verhandlungen an keiner Stelle geführt, da offensichtlich sowohl der Reichspräsident als auch die für eine Koalition mit den Nationalsozialisten in Preussen in Betracht kommenden Parteien der Ansicht waren, dass das gegenwärtige Regime der Reichskommissare in Preussen erst dann durch eine parlamentarisch gestützte Regierung ersetzt werden könne, wenn die Gewähr dafür gegeben sei, dass auch die Regierung im Reich nicht mehr mit einer nationalsozialistischen Opposition zu rechnen habe. Inwieweit die Begegnung des ehemaligen Reichskanzlers v. Papen mit Hitler den Schluss zulässt, dass die Nationalsozialisten bereit sind, aus dieser Sachlage positive Konsequenzen zu ziehen, lässt sich zur Zeit noch nicht übersehen. Jedenfalls zeigt sich aber schon kurz nach der Kölner Begegnung, dass die Tendenzen zur Frontbildung gegen die Wirtschafts- und Sozialpolitik des Kabinetts Schleicher mit Bestrebungen zusammentreffen, die der Aera Schleicher aus Gründen der Innenpolitik lediglich den Rang eines Zwischenspiels einräumen wollen, nach dessen Ablauf die Notwendigkeit der Reichsreform um so unabweislicher erscheint. Die Frage, ob Hindenburg dem Kanzler die Ermächtigung zur Reichstagsauflösung erteilt, wenn die Parteien der Schleicher-Regierung in der Januartagung

des Reichstages ihr Misstrauen votieren, beherrscht die politische Diskussion dieser Tage.

Der Kampf in Genf

Die am 11. Dezember in Genf unterzeichnete Schlusserklärung der 5 Grossmächte über die gleichzeitige Regelung der Gleichberechtigungs- und Sicherheitsfrage hat eine ungleichmässige Presse gefunden. Die Bedeutung dieses Dokuments scheint uns darin zu liegen, dass der Versuch Frankreichs, Deutschlands Abwesenheit von der Abrüstungskonferenz zu benutzen, um die Gleichberechtigungsfrage unter den Tisch fallen zu lassen, gescheitert ist. Deutschland hat die Möglichkeit, diese Frage zum Angelpunkt der Konferenz zu machen, ohne befürchten zu müssen, dass es erneut isoliert wird. An die Stelle des Entwaffnungsdiktats im Teil V des Versailler Vertrages soll in jedem Fall eine gegenseitige Übereinkunft über die Abrüstung treten. Durch diese Festlegung ist der Versailler Vertrag erstmalig nicht nur praktisch, sondern auch formal durchlöchert worden. Stellt man diesen grundsätzlichen Erfolg fest, so wird man auf der anderen Seite nicht übersehen dürfen, dass der praktische Kampf um die Wehrhoheit des Deutschen Reiches und um seine Gleichberechtigung erst Ende Januar nach dem Wiederzusammentritt der Abrüstungskonferenz entbrennen wird. Dieser Kampf wird aber auf deutscher Seite trotz der französischen Auslegungskünste und trotz des bestellten Vorstosses der kleinen Mächte unter polnischer Führung gegen die Genfer Übereinkunft von einer viel besseren Stellung aus geführt werden können, als sie vorher bestand.

Ostpolitische Fragen

Einzelne Ansätze lassen erwarten, dass die deutsche Ostpolitik sich in gewisser Hinsicht künftig aktiver gestalten wird. Bei der Behandlung der grossen Agrarbeschwerde des Deutschtums in Polen vor dem Völkerbundsrat erklärte der deutsche Aussenminister am 9. Dezember, dass der von einem Dreierausschuss des Völkerbundes ausgearbeitete Vorschlag in dieser Angelegenheit für Deutschland nicht annehmbar sei. Gegenüber der unverbindlichen Feststellung des Ausschusses, dass bei der Heranziehung des deutschen und polnischen Grundbesitzes zur Agrarreform ein Missverhältnis vorliege, für dessen Zurechtstellung die polnische Regierung Sorge tragen möge, erklärte Herr v. Neurath, dass nach

den Richtlinien der polnischen Agrargesetzgebung den deutschen Minderheiten in Posen und Pommerellen um 12500 ha zuviel enteignet worden seien, und dass es für Deutschland unmöglich sei, einen Bericht oder eine Lösung anzunehmen, die nicht eine wirkliche Garantie für die Beseitigung des begangenen Unrechts schaffe. Insbesondere sei eine Nachprüfung der von der polnischen Regierung aufgestellten Namenslisten für die Enteignung notwendig. Gegenüber den Versuchen des polnischen Vertreters, die Angelegenheit zu bagatellisieren, erklärte der Reichsaussenminister, falls es nicht möglich sei, die polnischen Verfehlungen wiedergutzumachen, müsse die grundsätzliche Fehlerhaftigkeit des gesamten Minderheitenschutzverfahrens des Völkerbundes festgestellt werden. Der Bericht wird daraufhin einer neuen Prüfung unterzogen und dem Völkerbundsrat wieder vorgelegt werden.

Ostpolitisches Interesse zeigt sich in zunehmendem Masse auch im deutschen innerpolitischen Leben. Der Auswärtige Ausschuss des Reichstages tritt demnächst zur Besprechung ostpolitischer Fragen zusammen. Im preussischen Landtage sind erst während seines letzten Tagungsabschnitts verschiedentlich Stimmen laut geworden, die eine stärkere Berücksichtigung auslanddeutscher Fragen durch das Auswärtige Amt forderten, und im Zuge der Besprechungen zur Reichs- und preussischen Verwaltungsreform wird in letzter Zeit verschiedentlich der Gedanke aufgeworfen, die Verwaltungen der 5 ostelbischen Provinzen Preussens, ihren besonderen Aufgaben im Osten entsprechend, sei es unter einem Staatssekretär für Ostfragen in der Reichskanzlei, sei es durch die Bildung eines Ostausschusses zusammenzufassen. Es beginnt sich allenthalben in politischen Kreisen Deutschlands die Anschauung durchzusetzen, dass das Schwergewicht des Reiches sich vom gesicherten Westen zum bedrohten Osten hin verlagert.

Das politische Revirement der deutschen diplomatischen Vertretungen in den Randstaaten ist durch die Ernennung des Vortragenden Legationsrats Dr. Martius zum Gesandten in Riga und des Generalkonsuls in Leningrad Dr. Erich Zechlin zum Gesandten in Kowno beendet worden. Gesandter Dr. Martius, der in Riga den Posten des zum Leiter der Kulturpolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes ernannten Gesandten Dr. Stieve übernimmt, ist aus dem Justizdienst hervorgegangen. Er war während des Krieges im Reichsmarineamt, danach als Hilfsarbeiter und Legationsrat in der

Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes beschäftigt, wurde wegen seiner besonderen Kenntnisse der mit dem Versailler Vertrag zusammenhängenden Fragen in den Jahren 1922/23 der deutschen Botschaft in Paris zugeteilt und 1926 zum Dirigenten in der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes ernannt, wo er besonders Repararationsfragen bearbeitete. Dr. Erich Zechlin, ein Bruder des langjährigen Pressechefs der Reichsregierung, tritt in Kowno an die Stelle des Gesandten Morath, der nunmehr das Reich in Uruguay vertritt. Dr. Zechlin kommt aus dem Archivdienst, war von 1916—1918 Referent für politische Angelegenheiten in der Verwaltung des Oberbefehlshabers Ost und 1919 als Sachverständiger bei der deutschen Friedensdelegation in Versailles tätig. Beide Diplomaten erwartet ein interessantes und wichtiges Arbeitsfeld.

Berlin, 7. Januar 1933 *Harald Nietz*

UMSCHAU

Der Fall Lampel in Riga

Eine Theateraufführung im Deutschen Schauspiel zu Riga ist der Ausgangspunkt einer geistigen Auseinandersetzung geworden, die das rigasche Deutschtum stärker erregt, tiefer ergriffen hat als jeder der seit langem in Riga fast alljährlich auftretenden literarischen Meinungskämpfe. Die Auseinandersetzung will ernst genommen werden; schärfer als bisher sind bei dieser Gelegenheit Gegensätze zum Ausdruck gelangt, die durch das ganze baltische Deutschtum gehen und es auf lange hinaus im Zustande starker geistiger Spannungen erhalten werden. Weil es letzten Endes nicht um ein unter hundert ähnlichen mehr oder weniger belangloses Theaterstück, sondern um weltanschauliche Grundeinstellungen geht, ist eine Aufnahme der Frage auch an dieser Stelle geboten.

*

Die Leitung des Deutschen Schauspiels brachte Peter Martin Lampels „Revolte im Erziehungshaus“ zur Aufführung. Uraufgeführt am 2. Dezember 1928 durch eine Gruppe junger Schauspieler im Thalia-Theater in Berlin, verdankt dieses „Schauspiel der Gegenwart“ seine Entstehung gewissen Krisenerscheinungen in deutschen Fürsorgeheimen, die der Autor zum Gegenstande einer erregten Handlung gemacht hat. Verwahrloste, verbrecherische, pathologische und gefährdete Jugend; ein ahnungsloser Pfarrer-Direktor, ein brutaler Hausvater, ein tückisch-feiger Erzieher, ein verdorbenes Mädchen und ein bei allem Idealismus recht dürftiger Hospitant — mit diesen Personen soll ein „Stück Leben“ hingestellt werden, ein Ausschnitt aus dem „wahren Leben“, wie der Naturalismus es aus idealistischer Verhüllung zu befreien glaubte, in der ganzen harten Einseitigkeit seiner verzweifelten Weltansicht, die hier doch nur — man spürt es gerade am gewollt Superlativischen im Herausstellen der „natürlichen“ Dinge — als angenommene

Haltung, als Mittel zu fremden Zwecken erscheint.

Wer dieses Empfinden hat, wird auch den soziologischen Wert des Stückes nicht sehr hoch anschlagen können. Bürgerliche Menschen einer Spätzeit, die den Arbeiter entdecken, neigen dazu, das Dämonische der proletarischen Existenz zu überschätzen; sie laufen Gefahr, wenn sie vom Unzarten und Wilden einer grundfremden Welt angerührt werden, Roheit mit Kraft zu verwechseln. Nicht immer hat der Schützengraben dieses bourgeoise Urteil korrigiert. Nur zu oft haben bürgerliche Menschen ihr Selbstgefühl gegenüber der Proletarierhaltung eingebüsst; meist aus Mangel an eigener geistiger und sittlicher Substanz. Eine ganze Literaturgattung legt von dieser zeitgenössischen Selbstaufgabe des Bürgers Zeugnis ab; verwandte Züge finden wir auch in der Lampelschen dramatischen Produktion.

Die fremden Zwecke aber? Es kann u. E. keinem Zweifel unterliegen, dass die „Revolte im Erziehungshaus" ein Konjunktur- und ein Tendenzstück ist; mögen auch neben den reisserischen die echteren Töne wirklicher Anteilnahme durchklingen und mag die Tendenz aufgesplittert sein und in nichts als blinde Anregungen auslaufen. Der Geist dieser Anregungen ist einheitlich; er ergibt sich keineswegs zwangsläufig aus der Milieuschilderung. Lampel will ein Feind des Bolschewismus, sein Stück soll in Moskau wegen der Kritik an der Zwangserziehung verboten sein; an der Wirkung seiner Sentenzen ändert das nichts: das Stück ist mit seinen Lösungsvorschlägen (Befreiung des Trieblebens, Vernichtung aller heteronomen Autorität) kulturbolschewistischem Geiste mindestens so nahe verwandt, dass es in diesem Sinne wirken kann und u. U. muss. Dass der Tendenz der Lösungsversuche die dramatische Logik des Stückes entgegensteht, schwächt sie wenig: unmittelbar wirken nur die Worte. „Es verwirrt, wo geordnet werden sollte", schrieb das „Deutsche Volkstum" im Februar 1929 über das Stück, „bei dem Anblick dieser realistisch aufgemachten Unwahrheiten ergreifen uns keine „heilsame Schauer". Die Zeitgenossen — heisst es dann sehr bitter weiter — fühlen ihre Grosstadtnerven angerissen, und sie loben den Dichter, weil er Wahrheit und Schönheit verzehrt."

Das Deutsche Schauspiel liess die „Revolte" am 14. Dezember über die Bühne gehen. Die Regie hatte einzelnes gestrichen und gemildert; bei der Darstellung des Pfarrers wurde auf die reichlich gebotenen Möglichkeiten karikaturistischer Zeichnung verzichtet; ans Ganze war ernste Arbeit gewandt worden; die Aufführung bewies, dass das Deutsche Schauspiel etwas leisten kann. Am Charakter des Stückes hatte nichts geändert werden können. Am Schluss des 1. Aktes setzten die Störungen ein: Studenten pfiffen, im Theatersaal kam es zu einem heftigen Wortwechsel. Die Polizei in einem verstärkten Aufgebot schritt ein und nahm Feststellungen vor. Die Aufführung wurde zu Ende geführt und fand bei einem Teil der Zuschauer enthusiastischen Beifall.

*

Nach der Premiere wandten sich gegen das Stück und seine Aufführung in Riga in Kundgebungen und Erklärungen die rigasche deutsche Pastorenschaft, der Baltische Landeswehrverein, der Verband deutscher Jugend und die Convente der 6 deutschen Corps. Die rigaschen Pastoren ermahnten ihre Gemeindeglieder, den Aufführungen fernzubleiben; die gesamte organisierte Jugend kündigte einen Boykott des Theaters an. Auf Veranlassung der

Führung der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft wurde das Stück dann vom Spielplan abgesetzt. Die Erregung in der deutschen Öffentlichkeit, begleitet von einer Welle auch persönlich zugespitzten Misstrauens, hatte inzwischen solche Ausmasse angenommen, dass der Bischof der deutschen Gemeinden und der Präsident der Volksgemeinschaft sich veranlasst sahen, drei Tage vor Weihnachten öffentlich zur Einhaltung eines weihnachtlichen Burgfriedens aufzufordern. Dieser Schritt wurde allgemein als erlösend empfunden. Die Frage ist dann erst am 9. Januar im Hauptvorstande der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft wieder aufgenommen worden. Der Hauptvorstand fasste eine Resulution, die darin gipfelte, dass beschlossen wurde:

1. an den Chef der Verwaltung des deutschen Bildungswesens die Bitte zu richten, seinen Vertreter im Theaterkomitee zu beauftragen, ihn über alle Fälle, in denen die Aufführung von Stücken beschlossen wird, die seiner Ansicht nach geeignet sind, die kulturellen Güter unseres Volkstums zu gefährden, unverzüglich Bericht zu erstatten, damit ihm auf diese Weise Gelegenheit geboten wird, sich persönlich mit der Leitung des Theaters auseinanderzusetzen;

2. an das Theaterkomitee die Bitte zu richten, in den Fällen, in denen der Vertreter der Verwaltung des deutschen Bildungswesens entgegen der Majorität der Glieder des Theaterkomitees in der Aufführung eines Stückes eine Gefährdung kultureller Güter unseres Volkstums erblickt, von der Aufführung bis zur Auseinandersetzung mit dem Chef des deutschen Bildungswesens Abstand zu nehmen;

3. an die deutsche Presse die Bitte zu richten, die Propagierung minderwertiger Stücke, auch wenn sie einen Kassenerfolg versprechen, zu unterlassen;

4. an den Theaterverein die Bitte zu richten, einem Vertreter der Volksgemeinschaft Sitz und Stimme im Theaterkomitee einzuräumen;

5. an alle Deutschen unseres Landes die Bitte zu richten, bei der zu erwartenden Diskussion über die mit der Aufführung der „Revolte im Erziehungshaus“ zusammenhängenden Fragen nicht zu vergessen, dass eine Auseinandersetzung auch über Fragen der Weltanschauung ohne Herabsetzung des Gegners geführt werden soll und dass wir Balten heute mehr denn je Grund haben, über das uns Trennende hinweg das uns Verbindende zu suchen und zu wahren.

Wir erachten es für einen hohen Gewinn, dass durch diesen Beschluss, dessen Ausführung sichergestellt ist, der Einfluss der Verwaltung des deutschen Bildungswesens und der Deutschen Volksgemeinschaft auf das deutsche Theater verstärkt worden ist.

*

Die Pressediskussion über die „Revolte“, die am 10. Januar einsetzte und unter Beteiligung Lampels eine Woche lang das Interesse breiter Bevölkerungskreise wachhielt, ist inzwischen geschlossen worden. Das Stück wird allmählich vergessen werden. Eine Tatsache aber sollte nachwirken: der Schritt der rigaschen deutschen Pastoren. Die scharfe Erklärung der Pastorenschaft, die erste und ihrer Unterzeichner wegen gewichtigste aller Kundgebungen gegen die „Revolte“, ist in unserer gebildeten Gesellschaft am meisten missverstanden worden. Dies sollte sehr nachdenklich stimmen. Ich bin der Meinung, dass in ihr — von aller Form abgesehen — das Tiefste und Beste, was wir haben, Ausdruck gesucht hat.

Zum Verständnis unserer geistigen Situation kann vielleicht eine geschichtliche Erinnerung beitragen. Der bekannte literarische Konflikt Lütkens-Heyking, der 1878 in Riga spielte, hat die deutsche Gesellschaft Rigas nicht weniger erregt als heute der Streit um die „Revolte". Der Redakteur der Baltischen Monatsschrift, Edmund von Heyking, hatte im ersten Heft der Zeitschrift, das unter seiner Leitung erschien, eine Novelle veröffentlicht („Im Zuge"), die an der Heiligkeit der Ehe zu zweifeln schien. Ein angesehener rigascher Prediger, der Oberpastor an der St. Petrikirche, früher Privatdozent der Theologie in Dorpat, Mag. J. Lütkens nahm in einer Broschüre dagegen Stellung, worauf Heyking eine heftige Antwort drucken liess. Der Streit wurde in einer ganzen Flut von Broschüren fortgesetzt. Wesentlich erscheint uns dabei vor allem zweierlei: dass die damals so ernst beanstandeten Stellen, jene einstigen Pikanterien uns heute kühl lassen und dass Lütkens bei aller Strenge seines Urteils zuerst eine geradezu zaghafte Kritik schrieb. Die Verschiebung der Fronten seit 1878 wird deutlich. Die Gefahr, die damals am fernen Horizont stand, geht heute unbekümmert durch alle Strassen, in alle Häuser. Die Auflösung der Bindungen, die Säkularisierung des Lebens, herbeigeführt durch die geschichtlich berufene Herrschaft grosser Ideen, damals nur wenigen sichtbar, ist heute vor aller Augen nahezu vollendet.

Gibt es wirklich noch viel zu zerstören? Steht nicht unsere Gesellschaftsordnung, unser bürgerliches Erbe, unsere Kulturwelt im Zeichen eines „Noch", hinter dem wir das gähnende Dunkel apokalyptischer Vorgänge ahnen? Vielleicht wird den Menschen noch einmal eine neue Ordnung geschenkt, wenn sie vor dem zerstörenden Kulturbolschewismus die ursprünglichsten Kräfte bewahren, aus denen allein eine Erneuerung kommen kann: die Gesundheit der Familie, die Scheu vor dem Verborgenen, die Ehrfurcht vor göttlichen Geboten. Bei dieser Gesamtansicht der Dinge erträgt man nichts mehr, weder auf der Bühne, noch im Film, noch in der Tagespresse, was Gebundenes weiter aufzulösen trachtet, ja auch nur was ein wildes ratloses Fragen ohne Antwort, ohne Ausweg, ohne Rettung in unsere immer brüchiger werdende Gesellschaft trägt. Also ein Zeichen von Schwäche? Ja, auch das. Dass wir doch einsehen wollten, wie schwach die inneren Reserven unseres kaum mehr als dem Namen nach christlichen Europa geworden sind. *R. W.*

Die Enteignungswalze

Die neue lettische Verwaltung der rigaschen Domkirche hat an die deutsche Domgemeinde vor einigen Tagen das Ansinnen gerichtet, ihr nach der Kirche und den Pastoraten nun auch noch die silbernen Altargeräte und ihren Kirchhof mit den Kapellen auszuliefern. Die Forderung ist konsequent und liegt auf der Linie jener bekannten Mentalität, von der uns so viel trennt, dass wir sie überhaupt nicht mehr verstehen können. Das Silber ist unzweifelhaft deutsches Eigentum. Der alte deutsche Kirchhof ist fast völlig ausgenutzt. Nun will man die Gräber der deutschen Toten in lettische Regie nehmen. Wozu? Um auch hier den Nationalgeist Triumph feiern zu lassen? Auf einem Friedhof? Wir sagen kein Wort mehr, wir würden sonst sehr scharf und sehr bitter werden.

R. W.

Rückblick auf den Revaler Putsch von 1924

Aus dem „Sõdur" bringt die „Revalsche Zeitung" in Übersetzung eine Betrachtung des estnischen Obersten

K. Laurits über den kommunistischen Putschplan vom 1. Dezember 1924, der wir nachfolgende interessante Feststellungen entnehmen.

Der misslungene Dezemberputsch in Reval stellt nur ein Glied in der Kette von Aufständen dar, die, durch Moskauer Emissäre entfacht, die Weltrevolution herbeiführen sollen. Die Reihe beginnt mit dem Staatsstreich in Grusinien von 1920, wird durch die mitteldeutschen und bulgarischen Aufstandsversuche fortgesetzt und hat bekanntlich auch heute noch nicht ihren Abschluss gefunden. Das Ziel ist überall klar genug: anstelle der bestehenden Regierungsform die Diktatur des Proletariats herbeizuführen. Für Estland aber ist darüber hinaus noch jener Beschluss der kommunistischen Partei von 1920 bedeutsam: „Die Arbeiterschaft Estlands vereinigt sich mit der Sovetunion, nachdem sie die Gewalt erobert hat."

Im April 1924 glaubte das kommunistische Zentralkomitee feststellen zu können, dass die überwiegende Mehrzahl des städtischen Proletariats in Estland hinter der kommunistischen Parteifahne stände und dass auch die grosse Masse der Landarbeiter und Kleinsiedler einer Arbeiterregierung Wohlwollen entgegenbringen würde. Der Rest der Bauernschaft sowie das Bürgertum seien teils politisch gleichgültig, teils durch innere Fehden gespalten, so dass von dort kein ernsthafter Widerstand zu befürchten sei. Im Militär gäbe es zudem eine breite kommunistische Strömung, die einem bewaffneten Umsturz entgegenkommen werde. Es stellte sich jedoch später heraus, dass diese Voraussetzungen zur Verwirklichung der nunmehr konkrete Form annehmenden Pläne nur zu sehr geringem Teil zutrafen.

Die vorhandenen Kräfte, welche am 1. Dezember 1924 Reval überrumpeln sollten, waren sehr schwach. Es wurden 3 Bataillone mit zusammen 400 Mann aufgestellt, von denen jedoch letztlich nur 227 Mann erschienen. Auch die Bewaffnung war dürftig, doch hoffte man sie aus der Kriegsbeute vervollständigen zu können. Endlich entbehrte die Hälfte der späterhin Verhafteten noch jeglicher militärischen Ausbildung. Ebenso ungenügend wie die Vorbereitung und Ausrüstung der Aufständischen war die Organisation des Putschplanes. Die vorhandenen geringen Kräfte wurden verzettelt, da man möglichst viele Punkte gleichzeitig zu besetzen suchte. So konnten die Kräfte der jeweiligen Sturmabteilungen ihren Aufgaben nicht entsprechen. Da keinerlei Reserven bereitgestellt waren, auch Richtlinien für den Fall des Misserfolges oder auch nur für den weiteren Verlauf des Aufstandes nicht ausgegeben waren, erklärt es sich, dass die Formationen gleich nach dem Misslingen des Planes auseinanderliefen.

Ausser in Reval war eine bewaffnete Aktion ursprünglich auch in Pernau und Narva geplant gewesen. Man rechnete damit, dass es genügen würde, die durch Überrumpelung gewonnene Macht nur 24 Stunden zu behaupten, bis die erwartete Hilfe von auswärts zur Stelle wäre. Tatsächlich waren auch hinter der russischen Grenze grössere Abteilungen zusammengezogen, die aber durch das Misslingen des Putsches verhindert wurden einzumarschieren.

Der Erfolg des Revaler Aufstandes war auf drei Voraussetzungen aufgebaut: 1. dass man auf keinen ernsthaften Widerstand stossen werde, 2. dass eine unerwartete blutige Überrumpelung zur Einschüchterung der Bevölkerung genügen werde, 3. dass rechtzeitig Hilfe von auswärts zur Stelle sein werde. Von diesen Hoffnungen hat sich nicht eine erfüllt. Damit brach der Putsch im Entstehen zusammen. *B.*

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Rolf Gardiner, World Without End. British Politics and the younger generation. London 1932.

Der Verfasser hebt Englands europäische Aufgabe gegenüber den Weltproblemen, mit denen es überbürdet sei, hervor und führt in diesem Zusammenhang etwa folgendes aus:

Die Geschichte Englands und damit der Welt wurde in den letzten Jahrhunderten weitgehend dadurch bestimmt, dass England die Welt als seine Aufgabe, sein Feld betrachtet hat; eine Auffassung, die religiös fundiert und mächtig in ihrer Auswirkung gewesen ist. Diese Ideen, aus denen das Weltreich entstanden ist, sind heute tot. Aus dem ursprünglichen Idealismus ist Materialismus geworden. Die Überbetonung der Einheit des Reichs, das krampfhafte Suchen nach wirtschaftlichen Banden zeigen, dass diese Einheit fast aufgehört hat zu bestehen. Die Dominions legen immer weniger Wert auf den Zusammenhang mit dem Reich; der Heimatengländer empfindet den Kolonialen, der von der neuen Umgebung geformt ist, als Barbaren. Geistig gehört England zu Europa.

Die Weltprobleme, mit denen England heute befasst ist, sind nicht zu lösen. Die vielfach vorgeschlagenen liberalistischen Lösungen sind als mechanistisch unwirksam und unwirklich abzulehnen, Zudem sind weder Russland noch Deutschland, ohne die eine Lösung nicht denkbar ist, für Liberalismus zu haben. Eine Welt-Planwirtschaft hat wenig Aussicht auf Verwirklichung. Die Entwicklung bewegt sich in der Richtung auf grosse autarke Wirtschaftseinheiten.

Was wird aus England, wenn das Reich auseinanderfällt?

Die Antwort des Autors fällt optimistisch aus. Wirtschaftlich liessen sich in Europa Kompensationen für den Handel mit den Kolonien finden. Politisch sowohl als geistig hätte ein solches neues England eine grosse und edle Aufgabe als germanische und protestantische Vormacht in Mittel- und Nordeuropa vor sich.

Der heutige übertriebene Nationalismus muss schwinden. Religiös verankerte Ideen sollen das Zusammenleben der Völker bestimmen. Erinnert wird an das Heilige Römische Reich deutscher Nation. Für Mittel- und Nordeuropa muss eine christlich-germanische allgemein gültige Lösung gefunden werden. Wechselbeziehungen zwischen einzelnen Plätzen, geistigen und wirtschaftlichen Zentren müssen, da weitaus befruchtender, wieder in den Vordergrund treten gegenüber überlebtem, abstraktem Internationalismus.

Englands zukünftige Mission wäre es, der „Tempel" im neuen Europa zu sein. Nur England besitze die Tradition, die Erfahrung und die wesentlichen Charaktereigenschaften, um die geistige Führung zu übernehmen. Im Kampf des wahren Europa gegen Materialismus und Bolschewismus sind Werte, vor allem religiöse Werte entscheidend.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Gardiner dem Baltikum und den Balten. Ein Zusammenwirken Englands und Deutschlands in diesen Ländern, die heute wie im Mittelalter ein gefährdetes Grenzland sind, ist geboten und wäre befruchtend für die Völker, die osteuropäische Aufgaben richtig sehen und anpacken.

Gardiners Broschüre ist ferner, worauf nicht näher eingegangen wird, bemerkenswert darin, dass hier zum Ausdruck kommt, wie stark Gedankengut der deutschen Erneuerungsbewegung in

der jungen politisch interessierten Generation Englands Anklang gefunden hat.

Seine Konzeption der kommenden Entwicklung und der europäischen Aufgaben Englands ist grosszügig und greift unter Ablehnung alles dessen, was als Tradition britischer Politik angesehen wird, auf Zusammenhänge zurück, die zuletzt im Mittelalter für Englands Politik bestimmend gewesen sind. Für uns ist es wichtig und unerwartet zu erfahren, dass in Westeuropa Auffassungen lebendig werden können, die all dem so nah verwandt sind, was für uns „Europa" bedeutet und als „europäisch" geistig wirksam ist. *C. H.*

Ernst Otto Thiele, Polen greift an. W. G. Korn Verlag, Breslau.

Die Überschrift dieses Werkes könnte auch lauten: Das Gesicht des Chauvinismus. E. O. Thiele, der Leiter der Kulturabteilung des deutschen Ostbundes veröffentlicht hier 72 meist erstmals gezeigte Bilder, die jeden Beschauer auf das unmittelbarste berühren. Wir sehen Polen in jenen politischen Äusserungen, die in dumpfem oder bewusstem Hass gegen alles Deutsche gerichtet sind. Das Ressentiment wird hier politisches Prinzip. Der Text ist im wesentlichen nur zur Erläuterung der Bilder da. Er ist bewusst anklagend, keine abgezogene wissenschaftliche Untersuchung, aber doch sachlich in einer erschütternden Art, wenn er Ursachen aufzeigt, Auswirkungen schildert und Menschen und Dinge ungescheut mit voller Namensnennung herausstellt. Aus dem Text geht überzeugend die Sachkenntnis des Verfassers hervor.

Die Bilder selbst sind im Sinne einer deutschen Abwehr in einer aussergewöhnlich geschickten Art zusammengestellt, mit feinstem Gefühl für Bildwirksamkeit. Vor allem wird mit dem Mittel der Gegenüberstellung gearbeitet. Wir sehen die Elendszüge deutscher Flüchtlinge, die aus dem nun polnischen Gebiet gänzlich mittellos vertrieben wurden, wir sehen daneben die nachrückenden ostpolnischen und galizischen Volkstypen. Neben der alten reichen Bürgerkultur Danzigs stehen die grotesk hässlichen Stahlbetonkästen des die deutsche Stadt abwürgenden Gdingen. Wir sehen die Grenze, die fast 1000 zerrissenen Strassen, die Schlagbäume, die versandende Weichsel, die abmontierten Eisenbahnbrücken, Häuser, durch die die Grenze mitten hindurch geht, Felder, die wegen Zerstörung der Drainage versumpfen.

Wir sehen dahinter das polnische Heer, seine Materialparaden, die Ausbildung von Schülern, ja von Frauen im Militärdienst, Gasübungen, Demonstrationen.

Wir sehen vor allem die Gesinnung, die dahinter steht. Thiele bildet in photographisch getreuester Wiedergabe eine Reihe von Plakaten und Hetzaufrufen ab, die zum Kampfe und zur Vernichtung alles Deutschen aufrufen. Diese Bilder haben höchsten dokumentarischen Wert.

Hinter diesen wirkungsvollen Bildern steckt als letzte Absicht aber noch mehr: Thiele will zeigen, dass die alte Ordnung des östlichen Raumes deutsch bestimmt gewesen ist, dass die Verbindung der modernen westlichen Ideen mit den östlichen ungezügelten Urinstinkten zu namenlosem Elend und zur Zerstörung führt, die erst durch eine neue Ordnung wieder überwunden werden können und müssen.

Thieles Buch ist in Polen verboten. Das beweist, wie gut es diesen Zweck des Aufzeigens der Tatbestände und ihrer letzten Hintergründe erfüllt. *T.*

Heinrich Hauser, Wetter im Osten, Diederichs Verlag. RMk 3,60.

Wie entstand dies Buch? „Ich glaube,

dass Deutschland jetzt das interessanteste und wichtigste von allen Ländern ist. Von dem, was jetzt in Deutschland vor sich geht, hängt das Schicksal Europas ab. Schreiben Sie über Deutschland", sagte der Verleger Diederichs zu dem jungen Schriftsteller Hauser (Hauser hatte sich bisher als Seemann, Gelegenheitsarbeiter und Vagant in den verschiedensten Teilen unseres Erdballs umhergetrieben und in einigen Büchern Proben eines grossen Könnens abgelegt). Hauser wählte ein Teilgebiet und vielleicht das wichtigste — Ostpreussen! Die Insellage Ostpreussens, meint er, hat einen tiefen Sinn: an diesem gewaltsam losgerissenen Stück Deutschland wird die Probe auf den Bestand des Reiches gemacht. Geht Ostpreussen verloren, so geht Deutschland auch verloren ... In Ostpreussen wird das Schicksal Deutschlands auf des Messers Schneide gelegt, und dabei ist Ostpreussen im übrigen Deutschland weniger bekannt als Indien oder Amerika. Das Buch liegt nun vor und lässt sich nur warm empfehlen. Es ist ein wertvoller Anfang. Vielleicht wäre das Buch noch besser gelungen, wenn Hauser sich weniger von dem, was man gemeinhin Erlebnis nennt, hätte bestimmen lassen. Die Weite der Perspektive und die Klarheit der Anschauung leiden manchmal durch das zu frühe Zurückbiegen in die Erlebnissphäre. Immerhin — das Buch ist gut geschrieben, enthält Wesentliches und steht schliesslich konkurrenzlos da. *C. v. S.*

Ernst Wiechert, Die Magd des Jürgen Doskocil. Roman. Verlag Albert Langen / Georg Müller, München.

Ernst Wiecherts Name hat sich im Laufe der letzten Jahre der Öffentlichkeit nachdrücklich eingeprägt als der eines Dichters, an dem die herrschenden Moden der Sachlichkeit und des „Funktionalismus" ohne Spur vorübergeglitten sind. Sein „Wald", sein „Totenwolf" fanden ihre Leser. Sein vorigjähriger Kriegsroman „Jedermann" erhielt den Preis des Carl Schünemann-Verlages. Seinem neuen Buch wurde jetzt der Wilhelm Raabe-Preis zuerkannt, den der verdienstvolle Verein „Raabe-Stiftung" verleiht, nicht in Gestalt einer Geldgabe, sondern in Form einer Förderung und Verbreitung des preisgekrönten Buches. (Über Ziele und Wirken der Raabe-Stiftung unterrichtet das von ihr herausgegebene „Jahrbuch der deutschen Dichtung 1932", das Bildnisse, Vers- und Prosabeiträge, Biographien und Bibliographien von vierzig lebenden Dichtern enthält.)

Wiechert gehört zu jenen Ostpreussen — sie sind eigentümlicherweise seltener als man meinen sollte —, deren generell östliche Art eine Verwandtschaft mit der russischen Seele (oder sagen wir bezeichnender: mit der Sonderform der russischen Religiosität) offenbart. Während wir sonst kritische Verstandesschärfe, barocken, oft satirischen Humor, zum Spukhaften geneigte Mystik als ostpreussische Spezifika empfinden (Kant, Hippel, E. T. A. Hoffmann, Zacharias Werner), ist Wiechert ein Dichter subtilster innerlicher Zartheit und mystischer Natur- und Schicksalsfrömmigkeit, der überall dichterische Realitäten den nur sinnenhaft ergreifbaren entgegenstellt. Die schwerblütige, ganz in sich selber gewandte Art dieses verkappten Lyrikers kann eine wunderbare Beschwingtheit gewinnen, wenn er aus romantischer Ahnungsfülle den Übereinklang von Menschenschicksal, Heimatboden und Natur als das ewigwiederkehrende geheime Thema seiner Epik aufnimmt. Hier bedeutet die Handlung nichts, alles aber die Atmosphäre samt den von ihr durchtränkten Menschen. Der Fährmann Jürgen Doskocil, von

dessen Einsamkeit, Erlösung und Liebe das neue Buch handelt, ist wie ein Naturgeist seiner Wald- und Wasserlandschaft und ist doch zugleich ein armer, verlassener Mensch, in dessen Lebensbereich die gläubige Liebe eines Mädchens eintritt, um Hass, Neid und Blutschuld aufzurufen. Am Schluss des Buches aber steht ein grosses, fast wortloses Schicksalsvertrauen in das ewige Leben der Schöpfung. „Er sieht ein Feld mit grünen Halmen, die gelb werden und sich unter Ähren neigen. Und er sieht ein Kind, das unter diesen Halmen liegt und schläft, indes ein Mann und eine Frau das Korn schneiden und binden und die Garben aufstellen. So steht er, bis der dünne Nebel über der frischen Erde immer höher steigt und ihn immer dichter einhüllt. Und zuletzt ist er wie ein Baum, der die Feuchtigkeit der Nächte lautlos trinkt."

Werner Bergengruen

VON DER SCHRIFTLEITUNG

Zu unserem lebhaftesten Bedauern müssen wir von unserem Theaterreferenten Abschied nehmen: Rechtsanwalt W. Mueller ist vom Chef des deutschen Bildungswesens als sein Vertreter ins Deutsche Theaterkomitee berufen worden und muss infolgedessen seine Tätigkeit als Theaterkritiker aufgeben. Um allen Missverständnissen vorzubeugen, sei ausdrücklich erklärt, dass sein Rücktritt mit der Beurteilung des Falles Lampel durch die Schriftleitung in keinem Zusammenhang steht.

Wir empfinden diesen Verlust als einen sehr schmerzlichen. Vier Jahre lang hat Wilhelm Mueller in uneigennützigster Weise die Theaterkritiken der baltischen Monatsschrift geschrieben, immer von einem sicheren und unbeirrbaren künstlerischen Empfinden aus, immer geistreich, unabhängig und liebenswürdig zugleich. Wir danken ihm heute für seine Mitarbeit, wir werden sehr gerne an sie zurückdenken.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Lic. **V. Grüner,** Oberpastor an der St. Jakobi-Gemeinde, Prorektor des Herderinstituts, Riga / Dr. **A. Boettcher,** Riga / Dr. **W. Giere,** Assistent am Geographischen Institut der Universität Königsberg i. Pr. / Mag. phil. **A. Baron Taube,** Dorpat / Redakteur **K. Minuth,** Riga / Dr. jur. **L. von Middendorff,** Dorpat / Redakteur **H. Nietz,** Berlin / Dr. **C. Baron Hahn,** Riga / **Werner Bergengruen,** Berlin-Zehlendorf.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. **Reinhard Wittram**
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

Beilage der „Baltischen Monatshefte“
Jahrgang 1933, Heft 1

AUS BALTISCHER ARBEIT
BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Livländischer Gemeinnütziger Verband

Der ordentliche Verbandstag des Livländischen Gemeinnützigen Verbandes findet am Sonnabend den 25. Februar 1933 um 4 Uhr nachmittags im Dommuseum zu Riga statt.

Tagesordnung: Rechenschaftsbericht des Präses.
Kassenbericht.
Bericht des Damenkomitees.
Anträge und Mitteilungen.

Riga, Januar 1933 *Das Präsidium*

Ernst Tode †

Es gab eine Zeit — vor dem grossen Kriege —, da gingen aus der Glasmalereiwerkstatt Todes in Riga seine Werke weit über die Grenzen der Heimat in die Welt hinaus. Vor allem in Russland gab es in einer Reihe von Kirchen und repräsentativen Gebäuden eine stattliche Zahl seiner Glasmalereien. Zu gleicher Zeit begannen seine heraldischen Arbeiten. Bis heute bekannt ist sein vorzüglich gezeichneter Baltischer Wappenkalender, der fast in keinem baltischen Adelshause fehlte. Und Todes letzte Arbeit sind die Wappenzeichnungen zum genealogischen Handbuch, das von den baltischen Adelsverbänden herausgegeben wird.

Es gab eine Zeit in Riga, als kein grösseres Fest ohne die erfinderische und künstlerisch formende und ordnende Hand Todes stattfinden konnte. Auch das „Alt-Riga“ der Jubiläumsausstellung war vor allem sein Werk.

Vor seinem Tode war es dann eine Zeitlang still um ihn. Monate schwerer Krankheit nahmen ihm die Feder und den Zeichenstift aus der Hand. Nur wenige Freunde betreuten ihn in seiner letzten einsamen Zeit in München. Doch dazwischen lagen Jahre intensiver und vielseitiger Arbeit auch in Deutschland.

Ernst Tode begann sein Studium in Riga und war Landsmann der Rubonia. Dann arbeitete er als Akademieschüler in Düsseldorf unter Eduard von Gebhardt und in München mit F. von Stuck, Leo Samberger, Hugo von Habermann, Julius Dietz u. a. So war er in München kein Fremder, als er noch vor dem Kriege aus Riga nach München übersiedelte.

Er nahm hier sofort seine künstlerische und literarische Arbeit auf. Er schrieb, er dichtete, er arbeitete an manchen Zeitschriften, er zeichnete Wappen und öffnete sich das Gebiet genealogischer Arbeiten (Familiengeschichten der Freiherrn von Loe, der

Grafen Schaesberg u. a.), die Jahre seines Lebens in Deutschland füllten und ihm die Anerkennung erster Fachleute brachten.

Die vielseitige Begabung Todes trieb ihn oft von einer Kunst zur anderen, von der Musik zur Malerei, von der Malerei zur Dichtung: manches schöne Gedicht ist in deutschen Zeitschriften veröffentlicht worden und manches prächtige, übermütige Burschenlied hat er seiner Verbindung geschenkt. Und so könnte es scheinen, als müsste sein Leben zerflattern. Und doch war es nicht so. Denn das, was ihn in der Erinnerung der Balten fortleben lässt, ist neben aller Vielseitigkeit und allen Leistungen auf den verschiedensten Gebieten seine kräftige und originale Persönlichkeit, der in sich ruhende Mensch, und zwar der baltische Mensch. Sein Wesen und seine Liebe waren baltisch gebunden. Es war für ihn selbstverständlich, dass er sich mit Feuereifer, schon während des Krieges, der baltischen „Kulturwerbung", dem Abstellen irriger Auffassungen über unsere Heimat ebenso widmete, wie nachher der Hilfeleistung an bedürftige Landsleute. Seine in München aufgezogene „Baltenhilfe" war der Grundstock der späteren baltischen Organisationen. Für ihn war immer dass innere Soll massgebend und nicht die Erwägung der Folgen. Anstand, Ehrenhaftigkeit, Treue den Landsleuten, Corpsgefühl waren sein Masstab für ihn selbst und für die anderen, und wo er Abweichungen davon sah oder zu sehen glaubte, da mussten alle Vorteile, ja selbst Freundschaften geopfert werden. Diese fest eingewurzelten Burschenbegriffe und seine reiche künstlerische Veranlagung gaben den Rahmen seines Lebens, eines Lebens, das aus dem Durchschnitt hervorragte und dessen Andenken wir, seine Freunde, ehren.

Otto von Kursell

BALTISCHE TOTENLISTE

Karl Johann Undritz, geb. 7. 10. 1860 in Rappin, gest. 29. 10. 1932 in Reval / Elisabeth Hoerschelmann geb. Walther, geb. 8. 8. 1863, gest. 29. 10. 1932 in Russland / Dir. Roman Siewert, geb. 3. 11. 1874, gest. 11. 11. 1932 in Reval / Marie Bostroem geb. Sievers, geb. 26. 7. 1857, gest. 12. 11. 1932 in Reval / Johannes Wentzer, geb. 20. 12. 1872, gest. 16. 11. 1932 in Reval / Albertine Langebraun geb. Holm, geb. 23. 9. 1879, gest. 25. 11. 1932 in Reval / Baronesse Anna von Hoyningen-Huene, geb. 3. 11. 1857 in Nawwast, gest. 25. 11. 1932 in Reval / Baronin Sophie von Rosen geb. von Ramm, geb. 21. 3. 1851, gest. 26. 11. 1932 in Reval / Agnes Sternberg geb. Jacoby, geb. 10. 5. 1856, gest. 1. 11. 1932 in Riga / Artur Frey, geb. 21. 9. 1886, gest. 1. 11. 1932 in Riga / Malwine Appeltoft geb. Harff, geb. 13. 8. 1860, gest. 5. 11. 1932 in Riga / Wilhelm von Haken, gest. 5. 11. 1932 in Ahrensboeck b/Lübeck / Rudolf Kupffer, (59jährig) gest. 4. 11. 1932 in Popraggen / Wilhelmine Meyer geb. Stockmann, gest. 22. 11. 1932 in Riga / Constance von Samson-Himmelstjerna geb. Freiin von Wolff, (83jährig) gest. 19. 11. 1932 in Gross-Roop / Otto Kiwull, geb. 25. 7. 1866, gest. 20. 11. 1932 in Riga / Antonie Stender, (65jährig) gest. 19. 11. 1932 in Libau / Johann Hasenfuss, (87jährig) gest. 18. 11. 1932 in Riga / Heinrich Wilhelm Weyde, gest. 19. 11. 1932 in Riga / Anna Dobbert, geb. 2. 9. 1845 in Riga, gest. 24. 11. 1932 in Riga / Marie Goldbeck geb. Urban, geb. 25. 3. 1859, gest. 23. 11. 1932 in Riga / Martha Krebs geb. Meyer, geb. 1. 2. 1866 in Berlin, gest. 28. 11. 1932 in Riga / Anna Friedenthal geb. Wilpert, geb. 15. 2. 1857, gest. 26. 11. 1932 in Mitau / Fanny Lange geb. Sander, gest. 27. 11. 1932 in Riga / Anna Kruse, geb. 5. 8. 1855, gest. 25. 11. 1932 in Riga / Eduard Reimann, gest. 27. 11. 1932 in Riga.

Die ewige baltische Position

Von Axel de Vries

Zwischen Osten und Westen liegt das baltische Land, auf der grossen Heerstrasse der Geschichte. Geistiges Gut, staatliche Form, Menschen als Träger geistiger und politischer Kräfte drangen vom Westen und vom Osten in dieses Land ein. Die Menschen starben, ihre Nachkommen wurden vom Geist des Landes erfasst und zu Balten. Die Formen, die von aussen hineingetragen wurden, blieben bestehen, solange sie landfremde Mächte stützten. Auf die Dauer, durch die Jahrhunderte hindurch hielt sich aber nur das an Menschen, an Form und Inhalt menschlichen Lebens, was im Lande verwurzelte und eins mit dem Lande wurde.

*

Aber nur in immerwährender Wechselwirkung mit ausserbaltischen Kräften konnte der baltische Mensch deutschen Blutes sich geistig und leiblich halten. Ohne den deutschen Bauer im Lande, als den ewigen Erneuerer deutschen Blutes, war das baltische Deutschtum, wenn es nicht aussterben wollte, immer auf den Zuzug neuer deutscher Menschen angewiesen. Und das geistige Leben des baltischen Deutschen wird nur dann lebendig bleiben können, wenn der befruchtende Strom, wenn der Pulsschlag des geistigen Lebens des ganzen deutschen Volkes eins ist mit dem Pochen des Blutes in unseren Adern. Und so erkennen wir schon aus unserer Geschichte die beiden grössten, grundlegenden Faktoren unserer geistigen und leiblichen Existenz in diesem Lande: die Kraft des Volkstums und die Kräfte der Heimat.

*

Geheimnisvoll und vieldeutig ist das Zusammenspiel und das Wirken dieser beiden Kräfte. Sie sind nicht grundsätzlich an einander gebunden. Ich kann Deutscher sein, ohne im baltischen Lande meine Heimat zu haben, und ich kann ein treuer Sohn meiner baltischen Heimat sein, ohne Deutscher zu sein. Und doch, im Typus

des baltischen Menschen deutschen Blutes sehen wir den Ausdruck des sinnvollen, unser Schicksal bestimmenden Ineinandergreifens dieser beiden Mächte. Die höchste Ausprägung, die stärkste Eigenart findet der deutsch-baltische Mensch nur, wenn diese beiden Kräfte eng zusammenwirken, wenn sie sich gegenseitig ergänzen, wenn sie zu einer Einheit werden, zu zwei Schalen einer Wage, die in der Gleichgewichtslage ruht. Aber weil diese beiden Mächte grundsätzlich nicht wesensverwandt sind, so kommt es wohl so leicht, dass eine von ihnen die andere zu verdrängen sucht, dass eine von ihnen zur alleinherrschenden Kraft werden will. Es ist, als ob in diesem Fall die innere Gleichgewichtslage des deutsch-baltischen Menschen in Gefahr gerät verloren zu gehen. Nur im Zweiklang, nur in der Harmonie dieser beiden Mächte wird der baltische Mensch seinen inneren Halt finden können. Auch das Schicksal des baltischen Menschen deutschen Blutes und seiner Gemeinschaft ist durch die Synthese der beiden grossen Mächte von Blut und Boden bestimmt.

*

Die deutsche Position im baltischen Lande ist hart umkämpft. Sie ist hart umkämpft gewesen, seit der deutsche Mensch hier lebt. Nur unter schwersten Verlusten, unter Einsatz aller seiner Kräfte hat der deutsche Mensch sich behaupten können. Und weil sein Weg immer schmal war und schwer umkämpft, muss er innerlich sicher sein, muss er in den Kräften, die seine Umwelt durch Volkstum und Heimat ihm erschliesst, sich fest verwurzelt fühlen, sonst geht er irre.

Denken wir an das Jahr 1918 zurück. Ging damals nicht eine übersteigerte Woge nationaler Leidenschaft durch das baltische Deutschtum, die den Begriff der Heimat zu verdrängen begann? War nicht damals eine der hartumkämpften Fragestellungen die, ob jetzt nicht die Zeit gekommen sei, wo man schlechthin Deutscher sein und das Zwittergebilde des baltischen Deutschen abstreifen könne? Und hat nicht die Politik, soweit sie auf diesem Überschwang beruhte, uns nur Unglück gebracht? Unglück nicht nur in dem Sinne, dass vieles aus unserem späteren schweren Schicksal wohl ungeschehen geblieben wäre, wenn 1918 mehr der Begriff der Heimat — und zur Heimat gehören untrennbar alle ihre Bewohner — im politischen Empfinden und Handeln massgebend gewesen wäre; sondern Unglück auch deshalb, weil durch diese Art Denken

der Begriff des Völkischen den Heimatbegriff so weit überwucherte, dass der geistige Boden für die grosse Expatriierungsbewegung des Jahres 1918 im baltischen Deutschtum vorbereitet wurde, die das Scheiden aus dem Lande, das die Besten hart ankam, manchem leicht gemacht hat.

Wir sind zu klein an Zahl, unsere Kräfte sind zu gering, als dass wir nicht die Verpflichtung hätten, darüber zu wachen, dass in unserer Mitte nicht wieder geistige Kräfte zur Herrschaft gelangen, die den baltischen Deutschen wurzellocker machen.

*

Denn es gibt nicht nur ein körperliches Auswandern — bei dem man immer noch dem Lande die Treue halten kann, es gibt auch ein Fremdwerden dem Lande gegenüber, ein geistiges Auswandern, einen Zustand, der dem baltischen Menschen den inneren Halt und die innere Stärke nimmt, in den Augenblicken der Gefahr aus dem einfachen und klaren Wissen um seine Mission mit aller Kraft und Zähigkeit die Aufgabe meistern zu wollen, die von Anbeginn der deutschen Sendung in diesem Lande bestanden hat: als deutscher Mensch baltischer Prägung seinem Volkstum und seinem Lande in dieser seiner Heimat zu dienen. Und die Gefahr, dass diese Auswanderer im geistigen Sinne zu wirklichen Emigranten werden, kann durch Ideen und geistige Kräfte, die nicht im Lande selbst erwachsen sind, sondern von aussen zu uns hereingetragen werden, nur allzu leicht vergrössert werden.

*

Durch zwangsläufiges geschichtliches Denken ist der Balte zum Skeptiker geworden. Und er braucht wirklich eine gesunde Dosis Skepsis Menschen und geistigen Kräften gegenüber. Zu viel Götter hat er stürzen sehen, um nicht Verstand und Instinkt zu scharfer Prüfung zu Rate zu ziehen. Was wir brauchen, sind nicht Menschen, die nur unter der Einwirkung einer ausserbaltischen geistigen Richtung wieder die Kraft zum Ausharren in der Heimat zu finden glauben. Wir können uns gewiss mit ihnen und für sie freuen, dass sie neuen Lebensinhalt finden. Aber wer gibt uns die Sicherheit, dass, wenn der neue Glaube, der ja nicht unserer Heimat erwachsen ist, aus Gründen, die nicht in unserer Heimat liegen, seine Kraft einbüsst, nicht auch wieder ihr Lebensinhalt zerschlagen wird und sie die innere Kraft verlieren, im baltischen

Kampf ihren Platz zu behaupten? Unsere Gemeinschaft braucht und hat immer gebraucht Menschen, die ihren Halt in den Kräften der Heimat und ihres Volkstums finden konnten, einen inneren, sicheren Halt, der ihr ganzes Leben bestimmte und ihnen die Stärke gab, ohne innerlich zu verzweifeln, ohne den Glauben zu verlieren, auch in schweren Stunden ihre Pflicht zu tun.

Greifen wir wieder in unsere Geschichte zurück. Typisch für diese baltische Haltung, wie wir sie eben skizzierten, ist die Geschichte des Baltenregiments und der Landeswehr. Nicht lodernde Worte einer vorüberrauschenden Begeisterung waren es, die damals die baltischen wehrpflichtigen Männer unter das Gewehr riefen. Innerlich oft am Erfolg, ja am Sinn ihres Tuns zweifelnd, hat der baltische Mensch damals ohne viel Worte, die oft genug nur das Zeichen innerer Schwäche sind, den Weg begangen, der in Tod und Verderben zu führen schien und doch erst die geistige und politische Grundlage schuf, auf der wir heute alle bauen. Kein formuliertes, für Massen geprägtes Glaubensbekenntnis auf den Lippen, haben baltische Männer damals die Front gehalten, aber wohl im selbstverständlichen Wissen darum, dass sie ihrer Wesensart, dass sie ihrer Heimat und ihrem Volkstum erst dann gerecht wurden, wenn sie diesen Weg gingen.

*

Alles wahrhaft Grosse ist einfach und schlicht. Und wie man vor allem Grossen Ehrfurcht empfinden soll, so sollen auch wir in dankbarer Ehrfurcht der grossen Kräfte gedenken, die uns den Sinn unserer Sendung gaben und die Kraft zur Erfüllung unserer Aufgaben. Hüten wir uns vor der tönenden Phrase und dem lärmenden Bekenntnis, das baltischem Wesen mit Recht so fremd ist. Man soll von diesen Dingen nicht im Alltag reden und nicht im Drang des Kleinkrieges des Alltags. Man soll diese Kräfte in sich wirken lassen, man soll ihrer gedenken — und man soll mit der ganzen Kraft, deren man fähig ist, für sie einstehen und für sie kämpfen, in Stunden, wo man den Glauben hat, dass es um Entscheidendes geht.

*

Auch heute hat es den Anschein, als ob sich wieder eine Wende in der geistigen Haltung des baltischen Menschen anzubahnen beginnt. Der Begriff des Nationalen empfängt eine neue Prägung. Eine Prägung, an der auch wir mitzuarbeiten Pflicht

und Aufgabe haben. Hüten wir uns davor, diese Prägung in der einseitigen Form einer Richtung, einer Partei zu uns herüberzunehmen. Seien wir uns darüber klar, dass der Begriff „nationales Deutschland" Ausfluss und Zusammenklang der verschiedensten geistigen und politischen Kräfte ist. Erkennen wir klar, dass die Wurzeln der deutschen Erneuerungsbewegung, auf die wir uns bei der neuen Prägung der völkischen Idee stützen müssen, weit in die Vergangenheit zurückreichen. Wir wissen, dass Männer, um nur einige Namen zu nennen, wie Lagarde, Moeller van den Bruck oder unter den Jüngeren Edgar Jung als geistige Wegbereiter eines neuen Volksbegriffs ausserhalb des Rahmens einer jeden einzelnen festumrissenen politischen Richtung standen und stehen. Lassen wir die geistigen Kräfte dieses neuen Deutschland, diesen neuen Volksbegriff in uns lebendig werden; sehen wir doch, wie sie in Deutschland am Werke sind, unabhängig von jeder Partei, unabhängig von jeder wechselnden politischen Konstellation.

Das ist der Weg der Erneuerung des Volksbewusstseins, den wir gehen müssen. Dieser Weg führt zur Vertiefung und Stärkung unseres eigenen Wesens, und er führt uns nicht in geistige Heimatlosigkeit. Eine solche Wirkung ist nicht gebunden an die Kanzlerschaft des Führers einer mächtigen Partei und Bewegung, sie ist im besten Sinne politisch grenzenlos und, so hoffen wir, auch im Sinne der Zeit noch lange unbegrenzt. Vergessen wir nicht, dass der wohl von niemandem bestrittene Satz, dass die Aufgaben des baltischen Deutschen in erster Linie im baltischen Lande liegen, zu einer Phrase wird, wenn wir unser Herz ausschliesslich an die innerpolitischen Vorgänge im Deutschen Reich hängen. Wieviel Kraft des Herzens bleibt uns dann überhaupt frei, wenn wir auch nur den täglichen Kampf, dem wir uns alle stellen müssen, bewältigen wollen.

*

Dazu ist die Stunde zu ernst, dazu sind unsere Kräfte zu klein, dazu ist die Aufgabe, die uns gestellt wird, viel zu gross. Denn auch den Begriff der Heimat müssen wir uns neu erkämpfen und erwerben.

Blicken wir doch um uns. Wie hat sich das Bild des flachen Landes verändert, seitdem die Zerstörung der Agrarrevolution über unsere Heimat gefegt ist. Landschaft ist doch nicht nur Natur, sondern Landschaft trägt doch die Zeichen menschlicher Hand

und menschlicher Arbeit an sich; und es ist doch nur menschlich, wenn gerade diese Zeichen die stärksten Vermittler zwischen Seele und Landschaft sind. Dieser Begriff der Heimat ist schon für Tausende von uns zerbrochen, und wir wissen, dass er nie mehr in der alten Form Geltung haben wird.

Und haben sich nicht unsere Städtebilder in überraschend kurzer Zeit in einer Art geändert, die den Begriff „unsere" Stadt auch innerlich für uns zu einem schwer umkämpften machte? Müssen wir nicht auch hier mit aller Kraft danach streben, ein neues Heimatempfinden in uns stark und wach zu erhalten?

Es ist Zeit, dass die baltischen Menschen, die in Blut und Boden sicher und fest verwurzelt sind, die bodenständig sind im Hinblick auf ihr nationales Empfinden und die Anhänglichkeit an das baltische Land, sich darüber klar werden, dass in ihrer Hand das Schicksal unseres baltischen Stammes liegt. Sie sind es, die in erster Linie die Aufgabe haben, in dieser Zeit, wo es gilt, eine neue Fassung der alten Losung Volk und Heimat zu finden, die baltische Position als deutsche Menschen in diesem Lande zu halten. Nur sie können es sein, die unabhängig von allen Tagesströmungen, von Illusionen, Rückschlägen und Hoffnungen die geistige und politische Haltung des baltischen Menschen deutschen Blutes auch in der Zukunft bestimmen werden. Ihre Aufgabe ist klar umrissen, sie zu erfüllen ist ihre Pflicht.

Vom Typenwechsel im modernen sozialen Drama

Von Lutz Mackensen

1.

Das soziale Drama hat in den letzten drei Jahrzehnten einen dreifachen Gestaltwandel erfahren: die naturalistische Kunst stellte das soziale Thema als Tatsache vor die Zuschauer, als schicksalhafte Unabänderlichkeit; der Expressionismus suchte in ihm die Idee und damit einen gültigen Weg zur Befreiung; das aktuelle Zeitdrama der Gegenwart drängt zur Stellungnahme dem vielbesprochenen Tagesproblem gegenüber. Der Naturalist behandelt soziale Fragen prinzipiell passivistisch, der Expressionist prinzipiell aktivistisch, der moderne Tagesproblematiker prinzipiell pro-

pagandistisch. Allen dreien gemeinsam ist die Bejahung der Schillerschen These, dass die Gerichtsbarkeit der Bühne da anfange, „wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt", aber während die naturalistische Gerichtsbarkeit sich mit der Darstellung des objektiven Befundes begnügt, fällen die aktuellen Richter das Urteil, das eine Verurteilung ist; dem Expressionisten ist nicht das Urteil, sondern die Wegweisung in die ersehnte und geglaubte Zukunft die Hauptsache. Belehrung über das Bestehende, Besinnung auf das Ewig-Zukünftige, Entscheidung für oder gegen die Gegenwart reihen sich so aneinander; Wissen, Glauben, Gewinnung einer sachlichen Position bilden nacheinander die Zielsetzung für den Dichter, der seine Hörer zum Mitleid erziehen, zur Erschütterung fortreissen, zur Stellungnahme zwingen will.

In diesen drei Phasen vollzieht sich das Geschick des modernen sozialen Dramas. Es ist eine Kurve, die hier beschrieben wird; ihre Enden sind einander vielfach angenähert, der Mittelbogen ist breit herausgewölbt. Die Pole, zwischen denen sie sich spannt, und die ihre erregende Linienführung bestimmen, sind letztlich die gleichen, die das Wesen deutscher Dichtung überhaupt bedingen: zwischen Realismus und Romantik erfüllt sich auch die Stunde des sozialen deutschen Dramas. In der Erkenntnis dieser Tatsache liegt der Schlüssel zum Verständnis seines Schicksals. Der Schwerpunkt jeder realistischen Kunst liegt im Gegenwärtigen, Diesseitigen; Romantik strebt aus dem Heute heraus ins Gestern, ins Morgen, ins Transzendente. Realismus sagt: „So ist es!", Romantik: „So soll es sein!" Realismus stellt dar, Romantik deutet. Dementsprechend ist das realistische Drama in erster Linie eine Schau, das romantische ein in Handlung gefasstes Sinnbild, jenes vorzugsweise ein Mimus, dieses weitgehend ein geistiges Drama.*) Die Linie des sozialen Dramas führt also von der naturalistischen sozialen Schau über die expressionistische Menschheitsdeutung zum propagandistischen Mimus. Sie ist zwar in der Bedingtheit ihrer geschichtlichen Aufeinanderfolge, nicht aber im tatsächlichen Wesen ihrer einzelnen Abschnitte einheitlich.

---

*) Zu diesem Unterschied vgl. R. Petsch in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte II, Heft 2. Über die Spannung zwischen Romantik und Realismus vgl. H. Naumann, Die deutsche Dichtung der Gegenwart, 4. Aufl. (1930).

Die Frage ist nun: Wie gliedert sich der soziale Vorwurf dieser Spannung ein? Auch hier wird eine einheitliche Antwort nicht möglich sein. Denn offensichtlich strebt jede Kunstphase mit ihm einem anderen Ziele zu: die eine dem Erbarmen, die andere dem erschütterten Gewissen, die letzte dem vernünftigen Verstande. Wecken wollen sie alle, aber die Instanzen, an die sie appellieren, sind verschiedene, ebenso wie die Methoden, mit denen sie es tun, verschiedene sind. Das an sich gleiche Grundproblem wandelt sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt unmerklich und doch völlig, und die Frage kann also nicht so gestellt werden: Welche Fortschritte hat der soziale Gedanke auf der Bühne gemacht? Welche Epoche war ihm am breitesten geöffnet?, sondern sie muss lauten: Welche Kunstform entspricht ihm am wirksamsten, welche gibt seinen Auswirkungen die grössten ethischen und ästhetischen Möglichkeiten? Das heisst m. a. W.: Wir haben die Eignung unserer modernen Bühnenkunst für die soziale Idee zu prüfen. Die Masstäbe dazu sind uns in der Problemstellung selbst gegeben; es geht uns weniger um ein literarhistorisches Verstehen des Gewordenen oder gar um eine Diskussion der sozialen Programme einzelner Dichter, sondern um eine Kritik des sozialen Dramas, um eine Stellungnahme zu der Wertigkeit und Berechtigung von Kunstformen, die uns nicht nur aus ästhetischen Gründen zutiefst berühren, um den Versuch einer Standortbestimmung für das Heute und, wenn möglich, auch für das Morgen.

2.

Das Verdienst, die Bühne dem sozialen Thema endgültig geöffnet zu haben, gebührt dem Naturalismus. Dass es sich um ein Verdienst, d. h. nicht nur um eine Vermehrung, sondern um eine Bereicherung der dramatischen Möglichkeiten handelt, wird heute niemand ernstlich bestreiten wollen. Weniger vielleicht die Überschau über das in fünf Jahrzehnten Geleistete, von dem vermutlich nur ein geringer Teil die Probe der Zeit bestehen wird, als vielmehr der Vergleich dieser Leistung mit dem, was sie ablöste, was vor ihr war, muss zu einer Bejahung dieser Tat führen. Es war auf die Dauer undenkbar, das brennendste Problem des gegenwärtigen Lebens von der Bühne auszuschliessen, und das soziale Rührstück, das seit Nestroy gelegentlich durch seine verlogene Sentimentalität rasche Tränenbäche zum Fliessen brachte, die es ebenso rasch durch seine verlogene Märchenseligkeit, durch Lied, Tanz und

Reigen zu troknen wusste, wurde um so eher unmöglich, je mehr durch die rasche Zuspitzung der sozialen Situation die Gewissen der Menschen geschärft wurden. Die sozialistische Bewegung riss der Hohlheit die Maske vom Gesicht und konfrontierte sie der erbarmungslosen Wirklichkeit; das bedeutete auch auf literarischem Gebiet unbestreitbar eine Vertiefung.

Die Abhängigkeit des Naturalismus vom marxistischen Sozialismus ist unverkennbar. Von dort her übernimmt er das Gefühl für Massenhaftigkeit, das ihn dazu bringt, eine Klasse als dramatischen Helden zu proklamieren, von dort her lernt er, wie wirksam es ist, die Ohnmacht des Einzelnen seinem Schicksal gegenüber der Macht der organisierten Klasse entgegenzustellen. Der Mensch, den er zeichnet, ist von seinem Milieu, von den Verhältnissen, in die er ungewollt hineingesetzt ist, von dem physischen und psychischen Erbgut, das er, Kind der Jahrhunderte, in sich trägt, so abhängig, wie es die sozialistischen Popularphilosophen seit Jahrzehnten verkündeten. Getreu der marxistischen Lehre versucht der Naturalismus die Mächte aufzudecken, denen der Mensch ewig verpflichtet ist, und er findet sie und zählt sie auf: Umgebung, Vererbung, natürliche Veranlagung; das sind Dinge, gegen die kein Kraut gewachsen ist. So entdeckt der Naturalismus die Tragik des Soseinmüssens; es ist die Zeit, in der die Naturwissenschaften in blendendem Aufschwung die absolute Herrschaft im Wissensreich antreten.

Mit diesem sozialistischen Gedankengut des 19. Jahrhunderts fliessen nun auch die überlebten Sehnsüchte einer früheren Zeit in die Literatur des Naturalismus. Er ist, wie der Sozialismus, seinem tiefsten Wesen nach aufklärerisch: er glaubt, dass Wissen befreien könne, dass Bildung der Masse ein soziales Programm sei; er propagiert die Freiheit des Geistes. Es ist kein Zufall, dass er wieder an die Schaubühne als eine moralische Anstalt glaubt, und dass, was der vierundzwanzigjährige revolutionäre Schiller 1784 in Mannheim deklariert hatte, geradezu als Motto über seiner Zielsetzung stehen könnte: „Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Unmacht spotten und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage und reisst die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl.“ Und weiterhin ist der Naturalismus (mit dem Sozialismus) indivi-

dualistisch eingestellt; es geht ihm zunächst um die Not des Einzelnen. Klassenbildung ist ihm ein Mittel, diese Not zu heilen oder doch zu lindern. Der Ruf nach Gemeinschaft ist ihm fremd. Das Leiden, die Sehnsucht, die Not, das Aufbegehren des Individuums, das an die Macht „Welt" geistig und körperlich gebunden ist, ist sein Thema.

So kommt der Naturalismus folgerichtig zur Schaffung des passiven Helden. Wer vom ererbten Blute, vom unabänderlichen Milieu seine gültige und unwidersprechbare Gestaltung erfährt, ist kein „Held" im überkommenen Sinne mehr; sein Handeln ist unfrei, schicksalhaft von fremden Gewalten umklammert; ein „Es" handelt mit ihm, und dieses „Es" ist der eigentliche Held der sozialen Dramen des Naturalismus. Dieses „Es" soll ergründet und mit möglichster Objektivität dargestellt werden; wissenschaftliches Ethos, Grundpfeiler des marxistischen Sozialismus, strömt hier in die dramatische Kunst. Die photographische Treue wird künstlerisches Ziel in der Themenführung, in der Milieuzeichnung, in der Stilfügung; man will „wahr" sein — nicht schön oder erhebend oder lieblich oder wohlklingend, sondern wahr. Damit erfüllt man nicht nur eine Verpflichtung der sozialistischen Programme, sondern protestiert auch gegen die verlogene Schönrednerei des Epigonengeschlechts, das damals weitgehend die weltbedeutenden Bretter beherrschte. Der Protest überschlägt sich: weil das Schöne nicht das Alleinwahre ist, proklamiert man das Hässliche als das schlechthin Wahre. Man macht sich Goethes Wort an Eckermann*) zu eigen: „Im Grunde bleibt kein realer Gegenstand unpoetisch, sobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiss", aber freilich legt man alle Betonung auf die erste Hälfte dieses Satzes. Ein inneres Ethos ist dabei unverkennbar: man glaubt daran, dass das Hässliche dem Tageslicht nicht widerstehen könne, dass es, kaum ausgesprochen, enthässlicht werde. „Mit dem Fortschreiten menschlicher Kultur", schreibt in jenen Jahren ein Beobachter des „neuen Dramas"**), „schrumpft der Bereich des Hässlichen immer mehr zusammen, ja man kann geradezu sagen: mit jedem Jahrhundert gibt es weniger hässliche Dinge, d. h. Dinge, die sich der Aneignung durch die reine Anschauung widersetzen." Man entdeckt das

*) am 5. VI. 1827.

**) E. Steiger, Das Werden des neuen Dramas. II (1899) S. 29.

Hässliche als einzige Schönheit; man glaubt an den Kern, der von der garstigen Schale nur überlagert wird: diesen Kern will man herausstellen, und in der Diskrepanz zwischen Kern und Schale sieht man die schicksalshafte Tragik des Hässlichen, das eigentlich ein Schönes ist. Hier liegt die eigentliche künstlerische Tat des naturalistischen Dramas, das von ihm gefundene Neuland. Man beachte, wie diese Entdeckung die jungen Dichter berauscht:

„Begleite mich durch öde finstre Gassen
Furchtbarer Nacht! Hörst du's den Weg entlang,
Dies Wimmern? Sieh: dich will ein Grauen fassen —
Dies wird, mein Kind, in unsrer Zeit Gesang!"

In diesen Versen, die der dreiundzwanzigjährige Gerhart Hauptmann schreibt, ist das ganze Programm, die ganze menschliche und künstlerische Sehnsucht seiner Generation eingefangen.

3.

Gerhart Hauptmann gilt mit Recht als der Klassiker des naturalistischen Dramas; er ist mehr: er ist auch der erste, der das soziale Thema ernsthaft auf der Bühne zur Sprache gebracht hat. Was bisher, von Zola hergekommen, der im „Germinal" den Proletarier literaturfähig gemacht hatte, im Roman diskutiert war, stellt er ins Rampenlicht; was Max Kretzer etwa für die epische Dichtung getan hatte, tut er für die dramatische. Damit öffnet er dem Theater eine neue Tür, und er weiss, dass er es tut. Die Frage, ob die Form des Dramas dem sozialen Gegenstand angemessen sei, existiert für ihn nicht, denn er erkennt keine absolute Form des Dramas: dem neuen Inhalt schafft er bewusst eine neue Form. Damit deklariert er, folgenschwerer Schritt, das Primat des Inhalts vor dem der Form: das Thema trägt den Stil, nicht umgekehrt. Er leitet damit eine Linie ein, die mit der Zeit notwendig zur Vernachlässigung des Formalen führen musste. Der Expressionismus, der zur Stilkunst drängte, hat es, wie wir sehen werden, sehr schwer gehabt, die zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen.

Man hat Hauptmann den Dichter des Mitleids genannt; im Grunde ist es das alte Humanitätsideal der Aufklärung, das ihn beseelt: Güte, Alles verstehen Alles verzeihen, Mitleiderwecken, Reformation der Menschheit, Streben zum Internationalen, zur weltbürgerlichen Geltung. In der Vorrede zu seinem Erstlingswerk spricht er es deutlich aus, dass er nicht deutsche,

sondern internationale Kunst geben wolle. Dieses Frühwerk, das ihn über Nacht berühmt machte und das schon in seinem Titel („Vor Sonnenaufgang") fanfarenartig den neuen Tag ankündigt, wirkt als Vorbildschema weit über den Naturalismus hinaus: hier finden wir fast alle Requisiten, ohne die das soziale Drama später nicht mehr auskommen zu können glaubt, besonders die Figur des programmatischen Agitators (Loth), der der herben Wirklichkeit des grausigen Milieus als wertender und werbender Masstab gegenübergestellt und sozialer Ankläger und Belehrer zugleich wird. Das ist ein rechtes Entdeckerstück, überschwänglich in allen Punkten: fast alle sozialen Probleme werden hier gestreift, fast die ganze marxistische Sozialphilosophie wird demonstriert, Orgien des Hässlichen durchtoben die Akte. Aber mitten in all den Scheusslichkeiten wächst die Schönheit, die eine Blume, das Mädchen, dem alle Gemeinheit nichts anhaben konnte — wächst, um unterzugehen, auszulöschen, um dem Hässlichen den Platz ganz zu räumen. Auch der agitatorische Verkünder der neuen Weltordnung, der so weise Aufklärungsreden zu halten weiss, auch der junge Dichter selbst, der eben noch in Zürich den Philosophen Avenarius, den Psychiater Forel gehört hatte und sich nun beeilt, alles Gelernte schnell und vollständig an den Mann zu bringen (sogar Literaturhinweise werden dem Publikum von der Bühne herab mitgegeben!), weiss keinen Ausweg. Alles bleibt Schau, bleibt belehrende Darstellung; nirgend ein Wegweiser. So ist es! Habt Mitleid! Seid gütig! Der johanneische Tolstoi hat Hauptmann mehr gegeben als Zola, der ihm die Motive reichte, und Schopenhauers Lehre vom Mitleid hat in ihm künstlerischen Ausdruck gefunden.

Unreif ist dieses tonangebende Frühwerk gewiss, unreif besonders in der übermässigen Häufung extremer Wirkungen und Stilmittel. Aber man halte einmal daneben, was Mitläufer und Nachläufer aus dem angeschlagenen Thema machten, um zu erkennen, wie wesentlich das ist, was der junge Hauptmann gibt. Bezeichnend scheinen mir die beiden Bühnenroutiniers Wildenbruch und Sudermann: der eine, alternde, der, von Hauptmann angeregt, nach dem Lorbeer der Jugend greift, der andere, jüngere, den sein angeborenes Fingerspitzengefühl für theatralische Effekte nicht zum inneren Ausreifen kommen lässt. Beide greifen einen alten, schon von Nestroy bühnenwirksam erprobten Trick auf, um in der

Gegenüberstellung von Vorderhaus und Hinterhaus die brutale Polarigkeit des Lebens aufzudecken, jener in der „Haubenlerche“ (1891), dieser in der „Ehre“ (1889) — aber eben diese Kontrastierung führt zu einer Grellheit der Schwarz-Weisszeichnung, zu einer Einseitigkeit der Beleuchtung, die unwahr ist und Theater bleibt. Da ist das neue äussere Gewand geborgt, aber der Geist ist fremd geblieben. Während Hauptmann das Drama von morgen ausruft, spielen sie in geliehener Maske das alte Spiel von vorgestern. Später, in „Sodoms Ende“, hat der fruchtbare und anpassungsfähige Sudermann ein wirkliches naturalistisches Sozialdrama geschrieben, eine drohende Anklage gegen die verrottete Welt, eine unerbittliche Voraussage ihres Unterganges, aber auch hier dringt er über die Negierung der faulen Gegenwart zu keiner weltanschaulichen Idee vor, und das Leitmotiv des Ganzen, dass, wer im Sumpfe einmal drinstecke, auch bei grösstem Bemühen sich nicht wieder befreien könne, ist nichts anderes als die alte sozialistisch-naturalistische Weisheit, der Hauptmanns Frühwerk längst überzeugendere Töne verliehen hatte.

„Vor Sonnenaufgang“ richtet seine Schärfe besonders, auch darin ein echtes Kind der Bewegung, von der sein Dichten herkommt, gegen den Alkoholismus; es ist dies von allen das soziale Thema, das Hauptmann am häufigsten behandelt hat. Man kann es wie einen roten Faden durch Hauptmanns dramatisches Schaffen verfolgen: vom Alkoholikerdrama „Vor Sonnenaufgang“ führt die Linie über den „Kollegen Crampton“, diese Analyse eines Einzelsäufers, über das „Friedensfest“, das „Hannele“, „Schluck und Jau“ bis hin zur „Winterballade“. Auch in den „Webern“, seinem sozialen Meisterwerk, klingt das Motiv wiederholt an. Hier aber wird zuerst eine ganze Schicht zum Helden sozialdramatischen Geschehens (1892); die Klasse, der Heiland des Marxismus, betritt die Bühne, Einzelschicksale ballen sich zum Massenerleben zusammen. Damit hat „Wilhelm Tell“, das Drama eines nationalen Volkes, im sozialistischen Klassendrama sein Gegenstück gefunden. Der historische Vorwurf ist nur ein Vorwand; auch wenn er dieses Revolutionsstück in seiner Umgebung spielen liesse, hätte Hauptmann keine frohere Lösung gefunden: Schicksal, nicht Ethos, Not, nicht Gemeinschaft schafft die Weberfront, Hunger, keine Idee schweisst sie zum Aufstand zusammen; besiegt bleibt ihnen nichts übrig, als weiterzuleiden und weiterzuhungern. Sie werden ihre Strafen verbüssen

und sich wieder an ihre Webstühle setzen, um sich aussaugen zu lassen; vielleicht werden sie wieder einmal revoltieren, aber es wird wieder vergeblich sein. Weberschicksal, da gibt es keinen Ausweg. Als der Vorhang sich senkt, stehen auf ihm wieder gross und klagend die Worte: „So ist die Welt!"

4.

Man sieht: eine Kunst, die nicht über sich hinausweist, die sich auf sich selbst stellt, absolut ist. Sie will die soziale Frage nicht lösen, nicht klären; sie stellt nur fest, dass es eine soziale Frage gibt, die nicht übersehen werden darf. Ihr gedanklicher Gehalt ist nicht umfangreich und nicht eigenständig; ihre Ethik ist pessimistisch und passiv. Ihre ästhetischen Reize liegen ausserhalb der landläufigen Schönheitsdogmen. Dass sie uns erschüttern, daran ist dennoch nicht nur ihr Inhalt schuld, sondern die von Ibsen erlernte, dann durch Strindberg verfeinerte Methode der Psychologisierung, mit der in fast wissenschaftlichem Bemühen die ewige Menschlichkeit der Seele herausgestellt wird. Wie die stürmenden Weber in der ungewohnten Pracht der Direktorenvilla plötzlich still und zart werden, ergriffen von der Schönheit des Lebens, die ihnen hier zum ersten Male begegnet, das vergisst sich nicht wieder. Und noch ein naturalistischer Spätling wie Schönherrs „Armendoktor" (1927), ein Inflationsstück, das die Tragödie der Brotkarte malt, zeigt diese psychologisierende Kraft, etwa in der Szene, in der die Menge der Armen das Haus ihres Wohltäters umtost und mit Steinen bewirft, weil er einmal für sein eigenes krankes Kind etwas von den anvertrauten Lebensmitteln zurückbehielt: während sie draussen toben, zerbricht ihm drinnen sein Weltbild. Alle haben verloren, die draussen eine Dose Milch, er drinnen den Glauben an die weltbewegende Kraft seiner Güte. Masse und Einsamkeit: in dem Schönherrschen Drama rollt sich noch einmal der ganze weiche, tragische Pessimismus naturalistischer Sozialkunst auf.

Die sozialen Themen des naturalistischen Dramas waren im grossen und ganzen von Hauptmann gegeben: Alkoholismus, soziale Revolution, Proletarierschicksal. Sie werden immer wieder abgewandelt, nicht nur dem Thema, sondern auch der Methode und der seelischen Haltung nach gleichbleibend. Ich erwähne nur die in jeder Hinsicht unerfreuliche Gattung der Abstinenzdramen, die noch 1917 in Leo Burgersteins „Bösem Geist" eine Wiedererstehung

feiern konnten, erwähne die Revolutionsdramen von Max Halbe, dessen „Eisgang" den Dammbruch der sozialen Bewegung versinnbildlichen will, oder von Philipp Langmann, dessen „Bartel Turaser" (1897) deutlich die Gefolgschaft der „Weber" verrät, erinnere an die Dramen von Karl Schönherr („Bildschnitzer" 1900, „Sonnwendtag" 1902, „Karrnerleut" 1904), die die Tragik der Milieugebundenen aufzeigen, die die Not des Alltags ewig an der freien, sittlichen Entscheidung hindert. Nur wenige finden eigene Töne wie etwa Otto Erich Hartleben, der in „Hanna Jagert" (1892) die junge Arbeiterin zeichnet, die als Geliebte eines Proleten, eines Bürgers, schliesslich eines Barons zu freier, vornehmer Menschlichkeit aufsteigt; freilich ist hier die Grenze des „sozialen Dramas" schon fast überschritten.

Ein Thema allerdings, und eines von besonderer Entwicklungskraft, war nicht von Hauptmann in die Debatte geworfen worden. Es mag für ihn bezeichnend sein, dass er der Not des Schülers niemals seine Stimme geliehen hat. Hier war es Frank Wedekind, der 1889 mit seiner „Jungen Welt" den Auftakt angab, er, der später in der „Büchse der Pandora" dem ganzen Kampf das Motto in den Worten der Gräfin Geschwitz verlieh: „Nur die Kinder haben Vernunft, die Grossen sind wie die Tiere." Damit ist das Problem gültig umschrieben: hoffnungslos angewidert vom Treiben der Grossen, entdeckte man die Schönheit des Kindes, das unter allen Umständen recht hat und dessen Zukunft, wenn nur sein Milieu geändert würde, die Erfüllung aller Sehnsüchte bringen müsste. Daher der Kampf gegen die Bürokratie und Orthodoxie der Schulsysteme, der, nachdem Alfred Bocks „Gymnasialdirektor" 1897 die Stimmung vorbereitet hatte, mit Max Dreyers effekthascherischem, ganz unkünstlerischem „Probekandidaten" 1899 aktuell wird. Es ist tragisch, dass gerade dieses Thema nur Bühnenkönner, keine Künstler gefunden hat; der Linie, die über Ernsts „Flachsmann als Erzieher" (1901) und Jerschke-Holz' „Traumulus" (1904) zu Georg Kaisers Frühdramen („Der Fall des Schülers Vegesack" und „Rektor Kleist" 1905) und Robert Sandeks „Gymnasiastentragödie" (1907) führt, fehlt die Idee, die in den von Hauptmann inspirierten Gattungen unverkennbar ist. Man mag die Richtigkeit dieser Idee, der Interpretation des Menschen aus seinen soziologischen und natürlichen Verhältnissen, aus seiner Umwelt, bestreiten; aber ohne Zweifel verleiht ihre Existenz der ganzen dramatischen Produktion

ein eigenes Ethos und einen eigenen Stil. Was Hauptmann und seine engste Gefolgschaft nie sind, das werden diese Schuldramatiker: Gerechtigkeitsprediger, und was jene immer sind, das sind diese nie: Mitleiderwecker. Gröber und ideenloser als ihre Meister beschränken sie sich nicht auf die Darstellung, sondern agitieren, ohne doch einen Ausweg zu zeigen: darin jedenfalls sind sie echte Naturalisten.

5.

Hoffnungslosigkeit, Bedrückung, sehnsüchtige Güte, die sich ihrer Zwecklosigkeit doch bewusst ist: das bleibt, wenn sich der Vorhang gesenkt hat. Diese Kunst, die nichts anderes, nichts mehr zu geben hatte, sah ihre Aufgabe erfüllt, als die Aufmerksamkeit für ihre Themen geweckt war. Darin liegt eine ganze und unerbittliche Kritik ihres Wesens. Es ist eine Übergangskunst. Der menschliche Geist, seiner Art nach produktiv, kann nicht auf die Dauer resignieren; Mitleid strebt nach Betätigung, Güte will helfen, Liebe will verklären. Die Nacktheit der gezeigten Zustände schrie nach Bekleidung. Noch lastete der Passivismus zu bedrückend auf den Gemütern, als dass man gewagt hätte, der hoffnungslos beurteilten Gegenwart wirkliche Hilfe anzubieten. Man floh in die güldene Weite des Traums; eine realistische Romantik, seltsames Zwitterding, regte die Schwingen: Elend wurde mit seligen Märchen zugedeckt und versöhnt. Hauptmann selbst ging voran; wenn er dem sterbenden Säuferkind den goldenen Himmelsschlüssel in die Hand legt und seine Jenseitswanderung von Engelgesang begleiten lässt, zeigt er den einzigen Weg, der auch den Pessimisten und Passivisten aus diesem Elend herausführen kann. Der Klassiker der ganzen Bewegung ist sein dichterisch ungleich begabterer Bruder Carl Hauptmann, der in seinen „Armseligen Besenbindern“ zwar ganz naturalistisch die Anklage gegen die erhebt, denen es gut geht und denen es daher leicht fällt, gut zu sein, der aber darüber hinaus in wundersamer Verschlingung von Wirklichkeit und Märchen den Sinn des ewigen Widerstreits zwischen Gut und Böse zu enträtseln sucht und die erschütternde Liebe zum Guten, die unendliche Sehnsucht nach Güte, die auch im schlechtesten Menschen leben, mit keuschester Hand aufdeckt. Noch 1924 hat Fritz Philippi in seinem „Belial“ versucht, symbolistisch zum tieferen Sinn des Geschehens zurückzutasten: die Legende vom Teufel, der aus Liebe zu einem Mädchen ein Mensch, mehr, ein Mensch-

heitsbeglücker werden will, der Menschheit zum Segen Maschinen erfindet und es nun erleben muss, wie die Welt verdinglicht wird, wie aus Technik Kapitalismus, aus Kapitalismus Krieg, aus Krieg Vernichtung entsteht. Aber Menschlichkeit und Liebe siegen und gründen das neue Reich. Die Lösung, die zukunftsweisend angehängt ist, ist unglaubhaft und unwirklich, mehr Sehnsucht als Erfüllung, mehr Utopie als Gegenwart, mehr Traum als Leben — aber sie wird doch versucht. Das Eis ist gebrochen, und wenn am Ende auch die alten Schlagwörter stehen statt einer lebendigen Wirklichkeit, so weisen sie doch über das Ende des Spiels verheissend in die Ferne. Auch zu Schlagwörtern gehört Bekenntnismut, der Mut, der zu jedem Glauben gehört.

6.

Glauben, das ist es. Der Naturalismus, ganz auf Wissen eingestellt, hatte das Glauben verlernt; die Romantik, angekündigt im Symbolismus und vollendet im Expressionismus, entdeckt es wieder. Es ist sehr lehrreich, die Programmschriften der beiden grossen Bewegungen nebeneinanderzuhalten. Der Naturalismus hatte sich durch einen Fanfarenstoss angekündigt*): „Hinweg also mit der schmarotzenden Mittelmässigkeit, hinweg alle Greisenhaftigkeit und alle Blasiertheit, hinweg das verlogene Rezensententum, hinweg mit der Gleichgültigkeit des Publikums und hinweg mit allem sonstigen Gerümpel. Reissen wir die jungen Geister los aus dem Banne, der sie umfängt, machen wir ihnen Lust und Mut, sagen wir ihnen, das das Heil nicht aus Ägypten und Hellas kommt, sondern dass sie schaffen müssen aus der germanischen Volksseele heraus, dass wir einer echten nationalen Dichtung bedürfen, nicht dem Stoffe, sondern dem Geiste nach — — und dass wir keine weitere Formenglätte brauchen, sondern mehr Tiefe, mehr Glut, mehr Grösse!“ Man beachte die Betonung der Gefühlsmomente! Und dagegen das Programm des Expressionismus, 1913 (vermutlich von Werfel) entworfen**): „Der kommenden Literatur wird die anspruchsvolle Geste der abtretenden nicht eigen sein. Bescheidener wird sie sein und in der Ordnung eines grösseren Ganzen sich finden; sie wird anfänglich sein und ohne Eloquenz; arbeiten mit vielem Fleiss und ohne Gerede. Gar nicht sozial wird sie sein,

*) Prolog der „Kritischen Waffengänge“.

**) Einführungsaufsatz der „Weissen Blätter“ 1913.

aber brüderlich; gar nicht erlöserisch, aber fromm, fromm im hergebrachten Sinn; sie wird keine Stoffe entdecken, die sie mit Fanfaren ausbläst; sie wird deutlich und einfach sein und vor der komplizierten Seele nicht in die Knie brechen, sondern die Wunder der einfachen Seele anbeten; Zorn wird Zorn sein, ganz undifferenziert, und Hass wird Hass sein, ebenso, — — und wird ein heissliebendes Denken der Welt in Allen sein!" Was der Symbolismus scheu geahnt hatte, wird hier mutig und frei als Programm verkündet: nicht Psychologie, sondern die Wesenhaftigkeit der Seele ist das Thema, nicht der Stoff ist es, der interessiert, sondern der Geist erschüttert; die Isolierung des Individuums, die auch die egoistische Bindung an die Klasse nicht aufheben konnte, weicht im Glauben an die „Ordnung eines grösseren Ganzen" dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, der von innen her wachsenden Gemeinschaft. Hier ist alles bewegt, alles voll drängender Sehnsucht Der Tatmensch tritt an die Stelle des passiven Helden, aber er ist immer der Sprecher eines Gemeinschaftswillens. Man drängt zum Typus: nicht das Einzellos, sondern das Massenschicksal kündet das gültige Wesen des Menschen. Das zeigt sich schon in der Benennung der handelnden Personen, die man, anstatt sie mit Individualnamen zu belegen, nun gern als Typen einführt: Der Vater — Die Mutter — Der Offizier — Der Arbeiter — Der Herr in Grau — Der Mann in der Bluse. Und gleichzeitig sucht man auch im Formalen den Weg zum eigenen Stil zurückzufinden: die Stilisierung des Themas drängt zur Stilkunst. Die Auferstehung des vom Naturalismus verpönten seelenkündenden Monologs muss als besonders charakteristische Erscheinung gewertet werden.

Der Expressionismus ist aktiv, daher politisch; auch das soziale Thema sieht er politisch. Die Haltung des Naturalismus, sozialsein um des Sozialseins willen, lehnt er ab; das soziale Einzelthema existiert für ihn nicht. „Gar nicht sozial wird sie sein, aber brüderlich!" D. h.: auch das soziale Thema wird nicht isoliert, sondern im Zusammenhang mit der Ganzheit des Geschehens behandelt. Dadurch wird die Beziehung zum Leben wieder hergestellt; der Einzelausschnitt, vom Naturalismus mit greller Einseitigkeit beleuchtet, wird wieder ins All eingebaut und erhält von dort her seine Sinngebung, nach der der Naturalist vergeblich suchte. Dadurch wird das Blickfeld verschoben; das soziale Mitleid weitet sich zum sozialen Verstehen in Liebe, die soziale Güte

wird innerer Zwang zur Hilfeleistung, aber zu einer Hilfeleistung, deren Aufgabe nicht die Linderung von Alltagsnot, sondern die Befreiung der Menschheit ist. Darum kämpft der Expressionismus gegen die Mechanismen des Kapitals, der Technik, des Krieges, der Organisationen. Das sind seine sozialen Themen. Er ist kritisch, wo der Naturalismus objektiv war, und das Objekt seiner Kritik ist die Zivilisation der Gegenwart. Paul Kornfelds Ruf: „Der Künstler sei das Gewissen der Menschheit!" ist Kampfruf der ganzen Bewegung.

7.

Durch den Weltkrieg und die Erschütterung der Revolution gewinnt der Expressionismus seine Stosskraft. Fritz v. Unruhs Aufschrei: „Ein Geschlecht" (1916) wird die erste weittönende Fanfare; gemarterte Menschheit, eingefangen in vom Leben abstrahierten Typen, begehrt auf und formt in zitterndem Pathos die Gebärde der Empörung. Gleichzeitig verkündet Hanns Johst in seinem „ekstatischen Szenarium" „Der junge Mensch" die Revolution der Jugend in personifizierten Ideen und in einer Formgebung, die mit ihrer Auflösung der dramatischen Handlung in eine Bilderfolge an die mittelalterlichen Mysterienspiele erinnert. Und schon ersteht in Georg Kaiser der „Sudermann des Expressionismus", dessen zahlreiche Dramen in ihrem mathematischen Aufbau und ihrer messerscharfen, eiskalten Dialektik den Stil festigen helfen. Seine Überspitzung der Formmittel, die Mechanismen statt Menschen auf die Bühne stellt, ist, als Eigenstil viel bewundert und als Maniriertheit viel gescholten, indessen doch mehr als blosse Routine: durch Abstraktion bis zum Äussersten dringt er zum personifizierten Begriff vor, und so oft er auch die Grenze zu einer modernen Allegorik überschreiten mag, so gelingen ihm doch in diesem schonungslosen und unerbittlichen Vordringen auf den letzten Kern der Ideen Herausstellungen von einer Prägnanz, die seinen Dramen zum mindesten den Wert bestechender Zeitanalysen sichert. Aber sie sind, wenigstens z. T., mehr. Wenn Kaiser in seinem Doppeldrama „Gas" (I 1918, II 1920) die Technik ihres Scheinwertes entkleidet und aus dieser Erkenntnis heraus nach Menschlichkeit ruft, nein schreit, wenn er die Tragik des Helfenwollenden aufzeigt, der zuletzt allein steht, „wie jeder, der sich mit allen vermischen wollte", so hält er hier nicht nur seiner Zeit, sondern auch seiner Bewegung den Spiegel der Erkenntnis vor.

In „Hölle, Weg, Erde“ (1919) richtet er die Justiz und hält dem Bekenntnis des Durchschnittsanwalts: „Ich bin Automat, der die vorhandenen Gesetze anwendet“ den Schrei seines Helden, seiner Generation entgegen: „Recht muss doch stündlich neu erfunden werden!“ Man hat geistreich gesagt, Kaisers Talent habe offenbar ein Loch, und dieses Loch sitze da, wo bei andern Menschen das Herz sitzt*); das ist wohl doch nur bedingt richtig.

Der glühendste der Expressionisten ist Ernst Toller, politisch bekannt geworden durch die Tage der Münchener Rätediktatur, ein Dichter, der wie kein anderer seiner Generation sein gläubiges, flammendes Herz zum Fanal seiner Zeit gemacht hat Nichts ist unrichtiger und verständnisloser, als ihn und seine Gesinnungsfreunde als „Tendenzdichter“ beiseite zu schieben. Schon in der „Wandlung“, in der er „das Ringen eines Menschen“ zeichnen will (1919), ringt er um die Welterlösung: Demütigkeit und Bruderliebe der Weg zu ihr, Menschenliebe, Menschenglaube, Güte, Gott ihre Etappen. Wichtiger ist seine typisch expressionistische Gegenüberstellung „Masse — Mensch“, in der er dem irrsinnigen Wüten entfesselter Spartakistenhorden den Glauben an die Gemeinschaft der Liebe entgegenstellt; jene brüllen: „Masse ist Rache am Unrecht vergangener Jahrhunderte!“, und er antwortet: „Masse soll Volk in Liebe sein!“ Bittere politische und persönliche Erlebnisse rauben ihm, dem Gläubigsten, den Glauben; sein „Hoppla, wir leben!“ (1927), das die Tragödie eines, der 8 Jahre im Irrenhaus gelebt hat und sich nicht mehr in der Welt zurechtfindet, zeichnet, schreit aus der Fratze der Zeit heraus zwar noch nach Gemeinschaft, endet aber resignierend mit den Worten: „O Irrsinn der Zeit!“ Es ist die Tragödie des Expressionismus, die sich hier vollzieht: die flammende Begeisterung zur Welterneuerung ist durch Inflation und den Stumpfsinn des demokratisch-spiessigen Alltags zermürbt; die Jugendlichkeit der Begeisterten zerbricht an der Enttäuschung der Jahre. Von den Leuten um Toller nenne ich nur noch Johannes R. Becher, der 1919 in „Arbeiter, Bauern, Soldaten“ unerhört kühn und glühend „den Aufbruch eines Volkes zu Gott“ proklamierte, auch er ein Junger, der ewigen Idealen, ewigen Luftschlössern zustrebt, der alle Register zieht, um sich begreiflich zu machen, kein Tendenzdrama, son-

*) bei R. F. Arnold, Das deutsche Drama (1925).

dern ein religiöses Bekenntnis — und als Gegenspieler den junggestorbenen Ludwig Rubiner, der in seinen „Gewaltlosen“ (1919) mit viel Reden und idealistischer Schwärmerei zu zeigen sucht, wie Führeropfer geistweckend wirkt.

8.

Es scheint mir bezeichnend, dass das expressionistische soziale Drama aus der Gegenwart die Flucht in die Geschichte angetreten hat: die ganze Enttäuschung der Jungen tut sich in dieser Abkehr kund. Ernst Toller ging mit seinen „Maschinenstürmern“ auch hier voran, in denen er am Beispiel des englischen Chartistenaufstandes gegen die Mechanisierung der Arbeit protestiert. Die Lösung von der Gegenwart bringt die Einfügung wesensfremder Züge in das expressionistische Gefüge: historisches Studium verführt zur Objektivität, und gärendes Drängen gleitet leicht in Tendenz ab. Beispiel dafür: Bruno Franks „Zwölftausend“ (1927), die vor dem Hintergrund des Menschenhandels des 18. Jahrhunderts die alten Humanitätsideale: Freiheit des Einzelnen, Menschenrecht, den Gedanken der demokratischen Republik tendenziös vertreten.*) In seinem „Feuer aus den Kesseln“ hat Toller selbst (1930) den Marineaufstand von 1918 zwar historisch getreu und gar mit beigefügten Dokumenten, aber ohne die alte Sehnsucht und jedenfalls nicht ohne Tendenz gezeichnet. Noch einmal erhebt Bert Brechts „Im Dickicht der Städte“ (1927) den Schrei nach Gemeinschaft mit dem Munde des einsamen Grosstädters, aber dem Leben, das er als Erlösung fordert, fehlt die alte metaphysische Weite, die seine „Trommeln in der Nacht“ (1922) noch wecken wollen; alles bleibt im Animalischen stecken. Der Expressionismus ist an dem grauen Jahrzehnt 1920—1930 zerbrochen.

9.

Was sich an seine Stelle setzte, kam aus ganz anderen Bereichen. Die Romantik der Jugend war am Nachkriegsleben zuschanden geworden; die herbe Wirklichkeit des Alltages hatte ihre ekstatischen Utopien hinweggefegt und zerschlagen, die sie einst geträumt hatten. Die Zukunft, noch vorgestern die grosse Hoffnung aller Begeisterten und Gläubigen, enttäuschte, und jeden Tag auf eine neue Weise. Man lernte, ihr zu misstrauen; das

*) Ähnlich die Chicagoer Streiktragödie „Fahnen“ von Alfons Paquet (1924).

Heute als einzige Gegebenheit, mit der man rechnen konnte, gewann eine ganz neue und eigene Bedeutung. Man sah, dass man dem Tage Genüge tun musste; man wurde aktuell.*) Drängerische, rasch wechselnde Tagesfragen fanden im mündig gesprochenen Volk ein Publikum, das zur Stellungnahme zunächst erzogen werden musste, dann aber, einmal geweckt, sich sehr rasch und sehr intensiv zur Stellungnahme drängte. Der vorbereitende Prozess ging ausserhalb der Bühne vor sich: im Film, dessen unerhörte künstlerische Entwicklung und Volkstümlichkeit ihn in den Nachkriegsjahren zu einem Sprechsaal erster Ordnung prädestinierten, und im Hörbericht des Radios. Von dort lernte man die Sinnfälligkeit der technischen Mittel, die grobe, aber wirksame Verteilung der wenigen Akzente, von hier die neuartige Auflösung der Handlung in Reportage. Man ist realistisch, aber ohne das gütige Ethos des Naturalismus, man ist aktivistisch und politisch, aber ohne das Streben zur Allgemeingültigkeit, das dem Expressionismus seine zwingende Kraft verlieh. Man will weder objektiv noch typisch sein; man bekennt sich zur Tendenz. Man sticht in offene oder vermeintliche Wunden, um die Menge anzureizen, sie in seinem Sinne zu beseitigen. Man ist prinzipieller Gegner von Einzeldingen, die ausgemerzt werden müssen; die Komplexheit des Weltbildes ist verloren. Gegen den Krieg, gegen die Wohnungsnot, gegen die Steuerbehörden, gegen die Pauker, gegen die Todesstrafe, gegen die Zwangserziehung, gegen die Bestrafung der Lustmörder und Homosexuellen, gegen die Methoden der Voruntersuchung und des Strafvollzugs: weg, weg, weg damit! Man nimmt sich nicht die Zeit, zu prüfen, man grübelt nicht über Lösungsmöglichkeiten, man will keine Einwände hören. Schafft das beiseite, und das Leben ist erträglicher! — das ist das Ethos dieser sozialen Dramen. Man will erregen; schon der Titel will Teilnahme wecken: Des Kaisers Kuli — Wohnungsnot — Schlafstelle — Stempelbrüder — Pennäler — Der Frauenarzt — Gequälte Menschen — Nacht vor dem Beil — Revolte im Erziehungshaus — Der Fall Slovenski — Verbrecher — Cyankali — Megäre. Alte naturalistische Weisheiten tauchen wieder auf: „Wer einmal im Dreck drin sitzt, kommt nicht wieder heraus“ oder: „Es gibt keine Verbrecher“.

*) Vgl. A. P. Paul, Aktuelles Drama. In: Zeitschrift für deutsche Bildung VI (1930), 10. Heft.

Auch solche Tagesdramatik kann Wert haben; Aufzeigung offenbarer Schäden kann, auch wenn sie mit leidenschaftlicher Einseitigkeit geschieht, verdienstvoll sein. Wenn unter dem Pseudonym Alexander Rau ein bekannter Berliner Rechtsanwalt scharfsinnige Anklagen gegen die Formaljuristik erhebt („Wiederaufnahme beantragt"), oder Karl Maria Finkelnburg, der als Wirkl. Geh. Oberjustizrat die preussischen Zuchthäuser unter sich hat, geschickt und bühnenwirksam für den Amnestiegedanken eintritt („Amnestie"), so sind das Stimmen, die man nicht gern wird überhören wollen. Aber es fragt sich, wie weit hier noch dramatische Kunst oder Diskussion, öffentliche Debatte, die jenseits der Kunst steht, vorliegt. Jeder Kunst wohnt seinsmässig ein Drang nach Ewigkeit, nach Gültigkeit inne; es gibt keine Kunst, die sich im heutigen Tage erschöpft. Wenn der § 218 fällt, wird niemand mehr wissen wollen, was Hans Rehfisch, Friedrich Wolf, Alfred Döblin einst gegen ihn eingewendet haben. Kommt hinzu, dass die unbedingte Aktuellität eine Fixigkeit der Produktion verlangt, die in den meisten Fällen ein formales und ethisches Ausreifen unmöglich macht; rasch konzipiert, rasch hingeworfen — keiner rechnet auf Bestand. Damit gibt Kunst sich selbst auf und wird zum Gewerbe. Weniger in die Geschichte des sozialen Dramas als vielleicht in eine Geschichte der sozialen Idee und jedenfalls in eine Geschichte des Theatergeschäfts, das vom aktuellen Zeitdrama notwendige Erfrischung erhoffte und z. T. auch empfing, gehören diese Erscheinungen. Ihnen fehlt die grosse, umspannende Idee: das ist bei der Gewichtigkeit des Themas, das sie sich wählten, fast eine Blasphemie. Am sympathischsten sind noch die Stücke, die unter bewusstem Verzicht auf jede künstlerische Dauerwirkung lebendiges, aufrichtiges Zeittheater bieten wollen, wie das die „Truppe 1931" im Kleinen Theater (Berlin) etwa in der „Mausefalle" versuchte: da wird mit Reportage, Revue und Zitat die Frage abgehandelt, wer schuld sei, dass der Angestellte Fleissig zum 12. Male entlassen wurde. Alle lehnen die Verantwortung ab, Worte, Worte, Worte fallen; schliesslich tritt ein Minister ans Mikrophon und spricht pathetisch von der Verantwortung, die die Regierung auf sich lasten fühle. Aber der Angestellte Fleissig bleibt entlassen.

10.

Die Entwicklung geht weiter; das soziale Zeitdrama wird von ihr rasch überholt, wird rasch vergessen werden. Die Jugend, die sich zur „Neuen Wirklichkeit" bekennt, hat den Mut, den Dingen

ins Auge zu sehen, aber sie hat auch den Glauben an sich und die Welt, dass sie besserungsfähig sind. Naturalistisches Wirklichkeitswissen und expressionistisches Zukunftsbewusstsein reichen sich in ihr die Hände; nüchtern, aber gläubig geht sie ans Werk. Erste Spuren zeugen von ihrem Willen: Otto Rombachs „Apostel" (1929) malt den Kampf zwischen christlich-sozialer Idee und Industriekapitalismus und prophezeit den Sieg der Idee; Kolbenheyers „Jagt ihn — ein Mensch" (1930) sucht die Überwindung von Maschine und Egoismus durch wahre Menschlichkeit zu lehren. Auch Barlachs Name muss hier anklingen. Wir spüren, wie die Problemstellung des Expressionismus sich in gereifter Gestalt erneut ankündigt. Und die Jüngsten finden in ihrem Programm Töne, die uns vertraut berühren. Hören wir, wie sie sich selbst prophezeien*):

„Das klassische Drama der Zukunft wird nicht das tendenziöse oder politische sein. Dieses wäre zu sehr an eine bestimmte Zeitspanne gebunden. Das klassische Drama ist zumindest immer überzeitlich.

Das klassische Drama der Zukunft wird das philosophische sein.

Es wird sich Themen stellen, die nicht in Sätzen ausgesprochen werden, nicht individuelle Erlebnisse, seelische Auswüchse, ethische Konflikte sind, sondern sich in ein Wort kleiden lassen. Die antike Tragödie war das Drama der Seele, Shakespeare schuf das Drama der Leidenschaft, Goethe und Schiller das der Ethik, Hauptmann das des Menschlichen: das moderne klassische Drama wird das Drama der Begriffe sein.

Seine Themen werden lauten: Revolution, Kindheit, Ehe, Staat, Religion. Es wird kein Schicksal auswickeln, keinen Übermenschen darstellen, keine Ethik verkünden. Es wird keinen Menschen als Helden haben, der Held wird der Begriff sein . . .

Das sprachliche Mittel dieses modernen klassischen Dramas wird die knappe, eindeutige Satzformulierung des Expressionismus sein, seine Bühne einfacher als die der Antike.

Das klassische moderne Drama braucht als Publikum Denkende, nicht Fühlende. Das nicht Hass und Liebe empfindet, sondern lediglich Wahrheit und Lüge bemerkt, registriert, beurteilt. Aber immer Volk, nie eine Schicht. Weil es kein Geschehnis zeigt, das

*) „Signal" II, Heft 3.

nur wenige angeht, sondern über Wesentliches verhandelt, das jeden trifft. Das Volk wird nicht lernen müssen, sondern entwickelt werden, nicht, dass es wisse, was vorgeht, sondern verstehe, wie und warum etwas vorgeht.

Und mir scheint, wir sind näher an der Erfüllung all dessen, als wir ahnen und ausrechnen können".

Über politische Inversion

Von Erhard Kroeger

I

Seit längerer Zeit ist es zum salonfähigen Gesprächsthema geworden, dass irgend etwas in der politischen Ideologie nicht stimmt. Es gibt Diskussionen, und man meint vielfach einen Schuldigen gefunden zu haben. Es sei der Liberalismus, der in zerstörerischer Abkehr von Bindungen und absoluten Werten einer schrankenlosen Herrschaft des Individuums und damit dem Chaos die Wege ebne.

Man kann auch anders stehen. Prononcierte Schuldverdikte sind selten gerecht, Prügelknaben meist nur teilweise schuldig. Man könnte, ohne verkennen zu wollen, dass hinter dem gefällten Urteil manches Wahre steckt, auf dem Standpunkte stehen, dass der Liberalismus höchstens in historischer Perspektive für das Einreissen der Dämme verantwortlich gemacht werden kann und seine Bekämpfung heute ein Kampf gegen Windmühlen ist, weil es keinen Liberalismus mehr gebe, wo die Dämme nun einmal eingerissen sind und hinter jeden Wert das sorgfältige Fragezeichen bereits gemacht ist. Man könnte meinen, wo es keine Bindungen mehr gebe, die unerschütterlich im Bewusstsein des Volkes den Glauben an die Rechtmässigkeit und Notwendigkeit von irgend etwas Bestehendem am Leben erhalten, sei es sinnlos, Freiheit und Voraussetzungslosigkeit zum Feldgeschrei zu machen, weil Freiheit ein Beziehungswert sei, der nur im Hinblick auf eine Antithese, nenne man sie Unfreiheit, Bindung, Orthodoxie, einen Sinn erhalte. Man könnte fortfahren, diese Diskussion sei also von der Walstatt politischer Willensbildung zwecks historischer Prüfung in das Kabinett des Forschers zu verweisen, der, der Parteien Hass und Gunst entrückt, mit Recht feststellen wird, dass wir dem vielge-

schmähten Liberalismus doch auch allerhand Gutes verdanken. Man könnte in Kürze damit schliessen, dass der Rammbock ins Museum gehöre, wenn die Türen eingerammt sind, und es den Unbelehrbaren ruhig überlassen, in aufrechter Würde danach zu forschen und zu plakatieren, wenn irgendwo eine Meinung unterdrückt, ein Tellshut aufgerichtet, eine Hexe verbrannt wird. Es ist durch den Liberalismus allerhand aufgesprengt worden, aber Sprengstoff hat noch nie zum Zement getaugt, mit dem man etwas bauen könnte.

Sei dem wie ihm wolle. Es soll hier von etwas anderem die Rede sein, einer Erscheinung, die auf die Willensbildung heute noch einen weit grösseren Einfluss hat als das liberalistische Dogma, wenngleich sie mit diesem in einer bestimmten, vorläufig nicht zu übersehenden Art verkoppelt ist. Es wird damit eine gewisse seelische Haltung gemeint, die darauf hinausläuft, den Zorn und den entschlossenen Willen aus dem Register der Emotionen zu streichen; die Verteidigung der eigenen Interessen als kleinlich gegenüber dem Einstehen für imaginäre höhere Ziele zurückzustellen; dem Angriff des Gegners durch Rückzug zu begegnen und gleichzeitig an seine bessere Einsicht zu appellieren die düstere Schattierung der zurückweichenden Front durch eine chiliastische Hoffnung auf ein Zeitalter ohne Reibung und ohne Kampf rosig zu beleuchten; die eigene These zugunsten der fremden Antithese um einer höheren Synthese willen zurückzunehmen; und also diese Symptome, die in der Analyse Symptome einer vergeistigten Schwäche sind, durch eine gedankliche Transformierung in eine sittliche Kraftleistung umzuformen, zu invertieren. Diese Erscheinung, die politische Inversion genannt sei und nicht die Frage eines politischen Glaubensbekenntnisses, sondern eine Frage der seelischen Haltung ist, soll im folgenden untersucht werden.

II

Von der Willensseite her gesehen, stellt sich das Leben dar als ein Kampf um Interessen, dieses Wort hier im allerweitesten Sinne gebraucht. Der Wille wird, je nach Qualität seines Trägers, für die Befriedigung niederer Instinkte bis hinauf zu den höchsten Lebensgütern eingesetzt. Vorwärts treibender Wille im Kampf um ein Lebensgut stösst notwendig auf einen Gegenwillen, den Kampf

entscheidet die grössere Intensität des Willens neben einer Reihe von Aussenfaktoren (Milieu, Kräfteverhältnisse), die hier ausser Betracht bleiben können. Auf diesem Einsatz des Willens für das Interesse beruht jede Entwickelung; aus Sieg des einen, Sieg des anderen Willens, Kompromiss und Umsturz entsteht in vielfachen Krümmungen der Fluss der Geschichte. Besonders gilt das von politischen Überzeugungen, die sich als Kämpfe um Interessen darstellen. Es sei nochmals hervorgehoben, dass es sich hierbei um die allerweiteste Bedeutung des Wortes handelt. Von hier aus gesehen, ist es die vornehmste Aufgabe des politischen Führers, die ihm anvertrauten Interessen auf immer weitere Bereiche auszudehnen, seinen entschlossenen Willen dem Willen des Gegners entgegenzusetzen und ihn nach Möglichkeit zurückzudrängen. Auf diesem natürlichen Gefälle beruht jede geschichtliche Entwicklung, aus dem Gegeneinander formt sich ein Neues, das mitunter ein Besseres sein kann.

Es ist nicht das erste Mal im Verlaufe der Weltgeschichte, in den Nachkriegsjahren aber besonders deutlich geworden, dass bei politischen Führern bisweilen eine besondere Art von Schwäche, eine Veränderung in der Faserung des Willensstranges zu beobachten ist. Der Wille wird nicht mehr in erster Linie für den Kampf mit dem Gegner eingesetzt, sondern weicht vor dem entschlossenen Druck des Gegenwillens zurück. Der innere Rückzug vollzieht sich bewusstseinsmässig auf dem Rücken einer Wertverschiebung: von minderer Wichtigkeit sei der Verlust konkreter Dinge, die Räumung bedrohter Provinzen — wichtig sei vor allem die Zusammenarbeit mit dem Gegner, um aus These und Antithese eine Synthese für die Zukunft zu finden, ein Reich etwa, in dem nationale oder soziale Gegensätze durch guten Willen, Frieden und Gerechtigkeit in Gleichgewichtslage gebracht sein würden.

Eine Erscheinung, nicht unähnlich dem Ressentiment, wie es Nietzsche in der „Genealogie der Moral“ schildert, die Umwertung der Werte vom Schwächeren vollzogen, eine heimliche Rache für die Gewalttat. Der Schwächere gibt nach, weicht dem Drucke des Feindes, bemüht sich allenfalls seine Position zu halten, verzichtet vollends auf den Kampf um eine Erweiterung seiner Sphäre und invertiert diese Schwäche zu etwas Gewolltem: um einer künftigen besseren Zeit der Zusammenarbeit und des Friedens willen sei es nötig, freiwillig Opfer zu bringen. Der Invertierte stützt

sich dabei auf seine höhere Moral; man kann ihm nicht vorwerfen, dass er in der Verfolgung eigener Ziele kleinlich sei; seine Waffe ist der Glaube an ein natürliches Ende der Gegnerschaft, der unermüdliche Appell an die bessere Einsicht des Gegners, doch nur ja die Hand zur Versöhnung zu reichen, das geschehene Unrecht wolle man um des künftigen Friedens willen verzeihen und vergessen.

III

Ein historischer Fehler. Die Weltgeschichte kennt kein Beispiel, dass diejenigen, die das dunkle Geheimnis der Macht in ihren Händen hielten, je infolge besserer Einsicht den unten Liegenden an den Händen gefasst und in die Höhe gezogen hätten. Denn die Moral der Mächtigen ist von anderer Beschaffenheit als die Moral der Invertierten. Sie haben den ungebrochenen Willen in sich und können die Sprache der Invertierten nicht verstehen. Man kann den Mächtigen nur zurückdrängen, wenn man ihm seine eigene Substanz entgegenhält: geschlossenen, ungebrochenen Willen zur Stärke. Der Invertierte hat diesen Willen nicht.

Das natürliche Gefälle geschichtlichen Ablaufes, von dem die Rede war, ist hier gestört: die Invertierten lassen das Einstehen für die Interessen, die sie vertreten, zurückstehen gegenüber dem Wunsch, Reibungen mit dem Gegner soweit als möglich zu vermeiden und eine freiwillige Versöhnung auf der Basis ehrlicher Zusammenarbeit zu finden. Sie merken nicht, wie ihnen die Substanz Stück für Stück entzogen wird, weil sie wie gebannt auf das magische Zukunftsbild einer in den Bahnen der Gerechtigkeit und des Versöhnungswillens laufenden brüderlichen Tätigkeit schauen. Nach jedem Schlage sind sie bereit, alles zu vergessen, sich zu versöhnen, weil sie die Verantwortung für einen imaginären zukünftigen Ausgleich mit dem Feinde zu tragen glauben. So sind sie zu jedem Opfer der eigenen These bereit, um einer künftigen Synthese den Weg zu ebnen. Sie verkennen damit das Grundgesetz vom natürlichen Gefälle geschichtlicher Entwickelung, das darauf beruht, dass jeder s e i n e m Berufe nachgeht und die Verantwortung für den künftigen Ausgleich dem Ausgange des Streits überlassen bleibt. Opfer bringen kann der Mächtige, wenn ihm an einem Ausgleich gelegen ist. Das Opfer des Schwachen verpufft nutzlos.

Die politische Inversion ist eine Dame, die in vielen Verkleidungen auftritt. Ihr liebstes Kostüm ist der Rechtsgedanke. Das ist kein Zufall. Das öffentliche Recht ist unter den Bausteinen des öffentlichen Lebens der typische Vertreter des statischen Elementes und zum Sturmtrupp durchaus ungeeignet, ein Zusammenhang, auf den hier nicht näher eingegangen werden kann.

Es kann kein Zweifel bestehen, dass die geschilderte Haltung aus einem Bezirk entlehnt ist, in welchem sie hohe Werte erzeugt hat: aus dem Bezirk individueller Sittlichkeit. Die moderne Philosophie hat die grosse Bedeutung des umwertenden Willens im Aufbau der altruistischen Ethik sehr scharf herausgearbeitet. Altruistische Ethik zur Matrize politischer Willensbildung gemacht, ist politische Inversion. Es ist gewiss kein Zufall, dass wir unter den Invertierten immer wieder Personen von hoher persönlicher Sittlichkeit finden.

So leisten die Invertierten, ohne es zu wollen, gegnerischen Interessen Vorspanndienste. Der Gegner nimmt die gebotene Hand mit feinem Augurenlächeln entgegen. Warum auch nicht? Für ein wägbares Äquivalent ist der Mächtige immer bereit gewesen, der unwägbaren Hoffnung auf eine friedvolle Zukunft aus vollem Herzen zuzustimmen. Er ist gerne bereit, die Verwechselung zwischen einer politischen Arena und einem Seminar über Ethik, zwischen Erfolgswille und Erkenntnisdrang mitzumachen, denn er erntet — er kann dem Geist seinen nicht invertierten Willen entgegensetzen.

IV

Es besteht immer die grosse Gefahr, dass die inverse Haltung die Ziele verwischt und auf den ganzen Volkskörper übergreift. Die politische Diskussion gerät unter die Führung der Altklugen, der Vorsichtigen, der Aestheten. Der unbekümmerte politische Wille wird geknickt und lächelnd als unreif oder utopisch abgetan. Schlimmer: eine Jugend, der nur invertierte Willensbildung gestattet wird, eine vernünftelnde, altkluge Jugend bietet sichere Gewähr dafür, dass die Kräfte, die hier verschüttet werden, auch in Zukunft nicht wieder einzuholen sind. Der Wille zur Macht ist den Invertierten nicht lieb. Sie sind schnell bei der Hand, die Roheit, Ungerechtigkeit, konstruktive Fehlerhaftigkeit eines solchen Unterfangens schwarz auf weiss zu beweisen. Wille zur Macht sei rückständig.

Er verdirbt die Aussichten auf eine Verwirklichung der völkerrechtlichen Konzeption, die wir gewiss einmal geschenkt bekommen werden, wenn wir verzichten.

Darum bringt der brutale feindliche Macht- und Unterdrückungswille die Invertierten zum Protest, hinter dessen papierener Wand die Versöhnungshand bereit liegt. Der Wille zu kämpfen und zu wagen im eigenen Lager versetzt sie in echten Zorn, denn sie sehen die invertierte Wertskala bedroht. Das braucht nicht belegt zu werden. Es genügt zu beobachten, wie feindselig und verständnislos die Invertierten einer Erscheinung wie dem Nationalsozialismus in Deutschland gegenüberstehen.

Wer jahrelang in einer Umgebung lebt, kann leicht die lebendige Anschauung der Dinge, die ihn umgeben, verlieren. Aber es ist nicht zu leugnen, dass wir seit vielen Jahren im Schatten einer invertierten politischen Ideologie leben, mit allen typischen oben gezeigten Symptomen.

Wir stehen auf der anderen Seite seit Jahren mitten in einer Welle von Verfolgung und Entrechtung; wie es heisst, ist der Mächtige sich noch nicht schlüssig geworden, ob er den invertierten Wunsch nach Zusammenarbeit teilt, aber wir haben den unbändigen Wunsch zur Versöhnung. Wir haben den Zusammenhang mit den Entschlossenen ausserhalb des Landes verloren. Und wir haben eine Jugend ohne politische Ziele, das ist das Schlimmste, denn in dem leeren Raum wuchern Mutlosigkeit, Schwäche, utilitarisches Konjunkturdenken.

Zwei Missverständnisse müssen nachdrücklich ausgeschaltet werden: es ist weder in diesem Abschnitt, noch oben von den taktischen Dingen die Rede gewesen. Niemand wird behaupten wollen, dass der Schwache seine stumpfen Zähne blecken und die schwache Faust ballen solle. Zu entscheiden, wann Nachgiebigkeit am Platze ist und wann es keine Versöhnung geben darf, muss der Klugheit des Führers überlassen bleiben. Ferner: nicht ein einziges Verdienst soll angetastet und bezweifelt, kein Beispiel entschlossenen Einsatzes vergessen werden. Hier ist immer nur von einem Querschnitt durch den Willen die Rede gewesen, der entschlossen auf den Kampf mit dem Gegner gerichtet sein soll. Vom Willen, unbeugsam für die Interessen der Geführten einzutreten, selbst auf die Gefahr hin, dem Feinde ein wirklicher Feind zu werden und eine imaginäre Konstruktion des öffentlichen Rechtes

zu gefährden. Es ist gewiss weder eine leichte, noch eine dankbare Aufgabe, die schwachen Kräfte in einer schweren Zeit zu führen.

Konjunkturen ändern sich, der Schwache braucht nicht immer am Boden zu liegen. Sieger bleibt, wen das Morgenrot einer besseren Zeit bereit findet. Aber der Wille zu einer Änderung der Konjunktur darf nicht invertiert werden. Man darf einem Volkskörper, dem die Hand an der Gurgel sitzt, nicht Versöhnung und Erhaltung des noch nicht Geraubten durch ein Völkerrecht als Ziel zeigen. Was einem genommen wird, ist nicht verloren. Was man selbst aufgibt, bringt keiner wieder.

Es ist hohe Zeit geworden, die invertierte politische Ideologie einer gründlichen Revision zu unterziehen.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Verstimmungen und Verhandlungen

Verstimmungen und Verhandlungen kennzeichnen aussenpolitisch die letzte Periode. Verhandlungen, die teils wiederholt geführt sich schleppend hinziehen, teils abgeschlossen ohne sichtliche Erfolge geblieben sind, und Verstimmungen, die zwar nicht zu diplomatischen Schritten geführt, immerhin aber die betont guten, brüderlichen Beziehungen zu den Nachbarstaaten getrübt haben.

Vor allem sind hier gewisse Spannungen Litauen gegenüber festzustellen. Das ablehnende Verhalten Litauens zum Plan einer baltischen Zollunion ist in der lettischen Öffentlichkeit mit grösstem Erstaunen aufgenommen worden. Litauischerseits wird jedoch darauf hingewiesen, dass die Wirtschaftslage dieses Staates sich wesentlich von der Wirtschaftslage der anderen baltischen Länder unterscheide und eine Zollunion mehr Lettland und Estland als Litauen zugute kommen würde, ausserdem aber eine baltische Wirtschaftsunion die junge litauische Industrie gefährden könne. Zweifellos liegt es augenblicklich mehr im Interesse Litauens, der Ausfuhr wegen seine Beziehungen zu Deutschland und England enger zu gestalten. Die „Brihwa Seme", das Blatt des lettischen Bauernbundes sagt hierzu, dass „Litauen gegen eine nähere Verständigung

mit seinen nördlichen Nachbarn" sei. Weitere wirtschaftliche Spannungen sind durch die grundsätzliche Änderung der litauischen Wirtschaftspolitik eingetreten, die zu Importeinschränkungen übergegangen ist. Diese Einschränkungen stellen den ersten Versuch dar, den Import aus solchen Ländern zu steigern, die für Litauen unersetzliche Absatzgebiete sind, und aus solchen noch weiter zu verringern, mit denen Litauen eine passive Handelsbilanz hat. Obgleich diese Bestimmungen auf Lettland keine negative Einwirkung haben dürften, da die Handelsbilanz zwischen beiden Staaten in letzter Zeit für Litauen günstig gewesen ist, wird in der lettischen Presse die Meinung laut, dass die Einschränkungen Lettland doch berühren und dass man an Gegenmassnahmen denken würde, wenn Litauen diese Einschränkungen in grösserem Masse auf Lettland anzuwenden beabsichtige.

Eine Verstimmung ist in letzter Zeit auch durch das Interesse eingetreten, welches Lettland für die auf der kurischen Nehrung, auf litauischem Territorium wohnenden Kuren hat. Mit grösster Aktivität, mit festem Programm und staatlicher Unterstützung soll dieser den Letten verwandten Volksgruppe in kultureller Hinsicht geholfen werden. Ein lettisches „Komitee der Kurenfreunde" beschloss den kurischen Organisationen lettische Literatur zuzusenden, im staatlichen Rigaer Rundfunk eine regelmässige „Kurische Stunde" einzuführen und ferner die litauische Regierung zu veranlassen, dass die zwischen Lettland und Litauen bestehende Schulkonvention auch auf die Kurensiedlung ausgedehnt wird, damit in diesen Schulen dann die lettische Sprache als Unterrichtssprache eingeführt werden kann. Stipendien an lettischen Bildungsanstalten und wechselseitige Besuche sollen noch dazu beitragen, auch rein territorial die Kuren mit dem lettischen Kulturkreise zu verbinden. Diese intensive Kulturpropaganda Lettlands hat in Kownoer Regierungskreisen ausgesprochenes Missfallen erregt, da man in der lettischen Aktion das Bestreben sieht, die Kuren zu einer Minderheit in Litauen zu machen.

Auch in Estland ist man verstimmt. Zwar ist bei den Claeringverhandlungen zwischen Lettland und Estland in fast allen Fragen eine Einigung erzielt worden, doch äussert sich das einflussreiche „Päevaleht" dahin, dass zur Verwirklichung einer Zollunion mit Lettland grosses gegenseitiges Vertrauen und Einvernehmen notwendig sei, dieses sich aber nicht mit der Verfolgung der est-

nischen Schulen in Lettland zusammenreime. Auch in anderen Blättern sind bittere Vorwürfe gegen die minderheitenfeindliche Politik in Lettland laut geworden.

Über den dritten Nachbar — Russland — ist man wieder in Lettland verstimmt. Die Handelsbilanz mit Russland hat sich ausserordentlich verschlechtert und ist passiv geworden, und auch die Verhandlungen über einen Handelsvertrag sind aus dem Stillstand nicht herausgekommen. Trotzdem ist auch nach Ablauf des Handelsvertrages die russische Einfuhr nach Lettland recht beträchtlich im Verhältnis zu den minimalen Einkäufen der Russen in Lettland. Allein im November haben laut Pressemeldungen die Russen Waren für 1.000.000 Lat nach Lettland eingeführt, während Lettland nur für 76.000 Lat Waren ausführen konnte. Unter diesen Umständen hat es den Anschein, dass die Russen den lettländischen Markt für ihre Waren auf keinen Fall verlieren, sich selbst aber vollkommen von lettländischen Waren absperren wollen, da die Zollvergünstigungen, die Lettland ihnen geben kann, doch zu gering sind, als dass ein besonderes Interesse vorliegen könnte, ihretwegen lettländischen Waren den räterussischen Markt zu öffnen. In rechtsbürgerlichen Kreisen ist man mit Recht der Ansicht, dass das Projekt der Regierung, der Einfuhr aus Russland noch Zollvergünstigungen zu geben, den Interessen Lettlands nicht entsprechen kann, da die Russen sich dann noch weiter in den lettländischen Markt eindrängen und — ohne einen Handelsvertrag abgeschlossen zu haben — noch schärfer als bisher mit den Staaten konkurrieren würden, die mit Lettland Handelsverträge geschlossen und ihm also auch ihrerseits Meistbegünstigung gewährt haben.

Das Übergewicht Russlands auf dem lettländischen Markt hat auch in England, mit dem man in Wirtschaftsverhandlungen stand, soweit Missfallen erregt, dass den lettländischen Delegierten mit grosser Entschiedenheit erklärt wurde, es sei von England kein Entgegenkommen zu erwarten, wenn man weiter eine Handelspolitik treibe, die nur russischen Waren den lettländischen Markt öffne, den Import aus anderen Staaten aber ausschliesse. Bei einer solchen Politik kann erwartet werden, dass der englische Markt für lettländisches Holz, Bacon und Butter gesperrt werden wird. Die Ankunft der lettländischen Delegation in London nimmt auch die „Times" wahr, um in einer Notiz über das „Skandalöse Verhalten Lettlands gegen die (englischen) Inhaber der Obligationen

der Stadt Riga" zu verlangen, dass eine gewisse Befriedigung der englischen Ansprüche noch vor Abschluss irgend eines Handelsabkommens mit der lettländischen Delegation durchgesetzt wird. Die Verhandlungen als solche gelten als beendet, doch sind englischerseits in Lettland interessierenden Fragen keine endgültigen Antworten gegeben worden.

Was die Schuldenverhandlungen mit den USA anbetrifft, so ist man in Regierungskreisen der Ansicht, dass Lettland diese Verhandlungen erst nach der Revision der amerikanischen Verträge mit anderen Ländern zu beginnen brauche; deshalb werde die nächste Zahlung im Juni wohl ausfallen.

Eine warnende Stimme

Die minderheitenfeindlichen Anschläge des Bildungsministers Kehnin und das erneute Verlangen nach deutschem Eigentum sind auch von der grossen Presse Deutschlands gebracht worden und fanden als „Unerhört scharfe Angriffe der deutschen Presse gegen Lettland" hier ihren Widerhall. In diesem Zusammenhang interessiert eine warnende Stimme im rechtsbürgerlichen „Latvis". In einem Artikel über die Beziehungen zu Deutschland meint das Blatt, dass es schwer zu sagen sei, was nun in Lettland geschehen würde: ob die Herren von der „Nationalen Erweckung" Deutschland den Krieg ansagen, oder sich abwartend verhalten und sich wie bisher nur mit der Verärgerung dieses Staates beschäftigen werden. Dass sie Adolf Hitler und seiner Regierung nicht wohlwollten, hänge damit zusammen, dass Hitler ein echter Deutscher sei und es ja wohlbekannt sei, wie diese Herren zu den Deutschen stehen. Das Blatt warnt aber davor, die Verärgerten noch mehr zu ärgern. Die Lage sei sehr ernst. In Deutschland habe sich eine Regierung gebildet, die sich auf die aggressive Jugend stützt und Millionen disziplinierter und militärisch ausgebildeter Leute um sich schart. Mit dieser Kraft müsse man rechnen und die Aussenpolitik in richtiger Beurteilung der Lage so führen, dass die Staatsinteressen den grösstmöglichen Erfolg haben. Es scheint dem Blatt, dass die von den Leuten der „Nationalen Erweckung" geführte Nörgelpolitik nicht die wahre ist, um die Wirtschaftsbeziehungen zum Deutschen Reich zu fördern. Wenn die grossen Nationalisten nicht daran glauben sollten, so müssten sie sich nur bei den Leuten erkundigen, die mit der Regelung dieser Wirtschaftsbeziehungen betraut sind; die würden ihnen sehr traurige Geschichten erzählen.

„Vor einigen Wochen — heisst es weiter — erhob sich ein grosses Geschrei wegen der Kelche der Domkirche und der deutschen Gräber*). Es war kaum ein reichsdeutsches Blatt zu finden, in dem sich nicht Entrüstung wegen der Kelche und der Gräber gezeigt hätte. In derselben Zeit musste mit Deutschland unser Butterexport geregelt werden, und es ist wohlbekannt, dass diese verdammten Kelche unsere Lage sehr erschwerten. Und wenn die Unseren die Hand aufs Herz legten und sagten: „Aber das ist doch unsere innere Angelegenheit", dann antworteten die Deutschen ebenso freundlich: „Auch das, von wem wir Butter kaufen, ist unsere innere Angelegenheit".

„Wenn die Politik unserer gegenwärtigen Regierung gegen das Deutschland Hitlers auch künftighin eine solche Nadelstichpolitik bleibt — schreibt das Blatt zum Schluss —, so ist kaum anzunehmen, dass unsere Wirtschaftsbeziehungen zu Deutschland sich in einer für Lettland günstigen Richtung entwickeln können. Unsere Politik muss eine bestimmte, weitblickende und korrekte sein, aber alle Albernheit und Nörgelei muss aufgegeben werden, denn sie bringt nichts Gutes".

Der Widerhall der reichsdeutschen Ereignisse in der lettischen Presse

Wurden die politischen Vorgänge in Deutschland in letzter Zeit von der lettischen Presse bereits in grossem Masse beachtet, so ist hier nach dem entscheidenden 30. Januar geradezu eine Hochflut an allgemeinen politischen Berichterstattungen, Privatkorrespondenzen und Leitartikeln über Deutschland eingetreten, die das Zeitungsbild soweit beherrschen, das schon rein äusserlich von einem starken Eindruck gesprochen werden kann. Die Masse des Geschriebenen ist aber vielleicht auch hier wieder bezeichender als der Inhalt, der nach Niveau und Tendenz im Rahmen des Üblichen bleibt. Der grösste Teil der Artikel befasst sich mit dem Tatsachenmaterial, ein weit geringerer zieht Rückschlüsse auf die Einwirkung des Umschwunges auf Lettland und die daraus folgenden wirtschaftlichen und politischen Möglichkeiten, und nur der zitierte „Latvis"-Artikel spricht gleichzeitig von einer aus diesem Anlass zu erwartenden Revision der lettländischen Innenpolitik. Im allgemeinen aber kann immerhin von einer im Zusammenhang

*) Vgl. Baltische Monatshefte, Januar. Inzwischen ist die Forderung der lettischen Domverwaltung erfreulicherweise fallengelassen worden.

mit dem Umschwung erfolgten Besinnung gesprochen werden, auch wenn nur von marktschreierischen Artikeln auf sie geschlossen werden kann. Auch die Unruhe, die sich in einigen Blättern findet, kann als Besinnung gewertet werden. Wenn die „Pehdeja Brihdi" in einem Artikel von der Möglichkeit einer Verständigung Berlin—Kowno und Kowno—Warschau spricht, gleichzeitig Wilna an Litauen zurückgibt, die Korridorfrage zu Gunsten Deutschland löst, Litauen als unsicheren Pufferstaat zwischen Lettland und Deutschland bezeichnet und Lettlands Lage als bedroht hinstellt, so ist dieses für die Stimmung gewisser lettischer Kreise bezeichnend und zeigt wieder, wie schnell deutsche innerpolitische Verschiebungen aussenpolitische Bedeutung gewinnen können.

Nach der ersten Welle politischer Artikel erscheinen weit sorgenvollere wirtschaftliche Betrachtungen in der Presse. Die „Brihwa Seme", das Blatt des Bauernbundes, erwägt die Möglichkeit, dass Lettland seinen Markt für landwirtschaftliche Produkte in Deutschland verlieren könnte, und auch in einem Artikel der dem demokratischen Zentrum nahestehenden „Jaunakas Sinas" werden Erschwerungen bei der Ausfuhr nach Deutschland befürchtet.

Regierungskrise

Als weiteren Schritt zur Verwirklichung seiner „Einheitskultur" hatte Atis Kehnin, der Bildungsminister der Regierung des „nationalen Erwachens", ein Gesetzprojekt ausgearbeitet, auf Grund dessen die Unterrichtssprache in allen vom Staat oder der Kommune erhaltenen Mittelschulen (höheren Schulen) die lettische sein sollte. Da die Durchführung dieses Gesetzes der Schliessung aller öffentlichen deutschen Gymnasien in Lettland gleichgekommen wäre, in den Gymnasien aber der Erziehungseinfluss besonders entscheidend für die spätere Einstellung zu Heimat und Volkstum ist, da ferner das Projekt einen rechtswidrigen Eingriff in die in der Kulturautonomie festgelegten Rechte der Deutschen bedeutete und ausserdem auf dem Wege der Notverordnung verwirklicht werden sollte, erregte es im gesamten Deutschtum berechtigte Empörung. Infolge des Einspruches einiger Koalitionsgruppen gelang es, den Notverordnungsweg zu vermeiden, doch kam es zu einem einstimmigen Beschluss des Kabinetts, in der Saeima die Lettifizierung dieser Schulen zu beantragen. Bei der Mehrheit, über welche

die Regierung verfügte, konnte mit einer Annahme des Antrages immerhin gerechnet werden.

Es kam anders. Nach einer mit grösster Heftigkeit geführten Debatte wurde die Übergabe des Projekts an die Kommission am 3. Februar in geheimer Abstimmung mit 64 gegen 24 Stimmen abgelehnt, ein Ergebnis, das in diesem Ausmass überraschte und nicht nur den Bildungsminister, sondern die ganze Regierung zum Rücktritt veranlasste.

Noch niemals ist wohl eine Regierung Lettlands von den Deutschen und den anderen nichtlettischen Volksgruppen so allgemein abgelehnt worden, wie dieses letzte unter linksbürgerlicher Leitung stehende Kabinett, und wohl niemals hat dann schliesslich eine Regierung im lettländischen Parlament eine so grosse Mehrheit gegen ihre Politik sehen müssen. Vielleicht war die letzte Abstimmung eine Warnung davor, in Zeiten einer schweren Wirtschaftskrise eine Entzweiung der Bevölkerung herbeizuführen und ein ganzes Viertel dieser Bevölkerung durch eine Politik nationaler Unterdrückung in die Opposition zu drängen.

Die Regierungskrise hat naturgemäss in der gesamten Presse zu weitgehenden Debatten geführt. Von den Stellungnahmen der einzelnen Parteiblätter interessiert wohl am meisten ein Artikel der „Brihwa Seme", in welchem das Blatt nach einer kritischen Untersuchung der Kehnin'schen Minderheitenpolitik feststellt, dass ihr Erfolg dem lettischen Volke als solchem mehr geschadet als genützt hätte, „da es das reine Lettentum durch fremde Beimischung nur verdünnt hätte". „Nicht durch Zwang — schreibt das Blatt —, sondern durch Duldsamkeit müssen aus den Minderheiten aufrichtige Patrioten geformt werden. Die Ideologen des Demokratischen Zentrums und anderer Hurranationalisten wollen mit dem Knüppel in der Hand von unseren Minderheiten verlangen, dass sie Letten werden. Gewalt schafft nur Hass, Freundschaft ist aus ihr noch nie geboren. Versuchen wir nicht die Minderheiten gegen ihren Willen zu lettisieren. Auch ein Mitbürger, der eine fremde Sprache spricht, kann ein zuverlässiger lettländischer Patriot sein. Besonders wenn er merkt, dass man ihn nicht zu einem Bürger zweiter Klasse machen will".

Hier liegt eine neue Stimmung vor, doch bleibt es abzuwarten, ob sie von Dauer sein wird. Dass nationalistische Kreise ihrerseits alles versuchen werden, einer solchen Stimmung und ihren Trägern,

den „Verrätern und Sklaven", entgegenzuarbeiten, beweisen schon die vielen dem Bildungsminister anlässlich seines Rücktritts zugesandten Beileidsschreiben, in denen der Wunsch zum Ausdruck kommt, dass er mit Mut und Ausdauer den Kampf für die Ideale des Volkes gegen die Feinde Lettlands fortsetzen möge.

Riga, 8. Februar 1933 *T. v. W.*

ESTLAND

Verfassungsänderungsentwurf

Die Beratungen über den vom Verfassungsausschuss ausgearbeiteten Reformentwurf im Plenum der Staatsversammlung nahmen infolge starker Meinungsverschiedenheiten ein ganz unerwartetes Ende. Auf Antrag der Nationalen Mittelpartei wurde der ganze Entwurf zwecks Umarbeitung an den Ausschuss zurückverwiesen. Ausschlaggebend für diesen Beschluss war wohl die Einsicht, dass der vorliegende Entwurf so viele Mängel aufwies, dass er beim Volksentscheid sehr leicht wieder wie im August vorigen Jahres hätte durchfallen können. Gegen die Rückverweisung an den Ausschuss stimmte nur ein Teil der Agrarier.

Anfangs war es nun nicht klar, was jetzt weiter geschehen würde. In der Presse wurde vielfach die Ansicht vertreten, dass mit dieser Rückverweisung an den Ausschuss der Entwurf und damit die ganze Verfassungsänderungsaktion des Parlaments endgültig in den Akten begraben worden sei. Andere Stimmen, unter ihnen besonders die der Agrarier, meinten dagegen, so etwas dürfe auf keinen Fall geschehen. In den letzten Tagen hat sich nun das Blatt ganz entschieden zu Gunsten der Fortführung der Verfassungsänderungsaktion gewandt, indem der Verfassungsausschuss beschlossen hat, unverzüglich an die Ausarbeitung der vom Plenum gewünschten Abänderungen zu gehen. Der Ausschuss hofft bereits nach einer Woche den abgeänderten Entwurf der Staatsversammlung zur Beschlussfassung vorlegen zu können. Entscheidend für diesen Beschluss mag wohl die Furcht vor dem radikaleren Entwurf der Freiheitskämpfer gewesen sein *).

*) Inzwischen ist der Entwurf vom Plenum angenommen worden. Die Schriftleitung.

Der Widerhall der reichsdeutschen Ereignisse in der estnischen Presse

Die Berufung Adolf Hitlers zum Reichskanzler hat verständlicher Weise auch in der estnischen Presse lebhaften Widerhall gefunden. Über die damit im Zusammenhange stehenden Vorgänge in Berlin brachten die grösseren estnischen Blätter spaltenlange Berichte. In einem Teil der estnischen Presse waren die Kommentare zu diesen Vorgängen kurz und zurückhaltend. Einige Blätter aber gaben ihrer Abneigung, die sie der neuen Reichsregierung gegenüber hegen, und den Befürchtungen, die sie mit dem letzten Kanzlerwechsel verbinden, offen Ausdruck. So schrieb der Dorpater „Postimees" am Schluss eines ausführlichen Berichts über die Vorgänge in Berlin: „Auf einer im vergangenen Jahre stattgehabten Versammlung äusserte Hitler, dem die Macht damals bereits zu winken begann: wir wollen die Macht, nur die Macht. Und wenn wir diese einmal erlangt haben, dann werden wir sie bestimmt nicht mehr aus der Hand geben. Dieser Mann ist nun berufen worden, ein energisches, arbeitsames und diszipliniertes 60 Millionen-Volk zu leiten, welches die Niederlage des Jahres 1918 bereits vergessen hat und nach neuen Ehren und neuen Siegen lechzt. Jeder möge selbst urteilen, was das bedeutet."

Ganz im Gegensatz zu diesen Ausführungen brachte derselbe „Postimees" in anderen Nummern Artikel, in denen Hitlers Fähigkeiten bezweifelt und seine Bedeutung mit spöttischem Unterton herabgesetzt wurde. Gleichzeitig hagelt es natürlich wieder von Verdächtigungen uns Balten gegenüber, die wir angeblich von Hitler die Wiedererrichtung des „Herzogtums Estland" erwarten. Der „Postimees" hatte auch die Taktlosigkeit, die Dorpater Gastspiele der vom Erbprinzen von Reuss geleiteten „Deutschen Musikbühne" zum Gegenstand mehrerer in spöttischem Tone gehaltenen Feuilleton-Artikel zu machen, in welchen der Prinz unter der Bezeichnung „Seine Königliche Hoheit der Prinz von Reuss Heinrich Nr. 1476" als Bote Hitlers dargestellt wurde, wobei die Opernaufführungen angeblich nur als Deckmantel gedient hätten. Diese Albernheiten des „Postimees" können wir mit Stillschweigen übergehen, sie richten sich in ihrer Geschmacklosigkeit von selbst.

Wie sehr aber die Kreise um den „Postimees" von den Vorgängen in Deutschland beeindruckt sind, das zeigt viel deutlicher ein Adolf Hitler gewidmeter anderer Artikel, in dem am Schluss folgendes zu lesen stand: „Hitler selbst aber hält die Grenzen von

1914 für Deutschland für zu eng. Im Osten müsste das zukünftige Land der Deutschen liegen — natürlich nur der rasseechten, unter keinen Umständen eine Vermischung mit einer anderen Rasse. Hitler ist bedingungslos gegen ein Bündnis mit Räterussland. Er sieht die Gefahr nicht nur darin, dass Russland die Heimat des Kommunismus ist, sondern auch darin, dass die Russen zu einer niederen Rasse gehören. Deutschland müsse seine Verbündeten in England und Italien suchen, seinen Drang nach Süden einstellen und sich gegen Osten wenden — nach Russland und in die neuen Randstaaten. Hitler warnt vor der Entstehung zweier Grossmächte auf dem europäischen Festlande. Das sind die Hauptzüge der Hitlerschen Ideologie, welche am meisten die national denkende deutsche Jugend erfasst hat, die unter dem Verlust des Weltkrieges leidet, und das ist der Grund des Aufstieges der Nazis. Heute sind diese Programmpunkte nicht mehr die Lehre eines demagogischen Führers, sondern die Versprechungen eines Herrschers, die natürlicherweise bei Deutschlands „östlichem Verbündeten" Unruhe erregen. Versuche, diese Programmpunkte zu verwirklichen, würden ernste internationale Verwickelungen nach sich ziehen. Glaubt die Führung der Nationalsozialisten tatsächlich, dass die osteuropäischen Völker sich widerstandslos einer grossdeutschen Expansion fügen werden? Daher muss Hitlers am Steuer stehende Regierung eine bestimmte Antwort geben. Welchen Weg will sie wählen? Wird sie ihre Versprechungen zurücknehmen, oder wird sie auf die inzwischen versprochene Rolle eines Friedensengels verzichten?" So der „Postimees".

Man sieht, die Angst hat grosse Augen, namentlich wenn man kein ganz ruhiges Gewissen hat. Von einer grossdeutschen Expansion sind wir jedenfalls heute noch sehr weit entfernt. Und was die Zukunft betrifft, so wird sich für die baltischen Staaten doch sicher auch mit dem kommenden Deutschland ein friedlicher modus vivendi finden lassen, wenn sie nur selbst den guten Willen dazu zeigen. Ihre Selbständigkeit wird jedenfalls auch vom kommenden Deutschland nicht angegriffen werden, wenn die baltischen Staaten selbst neutral bleiben. Mehr Entgegenkommen gegenüber den deutschen Interessen und etwas mehr Zurückhaltung den Polen gegenüber dürfte allerdings nötig werden.

Neutralisierung Estlands?

Die Frage einer Neutralisierung Estlands wird zur Zeit in der estnischen Presse viel erörtert. Der Glaube an einen Schutz durch den Völkerbund ist im Schwinden begriffen, nicht zuletzt infolge des Versagens des Völkerbunds im japanisch-chinesischen Konflikt. Das „Päevaleht" gibt in einem Artikel offen zu, dass „immer mehr und mehr die Meinung um sich greift, dass der Konflikt zwischen Japan und China der Nagel zum Sarge des Völkerbundes ist und dass dieser das Ende dieses Konfliktes nicht überleben wird". Aber nicht nur das Versagen des Völkerbundes ist es, was den Gedanken einer Neutralisierung Estlands wieder aufleben lässt, Fraglos spielt hierbei auch das Wiedererstarken Deutschlands und Russlands eine Rolle. Und nicht zuletzt auch wirtschaftliche Überlegungen. Die drückende Wirtschaftskrise macht es dem estnischen Staat immer schwerer, die nötigen Mittel zur Erhaltung einer schlagfertigen Armee aufzubringen. Von einer Neutralisierung verspricht man sich auch in dieser Hinsicht eine wesentliche Entlastung.

Zu diesem Thema schreibt das „Päevaleht": es müsste der Boden sondiert werden, wie sich die Mächte zu einer völligen Neutralisierung Estlands etwa nach dem Vorbilde der Schweiz stellen würden. Eine Neutralisierung wäre nur dann möglich, wenn für bestimmte Grossmächte die estländische Selbständigkeit und die Erhaltung des status quo an der Küste der Ostsee wichtig wäre. Diese Frage wäre nach dem „Päevaleht" zu bejahen. Ein Gürtel neutraler Staaten könnte für Räterussland einen besseren und billigeren Schutz darstellen, als ein Gürtel russischer Befestigungen längs der Ostseeküste. Auch Polen würde eine Neutralität der baltischen Staaten im Kriegsfall gerne sehen, denn durch eine solche würde für Polen der Zugang zum Meer erhalten bleiben. England und Frankreich hielten es durchaus nicht für erwünscht, dass die Ostsee unter den Einfluss einer oder zweier Grossmächte geriete. Räterussland, Polen, das Deutsche Reich, England und Frankreich würden somit als Garanten der Neutralität der baltischen Staaten in Betracht kommen. Und am Schluss dieser Ausführungen heisst es dann: „In einer Zeit, wo man auf den Völkerbund als Verteidiger unserer Unabhängigkeit keine grossen Hoffnungen mehr setzen kann und wo für uns selbst eine wirklich wirksame Verteidigung unsere Kräfte zu übersteigen

beginnt, wäre die Neutralisieruug die einzig zweckmässige Verteidigungsmassnahme".

Auch der „Postimees" spricht sich für eine Neutralisierung Estlands aus und schreibt zu dieser Frage: „Das Päevaleht hat diese Frage im Zusammenhang mit der Kritik an dem Zustande unserer Wehrmacht aufgenommen. Uns scheint, dass auch die Tatsache, dass die grossen aussenpolitischen Fragen in Fluss gekommen sind, uns zu diesem Gedanken veranlassen könnte".

Die „Revalsche Zeitung" hat der Frage ebenfalls einen längeren Artikel gewidmet, in dem zum Schluss sehr richtig gesagt wird, dass vor allem eines nicht vergessen werden dürfte: dass nämlich die am Schicksal der baltischen Staaten irgendwie interessierten Grosstaaten nur dann für eine Neutralisierung Estlands gewonnen werden könnten, wenn die estländische Aussenpolitik auch tatsächlich eine streng neutrale Linie zu verfolgen bereit ist und dieses auch durch die Tat beweist. Leider ist ja dem bis jetzt nicht immer so gewesen.

Wie man in estnischen Kreisen selbst die bisherige Politik Estlands hinsichtlich der Neutralität bewertet, das zeigt sehr deutlich ein Artikel, der unlängst in dem Dorpater estnischen Sonntagsblatt „Herold" unter der Überschrift: „Ist in der nächsten Zukunft ein Krieg zu erwarten?" erschien. Hier hiess es u. a.: „Es muss die Tatsache anerkannt werden, dass zur Zeit in Europa zwei gegnerische Gruppen bestehen, ungefähr so, wie wir sie seit dem Weltkriege kennen, die der Besiegten und die der Sieger. Auf der einen Seite England, Frankreich und Polen, in deren Einflusssphäre aus natürlichen Gründen auch wir uns befinden, — die andere Gruppe wird gebildet vom Deutschen Reich, Ungarn, Österreich und, wenn wir nicht irren, auch Italien. Und es ist vielleicht auch nicht übertrieben, wenn wir sagen, dass im eventuell kommenden Weltkriege Räterussland sich der zweiten Gruppe anschliessen wird".

Also Estland im Fahrwasser Polens, hier ist es ganz eindeutig gesagt. Es wäre gut, wenn die amtliche estnische Aussenpolitik möglichst deutlich von einem derartigen Standpunkt abrücken würde.

Der Streit um Petschur

Der Streit um das Kloster Petschur hat einen vorläufigen Abschluss gefunden, der fraglos einen Sieg der estnischen Partei

bedeutet. Bekanntlich handelt es sich bei diesem Konflikt darum, dass der bisherige Leiter des Klosters Bischof Johannes gegen seinen Willen vom Kirchentage der griechisch-katholischen Kirche Estlands von seinem bisherigen Posten abberufen und zum Bischof von Narva ernannt worden war. Dieser Beschlusss ist auf dem Kirchentage von den estnischen Gliedern gegen die Russen durchgesetzt worden und wird von den Russen so aufgefasst, dass damit die Überleitung der Verwaltung des Klosters aus russischen in estnische Hände vorbereitet werden soll. Bischof Johannes erklärte den Beschluss des Kirchentages für ungesetzlich und weigerte sich, sein Amt als Abt des Klosters niederzulegen, so lange nicht ein diesbezügliches Gerichtsurteil vorläge. Im Oktober vorigen Jahres fällte nun das zuständige Gericht das Urteil, dass Bischof Johannes das Kloster zu räumen und seinem Nachfolger zu übergeben habe, woraufhin der Bischof das Kloster am 4. November freiwillig verliess, ohne dass dabei irgendwelche besonderen Zwischenfälle vorgekommen wären.

Aber Bischof Johannes und seine Anhänger wollen sich mit dem geschaffenen Zustand nicht zufrieden geben. Der Bischof hat erklärt, dass er an den Patriarchen von Konstantinopel weiterklagen werde, da seiner Ansicht nach seine Exmission ungesetzlicher Weise vorgenommen sei. Die Esten sind natürlich von diesem Plan des abgesetzten Abtes nicht sehr erbaut. In diesem Zusammenhang schrieb das „Päevaleht“: es sei nicht zu ersehen, wogegen oder gegen wen Bischof Johannes eigentlich beim Konstantinopeler Patriarchen klagen will, gegen die Staatsversammlung (die das Gesetz angenommen hat, laut welchem das Kloster auf den Namen der griechisch-katholischen Gesamtkirche Estlands verschrieben wurde), gegen die estländischen Gerichte oder gegen den Kirchentag der griechisch-katholischen Kirche Estlands. Ebenso unerfindlich sei es, wieso der Patriarch von Konstantinopel in dieser Angelegenheit überhaupt mitzusprechen habe. Nach Ansicht des „Päevaleht“ habe der ökumenische Patriarch von Konstantinopel als blosser primus inter pares nicht das Recht, in innere Streitfragen der einzelnen Landeskirchen einzugreifen, es sei denn, dass beide streitenden Teile seine Entscheidung anrufen, was nach dem „Päevaleht“ im vorliegenden Falle nicht zu erwarten sei.

Dorpat, 6. Februar 1933 *Leo von Middendorff*

DEUTSCHES REICH

Das Ende des Kabinetts Schleicher

Das Kabinett Schleicher hat nach achtwöchiger Dauer seinen Platz geräumt. Es hat sich in kurzer Zeit erwiesen,dass die deutsche Politik in den Wirren der Gegenwart nicht nur hinhaltend betrieben werden kann, ohne dass die Idee einer präsidialen Staatsführung in schwerste Gefahren gerät.

Die Krise des Schleicherschen Kabinetts ist durch drei Phasen gekennzeichnet. Der erste ernstliche Stoss gegen das Kabinett, der die gefährliche Lage Schleichers offenbar werden liess, war der Konflikt mit dem Landbund, dessen Ablauf aus der Tagespresse genügend bekannt ist. Die zweite Erschütterung des Kabinetts Schleicher brachte der Ausfall der Lippischen Wahlen. Die Parteien haben diese Wahlen als Stimmungsbarometer angesehen und demzufolge alle Möglichkeiten ihres Apparates zum Fang von Wählerstimmen mobilisiert. Bei einer Gesamtzahl von wenig mehr als 100 000 Wahlberechtigten wurden tausend Wahlversammlungen veranstaltet. Sämtliche Parteikanonen wurden eingesetzt, sämtliche Propagandamöglichkeiten bis zum letzten ausgenutzt. Der Wahlausfall ergab eine Zunahme der Stimmen der Nationalsozialisten in Lippe gegenüber der letzten Reichstagswahl. Ihre verschärft oppositionelle Haltung gegen die Regierung Schleicher war die Folge. Nach der offenen Kampfansage der Nationalsozialisten stellte Schleicher seine Bemühungen um eine Verbreiterung der Regierungsbasis ein.

In diese Situation traf der dritte Vorstoss gegen das Kabinett Schleicher, die Kampfansage der Deutschnationalen. Damit erledigten sich für das Kabinett alle Versuche zur Verbreiterung der Regierungsbasis oder gar zur parlamentarischen Mehrheitsbildung. Hatte der Reichskanzler noch kurz vorher dem Ältestenrat des Reichstages erklären lassen, dass eine Vertagung des Reichstages für die Regierung, die klare Verhältnisse schaffen wolle, nicht tragbar sei, so liess er jetzt unter der Hand die Möglichkeit einer weiteren Vertagung des Reichstages erörtern, wobei das Zentrum den Kanzler zu unterstützen bereit war. Vom Reichspräsidenten forderte General Schleicher, als die Vertagungspläne sich nicht verwirklichen liessen, die Ermächtigung zur Auflösung des Parlaments. Der Reichspräsident versagte sie ihm, und der Rücktritt

des Kabinetts Schleicher wurde zur Tatsache. 48 Stunden darauf war die Regierung der Nationalen Konzentration, war das Kabinett Hitler-Papen-Hugenberg-Seldte ernannt.

Die Regierung der nationalen Konzentration

Der Abend des 30. Januar 1933 wird vielen unvergesslich bleiben. Die Stimmung der Menge, die durch das Brandenburger Tor und durch die Wilhelmstrasse zog, um Hindenburg zu danken und Hitler zu sehen, erinnerte an jene Tage des Kriegsbeginns, in denen über soziale und politische Schranken hinweg die Gemeinsamkeit des Volkstums und die Gemeinsamkeit des Schicksals aller Erlebnis des einzelnen wurde. In den Spalten der Blätter, die zum Regierungswechsel aus politischen Gründen nicht positiv Stellung nehmen wollten, war eine reichschillernde Skala von Gefühlen verzeichnet, die von überlegener Skepsis bis zu wütend aufbrechendem Hass alle Nuancen umfasste. Im Volk haben diese Stimmen, von der äussersten Linken abgesehen, nur wenig Widerhall gefunden. Auch das Hauptargument der Gegner des neuen Kurses, die Regierung der nationalen Konzentration sei ein Kabinett der Sozialreaktion, hat nicht so stark gewirkt, wie vielleicht noch wenige Monate vorher. Es liegt zu sehr auf der Hand, dass in einer Zeit, in der 90% des deutschen Volkes, vom materiellen Gesichtspunkt gesehen, Prolerarier sind, die Politik der Führer von Massenorganisationen, wie es die N.S.D.A.P., wie es der Stahlhelm ist, nicht sozialreaktionär sein kann. Daneben beginnt auch in ungeschulten Köpfen ein wenn auch einstweilen noch nebelhaftes Verständnis für die Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft wach zu werden, das selbst dem „schwarzen Mann" des Kabinetts, Hugenberg, eine Chance zu geben bereit ist, sofern ihm die Belebung der Wirtschaft gelingt. Dass schliesslich der von seinen zünftigen politischen Gegnern bestgehasste „Herrenreiter" von Papen sich bereits jetzt einer nicht unbeträchtlichen Popularität erfreut, ist ein Zeichen für das instinktive Vertrauen, das diesem konservativen „Ritter ohne Furcht und Tadel" entgegengebracht wird.

Beurteilt man auf der Grundlage dieser Stimmung die Aussichten der Regierung für die Wahl am 5. März, so erscheint es zum ersten Mal seit den Zeiten des Kabinetts Brüning nicht unmöglich, dem neuen Kabinett auch eine parlamentarische Mehrheit zu

sichern, zumal durch eine Notverordnung des Reichspräsidenten die gröbste Hetze im Wahlkampf unterbunden worden ist. Unter Zugrundelegung der Ergebnisse der letzten Reichstagswahl vom 6. November 1932 verfügen Nationalsozialisten und Deutschnationale zusammen über 41,8% aller abgegebenen Stimmen. Die an der absoluten Mehrheit fehlenden 8,3% stellen rund 2,6 Millionen Wähler dar. Da nicht damit zu rechnen ist, dass wesentliche Teile dieser 2,6 Millionen aus den mengenmässig allein in Betracht kommenden Gruppen der Linken und des Zentrums für den Regierungskurs mobilisiert werden können, müssen die vier Millionen bisheriger Nichtwähler die Entscheidung bringen.

Im übrigen besteht kein Anlass, den kommenden Wahlen eine übergrosse Bedeutung beizumessen. Wie die Dinge im Augenblick liegen, ist in Deutschland lediglich eine auf die Präsidialzustimmung gestützte Regierung der nationalen Konzentration möglich. Dabei sind die taktischen Verschiedenheiten, die zwischen den einzelnen Gruppen der Konzentrationsregierung bestehen, jetzt trotz ihrer grossen Bedeutung in der Vergangenheit unerheblich. Im Ziel besteht Einigkeit: die Bahn für eine organische Entwicklung muss frei gemacht und frei gehalten werden. Die Zeit der politischen Experimente ist ebenso vorbei, wie die Zeit einer politischen Geschäftigkeit, die über taktischen Finessen nicht zum Handeln kommt. Das neue Kabinett regiert, ohne seine Absichten im einzelnen festgelegt, ohne im einzelnen Versprechungen gemacht zu haben. Es ist bereit, in der sachlichen Arbeit jeglichen Dogmatismus bei Seite zu lassen und nur die Lebensnotwendigkeiten der Nation im Auge zu behalten, während es die Voraussetzungen für die freie Entwicklung aller aufbauenden Kräfte schafft.

Der Kampf um Preussen

Diesem Willen zum Grundsätzlichen entspricht die Auflösung überholter und die Bildung neuer Gruppierungen, wie sie neben der Reichstags-Neuwahl in der Neuwahl des Landtages und der Kommunalvertretungen zu Tage tritt.

Um die Auflösung des preussischen Landtages möglich zu machen, hat der Reichspräsident von einer Handhabe Gebrauch gemacht, die ihm das Urteil des Staatsgerichtshofs im Verfassungskonflikt Reich-Preussen bot. Es hatte sich schon sehr bald nach der Etablierung der Doppelregierung Braun-Papen in Preussen als unmöglich erwiesen, die Regierung des Staates mit geteilter

Staatsgewalt aufrecht zu erhalten. Der Landtag, dem im Urteil des Staatsgerichtshofes aufgegeben war, diesem Zustand durch eine Einigung über die Wahl des Ministerpräsidenten ein Ende zu bereiten, hatte sich hierzu als unfähig erwiesen. Das Verhalten der Hoheitsregierung gegenüber dem Urteil des Staatsgerichtshofs aber förderte eine allgemeine Verwirrung, die das Staatswohl gefährdete, so dass der Reichspräsident in Übereinstimmung mit dem Urteil, welches ihm nötigenfalls weitergehende Eingriffe in die Rechte des Landes Preussen auf Grund des Notverordnungsparagraphen zugestanden hatte, sich veranlasst sah, die Hoheitsregierung Braun aller Befugnisse zu entheben und diese dem Reichskommissar und seinen Beauftragten zu übertragen. Durch diese Regelung ist die Auflösung des preussischen Landtages auch gegen den Willen des Parlaments möglich geworden, da nach der preussischen Verfassung Landtagspräsident, Ministerpräsident und Staatsratspräsident durch Mehrheitsbeschluss die Auflösung des Landtages herbeiführen können. Landtagspräsident ist zur Zeit der nationalsozialistische Abgeordnete Kerrl, und die Stellung eines Ministerpräsidenten nimmt nach der Notverordnung Hindenburgs vom 6. Februar Regierungskommissar von Papen ein. Die Mehrheit für die Auflösung des Landtages konnte somit innerhalb des Dreimännerkollegiums erzielt werden.

Das Trümmerfeld der Wirtschaft

Dass die Aufgabe der neuen Regierung besonders schwer ist, liegt auf der Hand. Der Mangel an Stetigkeit in der politischen Entwicklung, der durch den raschen Wechsel der Regierungen in den letzten zwei Jahren bedingt war, hat auf den mannigfaltigsten Gebieten Ansätze zur Besserung entstehen lassen, ohne ihnen die Möglichkeit der Auswirkung zu geben. 6 Millionen Arbeitslose, 2 Milliarden Fehlbetrag im Reichshaushalt, 12 Milliarden Reichsschulden und ein Steuerausfall allein im letzten Etatsjahr von 800 Millionen Mark, dazu ein Defizit in den Länder- und Gemeindeverwaltungen von über einer Milliarde. Das ist allein die wirtschaftliche Bilanz, die die neue Regierung vorfindet. Der wirtschaftichen Not soll, wie Hitler in dem Aufruf an das deutsche Volk erklärte, in vier Jahren ein Ende bereitet werden. Dass nur dann ein Erfolg erzielt werden kann, wenn die Gesamtheit aller Wirtschaftsmassnahmen in einer Hand konzentriert wird, ist so offensichtlich, dass allein aus dieser Überlegung heraus die Vereinheitlichung

von Reichswirtschafts- und Reichsernährungsministerium, von preussischem Landwirtschafts-, Wirtschafts- und Handelsministerium, von Osthilfe- und Siedlungskommissariat in einer Hand gerechtfertigt erscheint. Dieses war umso mehr erforderlich, als während der Regierung Schleicher weder das Problem der Arbeitsbeschaffung gelöst oder der Lösung näher gebracht, noch die Gegensätze zwischen Industrie und Landwirtschaft überbrückt worden waren.

Die Wehrhoheit im System der Aussenpolitik

Auf dem Gebiet der Abrüstungspolitik hat das Kabinett der nationalen Konzentration den Weg fortzusetzen, den seine Vorgänger beschritten haben. Nach einem Jahr Genfer Abrüstungskonferenz steht die deutsche Abordnung mit ihrer Forderung nach tatsächlicher Abrüstung ohne weitere Sicherheitsklauseln nicht mehr allein. Der französische Plan, zur Sicherung der französischen Vorherrschaft im Völkerbund und zur Verewigung des Versailler Systems gedacht, ist in der letzten Hauptausschussitzung der Ablehnung aller Grossmächte verfallen. Dieser Umstand war nicht allein durch die allgemeine politische Lage Europas bestimmt, sondern eine Folge jener hartnäckigen Politik des Reichsaussenministers von Neurath, die bereits zur Anerkennung der deutschen Gleichberechtigung geführt hat.

Einen Ausdruck dieser Gleichberechtigung bildet die Entsendung von Militärattachés nach Paris, London, Rom, Moskau, Washington, Prag und Warschau. Es ist dabei von besonderem Interesse, dass der deutsche Militärattaché in Moskau gleichzeitig bei den Regierungen der Randstaaten beglaubigt werden soll, eine Bestimmung, die nicht nur in Reval, Riga und Kowno, sondern auch in weiten Kreisen der deutschen politischen Öffentlichkeit deshalb Befremden erregt hat, weil sie allzuleicht symptomatisch in einer Richtung gedeutet werden kann, die den Interessen der deutschen Aussenpolitik im Osten entschieden zuwider laufen würde. Es ist zu hoffen, dass die neue Reichsregierung den ostpolitischen Notwendigkeiten in einer Weise Rechnung trägt, die, sei es auch nur in der Form einer politischen Geste, den Verdacht nicht aufkommen lässt, dass das Deutsche Reich für die Geistes- und Kulturscheide kein Verständnis hat, die mit den Grenzen der Randstaaten gegen Russland parallel läuft.

Berlin, 7. Februar 1933 *Harald Nietz*

UMSCHAU

Auslanddeutsches Geschichtsbewusstsein

Der bekannte konservative Schriftsteller Dr. Hermann Ullmann veröffentlicht im Januarheft der von ihm herausgegebenen Grenzlandzeitschrift „Deutsche Arbeit" eine interessante Betrachtung über „Die geistige Funktion der deutschen Volksgruppen". Nachdem er an der theologisierenden Reichsideologie Kritik geübt, bezeichnet er den geistigen „Sinn der deutschen Volksgruppen für Deutschland" in folgender Weise: „an ihnen kann sich das deutsche Geschichtsbewusstsein als an lebendigen Zeugnissen eines grossen, von gemeinsamem Leben erfüllten Raumes zurückfinden zu jenen breiteren Grundlagen, die älter sind als die allzu schmalen der preussisch-deutschen Tradition seit 1859, zu jenen Grundlagen, die vielleicht zum letzten Mal sichtbar wurden in den Visionen der Freiheitskriege und des Freiherrn vom Stein, aber dann versanken unter dem Ansturm der grossen fixen Idee Europas im neunzehnten Jahrhundert: der des Nationalstaates.

Es ist noch lange nicht genug von der preussisch-kleindeutsch verkümmerten Geschichtsschreibung gewürdigt worden: dass die ältesten von den deutschen Volksgruppen wie die Siebenbürger Sachsen ein Geschichtsbewusstsein haben, das vom Mittelalter an ungebrochen, nicht durch die zerstörende Cäsur des dreissigjährigen Krieges und des Territorialpartikularismus zerrissen, bis heute gewachsen ist, als Grundlage einer deutschen Selbstverwaltung in bestem Sinne. Und selbst das österreichische, das alpenländische, das deutschböhmische Geschichtsbewusstsein, vom Baltikum und einzelnen westdeutschen Gebieten ganz zu schweigen, kann trotz sovieler Wirrnisse Beiträge zum gesamtdeutschen Geschichtsbewusstsein liefern, die mehr „reichisch", also, von heute aus gesehen, zukunftsträchtiger sind als die schmalen preussisch-deutschen Überlieferungen, wenn diese für sich allein stehen.

Das also ist der neue Sinn des „Auslanddeutschtums" (welcher Notbehelf, dieser Name!) in den Kämpfen um den Sinn und die Gestalt der deutschen Staatlichkeit: dass in den deutschen Volksgruppen sich eine geschichtliche und geographische, übernationale Zusammengehörigkeit des Raumes, in dem sie leben, lebendig bezeugt. Diese ihre Funktion ist nicht nur deutsch, sie ist europäisch.

Und zum zweiten: dass sich in ihnen, namentlich in den älteren, eine Kontinuität des deutschen geschichtlichen Lebens lebendig erhalten hat, die nicht entbehrt werden kann, wenn Deutschland selbst aus der eng gewordenen Sackgasse der rein nationalstaatlichen Entwicklung zu breiteren Grundlagen für einen staatlichen Neuaufbau hinfinden will.

Diesen ihren tiefsten Sinn empfinden die Volksgruppen, wenn sie in ständig sich verschärfendem Kampf auf ihren Posten ausharren." Sie fühlten sich dabei oft vielzusehr als einfache Exponenten des Binnendeutschtums von heute, nur ein neues geschichtliches Selbstbewusstsein werde sie ihrer Aufgabe gerecht werden lassen — eine Forderung, die mit der von Axel de Vries in diesem Heft erhobenen übereinstimmt.

Toleranz? Zur Klarstellung

Die letzten Wochen haben uns die Ausläufer des durch das Lampelsche Stück in Riga veranlassten publizistischen Meinungsstreits gebracht. In Fragen der Weltanschauung — und um die allein ging es zuletzt — ist ein akademischer Streit auf Einigung vergeblich. Wir wollen also nicht einen Versuch in dieser Richtung machen. Bestimmte sehr ausgeprägte Meinungsäusserungen in der „Rigaschen Rundschau", der einzigen deutschen Tageszeitung in Riga, veranlassen uns aber zu einigen kurzen Feststellungen, die der Klärung von Missverständnissen dienen sollen, ohne dass wir auf die einzelnen Äusserungen — von Dr. P. Schiemann, Oberlehrer K. Blum, E. Hunnius u. Prof Dr. K. R. Kupffer — direkt eingehen wollen. Dieses Verfahren scheint mir der Sache, auf die es mir ankommt, insofern am besten zu dienen, als es sich hier — was häufig verkannt wird — nicht um persönliche Meinungsverschiedenheiten, sondern um säkulare Gegensätze handelt, die unabhängig von ihren wechselnden Vertretern da sind.

Der liberale Relativist glaubt der Gerechtigkeit gegen Andersdenkende dadurch Genüge zu tun, dass er das Prinzip der Toleranz, der Gleichberechtigung verschiedener Überzeugungen nicht etwa nur als Staatsgesetz, sondern als geistige Maxime aufstellt, gemeinhin ohne zu merken, dass er eben damit bereits die Herrschaft seiner Grundeinstellung fordert. Wo die Relativität der Überzeugungen Glaubensmeinung ist, muss die Verkündigung der absoluten Wahrheit in die Sphäre der Privatmeinung verwiesen werden. Damit kann sich ein von einer Wahrheit Ergriffener natürlich nicht zufrieden geben. Wer an die Allmacht der Vernunft glaubt — eine wenn auch wissenschaftlich, so doch längst noch nicht praktisch überwundene Haltung — wird nichts gelten lassen können, als was sich vor diesem Forum ausgewiesen hat. Historisch gesehn, kann diese Einstellung sich insofern mit dem liberalen Relativismus vertragen, als auch dieser die sich anmeldenden Überzeugungen meist an der Vernunft als dem einzigen scheinbar allgemeingültigen Masstab zu messen gewohnt ist. Wem die christliche Offenbarung einmalige und ewige Wahrheit ist, wird ein von der natürlichen, soziologischen und geistigen Differenzierung der Menschen ausgehendes Geltenlassen auch des ehrlichsten Irrtums grundsätzlich ablehnen müssen. Christentum — sofern es sich um die christliche Religion mit der ihr zugeordneten Ethik, nicht um eine abgeleitete christliche Moral, oder gar um politische und soziale Ableitungen handelt — ist in diesem Sinne seinem Wesen nach intolerant. Diese Intoleranz — ein häufiges Missverständnis innerhalb und ausserhalb des empirischen Christentums — ist etwas grundsätzlich anderes als Gewissens- oder Glaubenszwang unter Anwendung von Macht und Gewalt. Vom Christentum wird nicht die Toleranz der anderen Meinung, sondern die Achtung vor dem anderen Menschen zur Pflicht gemacht, nicht die Lessingsche Duldung von Überzeugungen, sondern die Liebe zum Nächsten. Christentum, in welchem Bekenntnis auch immer, ist missionarisch, oder es ist nicht.

Dabei darf nicht vergessen werden, dass der religiöse und der nationale Ausschliesslichkeitsanspruch völlig verschiedenen Ebenen angehören. Der Kampf um die Freiheit des nationalen Bekenntnisses wird häufig mit dem historischen Kampf um die Glaubensfreiheit verglichen. Der Vergleich ist nicht unberechtigt, sofern es sich in beiden Fällen um das Verhältnis zum Staate

handelt. Er ist andererseits aber missverständlich insofern, als in der Sphäre des Geistigen überhaupt nur von der Religion, niemals aber von der Nation ein Absolutheitsanspruch aufgestellt werden darf. Die Religion, sofern sie echte Religion sein will, gibt, indem sie sich zu bürgerlicher Gewissensfreiheit bekennt, ihren Anspruch auf Alleingeltung niemals auf; sie muss mithin auch die allgemeine Geltung des der Religion zugeordneten Sittengesetzes anstreben. Das Volk, das den Grundsatz der nationalkulturellen Toleranz aufstellt, erkennt eben damit, dass dem Nationalen keine religiöse Wertfülle eigen ist. *R. W.*

Lesefrucht

In der Broschüre des bekannten lettischen Patrioten und Volksführers Otto Kronwald „Nationale Bestrebungen", Dorpat 1872, lesen wir auf S. 57:

„ . . . es hat gerade die Nähe grosser und alter zumal christlicher Kulturvölker noch das Günstige für uns, dass sie . . . eben wegen ihrer Grösse, ihres Alters an uns sich nicht so leicht versündigen werden, als es kleine und unkultivierte Völker tun dürften, die eben der eignen Kleinheit und Schwäche sich bewusst, aus Neid, Furcht oder anderen derartigen Motiven, die kleinen Leuten eigen sind, zu mancherlei Böswilligkeiten, Ungerechtigkeiten ja, selbst schändlichem Raub und Mord sich bestimmen lassen. Der Löwe, der die Maus kaum eines Blickes würdigt, lässt die kleine Maus leben. Die Katze dagegen, die mit ihr so freundlich spielt, erwürgt sie."

R. W.

Deutsches Schauspiel zu Riga

Zucken, Pochen, Brodeln. Wer die Spielpläne der reichsdeutschen Bühnen mustert, der spürt: hier wandelt sich etwas. Das geht nicht schnell, und das geht nicht leicht; in schmerzvoller Gebärde, aber mit unverkennbarer Kraft reckt ein Neues seine Hand und möchte mitformen und mitprägen helfen. Längst geargwöhnte, in ihrem überstürzten Vollzug doch überraschende Katastrophen beweisen endgültig, dass Theater nicht nur und auch nicht vorwiegend Geschäft, sondern Kunst ist. Der Grosskaufmann als Theaterdirektor hat abgewirtschaftet und mit ihm wohl auch die Handlanger, die ihm seine Ware lieferten, diese werkflinken Konjunktur„dichter" mit ihren hintergrundlosen Auswalzungen prickelnder Tages„probleme". Zeichen der Zeit: in die Leitung des repräsentativen preussischen Staatsschauspiels, das durch jahrelange Experimente unfähig gemacht worden war, tritt ein junger Dichter, ein Hanns Johst, einer von den wenigen, die im letzten Jahrzehnt von der Bühne herab etwas gesagt haben, was über den Abend der Aufführung hinauswirkte.

Das Bild von heute ist alles andere als einheitlich und klarlinig. Aber man fühlt doch, wohin das Ziel umgesteckt werden soll. Kriegsdramen, mehr als vielleicht wünschenswert, bemühen sich um die Enträtselung ewiger Menschlichkeit, z. T. mit guten und packenden Fragestellungen und jedenfalls mit ehrlichem Willen; Ernst Scharnitzers Kriegsgefangenentragödie „Das Urteil", die grüblerisch dem Problem des Führertums nachtastet, und Hans Ehrkes plattdeutsches Meisterstück „Bataljon 18", das mit feiner Psychologisierung die Frage nach dem Sinn des Krieges stellt, auch — allerdings in weitem Abstand — Georg von der Vrings „Argonnerwald" geben davon Zeugnis. Oder man ver-

sucht, im geschichtlichen Geschehen das wundervolle Fragezeichen des dämonischen Menschen zu deuten: immer fühlbarer wird die Rückkehr zur Historie. Oder endlich: man zeigt an kräftigen Beispielen Blut-, Stammes- und Bodenverbundenheit des Einzelnen und bereitet somit den Aufstieg einer neuen, vertiefteren, beseelteren, bewussteren „Heimatkunst" vor. Friedrich Grieses „Mensch, aus Erde gemacht", Friedrich Roths „Ich suche die Erde", Helmuth Ungers „Unter dem vollen Mond" zeugen von solchem Bestreben, keine Meisterdramen, aber kräftige und überzeugende Werke, die aufhorchen lassen. Neben ihnen verlieren die Tendenzreportagen eines Julius Hay („Das neue Paradies") oder einer Eleonore Kalkowski („Zeitungsnotizen") ihre letzte Bedeutung. Deutlich strebt die Linie in ein mutiges, bekennerfrohes und kunstbewusstes Morgen.

*

Man möchte gern von diesem inneren Drängen, das der deutschen Bühne von heute ihren zuckenden Rhythmus leiht, einen Reflex auch im Rigaer „Deutschen Schauspiel" spüren dürfen. Diese östlichste deutsche Bühne hat ohne Zweifel nicht nur die Aufgabe, ihr Publikum angenehm zu unterhalten; ihre Mission liegt in der Repräsentation deutschen Bühnenwillens. Es gilt nicht nur, gepflegte schauspielerische Leistung zu zeigen; über jeder Aufführung sollte das Motto stehen: „Das ist d e u t s c h e s Theater".

Wenn man den Rigaer Spielplan dieses Winters überschaut, wird man leicht enttäuscht. Man vermisst eine einheitliche Linie, vermisst den energischen Willen zu repräsentieren. Unverkennbar die Zielsetzung, einwandfreie mimische Kunst zu bieten: was hier geboten wurde, brauchte meist den Vergleich auch mit anspruchsvolleren reichsdeutschen Vorstellungen nicht zu scheuen. Aber der Plan des Ganzen mangelt, heterogenes Gut wird zu bunt gemengt, als dass ein Profil entstehen konnte. Das Wollen der Direktion und der Schauspieler ist künstlerisch gut und einwandfrei und ehrlich. An wem also liegt es? Die Wandlung, die sich im Reich anbahnt, geht vom Publikum aus, und allerdings möchte man dem Rigaer Schauspiel ein grösseres, interessierteres, aktiveres Publikum wünschen. Wir sehen es jetzt im Reich: jedes Theater ist das, was sein Publikum aus ihm macht. Es genügt nicht, aus der Ferne zu protestieren und im übrigen beiseite zu stehen. Das deutsche Publikum Rigas sollte wissen, dass sein „Deutsches Schauspiel" seine eigenste Angelegenheit ist. Und nicht nur der Schauspieler wegen, deren gutes Streben vor halbvollem Saal erlahmen muss, sondern um der deutschen Kultur willen sollte man die Pflicht spüren, tätig unserem Vorpostentheater zur Seite zu stehen.

*

Man spielte kürzlich Anzengrubers „G'wissenswurm". Das war ein Missgriff. Am bayrischen Dialekt scheiterte die fröhliche Bereitwilligkeit der Darsteller. Und auch die Regie (Kurt Hendrich) war diesmal seltsam uneinheitlich. Ein Knecht mit einem Offiziersscheitel, ein realistisch aufgebautes Bauernhaus von völlig unwirklichem Äussern und Innern, ewiges Alpenglühen auf den Schneegipfeln, das auch dem Gewitter nicht weichen wollte. Man fühlte so doppelt stark, wie weit Anzengruber zurückliegt. Die grosse Aussprache zwischen dem Bauern und seiner ehemaligen Liebsten verlor durch die polternde Groblinigkeit der Bäuerin (Käthe Ullmann) ihren menschlichen Gehalt. Und wenn die an sich unserm Geschmack schon schwer zugänglichen Couplets der bayrischen Dirndl und Burschen mit Klavierbe-

gleitung (und nicht immer ganz richtig) gesungen werden, wird die Sache leicht komisch. Wozu diese Aufführung?

Aber dann kam Sigmund Graffs „Stück um den Studenten Sand", „Die einsame Tat". Als Stück kaum mehr als eine Geschichtsreportage mit einigen psychologisierenden Ansätzen und ebensoviel blinden Motiven, aber nicht ohne Spannung, im grossen und ganzen auch historisch richtig zurechtgemacht. Freilich: wer die Erklärung seelischer Vorgänge erwartete, wurde enttäuscht. Und hier müssen wir Gottfried Kosack dankbar sein, der dem studentischen Mörder mehr seelische Vertiefung gab, als der Dichter vielleicht gewollt hatte: eine feine, sehr nachfühlende Charakterstudie war das! Die Regie, von Direktor Beug behutsam und sauber geführt, hätte das Tempo etwas atemberaubender gestalten sollen, vornehmlich war die peinliche Sentimentalität des letzten Bildes zu breit ausgesponnen. Aber im übrigen gab es eine Reihe schöner Darstellungen: Beugs verständnisvoller Kotzebue, die robuste Wirtin von Frau Klein-Donath (die nur am Ende ihrer Rolle etwas übertrieb), der feuerwerkartige Follen von Eugen Lundt, Georg Lassys wohlabgewogener, in seiner Stille sympathischer Theologiestudent und besonders das feine Wirtstöchterchen der entzückenden Irene Rée, die die stillsten und schönsten Minuten des Abends formte — das waren gute und reife Leistungen. Auch an diesem Abend hat das „Deutsche Schauspiel" gezeigt, was es kann, gezeigt, dass es mit seiner kleinen Schar auch grössere Aufgaben gut und packend bewältigen kann. Warum wagt es sich nicht an die Aufgabe, Spiegel des deutschen Zeittheaters zu sein?

Lutz Mackensen

BÜCHERBESPRECHUNGEN

D. Dr. Otto Dibelius, Das Wiedererwachen des Glaubens in der Gegenwart. Verlag Buchholz und Weisswange, Berlin-Charlottenburg, 1933.

Dieser in der Lessing-Hochschule zu Berlin gehaltene Vortrag des weiten Kreisen durch sein „Jahrhundert der Kirche" bekannten Generalsuperintendenten der Kurmark bemüht sich, Ansätze zu einem Wiedererwachen des Glaubens in unserer Zeit nachzuweisen. Von der Tatsache ausgehend, dass seit der Renaissance das Leben in einem Prozess der Verweltlichung begriffen ist, meint Dibelius zeigen zu können, dass heute bereits die Grenzen dieses Prozesses sichtbar werden. Auf Russland und auf Deutschland wird dazu hingewiesen. In Russland haben fünfzehn Jahre radikaler, mit allen Mitteln des Terrors betriebener Verweltlichung das religiöse Leben nicht ertöten können. In Deutschland ist die geistige Lage heute durch die Wendung zum Irrationalen bestimmt. In ihr aber und den mit ihr gegebenen starken Spannungen sieht Dibelius eine Disposition des Menschen für den Glauben. Beobachtet man ferner das Leben der evangelischen Kirche in Deutschland, so treten einem als verheissungsvolle Ansätze entgegen: ein neuer Wille zum Kampf, eine neue Erkenntnis der Missionsaufgaben der Kirche, die Bildung neuer Gemeinschaftsformen, eine neue Bewegung zur Verkündigung der Reformatoren hin (Dialektische Theologie und Lutherforschung).

Mag im einzelnen auch nicht alles, was Dibelius zur Erhärtung seiner Behauptungen an Beispielen anführt, be-

weiskräftig erscheinen (z. B. das über die deutsche Dichtung und das über die „Oxford-Bewegung" Gesagte), so bietet der ganze Vortrag doch vielerlei Interessantes und wirkt erfrischend durch seinen optimistischen Grundton. *H. P.*

Karl Nötzel, Russische Frömmigkeit. Paul Müller Verlag, München. — 89 S.

Karl Nötzel ist durch eine Reihe verdienstvoller Arbeiten bekannt geworden, in denen er bemüht ist, die eigenartige geistige Welt des Russentums dem Westen näher zu bringen. In der vorliegenden Schrift wird vom Verfasser versucht, die Religiosität des Russen in ihrer Struktur und ihren psychologischen Hintergründen darzustellen. Vor allem liegt ihm daran, die völlige Verschiedenheit der religiösen Welt des Deutschen und des Russen herauszustellen.

In den drei kurzen Kapiteln des Buches kann natürlich eine systematiche und erschöpfende Untersuchung des Phänomens nicht geboten werden. Nötzel beschränkt sich auf eine Reihe von Hinweisen auf besonders typische Züge der russischen Frömmigkeit, die als ein unablösbares Korrelat zum russischen Nationalcharakter verstanden wird. Die Demut und Geduld z. B. — um nur einen Zug herauszugreifen —, mit der der Russe unsägliche Leiden und unendliches Unrecht zu ertragen imstande ist, hat religiöse Wurzeln: sie ist im Grunde Gottergebenheit und nicht Feigheit oder Trägheit. Das tiefe Wissen um den unendlichen Abstand zwischen Geschöpf und Schöpfer ist der religiöse Grund des Fehlens „der geringsten Überhebung über den Mitmenschen", der russischen „Solidarität" von Mensch zu Mensch.

Was man an dem Büchlein vermisst, ist eine schärfere Begriffsbestimmung. Dadurch bleiben einige Thesen unklar Sehr problematisch wird dadurch auch die Behauptung, ein wesentlicher Zug der russischen Frömmigkeit sei ihre „Geistigkeit". Diese Charakteristik hätte zum mindesten ergänzt werden müssen durch eine Erwähnung des realistischen Zuges im orthodoxen Christentum, der seit den Tagen des Kirchenvaters Irenäus aus den orientalichen Kirchen garnicht fortzudenken ist. — Auch die rein formale Deutung des „Raskols" als Kampf des russischen Christentums um das „Selbstbestimmungsrecht vor Gott" befriedigt nicht.

Man merkt dem Verfasser die starke Liebe zum russischen Volk und zu seiner Frömmigkeit an. Diese Liebe gibt seiner Schrift den Wert und das subjektive Recht. Sie erklärt auch das Fehlen eines Hinweises auf die negativen Seiten der „russischen Vorkriegsreligiosität".

Ungestellt und unbeantwortet bleibt leider auch die dem Leser sich aufdrängende Frage, wie es möglich sei, dass im Gebiet dieser „totalen" Frömmigkeit die Gottlosigkeit solche Triumphe zu feiern vermochte. *H. S.*

Else Frobenius, Väter und Töchter. Mit 9 Bildern. Ganzleinen RMk. 4.—. Verlag F. A. Herbig, Berlin.

Die Anti- oder Synthese „Väter und Söhne" klingt uns allen vertraut im Ohr. Das Verhältnis zwischen Müttern und Söhnen ist oft behandelt worden. Ja, es gibt eine literarhistorische Betrachtungsweise, welche die Dichter danach unterscheiden und wertmässig einordnen zu können meint, ob die Dichtgabe bei ihnen Vater- oder Muttererbe ist, und der letztgenannten Kategorie (Goethe, Brentano, E. T. A. Hoffmann) den höheren Rang zuerkennt. Charakteristischerweise hat man diese wertende Einteilung niemals auf dichtende Frauen an-

wandt; tatsächlich wäre sie hier nur mit umgekehrten Vorzeichen denkbar.

Else Frobenius vertritt, auf ein reiches und beweistaugliches Material gestützt, die Meinung, dass fast alle hervorragenden Frauen „Vaterstöchter", d. h. in den Wurzeln ihrer Persönlichkeit vom Vater bestimmt gewesen seien. Indessen beschränkt ihr Buch sich keineswegs auf diesen Nachweis. Im Vorwort bekennt sie sich zu allem, was sie selbst der Persönlichkeit ihres Vaters, des verdienstvollen livländischen Generalsuperintendenten Theophil Gaethgens verdankt, und dies Verhältnis zum eigenen Vater gab ihr den Anstoss, „der geheimnisvollen Macht der Väterlichkeit forschend nachzugehen und die Gestalten von Vätern und Töchtern in Leben und Dichtung zu verfolgen." Sie holt weit aus, es gilt einen Gang durch die Jahrhunderte, die Jahrtausende. Sie beginnt, auf Bachofen fussend, mit der allmählichen Überwindung matriarchaler Lebensformen durch den Einbruch vaterrechtlicher Gewalten, wie sie uns am deutlichsten in den Mythen des frühen Hellenentums entgegentritt: in der Gestalt der Athene, die dem Haupte des Zeus entsprungen ist, wird das mutterlose Vatertum an die Stelle des vaterlosen Muttertums gesetzt. Else Frobenius untersucht durch alle Kulturwandlungen die Väterlichkeit als Rechtsbegriff und als seelische Haltung, sie beleuchtet die Rolle, die von der psychoanalytischen Schule der Gestalt des Vaters zugeschrieben wird, sie verfolgt das Vater- und Tochter-Verhältnis in der Dichtung von den griechischen Tragikern und dem alten Testament bis zu „Kristin Lavranstochter" und zu Ina Seidels „Wunschkind". Sie zeigt den Vater als Pater familias (Luther, Claudius, Bismarck), dann wieder als Geistesbildner und Kunsterzieher, wozu sich in den Vaterstöchtern Angelika Kauffmann, Käthe Kollwitz, Clara Schumann und Cosima Liszt besonders prägnante Beispiele bieten. Die kenntnisreiche und warmherzige Schrift ist aber alles andere als ein blosser kultur-, geistes- und sittengeschichtlicher Rückblick; vielmehr rührt sie an sehr akute Probleme unserer Zeitsituation, zu deren Symptomen ja auch eine Krisis der Familie gehört. Ein neuer Appell wird an die Väterlichkeit der Männer gerichtet; gefordert wird eine gegenseitige harmonische Durchdringung patriarchalischer und matriarchalischer Elemente zur zweigeschlechtlichen Betontheit eines reifen Menschentums. Der geschehenen Erweiterung der Frauenrechte wird eine seelische Erhöhung des Vaterrechts entsprechen müssen; aber nicht als starres Gesetz, sondern als befruchtender Geist soll es über dem Leben der Familie stehen.

Werner Bergengruen

Adolf Meschendörfer. Die Stadt im Osten. Roman. 1933. Albert Langen, Georg Müller, München. 308 S.

Es ist mehr als ein Roman — es ist das Buch vom Auslanddeutschen, geschrieben von einem solchen. Der Verfasser, seit 1927 Rektor der berühmtesten siebenbürgischen Schule, des 1544 gegründeten Honterus-Gymnasiums, erzählt von dem Lebensweg eines Kronstädter Gymnasiasten — hineinverwoben ist ein Stück Geschichte des siebenbürger Deutschtums, das trotz mancherlei Ungemach und Gefahr sich immer wieder behauptet hat. Wir hören den Vater seinem Sohn von dem grossen Brand erzählen, der 1689 Kronstadt in Asche legte: „Kronstadt . . . war nicht mehr . . . Alles hatten seine Bewohner verloren! Alles, mein Sohn? Nein, das Wichtigste hatten sie gerettet: den unbeugsamen Willen zum Leben und zur Erhaltung der Gemeinschaft . . ." Und

die Stadt ersteht aus den Trümmern. „Sieh, wieder steht die Kanzel des Honterus, wieder umflutet unsere Orgel wie ein rauschender Waldbach die stolzen Säulenschäfte der dämmerigen Kirche; herrlicher denn je sind Rathaus und Honterusschule erstanden. Wieder baut unsere Jugend neues Land, und wenn wieder einmal ein unglückseliger Brand alles bedrohen sollte, was zwischen diesen Bergen deutsche Arbeit und deutsche Sehnsucht in Jahrhunderten schufen, dann wissen wir nach dieser grössten Feuerprobe des Jahres 1689: hier stirbt der Deutsche nicht!" Hat das seine Gültigkeit nicht für das Auslanddeutschtum überhaupt? Freilich: es muss sich getragen wissen vom Mutterland. Und so ist das prachtvolle Meschendörfersche Buch, Dichtung und Wahrheit, für beide geschrieben, für Reichs- und Auslanddeutsche. Mögen vor allem die Reichsdeutschen im Geschick der Auslanddeutschen wie in einem Spiegel das eigene Schicksal sehen lernen. Überflüssig zu sagen, dass das Buch zu uns Balten eine besonders beredte Sprache spricht. Wann bekommen wir endlich den baltischen Roman? *W. W.*

Ernst von Salomon, Die Stadt. Rowohlt Verlag.

Vor zwei Jahren besprachen wir, hier das unvergessliche Buch E. v. Salomons „Die Geächteten". Nun liegt uns das zweite Werk dieses Verfassers vor — in Romanform. Es ist schwierig, ein Buch zu besprechen, das das Wesentlichste, das es heute für den Deutschen gibt — Deutschland — zum Gegenstande hat, das mit ungeheurer Intensität und Leidenschaftlichkeit geschrieben ist (und in einem vorzüglichen Deutsch), das von einem Verfasser stammt, der allen Respekt verdient — und das doch in entscheidenden Punkten zur Kritik herausfordert. Vorzüglich ist der erste Teil: die Schilderung der revolutionären Bauernbewegung in Schleswig unter der Führung von Claus Heim. Ganz schlecht aber ist der Schluss. Die Lektüre lohnt unbedingt. Das Buch hat aber nicht das Format und zugleich auch den „dokumentarischen" Wert wie die „Geächteten" und auch nicht den grossen Bezug wie Edschmids „Deutsches Schicksal". Immerhin, dem allermeisten, was sich heute als „nationale" Literatur gebärdet, ist es turmhoch überlegen. *C. v. S.*

Alexander von Russland, Einst war ich ein Grossfürst. Paul List-Verlag, Leipzig 1932, Preis gebunden Rmk. 6.80.

Dieses Erinnerungsbuch des Vetters und Schwagers des letzten Zaren erhebt den Anspruch, nicht nur ein interessanter Familienbericht der Romanows von den Zeiten Alexanders II. bis über die Revolutionen von 1917 hinaus zu sein, sondern es ist bemüht, gleichzeitig die Entwicklung Russlands vom patriarchalischen Staat zum Bolschewismus verständlich zu machen. Dass die Erklärungen für diese Entwicklung hie und da allzu sehr vom Familienstandpunkt aus gegeben sind, muss der Person des Verfassers zugute gehalten werden Auch die Ablehnung Europas und die Beanspruchung eines Entwicklungsgesetzes für Russland, das zu gleicher Zeit vom Geist des „herrlichen Autokraten" Alexanders III. und vom Amerikanismus Woodrow Wilsons bestimmt ist, braucht bei Kenntnis dieser unter der russischen Emigration weitverbreiteten Einstellung nicht wunderzunehmen. Dagegen muss die an vielen Stellen des Buches unverhüllt zur Schau getragene Deutschfeindlichkeit des Verfassers umso mehr befremden, als sie sich mit seinen Hoffnungen auf die seelische Erneuerung

der Menschheit und die Wiedererweckung der Religion der Liebe ebensowenig in Einklang bringen lässt, wie mit der Behauptung, im Lauf eines langen Lebens über die traditionellen Beschränkungen einer grossfürstlichen Anschauungsweise hinausgewachsen zu sein. Wenn sich diese Deutschfeindlichkeit so weit erstreckt, dass sie vor gehässigen Geschichtsfälschungen, wie bei der Beurteilung der Revolution von 1905 im Baltiknm, nicht zurückschreckt, so mindert dieser Umstand den Wert des sonst überaus interessanten Erinnerungsbuches in bedauerlicher Weise.

N.

VON DER SCHRIFTLEITUNG

Das mit den Aufsätzen von Chefredakteur Axel de Vries und Dr. Erhard Kroeger angeschlagene Thema politischer Willensrichtung soll in einem der nächsten Hefte durch einen grundsätzlichen Aufsatz des Schriftleiters weitergeführt werden. Die möglichst scharfe Herausarbeitung der baltischen Zielsetzung erscheint heute notwendiger denn je.

*

Der Schluss des Aufsatzes von Mag. A. Baron Taube über die estnische Geschichtsschreibung musste aus Raumgründen zum nächsten Heft zurückgestellt werden.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Chefredakteur **A. de Vries,** Vorsitzender der Deutsch-Baltischen Partei in Estland, Reval / Professor Dr. **L. Mackensen,** Riga, Herderinstitut / Rechtsanwalt Dr. jur. **E. Kroeger,** Riga / Dr. jur. **L. von Middendorff,** Dorpat / Redakteur **H. Nietz,** Berlin / **W. Bergengruen,** Berlin.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. **Reinhard Wittram**
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

Beilage der „Baltischen Monatshefte“
Jahrgang 1933, Heft 2

AUS BALTISCHER ARBEIT
BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Livländische Ökonomische Societät

Tagung in Dorpat am 25./26. Januar 1933

Die Lage der Landwirtschaft hat sich in ganz Osteuropa in einem Riesenausmass verschlechtert. In allen Ländern wird von seiten des Staates etwas getan, um die Landwirtschaft vor dem Zusammenbruch zu bewahren. Die Landwirtschaft selbst hat ebenfalls nicht müssig zugesehen: durch Selbsthilfe wird versucht, sowohl die Betriebe im ganzen zu erhalten, als auch dem Besitzer die Existenz zu wahren.

Aus der Fülle anregender Vorträge: von Dipl.-Landwirt Th. Lackschewitz, Dipl.-Landwirt A. v. Harpe. Frau Dagmar Starck, Dipl.-Landwirt Lothar Heller aus Königsberg i. Pr., vor versammelten Landwirten aus Estland und Lettland, sollen an dieser Stelle die Ausführungen des ostpreussischen Gastes näher beleuchtet werden.

Dipl.-Landwirt Lothar Heller vom Verbande Ostpreussischer Versuchs- und Wirtschaftsringe (Ringverband) Königsberg sprach über Nutzbarmachung der Erfahrungen auf dem Gebiete der Betriebskontrolle und Beratung Ostpreussens für die baltische Landwirtschaft. Dieses ist von doppeltem Werte, da in Ostpreussen die Verhältnisse sich früher und stärker verschlechtert hatten als hier oben und auch Abwehrmassnahmen vom Staat und der Landwirtschaft selbst schon früher eingesetzt hatten.

Die Ringarbeit befasst sich heute in Ostpreussen mit folgenden Aufgaben: betriebswirtschaftliche Kontrolle, Beratung, Ackerkontrolle, Viehkontrolle, Absatzberatung, allgemeine Kontrollen u. a. m.

An Hand praktischer Beispiele und anschaulicher Lichtbilder wird dieses erläutert und insbesondere betont, dass heute bei den stark wechselnden Preisverhältnissen nur mit schärfster Betriebskontrolle und mit laufend berichtigten Voranschlägen gewirtschaftet wird.

Betriebskontrolle und Buchführung gehen dabei Hand in Hand. Sowohl bei der Wirtschaftsberatung als auch beim „mit sich zu Rate gehen“ ist planmässiges Vorgehen die Hauptsache. Die Planung der Richtlinien für die Ringarbeit muss in Südestland genau so verfolgt werden, wie in den übrigen baltischen Landesteilen, damit ein Vergleich der Ergebnisse möglich ist. Gehört es doch zur besonderen Aufgabe der Ringtätigkeit, einen Austausch der Erfahrungen der erfolgreichen Betriebe zu vermitteln und die Lehrgelder aus Verlustbetrieben zu sparen. Besonders scharf unterschieden wird zwischen der Beeinflussung einer Betriebsorganisation und Verbesserung der Massnahmen jährlich laufender Betriebsführung.

Den Rahmen für die Betriebsorganisation kann man nur bei grösster Sach- und Ortskenntnis umgestalten. Laufende Betriebsführung hat mindestens ebenso grossen Erfolg bzw. Misserfolg.

Es gilt vor allem, heute noch absatzfähige Erzeugnisse mit dem geringstmöglichen Aufwande herzustellen. Dazu verhilft die Bodenkontrolle, Lohndurchrechnung, Verwertungskalkulation.

Als neuen und besonders beachtenswerten Gedanken äussert Herr Heller: Das Interesse des Kreditgebers, bzw. Gläubigers des landwirtschaftlichen Betriebes muss für die Landwirtschaft eingespannt werden. Wo alle Preise für landwirtschaftliche Artikel zurückgehen, müssen auch alle Aufwendungen, also auch die Zinsen herabgesetzt werden Stundungen genügen nicht. Es nützt nichts, einen Betriebsplan aufzustellen, wenn nicht die belastenden allgemeinen Ausgaben, die die Erträge gar nicht beeinflussen, gesenkt werden. Je höher die Schuldenzinsen, desto notwendiger ist die Sicherung eines Mindestumsatzes, der für die Deckung ausreichen kann. Das ist ohne richtigen Einsatz jeweils notwendiger Aktivaufwendungen, wie Saat, Düngemittel, Futter (letzteres eventuell auch nur zum Umtausch), nicht möglich. Die Kreditgeber müssen ebenso wie auch die Landwirte bemüht sein: a) die Mittel für die Aktivaufwendungen dem Landwirt billig zur Verfügung zu stellen, b) die Aufwendungen selbst zweckmässig einzusetzen.

Dass dieses ohne Selbstkontrolle der Betriebe im Ring nicht möglich ist, hat auch die Arbeit der estländischen und in Lettland der liv- und kurländischen Ringe bewiesen. Wenn in der Gegenwart bei den katastrophalen Wirtschaftsverhältnissen ein Durchhalten auf manchen Betrieben unmöglich scheint, darf doch nicht vergessen werden, dass die Landwirtschaft noch immer die Grundlage jedes Staates und jedes Volkstums ist, und dass gerade die deutschbaltischen Landwirte in 700jähriger Geschichte bewiesen haben, dass „die Auflehnung der Unterwerfung unter das Schicksal vorzuziehen ist, ohne nach der Wahrscheinlichkeit des Erfolges zu fragen." *D. St.*

Über die Bedeutung der Bodenständigkeit des baltischen Deutschtums

Von Herbert Girgensohn

I

Man kann es vielleicht als eine der schwerwiegendsten und tiefgreifendsten Umwandlungen unseres deutsch-baltischen Lebens in dem letzten Zeitabschnitte seit dem Kriege bezeichnen, dass wir baltischen Deutschen im Begriff sind, unsere Bodenständigkeit zu verlieren. Mögen andere Momente unseres Lebens stärker im Vordergrunde stehen und darum grössere Beachtung gefunden haben, — für die ganze Struktur unseres Lebens, die Art unseres Volkstums, seine sittliche und physische Gesundheit, für unsere Stellung im Lande, für die Gestaltung der Zukunft dürfte kaum etwas in unserem Leben von solcher Bedeutung sein wie der Verlust der Bodenständigkeit.

Die gewaltsame Enteignung des grössten Teils des deutschen Landbesitzes hat diesen Prozess der Entwurzelung eingeleitet. Es lässt sich aber nicht verkennen, dass die starke Abbröckelung des deutschen Landbesitzes in den Jahren nach der Enteignung bis zum heutigen Tage zum grossen Teil durch die Preisgabe des Besitzes vonseiten der deutschen Bevölkerung selbst stattgefunden hat. Welche Gründe dabei im einzelnen mitgewirkt haben, dürfte schwer zu entscheiden sein. Es liegt wohl am nächsten, an Motive zu denken, die in der überaus schwierigen wirtschaftlichen Lage der auf dem Lande verbliebenen Deutschen ihren Grund haben; sei es, dass durch den Modus der Enteignung eine Existenz überhaupt unmöglich gemacht wurde, sei es, dass die soziale Deklassierung, die mit der Weiterführung des Landlebens verbunden war, die Fortführung dieses Lebens aus physischen und psychischen Gründen unmöglich machte oder unmöglich zu machen schien.

Jedenfalls haben psychische Gründe bei der Aufgabe des noch verbliebenen Besitzes eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt. Von Wichtigkeit ist es aber, dass in der fortgesetzten Preisgabe deutschen Besitzes ein Symptom dafür zu sehen ist, dass das baltische Deutschtum seine geistige Bodenständigkeit verliert. Bodenständigkeit besteht ja nicht nur in der faktischen Sesshaftigkeit auf eigenem Grund und Boden, sondern gleichzeitig auch in einer inneren seelischen Haltung, die diese Sesshaftigkeit festhält bzw. erstrebt: in der inneren Tendenz zur Aufgabe eigenen Besitzes, sei es aus welchen Gründen es immer sei, kommt der Verlust der Bodenständigkeit zum Ausdruck. Die deutsche landische Bevölkerung hat in dem letzten Zeitabschnitt seit der Enteignung das Land in starkem Ausmasse verlassen und ist in die Städte, hauptsächlich wohl in die Grosstadt Riga abgewandert, wo sie von der relativ starken grosstädtischen Bevölkerung aufgesogen wird und verstädtert. Die grosstädtische deutsche Bevölkerung stellt heute, nach der Auffassung weiter Kreise, beinahe den einzigen wirklich beachtenswerten Faktor im Gesamtdeutschtum des Landes dar. Ihrem ganzen Wesen nach aber vermag eine grosstädtische Bevölkerung nur schwer die Bedeutung der Bodenständigkeit zu erfassen. Sie empfindet nicht mehr die Imponderabilien, die die innere Verwurzelung im Lande ausmachen. Dominiert ihre Einstellung im Gesamtleben eines Volkssplitters, wie es der unsrige ist, so bedeutet das eine Tendenz zur weiteren Preisgabe der Bodenständigkeit. Wir befinden uns fraglos da in einem circulus vitiosus. Die Stadt übt äusserlich und innerlich einen progressiv stärker werdenden aufsaugenden Einfluss aus. Vielleicht ist heute durch die Wirtschaftskrise die Bewegung in dieser Richtung in gewissem Masse eingedämmt und beginnt die Einsicht in die fundamentale Bedeutung der Bodenständigkeit sich Bahn zu brechen.

Wir stehen an einem Punkt der Entwicklung, an welchem die Folgen dieser Preisgabe sich bereits in Umrissen erkennen lassen, die es auch Fernstehenden verständlich machen können, dass es sich in der Frage der Bodenständigkeit nicht bloss um die Existenzfrage eines beliebigen Bevölkerungsteils und auch nicht bloss um ein landwirtschaftliches Problem handelt, sondern wirklich um eine Lebensfrage des baltischen Deutschtums überhaupt, und zwar um eine Lebensfrage sowohl in politischer, als auch in völkischer, als auch in sittlicher Beziehung.

II

Die politische Lage der allerletzten Zeit, wie sie sich dem Beobachter in der politischen Zentrale Riga bietet, ist beherrscht von der nahezu absoluten Gegensätzlichkeit der beiden wirklich bodenständigen Völker des Landes, der Deutschen und der Letten. Wir Deutsche sehen uns einem ausgesprochenen Vernichtungswillen gegenüber, der durch zahlreiche politische Faktoren und vor allem durch die Presse fort und fort geschürt wird.

Auf dem Lande sieht die Situation doch in manchem anders aus. Wo der deutsche Gutsbesitzer nach der entschädigungslosen Enteignung fast seines gesamten Gutes auf dem Lande ausgehalten hat, begegnet man ihm in der Regel noch mit Achtung. Seine soziale Stellung ist auf dem Lande trotz der grenzenlosen Verarmung im Grunde unerschüttert, besonders dort, wo das Herrenhaus in der Hand des Eigentümers verblieben ist. Nicht selten hat er nach wie vor das Vertrauen der Gemeinde. Da Lettland und Estland trotz aller industriellen Ansätze doch mehr oder weniger Agrarstaaten sind, bleibt auf die Dauer die Stellung der Deutschen zur Landbevölkerung das Zentralproblem der deutsch-baltischen Politik. Es ist klar, dass jeder einzelne der Oberschicht entstammende Landwirt hier einen potentiell unvergleichlich viel höheren Einsatz darstellt als etwa ein deutscher Städter oder auch als der vereinzelte deutsche Bauer.

Dazu kommt ein zweites. Die Symbiose, das faktische Zusammenleben zwischen den beiden Nationalitäten, ist auf dem Lande fraglos stärker als in der Stadt. Es ist eines der zentralsten Probleme unserer Zukunft im Lande, wie sich das Zusammenleben der beiden Völker gestalten lässt. Der bisher eingeschlagene Weg der kulturellen und völkischen Selbstbehauptung hat zu einer Isolierung beider Seiten von einander geführt, die praktisch zu einer fast völligen Abkapselung des Deutschtums zu führen droht. Man wird wohl sagen dürfen, dass das mit ein Grund für die Verschärfung der nationalen Spannung ist. Man kennt sich nicht mehr, man versteht nicht mehr mit einander zu reden, weil man den Ton, der sich nur aus der gegenseitigen Fühlungnahme im Leben ergibt, nicht mehr findet. Es fehlt bei der stattfindenden Pressehetze das Gegengewicht, der regulierende Einfluss der Wirklichkeit, die vielfach anders aussieht als das an die Wand gemalte Schreckgespenst. Dem heranwachsenden lettischen Geschlecht ist der Deutsche seines

eigenen Landes unbekannt. Es kennt ihn nur aus der verzerrten Darbietung der chauvinistischen Literatur und Presse. Die meisten Versuche aber, aus dieser Isolierung herauszutreten, eine wirkliche Fühlungnahme auf irgend einem Gebiet des Lebens, z. B. der Schule, zu gewinnen, sind für uns schon deshalb indiskutabel, weil sie immer die Gefahr der Entnationalisierung in sich tragen. In der Stadt stehen wir vor der Alternative, entweder deutsch und isoliert zu bleiben, oder die Fühlung zu gewinnen und der Entnationalisierung zu verfallen.

Auf dem Lande sieht die Situation doch in manchen Stücken anders aus. Da findet eine viel stärkere Eingliederung des Deutschen in das Gesamtleben statt, ohne dass bei sozialer Überlegenheit die Gefahr der Entnationalisierung so akut vorhanden ist. Es gibt auf dem Lande noch gemeinsame Arbeit und gemeinsames Leben. Hinzu kommt, dass jeder traditionsbewusste Betrieb in breiterem Umfange ordnungsbildend gegen sozialrevolutionäre Radikalismen gerichtet wirkt.

Die politische Bedeutung der Bauernkolonien ist eine andere. Die Kolonisten sind heute die einzigen unter den Deutschen Lettlands, die einen Bevölkerungsüberschuss aufweisen, der aber noch nicht ausreicht, die deutsch-baltischen Geburtsziffern positiv zu gestalten. Immerhin liegt in diesem einen schon ihre ungeheure Bedeutung für die Zukunft, wie auch in dem andern, dass sie durch ihre ganze Lebenshaltung auch dort wirtschaftliche Existenzmöglichkeiten besitzen, wo eine Bevölkerung mit höheren, städtisch gerichteten Ansprüchen eine solche nicht mehr hat. Alles das aber nur unter der Voraussetzung, dass sie auf eigenem Grund und Boden sesshaft, wirklich bodenständig werden. Die Frage der wirklichen Bodenständigkeit ist ja auch bei ihnen noch gar nicht endgültig gelöst.

III

Der Verlust der Bodenständigkeit aber zeitigt eine Reihe von Folgeerscheinungen, die, ganz abgesehen von unserer Stellung im Lande, in dem Charakter unseres deutsch-baltischen Volkstums selbst zum Ausdruck kommen. Man mag diese Auswirkungen vielleicht nicht schwer nehmen; wem die Geprägtheit unserer Lebensform wertvoll ist, der wird auch diese Auswirkungen als einen keineswegs leichtzunehmenden Verlust buchen müssen. Denn bei allen Schranken, die geprägte Eigenart überall mit sich

bringt, liegen gerade in ihr eine Fülle von wertvollsten Imponderabilien, Gemütswerten beschlossen, die umso deutlicher empfunden werden, je mehr der nivellierende Einfluss des Grosstadtlebens sie verwischt.

Wir sind nicht Deutsche schlechthin gewesen, sondern baltische Deutsche, die ihre Eigenart bis in die Sprache hinein von der Bodenständigkeit in einem bestimmten Teilgebiet des Landes empfangen haben. Es ist vielleicht nicht zufällig, dass der Name Balte neueren Datums ist, dass er einer Zeit entstammt, wo der nivellierende Einfluss vielleicht schon spürbar geworden war.

In Wirklichkeit gab es und gibt es wohl auch noch heute Livländer, Kurländer, Rigenser (es gibt auch städtische Bodenständigkeit), was alles nicht bloss den Wohnsitz bezeichnet, sondern ein ganz bestimmtes Gepräge im Guten wie im Bösen. Der Verlust dieser bodenständigen Geprägtheit bedeutet fraglos einen ersten Schritt in der Richtung des Verlustes der nationalen Geprägtheit überhaupt. Deutschtum, das entwurzelt, schliesslich weltbürgerlich, d. h. überall und nirgends zuhause war, ist immer stark in Gefahr gewesen, seine Nationalität überhaupt einzubüssen und überfremdet zu werden. Im Bodenständigen liegt doch immer die stärkere völkische Kraft. Wir haben sie fraglos besessen; obgleich wir ein Kolonialvolk waren, ist bei uns ein bodenständiges Deutschtum erwachsen, eine Art Stammeseigentümlichkeit, ein Deutschtum, das deutsch war und deutsch blieb und doch zu diesem Lande gehörte, aus diesem Lande erwuchs, das gerade darin seine nationale Kraft besass. Mit dem Verlust der Bodenständigkeit ist das baltische Deutschtum als solches erledigt, auch wenn es fernerhin Deutsche im Lande geben wird, die hier mehr oder weniger privatim ihrem Erwerb nachgehen.

Das wird deutlich im Blick auf unsere Jugend. Wir haben ein reiches geschichtliches Erbe der Vergangenheit, das wir in unserer Erziehung der jungen Generation zu übermitteln suchen, um sie in den Strom dieser unserer geschichtlichen Entwicklung und die damit verbundenen Aufgaben und die daraus erwachsende Verantwortung hineinzustellen. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass unsere Geschichte aus unserer Verbundenheit mit dem Lande erwachsen ist. Baltische Geschichte ist immer Landesgeschichte gewesen. Hört diese Verbundenheit bei der jungen Generation mehr und mehr auf, so ist es sehr die Frage, wie lange es uns noch

gelingen wird, unsere Jugend zur Fortführung unserer Arbeit zu erziehen. Wir ziehen unsere Wurzeln mehr und mehr aus dem Lande heraus und werden in der Stadt unter dem Druck der Wirtschaftskrise zu einem Heer von stellenlosen Angestellten, Proletariern, denen einfach der Natur der Sache nach das persönliche Fortkommen zur schlechthin dominierenden Lebensfrage wird, ganz gleich wo sie dieses finden, und denen die Aufgabe, die uns als Kindern dieses Landes geblieben ist und die wir in hohem Masse getragen haben, verschwindet, einfach weil sie aufhören Landeskinder zu sein, die Heimat aufhört ihre Heimat zu sein und zum bloss zufälligen Wohnsitz herabsinkt.

Gerade die junge Generation, die sich anschickt ins Leben zu treten, erlebt diese Entwurzelung bereits aufs stärkste. Ihr werden z. T. schon Worte wie Heimat, Aufgaben, die wir ihr gegenüber haben, schemenhaft; sie ringt darum, sie mit Gehalt zu erfüllen, ohne jedoch recht Antwort darauf zu finden. Sieht man näher zu, so ist es immer wieder die Frage, „wozu sie noch in diesem Lande ist," wozu sie die Entbehrungen, Verzichte, die trüben Zukunftsaussichten auf sich nehmen soll, die sie bewegt und quält. Dieses „Wozu" ist vielleicht eins der deutlichsten Symptome für den beginnenden Verlust der Bodenständigkeit. Es gibt gewiss vielfach ein gewisses romantisches Verhältnis, das die Jugend zum Lande besitzt, das beispielsweise durch Wanderungen aufrecht erhalten wird, und in dem die geistige Bodenständigkeit noch zum Ausdruck kommt. Hier aber zeigt sich, dass diese die wirkliche Bodenständigkeit, das wirkliche Sitzen und Arbeiten auf eigenem Grund und Boden, auf die Dauer nicht ersetzen kann; die erst lässt die Frage nach dem „Wozu?" nicht mehr aufkommen, weil es einfach selbstverständlich ihr Land ist, an dem sie persönlich teilhat, für das sie lebt und arbeitet. Eine tiefe Resignation in bezug auf die Zukunft, die das persönliche Fortkommen unendlich erschwert und darum die ganze Zukunft sinnlos erscheinen lässt, droht sich immer wieder der einzelnen zu bemächtigen. Sieht aber die Jugend keine Zukunft mehr im Lande, weil sie die Verbindung mit dem Lande verloren hat und verliert, so ist damit die Zukunft unseres baltischen Deutschtums überhaupt in Frage gestellt. Es ist gerade für die sozial gehobene Jugend, ihre geistige Haltung, ihre Arbeitsmöglichkeit eine Lebensfrage, dass sie wieder zum Lande zurückfindet: sonst schwebt unsere ganze baltische Kulturarbeit in der Luft.

Dazu kommt in völkischer Beziehung noch ein Drittes. Eine jede Volksgruppe besteht und lebt auf Grund einer in ihr selbst vorhandenen Gliederung. Es ist immer die Not des baltischen Deutschtums gewesen, dass die Basis für seinen Bestand zu schmal gewesen ist, dass ein deutscher Bauernstand in ihm gefehlt hat, weshalb es sich auch nur durch den Zuzug von aussen erhalten hat. Die Basis für unser nationales Leben ist heute noch schmäler geworden, indem das landische baltische Deutschtum aus dem Gesamtaufbau des deutschen Lebens zu verschwinden droht. Um die Eingliederung des deutschen Bauern wird ja noch gerungen. Sie wird ja wohl auch niemals ohne ein vorhandenes bodenständiges Deutschtum vollzogen werden können. Eine endgültige Reduzierung auf ein grosstädtisches Deutschtum würde auch vom innervölkischen Standpunkt aus einer Verkrüppelung gleichkommen, die das Leben des Ganzen in Frage stellt.

IV

Die Loslösung vom Lande bedroht aber das Leben unseres Volksstammes auch von der sittlichen Seite aus, sittlich im weitesten Sinne des Wortes genommen, im Sinne etwa der inneren Gesundheit des ganzen Lebens. Hier setzen alle die Bestrebungen ein, die aus der Stadt hinaus aufs Land drängen und die in ihren mannigfaltigen Formen nicht stark genug betont und unterstützt werden können. Der zersetzende Einfluss der Grosstadt ist zur Genüge bekannt; das heisst natürlich nicht, dass der Grosstadtmensch eo ipso als sittlich minderwertiger zu betrachten ist als der landische, wohl aber sind in den Grosstadtverhältnissen neben andern zwei Momente wirksam, die zu schweren sittlichen Schädigungen ihrer Bevölkerung führen und ihre sittliche Kraft und damit ihre Lebensfähigkeit unterhöhlen.

Das eine Moment liegt in den heutigen Arbeitsbedingungen der Grosstadt beschlossen. Ein grosser Teil unserer Grosstadtjugend ist gezwungenermassen auf möglichst schnellen Gelegenheitsverdienst angewiesen. Jede Arbeit auf lange Sicht, die Selbstzucht, Ausdauer, Hintansetzung augenblicklicher persönlicher Wünsche erfordert, ist bei unzähligen unendlich erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Diese Verhältnisse aber wirken erziehlich, d. h. sie formen den Willen des Menschen in positiver oder negativer Beziehung. Es ist doch nicht zufällig, dass der grösste

Teil der Grosstadtbevölkerung nicht mehr aufs Land verpflanzbar ist. Das liegt auch an seiner physischen Reduzierung, aber nicht nur daran. Ihm ist vielfach die sittliche Kraft, die Kraft zu einem entsagungsreichen und doch stetigen Arbeiten, zu einem vollen Einsatz unter Verzicht auf augenblicklichen Genuss seiner Arbeit zerbrochen. Umgekehrt lässt sich der landische Bewohner sehr wohl in der Grosstadt verwenden. Aus diesem Grunde wird es immer schwer halten, ein grosstädtisch geformtes Deutschtum für Zukunftsaufgaben stark, willig, lebenskräftig zu machen, es sei denn, dass in dem stark bodenständig gebundenen Handwerkerstande ein Gegengewicht geboten wird.

Das andere sittlich gefährdende Moment der Grosstadt ist ihre Bedeutung für das Familienleben. Die Grosstadt wirkt familienmordend und greift damit der Urzelle, aus der das Volk immer wieder neu erwächst, an die Wurzel. Sie tut das durch die ganze Mentalität, die in ihrem öffentlichen Leben sich auswirkt. Der Punkt ist oft genug berührt worden, als dass auf ihn näher eingegangen zu werden brauchte. Sie tut das durch die denkbar ungünstigsten Lebensverhältnisse, die ein Familienleben innerlich und äusserlich unter normalen Verhältnissen eigentlich zur Unmöglichkeit machen. Um nur ein Beispiel hervorzuheben: Familien mit Kindern finden heute in Riga nur schwer, oft nur durch Verschleierung der wirklichen Familienverhältnisse überhaupt Wohnungen. Demgegenüber liegt es beim Bauern, aber darüber hinaus überhaupt beim bodenständigen Menschen so, dass Familiengemeinschaft und Arbeitsgemeinschaft sich decken, während sie in der Stadt fast durchweg auseinanderfallen. Das ist vielleicht einer der Gründe für die Gesundheit der landischen Familien durch die Geschlechterfolge hindurch, zugleich der Damm gegen unendlich zahlreiche zersetzende Einflüsse, denen durch Zerstörung des Familienlebens in der Stadt Tor und Tür geöffnet sind. — Neben dieser sittlichen Einwirkung des Grosstadtlebens steht ihre physische Einwirkung auf die Gesunderhaltung der kommenden Generation.

Diese schädigenden Einflüsse haben sich in der Krisenzeit ja noch erheblich verstärkt. Die Hilfeleistung, die erwiesen werden kann, hilft zwar über den momentanen, man möchte fast sagen, rein physischen Notstand hinweg, verschärft aber fast durchweg den sittlichen Notstand. Es wird sich kaum leugnen lassen, dass ein Deutschtum, das längere Zeit unter solchen Einwirkungen ge-

standen hat, wie sie das Leben heute in Riga bietet, als Träger irgendeiner Zukunft überhaupt nicht mehr in Betracht kommen kann. Wir haben in unserer Geschichte oft genug die Regel bestätigt gefunden, dass nur solche städtische Familien die dritte Generation überdauern, die vom Lande neue Kräfte ziehen. Der Zeitpunkt ist eigentlich schon da, wo diese Möglichkeit für unsere städtischen Familien nahezu erschöpft ist. Wir sind ein aussterbendes Geschlecht, und zwar in einem Ausmass, wie das kaum bei einem andern Volksstamm auf der ganzen Welt zu konstatieren sein dürfte. Der Zeitpunkt scheint nahe gerückt, wo wir unsere Schulen werden in Altersheime verwandeln können. Als reine Grosstadt-Bevölkerung dürfen wir kaum hoffen, ein sittlich und physisch gesundes Geschlecht heranzuziehen.

V

Wiedergewinnung der Bodenständigkeit, das soll das Resultat dieser Überlegungen sein, ist für uns Lebensfrage. Es geht um die Frage, ob sich die Bedingungen für die Lebensfähigkeit des agrarisch bestimmten baltischen Menschen wieder gewinnen lassen, ob wir im übertragenen Sinne wieder glaebae adscripti, an die Scholle Gebundene, d. h. aber an die Heimat Gebundene sein werden. Darauf das Augenmerk zu richten, ist mit die vornehmste Aufgabe des baltischen Deutschtums. Wir bringen grosse Opfer für die Erhaltung unseres Deutschtums, es sollte kein Opfer zu gross sein, das wir für die Erhaltung unserer Bodenständigkeit bringen.

Entscheidend aber für das Gelingen aller Aktionen, die etwa in diesem Sinne unternommen werden könnten, ist der Geist, der sie leitet. Bodenständig werden ist ein ungeheures Wagnis inmitten so fragwürdiger und labiler Verhältnisse, wie sie im Osten herrschen. Jeder Versuch, das Sesshaftwerden auf eigenem Grund und Boden durch Vorhaltung irgendwelcher Vorteile, Annehmlichkeiten, durch irgendwelche Rentabilitätsberechnungen zu propagieren, muss fehlschlagen, weil er nur zu den grössten Enttäuschungen führen kann. Wer aufs Land geht, der verzichtet auf unendlich vieles, was von einem grosstädtischen Standpunkt aus das Leben überhaupt lebenswert macht. Der Gewinn freilich wird für den, der sich zur Bodenständigkeit wieder durchringt, ein ungeheurer sein. Die Verbundenheit mit der Natur, das Leben auf weite Sicht, eine gewisse Unkompliziertheit; man könnte es im

Gegensatz zum heutigen Grosstadtleben trotz aller seiner Nöte und Schwierigkeiten fast doch als das normalere Leben bezeichnen.

Weil das aber so ist, darum wird die Wiedergewinnung der Bodenständigkeit im letzten Grunde immer eine Frage der inneren Umstellung sein. Damit ist einmal gesagt, dass nur ein Teil unserer deutschen Bevölkerung dafür in Betracht kommt, dass nur dort der Versuch gemacht werden darf, wo physische und seelische Voraussetzungen dafür vorhanden sind. Auf der andern Seite aber liegt darin, dass die Lösung dieser Frage doch nicht bloss dem Belieben Vereinzelter überlassen werden darf, sondern dass sie Lebensaufgabe des ganzen Deutschtums wird, weil es sich um seine Lebensfrage handelt. Damit gewinnt aber dieses ganze Problem eine tiefere sittliche, man möchte fast sagen religiöse Grundlage. Sie wird zu einer Forderung, die zugleich mit dem Leben selbst an uns gerichtet wird, und in ihrer Erfüllung oder Nichterfüllung liegt die Entscheidung über unser Dasein. Das Leben in diesem Lande ist uns geschenkt worden; trotz aller Mächte, die es uns haben nehmen wollen und die unser Existenzrecht im Lande fort und fort negieren, ist es geschenkt im letzten Grunde doch von einer höheren Macht, von Gott selbst. Dieser Glaube gibt allein den festen Punkt, von dem aus wir das Leben erst werden führen und bauen können, ohne zu fragen, ob es uns das einbringt, was wir ersehnen, einfach aus einer inneren Gebundenheit heraus, die letztlich nur Gebundenheit an Gott sein kann, die den Mut und die Kraft verleiht, die uns gewiesene Arbeit zu tun, solange es Tag ist. Das ist die innere Umstellung, die einem im Fragen nach dem eigenen Interesse weich gewordenen Geschlecht wieder die innere Härte gegen sich selbst verleihen kann, die solch ein Lebenskampf verlangt.

Existenzkampf deutscher Gutsreste in Lettland

Von Dagmar Starck-von Klot

I

Die durch Kriegsfolgen herbeigeführten Gleichgewichtsstörungen in der Weltwirtschaft haben jede Zelle unseres Planeten ergriffen. Die Rationalisierung und verblüffende Leistungssteigerung von Seiten der Warenproduktion, besonders auf landwirtschaftlichem

Gebiet, hat zu Störungen im Wirtschaftsorganismus, zu einem Missverhältnis von Produktion und Konsum geführt.

Die Umwälzung durch die Agrarreform, der Verlust von Reserven, die Revolution der Produktionstechnik haben eine wirtschaftliche Situation heraufbeschworen, die für den deutschbaltischen Landwirt so ungünstig wie nur möglich ist. Unsere Grossbetriebe sind zu Kleinbetrieben geworden. Der deutsche Landbesitz in Lettland, welcher vor dem Kriege 2 400 000 ha umfasste, wurde nach der Agrarreform auf 72 000 ha reduziert. Mancher Landwirt hat sich mit den veränderten Verhältnissen nicht abfinden können, viele Restparzellen sind verkauft, die früheren Besitzer suchen Befriedigung in anderen Berufen, wandern aus oder verstädtern. Im heutigen Lettland leben noch ca 11 200 Deutsche auf dem flachen Lande. Der deutsche Besitz umfasst 1700 Landeinheiten (einschl. Kolonien) mit ca 62 000 ha Gesamtareal. In Kurland und Süd-Livland sind ca 300 Restgüter verstreut.

Ein grosser Teil dieser Restgüter musste nach der Umwälzung zuerst die enormen Kriegsschäden zu überwinden suchen. Erneuerung von Viehbeständen, notwendigste Neubauten, dringende Remonten und Meliorationen bedingten Beanspruchung von Krediten, da eigenes Kapital in den seltensten Fällen vorhanden war. Parallel damit musste eine Kleinbetriebsorganisation geschaffen werden, die eine radikale Umstellung jedes einzelnen Landwirts erforderte. Bevor es gelang, diesen Gutsresten eine abgeschlossene feste Wirtschaftsform zu geben und den Wirtschaftsapparat den veränderten neuen Verhältnissen anzupassen, setzte die Krise ein. Die Preise der Produkte und des Inventars sinken immer mehr, der Vermögenswert verringert sich, — das geliehene Geld aber hat den Wert behalten. Somit steigt die Verschuldung, ohne dass die Summe der Schulden grösser geworden wäre. Aus dem wogenden Auf und Ab der Konjunkturen lässt sich auf der ganzen Linie folgende Grundtendenz erkennen: dauernde Verschlechterung des Marktes für Molkerei- und Viehprodukte, Kartoffeln, Futtermittel, Gartenprodukte, Holz und Materialien, — feste Tendenz des Brotgetreides durch Roggenschutz und Weizenzoll. Andrerseits fallen die Ausgaben für Barlöhne, für landwirtschaftliche Maschinen, während die Preise aller ausländischen Produktionsmittel infolge von Zoll- und Devisenmassnahmen steigen. Im ganzen eine Rückbildung des Marktes zur Selbstversorgung, zur Naturalwirtschaft.

II

Im Kampf mit der Krise stehen alle deutschen Betriebe an gleicher Front: es geht um die Erhaltung ihrer Besitze, um die Sicherung ihrer Existenz und damit um die Wahrung einer deutschen Kultur auf dem Lande.

Die Verschiedenartigkeit der Lage, der Bodenverhältnisse, der Kapitalbestände ist gewaltig. Um ein Bild der innenwirtschaftlichen Situation zu erhalten, erscheint es zweckmässig, unsere Betriebe in drei Gruppen einzuteilen: 1. Betriebe mit Nebenbetrieben und Reserven, 2. Betriebe mit Mittelböden, mit geringem eigenen Betriebskapital, 3. Betriebe, die entweder wegen der Bodenverhältnisse oder aus anderen Gründen völlig extensiv wirtschaften, und solche, die nur eigenem Naturalbedarf dienen.

Die wenigen Betriebe der ersten Gruppe scheinen eben am besten dran: verschiedene Kombinationsmöglichkeiten zwischen Landwirtschaft und Nebenbetrieben sichern Intensität und Umsatzsteigerung (im Jahre 1931/32 bis 200 Ls pro ha nur landwirtschaftlicher Umsatz gegenüber extensiven Wirtschaften mit 60 Ls pro ha), vorhandenes Betriebskapital ermöglicht schnellste Anpassung an Konjunkturen und notwendige Umstellungen, auch dringende Ausgaben für Kraftfutter, Kunstdünger und andere Aktivaufwendungen. Der Betriebsleiter hat die Möglichkeit, seine Fähigkeiten zu entwickeln, die Wirkung seiner Organisationskraft zu verfolgen. Hier scheint es am leichtesten möglich, das Kulturniveau einer deutschen Oberschicht zu wahren.

Die Betriebe der zweiten Gruppe sind am zahlreichsten vertreten — sie stellen den eigentlichen Typus der Gutsreste dar. Der Mangel an eigenen Kapitalreserven, der Druck des Gläubigers raubt jegliche Ellenbogenfreiheit, gestattet oft nicht die notwendigsten Anschaffungen, die zur Erhaltung des Wirtschaftsverlaufes erforderlich sind. Der Betriebsüberschuss (falls ein solcher überhaupt vorhanden ist) deckt nicht immer die notwendigsten privaten Ansprüche. Die Preisstürze der letzten Jahre haben manchen aus dem Gleichgewicht gebracht. Es gilt neu auszubalancieren. Ein Umorganisieren kommt kaum in Frage, die Zeit drängt, und es fehlt an Anlagekapital.

Endlich die Betriebe der letzten Gruppe: sie sind wenig vom Absatz und der Geldkrise betroffen, da sie mehr oder weniger unabhängig vom Markte sind. Die Betriebsleiter arbeiten als eigene

Knechte mit wenig Hilfskräften, ihren Lebensstandard müssen sie auf ein Minimum reduzieren (im Wirtschaftsjahr 1931/32 hat mancher für sich und seine Familie nur 200 Ls verausgabt, ausgenommen Haushaltungskosten, welche insgesamt, d. h. bar und natural, dem Deputatwert eines Jahresknechts entsprachen*).

Wenn wir nun die Entwicklung und die Situation unserer Betriebe zusammenfassen, so ergibt sich folgendes Bild: Unsere Wirtschaften sind durch die Agrarreform zerstückelt. Unsere Kleinbetriebe haben teilweise wohl noch die Organisation der Grossbetriebe, nicht aber deren Produktion. Unsere Hände sind durch das Fehlen jeglicher Reserven gebunden. Die Krisennot droht zum Dauerelend zu werden. Durch Staat und Selbsthilfe versucht man die Landwirtschaft vor dem Zusammenbruch zu bewahren. Für unsere Not gibt es keine Patentlösung. Die Lage ist sehr ernst. Das Eingeständnis unserer Ohnmacht wäre aber die sichere Besiegelung unseres Geschicks. Solange noch nicht letzte Möglichkeiten erwogen worden sind, Massnahmen und Wirtschaftsmethoden zu finden, die Erhaltung des Besitzes und Sicherung der Existenz glaubhaft machen, sind wir zur Resignation nicht berechtigt.

Wir müssen auch alle Vorteile ins Auge fassen, die der Landwirt gegenüber dem Städter hat: er bleibt, wenn auch häufig zu körperlicher Mitarbeit gezwungen — was manchem Kulturmenschen nicht leicht fallen mag —, Herr seiner Scholle, seiner Entschlüsse. Er kennt nicht den Fluch der Arbeitslosigkeit, er steht dem Getöse von Interessengeschrei und Parteikampfparolen fern, ist der rastlosen Hetze grosstädtischen Konkurrenzneides nicht ausgeliefert. Die Verbundenheit mit der Natur, das Arbeiten auf lange Sicht gewährt der Jugend eine gesunde Entwicklung.

Dem kameralistisch eingestellten Besucher entrollen sich sehr verschiedene Bilder auf den verschiedenen Restgütern: Manchem ist es gelungen, den alten Herrensitz zu erhalten, andere Gutshäuser verfallen, da sie in einem Missverhältnis zu den Landresten stehn, die geringen Einnahmen ermöglichen nicht die erforderlichen Remonten. Andere wieder haben es verstanden, Nebengebäude wohnlich zu gestalten oder auch den heutigen Umständen angepasste Neubauten aufzuführen. Wirtschaftsorganisation und

*) Die Haushaltungskosten einschl. Bedienung schwanken auf den einzelnen Betrieben zwischen 20 und 65 Ls pro Person im Monat.

Wirtschaftsführung ist aufs engste verknüpft mit den persönlichen Fähigkeiten jedes einzelnen Betriebsleiters. . .

III

Der Landwirt ist heute mehr denn je gezwungen, sich mit dem wirtschaftlichen Teil seiner Berufstätigkeit zu befassen. Will er weiterbestehn, muss er sich der veränderten wirtschaftlichen Umwelt anzupassen suchen. Treues Verwalten des anvertrauten Landgutes, das Erzielen prächtigster Rekordleistungen mit bewährten technischen Mitteln garantieren heute den Wirtschaftserfolg nicht mehr. Die Not hat uns gelehrt, nur ein Ziel vor Augen zu haben: den Reinertrag. Wir können nicht abwarten, bis Preise und Preisverhältnisse sich soweit geändert haben werden, dass schon allein dadurch eine Rentabilität hervorgerufen wird. Das Tempo unserer Zeit verscheucht mitleidslos das Gewimmel kurzlebiger Illusionen. Es gilt alle Möglichkeiten zu erwägen, wie die Betriebsergebnisse zu verbessern und der Betriebserfolg zu stabilisieren wäre. Da wir uns nicht grundlegend umstellen können, müssen wir versuchen, unsere Betriebsmittel dort zu konzentrieren, wo ihr Einsatz sich am besten lohnt. Dazu gilt es, Betriebsführung und Betriebsorganisation strengstens zu überprüfen. Die Selbsthilfe durch die Ringorganisation wird manchem Landwirt Rat wissen. Die grossen Nachteile der räumlichen Zersplitterung werden durch die Besuche des Wirtschaftsberaters wenigstens teilweise überbrückt, Erfahrungsaustausch wird vermittelt und die positiven Errungenschaften jedes einzelnen Betriebes werden allen weitergegeben. Von Schwächen anderer mögen manche vielleicht lieber hören — sie mögen auch im allgemeinen interessanter sein —, doch ist es in jedem Falle ratsam, sie nur an Ort und Stelle zu beleuchten. Die Buchstelle soll den Betriebsleitern zur klaren Übersicht verhelfen und die zahlenmässigen Unterlagen für Rentabilitätskalkulationen liefern. Die Betriebsleiter müssen die Zahlen und Tabellen lebendig sehn, wenn anders sie ihnen nützen sollen. Laufende Kalkulationen sollen den geringstmöglichen Aufwand zur Herstellung jedes einzelnen Erzeugnisses erbringen. Den wirtschaftlichen Wert eines jeden Erzeugnisses bestimmt immer erst das Verhältnis der Kosten für seine Hervorbringung gegenüber dem dafür erzielbaren Erlös. Es gilt vor allem, heute noch absatzfähige Erzeugnisse mit dem geringstmöglichen Aufwande herzustellen.

Der Vergleich einzelner Wirtschaften gibt den Masstab für wenig oder viel, falsch oder richtig. Die Verschiedenheit unserer Gutsreste ist enorm; die Betriebsleiter drücken ihren Betrieben ihren subjektiven Stempel auf. So erscheint jeder Vergleichsversuch problematisch. Die Wirtschaftsstatistik wird die Einzelkalkulation dem Betriebsleiter niemals abnehmen, sie wird ihm aber gewisse Stützpunkte und Richtlinien geben und dem einzelnen das Blickfeld erweitern. Je grösser das zur Verfügung stehende Material, je mehr Betriebe zu verarbeiten sind, desto eher lassen sich Gruppen von vergleichbaren Betriebstypen herausschälen. Die Auswertung der Buchabschlüsse für 1932/1933 soll für Est-, Liv- und Kurland einheitlich durchgeführt werden; man hofft die Statistik zum Herbst 1933 veröffentlichen zu können.

Die räumliche Zersplitterung unserer Gutsreste ist gewaltig, ein Durchhalten so doppelt erschwert. Es sollte alles drangesetzt werden, um einen weiteren Rückgang der Landeinheiten, eine weitere Verringerung der Substanz zu verhindern. Der deutsche Landwirt darf trotz der Wirtschaftskrise die Hoffnung auf die Erhaltung seines Betriebes nicht aufgeben. Die Liebe zur Scholle wird durch harte Arbeit nicht geschmälert und lässt den kämpfen, der Kampf liebt und Schwierigkeiten überwinden will. Die Kraft zum Durchhalten muss gestärkt werden. Wo Hilfe nottut, muss sie erfolgen. Unsere Aufgabe: Erhaltung einer deutschen Kultur auf dem Lande, bleibt.

Lettlands Aussenhandel

Von Arnold von Vietinghoff

Absturz der Zahlenkurve

Wie die soeben von der Staatlichen Statistischen Verwaltung veröffentlichten detaillierten Daten über den lettländischen Aussenhandel im Jahre 1932 zeigen, hat sich der Schrumpfungsprozess im Aussenhandelsvolumen Lettlands auch im vergangenen Jahre in rapidem Tempo fortgesetzt. Der prozentuale Rückgang des Aussenhandels in den letzten Jahren ist bedeutend stärker gewesen, als bei den meisten anderen Ländern, auch die beiden Nachbarstaaten Estland und Litauen werden in dieser Hinsicht von Lettland erheb-

lich übertroffen. Von 1930—1932 ist die Ausfuhr um 61 Prozent, die Einfuhr um 71,5 Prozent zurückgegangen, verglichen mit 1929 beträgt der Rückgang bei der Ausfuhr 64,7 Prozent und bei der Einfuhr 76,6 Prozent. Das bedeutet also, dass die Ausfuhr auf etwa ein Drittel, die Einfuhr auf weniger als ein Viertel des Handels von 1929 zurückgegangen ist.

In der Reihenfolge von 1929—1932 zeigt der Aussenhandel nachstehende Veränderungen (in Millionen Lat): Gesamtexport: 273,9 — 247,9 — 163,8 — 96,5; davon Nahrungs- und Genussmittel 64,3 — 66,9 — 51,2 — 33,8; Rohstoffe und Halbfabrikate 119,0 — 104,6 — 49,8 — 29,0; Fertigfabrikate 90,3 — 75,9 — 60,6 — 33,7. Gesamtimport: 362,1 — 296,3 — 177,1 — 84,7; davon Nahrungs- und Genussmittel 117, 8 — 58,6 — 28,4 — 11,2; Rohstoffe und Halbfabrikate 89,4 — 80,0 — 51,0 — 30,8; Fertigfabrikate 152,2 — 154,5 — 95,2 — 41,7.

Butterexport

An erster Stelle in der lettländischen Ausfuhr steht der Butterexport, der sich in den letzten drei Jahren mengenmässig fast gleichbleibend auf ca 18500 Tonnen gehalten hat. Der Erlös für dieses Quantum exportierter Butter ist jedoch von 57,7 Mill. Lat (1930) über 47 Mill. Lat (1931) auf 31 Mill. Lat (1932) gefallen. Der Hauptkäufer lettländischer Butter ist nach wie vor Deutschland. Im verflossenen Jahr gingen trotz der Heraufsetzung des deutschen Butterzolls und der Einfuhrbeschränkung 60 Prozent der wertmässigen Butterausfuhr nach Deutschland; nach England gingen etwa 27 Prozent, der Rest im wesentlichen nach Frankreich und Belgien.

Bekanntlich werden vom Staat für exportierte Butter sehr hohe Prämien gezahlt; ohne diese Prämien hätte sich die Butterausfuhr ganz sicher nicht auf der gegenwärtigen Höhe halten können. Bei diesem Prämiensystem ist jedoch zweierlei zu beachten: erstens dürfte die Regierung bei ihren budgetären Schwierigkeiten günstigenfalls noch eine kurze Weile in der Lage sein, die Butterprämie in der bisherigen Höhe zu zahlen; sie ist mit der Prämienauszahlung ja schon heute um mehrere Monate im Rückstande. Zweitens muss man sich darüber klar sein, dass die Prämie ein Tribut ist, der aus der Tasche der Steuerzahler ans Ausland entrichtet wird. Wenn also etwa von dem garantierten Preise von

2,50 Lat pro Kilo nur die Hälfte vom Ausland bezahlt wird, so bedeutet dies, dass wir für einen ausländischen Gegenstand, der im Werte normalerweise einem Kilo Butter entsprechen würde, zwei Kilo Butter zu zahlen haben, oder für ausländische Valuta im Werte von 2,50 Lat Butter im Werte von 5 Lat. Der Verlust wird hierbei von den Produzenten auf die Gesamtheit der Landesbewohner verteilt. Dieser Verlust mag sich verringern, wenn man in Betracht zieht, dass die Garantiepreise von 2,50 und 2,40 Lat vielleicht etwas zu hoch sind und wohl über den normalen Selbstkostenpreisen liegen dürften; auch die Tatsache, dass ein Teil der aus dem Auslande bezogenen Waren gleichfalls künstlich verbilligt ist, verringert den Verlust. In jedem Falle bleibt aber bei einer so hohen Prämie noch ein gewaltiges Minus übrig, dessen Aufrechterhaltung nur gebilligt werden kann unter folgenden Bedingungen: 1. dass die auf diese Weise aus den Mitteln der Steuerzahler mit Verlusten erworbene Valuta nur für einen wirklich lebensnotwendigen Import Verwendung findet, da das Prämiensystem sonst einer Verschleuderung von Volksvermögen gleichkommt. Wenn also der Import ganz freigegeben werden sollte — woran man im übrigen nach wie vor zweifeln muss —, so hätte auch das bisherige Exportprämiensystem seine Berechtigung verloren; dies ist eine Feststellung, die heute von den meisten noch nicht anerkannt wird. 2. Die andere Bedingung wäre, dass eine vernünftige und weniger verlustreiche Sicherung des Imports in die Wege geleitet wird und das Prämiensystem nur für eine kurze Übergangszeit bestimmt wäre, innerhalb deren eine systematische Neuordnung des Aussenhandels durchgeführt werden könnte.

So gross die Geschäftigkeit oft bei relativ kleinen Handelsabschlüssen ist, so müssen wir doch auf dem Gebiet einer grosszügigen Neuordnung der völlig verfahrenen internationalen Aussenhandelsbeziehungen — und das nicht nur in Lettland, sondern in fast allen Staaten — einen erstaunlichen Quietismus feststellen. In der entscheidenden Frage einer Import-Export-Koppelung und einer Beseitigung der krankhaften und sinnlosen Zustände auf der monetären Seite ist heute noch überaus wenig geschehen. Für Lettland würde eine völlige Einstellung oder eine rigorose Verminderung der Prämienzahlung daher immer noch eine erneute schwere Gefahr für seine Importversorgung heraufbeschwören, wobei hier auf die andere Folge, nämlich die ausserordentlichen Schwierigkeiten

einer Umstellung der landwirtschaftlichen Erzeugung, gar nicht näher eingegangen werden kann. Hinzu kommt die Frage, wie lange überhaupt ein nennenswerter Absatz von Butter in Deutschland, dem Hauptkunden Lettlands, auch zu den niedrigsten Preisen noch möglich sein wird. Wohl hat Lettland auf Grund einer bis Ende November gültigen Vereinbarung das Recht auf Einfuhr eines Jahreskontingents von 5700 Tonnen Butter nach Deutschland. Es wird jedoch für die fernere Zeit alles darauf ankommen, ob die Handelsbeziehungen zu Deutschland noch im Laufe dieses Jahres rechtzeitig so konsolidiert werden können, dass sie nicht auch im Jahre 1934 ebenso zu versacken beginnen, wie es z. B. jetzt mit dem Russlandhandel der Fall war.

Weitere Exportzweige

An zweiter Stelle in der lettländischen Ausfuhr steht der Holzexport, der jedoch mit 19 Mill. Lat nur noch ein Viertel des Wertes vom Jahre 1930 erreicht. Wesentlich besser gehalten hat sich dagegen der Export von Holzfabrikaten, der sich auf 9,25 Mill. Lat stellte. Hiervon entfielen 6,65 Mill. Lat auf die Furnierindustrie und 1,8 Mill. Lat auf die Holzdrahtfabriken. Hauptabnehmer von Holz und Holzfabrikaten ist England. Es folgen Belgien und Frankreich. Ein Viertel des Furnierholzexports ging nach Deutschland, während Holzdraht vor allem in Frankreich abgesetzt wurde. Die Hoffnung, dass der lettländische Holzexport später wieder einmal auf den Stand der letzten Jahre vor der Krise kommen könnte, ist eine gefährliche Illusion, vor der man sich hüten sollte. Es ist das Verdienst von Oberförster K ü g l e r, dieser Legende in der Öffentlichkeit und in der Presse zu wiederholten Malen mit eingehendem Material und schlüssiger Beweisführung entgegengetreten zu sein. Wer sich mit diesen Materialien beschäftigt, der wird nicht umhin können, zur Überzeugung zu gelangen, dass die damalige Hochkonjunktur im lettländischen Holzexport auf dem Zusammenwirken einer Reihe durchaus ungewöhnlicher und in dieser Form gewiss nicht wiederkehrender Umstände beruhte. Neben der russischen Konkurrenz, die sich gerade an den Holz- und Flachsmärkten sehr stark bemerkbar macht, ist gegenwärtig für den Holzexport ganz besonders die Konkurrenz der Staaten mit devalvierter Währung, in erster Linie Finnlands, fühlbar. Die Devalvation in England, dem

Hauptabnehmer für Holzprodukte, hat zudem noch ihrerseits auf die Preisbildung sehr drückend eingewirkt. Der einstmals sehr bedeutende Flachsexport ist nunmehr auf 5 Mill. Lat zurückgegangen; Hauptabnehmer sind England und Belgien, der Rest geht nach Frankreich und Deutschland.

Der Export von Waggons, die von der Sovetregierung in Lettland bestellt worden waren, bestritt im verflossenen Jahr mit 10,5 Mill. Lat rund 70 Prozent der Ausfuhr in die Sovetunion. Ein beträchtlicher Teil der Waggonteile wurde aus Deutschland importiert. Was den übrigen Industrieexport nach Russland (Leder, Textilien, Maschinenteile) anlangt, so ist er im vergangenen Jahre, ebenso wie die Ausfuhr von Zuchtvieh, fast völlig in sich zusammengefallen. Der Handelsvertrag mit Russland ist bekanntlich im Mai vorigen Jahres gekündigt worden und im November abgelaufen. Es ist bisher nicht gelungen, sich über einen neuen Vertrag zu einigen, und man wird gut daran tun, sich im klaren darüber zu sein, dass die Chancen für einen vorteilhaften Vertragsabschluss mit Russland sich gegenwärtig so ziemlich auf ihrem Tiefpunkt befinden und wohl noch eine Weile dort verharren dürften. Es ist daher fraglich, ob irgendwelche Bemühungen in dieser Richtung sich gegenwärtig überhaupt lohnen werden. Das Schicksal der Handelsbeziehungen mit Russland — wie man zu ihrer politischen Bedeutung auch stehen mag — ist im übrigen ein charakteristisches Beispiel dafür, wie Aussenhandelspolitik nicht gemacht werden sollte. Es lässt sich wohl kaum leugnen, dass an diesem Ereignis, dessen Auswirkung sich wohl erst im kommenden Jahre mit voller Schwere auf die lettländische Wirtschaft legen wird, eine grosse, wenn nicht die grösste Schuld der Mangel an rechtzeitiger Initiative und die erstaunliche Unkenntnis der ökonomischen Gegebenheiten und Entwicklungstendenzen tragen. Die vereinzelten Stimmen, die bereits ein Jahr vor dem Ablauf des Vertrages die Gefahr einer Kündigung nachzuweisen und die Möglichkeiten eines für beide Teile vorteilhaften neuen Vertrages zu zeigen versuchten, blieben völlig erfolglos. Man hat an den zuständigen Stellen noch am Tage vor der Kündigung des Vertrages durch Sovetrussland mit einer solchen Eventualität gar nicht ernsthaft rechnen zu müssen geglaubt, und ebenso war man später ehrlich verblüfft, als die Russen bei den Beratungen in Moskau für die lettländischen Vorschläge kein sonderliches Interesse zeigten und die Verhandlungen

schliesslich im wesentlichen nur noch aus taktisch-politischen Gründen fortführten.

Unter den Abnehmern lettländischer Waren steht im Berichtsjahr England mit 29,8 Millionen Lat wieder wie früher an erster Stelle, vor Deutschland mit 25,3 Millionen Lat, während im Jahre 1931 Deutschland sich mit 44,2 Mill. Lat auf den ersten Platz vorgeschoben hatte vor England mit 41,6 Mill. Lat. An dritter Stelle steht Sovetrussland mit 14,2 Mill. Lat gegen 33,1 Mill. Lat im Jahre 1931. Es folgen Belgien mit 5,7, Frankreich mit 5,3 und Litauen mit 4 Mill. Lat. Sehr gering war die Ausfuhr nach Polen und nach Estland: nach Estland wurde für 1,4, nach Polen für 1,1 Mill. Lat exportiert. Sonst wurde die Grenze von 1 Million nur noch von Holland und Dänemark überschritten.

Der Import

Die Einfuhr ist im vergangenen Jahr von der Importregulierungs-Kommission aufs stärkste gedrosselt worden, und zwar z. T. weit unter die vorgesehenen Maximalkontingente. Hinsichtlich der Lebensmittelversorgung ist Lettland nunmehr fast „autark" geworden. Die Nahrungsmitteleinfuhr ist 1932 verglichen mit 1929 um ganze 90 Prozent zurückgegangen, d. h. sie beträgt nur noch ein Zehntel des damaligen Wertes. Die Getreideversorgung erfolgt im Lande selbst; Weizen wurde im vergangenen Jahre nur noch für 2 Mill. Lat importiert. Auch in der Zuckerversorgung wird Lettland von Jahr zu Jahr unabhängiger. 1932 belief sich die Zuckereinfuhr auf 2,7 Mill. Lat gegen 12,4 Mill. Lat im Jahre 1929. Im laufenden Jahr soll bekanntlich eine dritte Zuckerfabrik, und zwar in Libau, errichtet werden, deren Bau der Halleschen Maschinenfabrik übertragen werden soll. Auch wird bereits für die nächsten Jahre vom Bau einer Zuckerfabrik in Rositten gesprochen. Kohle wurde importiert für 5,1 Mill. Lat gegen 13,4 Mill. Lat im Jahre 1929. Während im Vorjahr Polen den Kohlenimport völlig beherrschte, kamen 1932 fast 60 Prozent der Kohle aus England. Dies ist wohl in erster Linie eine Folge der Bestrebungen, den Import nach jenen Ländern zu verlegen, die sich als gute Kunden Lettlands erweisen. Die Handelsbilanz mit Polen war aber für Lettland seit jeher eine ganz aussergewöhnlich ungünstige, während der Handel mit England alljährlich einen sehr beträchtlichen Exportüberschuss abzuwerfen pflegte. Koks wurden insgesamt für 1 Million Lat importiert, grösstenteils

aus Deutschland. Im übrigen hat man versucht, die Kohle stellenweise durch das jetzt tiefer im Preise stehende Holz zu ersetzen.

An Rohstoffen und Halbfabrikaten wurden ausserdem u. a. importiert (in Millionen Lat; in Klammern die Zahlen für 1931): Naphta, Petroleum und Benzin — 3,0 (4,3), vorwiegend aus Sovetrussland; Kunstdünger — 2,4 (5,0), darunter vor allem Kali aus Deutschland; Tabakblätter — 3,2 (4,0), in erster Linie aus Russland, Deutschland und Belgien; Baumwolle — 2,1 (2,9), vor allem aus den Vereinigten Staaten, aber auch aus Sovetrussland; Wolle — 1,2 (1,7). Unter den Fertigfabrikaten stehen dem Wert des Imports nach an erster Stelle Textilwaren — 12,6 (29,1). Im Jahre 1929 betrug die Einfuhr an Textilwaren noch 55,4 Mill. Lat. Am Import von Garnen und Zwirn, insbesondere Wollgarnen sind Deutschland, Frankreich, Belgien, England und Polen beteiligt. Beim Import von Baumwollstoffen steht England an erster, Deutschland an zweiter und Sovetrussland an dritter Stelle. Der Import von Wollstoffen ist fast restlos unterbunden worden. In der Einfuhr von Erzeugnissen der Metall- und Maschinenindustrie sowie der chemischen Industrie besitzt Deutschland nach wie vor eine dominierende Position. Von Waren dieser Industrien wurden insgesamt importiert: bearbeitete Metalle — 4,1 (7,7), Industriemaschinen — 4,2 (7,5), sonstige Metallfabrikate 3,5 (9,0), elektrische Maschinen, Apparate und Zubehör — 1,5 (4,4), sonstige Instrumente und Apparate — 1,2 (3,4), Fahrzeuge — 1,5 (6,7). Die Einfuhr landwirtschaftlicher Maschinen war mit 0,8 Mill. Lat gegen 4,7 Mill. Lat im Jahr 1931 nur ganz geringfügig und stammte vorwiegend aus Schweden. Der Automobilimport war völlig unterbunden. Der Import chemischer Erzeugnisse, ungerechnet die Einfuhr von Kunstdünger und chemischen Halbfabrikaten, belief sich auf 7,5 Mill. Lat (1931 — 10,7; 1930 — 15,2 Mill. Lat). Hiervon entfielen auf Deutschland 4,6 Mill. Lat.

An der Spitze der Lieferländer im lettländischen Aussenhandel steht Deutschland mit 30,4 (65,7) Mill. Lat. Es folgen in beträchtlichem Abstand England mit 11,6 (15,1) Mill. Lat, Sovetrussland mit 8,5 (16,5) Mill. Lat und Polen mit 4,9 (16,4) Mill. Lat. Ferner importierten Frankreich für 3,7 (6,2) Mill. Lat, Belgien für 3,2 (5,0) und die Vereinigten Staaten für 3,2 (6,3) Mill. Lat. Der Import aller übrigen Staaten blieb unter der Grenze von je 2 Mill. Lat. Litauen importierte nach Lettland für 1,8 (5,6), Estland für 0,8 (2,1) Mill. Lat.

Bilanz

Durch die rigorose Importbeschränkung gelang es, im Jahre 1932 einen Ausfuhrüberschuss von 11,8 Mill. Lat zu erzielen, während der Import in den verflossenen Jahren sonst immer den Export an Wert zum Teil recht beträchtlich übertroffen hatte.

Sehr stark zurückgegangen ist auch der Transitverkehr durch Lettland im verflossenen Jahr. Er belief sich 1932 auf rund 443000 Tonnen (davon aus Sovetrussland 371 000 Tonnen) gegen 916 000 Tonnen im Jahre 1931 (davon aus Sovetrussland 634000 Tonnen).

Was den Binnenhandel anlangt, so kann man auf seine Entwicklung Schlüsse ziehen, wenn man den Güterverkehr auf den lettländischen Eisenbahnen in Betracht zieht. Hier sehen wir nun, dass der Güterverkehr im Jahre 1932 gegenüber 1931 um fast 30 Prozent, gegenüber 1930 sogar um mehr als 40 Prozent zurückgegangen ist. Wenn die Pressemeldungen über die Zunahme der Lagerbestände in vollem Masse zutreffen — der Verfasser hatte noch nicht Gelegenheit, sie nachzuprüfen —, so würde das einen noch stärkeren Rückgang des Umsatzes bedeuten, als er im Rückgang des Güterverkehrs zum Ausdruck kommt.

Wir sehen, dass gleichzeitig mit dem Aussenhandel und dem Transitverkehr auch der Binnenhandel einem Schrumpfungsprozess ausgesetzt ist, eine Beobachtung, die man ja im täglichen Leben auf Schritt und Tritt bestätigt finden kann. Man gebe sich ja nicht der Illusion hin, dass die Verluste im Aussenhandel wettgemacht werden können durch eine Belebung des Binnenmarktes. Dies kann wohl für einzelne Produktionszweige gelten, niemals aber für die Wirtschaft als Ganzes. Je mehr es gelingen sollte, den Binnenmarkt zu beleben, umso höher steigt sogleich auch das Bedürfnis nach Rohstoffen, umso notwendiger ist sofort das Vorhandensein und die Absatzmöglichkeit von Exportwaren, im Austausch gegen die jene ausländischen Rohstoffe bezogen werden können. Darüber hinaus aber müssen wir uns vor Augen halten, dass jeder Verzicht auf eine rationale Arbeitsteilung zwischen den Völkern gleichbedeutend ist mit einer Senkung des Lebensstandards, die wohl noch ganz andere Ausmasse annehmen würde, als man sich heute träumen lässt. Es muss daher immer wieder darauf hingewiesen werden, dass ein solcher Verzicht allen wirtschaftlichen Vernunftgründen Hohn spricht. Und es kann nicht oft genug wiederholt

werden, dass die abergläubische Verehrung des Exportüberschusses und des Goldvorrats in der heute besonders von den Notenbanken kultivierten Form einen sehr grossen Teil der Schuld an der verhängnisvollen Entwicklung des internationalen Wirtschaftslebens trägt. Es kommt nicht darauf an, die Produktion eines zu einem grossen Teil notleidenden Volkes in Goldbarren und Exportüberschüssen anzulegen, sondern darauf, die Aussenhandelsbilanz so hoch als irgend möglich zu balancieren. Je höher die Aussenhandelsbilanzen balancieren, desto grösser ist die internationale Arbeitsteilung, desto rationeller die Produktion, desto höher der Lebensstandard und desto grösser der Beschäftigungsgrad.

Es muss allerdings zugegeben werden, dass die Anpassung an die Verhältnisse, wie sie sich ergeben haben, und die Fähigkeit zur Überwindung der in dieser Form letzten Endes selbst verschuldeten Komplikation und Destruktion überall in der Welt sich als eine ausserordentlich geringe erwiesen hat. Man ist noch weit davon entfernt einzusehen, wohin die Tendenzen der gewaltigen Strukturwandlung weisen, man ist auch noch nicht bereit, Positionen, die unhaltbar geworden sind, aufzugeben, um neue Bastionen zu beziehen, die dem ökonomischen Erdbeben standzuhalten vermögen. Man hört nun immer wieder die Ansicht äussern, ein kleiner Staat wie Lettland könne in einer solchen Situation von sich aus nichts unternehmen, er müsse die internationale Entwicklung abwarten und sich ihr im geeigneten Moment anpassen. Diese Argumentation klingt im ersten Augenblick vielleicht glaubwürdig, sie ist aber doch — so, wie sie vielfach angewandt wird — durchaus irrig. Es sind gerade die kleineren und wirtschaftlich schwächeren Staaten, die gezwungen sind, unverzüglich neue Wege zu suchen, wenn sie nicht zugrundegehen wollen. Wir sehen ja, dass es charakteristischerweise gerade diese kleineren oder doch wirtschaftlich schwächeren Staaten sind, die z. B. zu allererst und unausweichlich vor Fragen wie das Währungsproblem, die Ersetzung der Meistbegünstigungsklausel durch das Prinzip der Gegenseitigkeit und der regionalen Präferenzen u. a. gestellt wurden. Die kleinen Staaten, die nicht über die Reserven und Ressourcen der wirtschaftlichen Grossmächte verfügen, werden sich eines Tages in die Zwangslage versetzt sehen, selbst die Initiative zu einem völligen Umbau des internationalen Handels- und Zahlungsverkehrs einerseits, andererseits aber zu einer planmässigen Einsetzung ihrer

gesamten Produktionsmöglichkeiten und Arbeitskräfte zu ergreifen. Je länger dieser Zeitpunkt hinausgeschoben wird, desto mehr Werte gehen zugrunde und desto grössere Opfer wird die Umstellung und der Wiederaufbau naturgemäss fordern.

Was Lettland anlangt, so scheint es sehr wenig wahrscheinlich, dass irgendeine Regierung unter der gegenwärtig herrschenden Zuständigkeitsaufteilung eine planvolle Wirtschaftspolitik, wie sie die Zukunft ohne Zweifel sehr bald erfordern wird, zu treiben in der Lage wäre. Die beste Regierung würde wohl kaum einen noch so gut durchdachten Wirtschaftsplan ausführen können, wenn unzählige Instanzen und Interessentengruppen in der Lage sind, dauernd durch- und gegeneinander zu arbeiten. Man wird daher schwerlich umhin können, zwei sehr tiefgreifende Veränderungen in der Leitung der wirtschaftlichen Geschicke Lettlands zu erwägen: erstens die Schaffung eines Obersten Wirtschaftsrates, der die grossen wirtschaftspolitischen Linien in einer gewissen Unabhängigkeit von den Ambitionen der politischen Parteien festlegen und durchführen könnte; zweitens die Vereinheitlichung der Wirtschaftsführung des Staates durch Beschränkung der Autonomie der Bank von Lettland und die Übertragung der obersten Aufsicht über alle wirtschaftlichen Ministerien, Behörden, Sonderkommissionen und Staatsbanken auf den Obersten Wirtschaftsrat, oder doch zum mindesten auf den Finanzminister bzw. den Ministerpräsidenten, obgleich die letztere Lösung nicht so günstig wäre, wie die Übertragung an einen Obersten Wirtschaftsrat.

Eine solche Reform wäre die Voraussetzung für eine erfolgreiche Wirtschaftspolitik. Natürlich wird auch dann ein Erfolg nur eintreten, wenn man die richtigen Männer auf die richtigen Plätze stellt.

Die estnische Geschichtsschreibung

an der Universität Dorpat (Tartu) in den Jahren 1930—1933

Von Arved Baron Taube

(Schluss*)

3.

Endlich soll hier noch in Kürze zu einem z. Zt. im Entstehen begriffenen populärwissenschaftlichen Werk „Geschichte des

*) Vgl. Baltische Monatshefte 1933, Heft 1, S. 26.

Estnischen Volkes“ **) Stellung genommen werden, dessen Entstehungsgeschichte bereits eine Spaltung innerhalb der estnischen Historiker und lebhafte Polemiken in der Presse gezeitigt hat. Das Bedürfnis nach einer populärwissenschaftlichen Gesamtdarstellung der Geschichte Estlands ist in weitesten estnischen Kreisen schon seit geraumer Zeit empfunden worden. Diesem Bedürfnis abzuhelfen plante schon seit langem die Estnische Literärische Gesellschaft in Dorpat, die sich jedoch mit der Herausgabe Zeit liess, um noch eine gründlichere Durchforschung einzelner Spezialfragen der Geschichte des estnischen Volkes abzuwarten. Nun ist der Literärischen Gesellschaft — an der Spitze ihrer Historischen Sektion steht H. Kruus — die Verlagsgesellschaft „Loodus“ in Dorpat mit der Herausgabe einer Geschichte des estnischen Volkes zuvorgekommen. Als Herausgeber zeichnen u. a. H. Sepp und J. Vasar, die ursprünglich auch der Historischen Sektion der Literärischen Gesellschaft angehörten. Die aus Anlass dieser „Sezession“ geführten Pressepolemiken interessieren uns nur insofern, als die von H. Kruus ausgesprochenen Warnungen vor einer übereilten Herausgabe eines so bedeutenden Werkes bereits ihre Berechtigung erwiesen haben dürften.

Bisher sind nur die drei ersten Lieferungen erschienen, welche die Vorgeschichte und die Freiheitskämpfe der Esten gegen die deutschen Eroberer behandeln, und schon das erste Heft hat eine recht scharfe Kritik herausgefordert. Das Werk will ein „Buch für alle“ sein und wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Betrachtungsweise verbinden, es verzichtet deshalb auf den wissenschaftlichen Apparat. Die ersten beiden Hefte setzen sich u. a. eine „Umwertung der ältesten Geschichte des estnischen Volkes“ zum Ziel, und hierbei geben die Autoren sich auch die grössten Angriffsflächen, denn diese Umwertung erfolgt im Sinne einer nationalistischen Tendenz, mit der man „erzieherisch wirken“ will. Ist der deutschbaltischen Geschichtsschreibung von estnischer Seite der Vorwurf einer tendenziösen, von politischen Erwägungen bestimmten Geschichtsdarstellung gemacht worden, so verfallen die estnischen Autoren hier gerade in

---

**) Eesti Rahva Ajalugu, toimetanud J. Libe, A. Oinas, H. Sepp, J. Vasar. K/S. „Looduse“ Kirjastus Tartus 1932 (Geschichte des Estnischen Volkes, herausgegeben v. . . Verlag der Verlagsgesellschaft „Loodus“).

den von ihnen gerügten Fehler. Man will endgültig von der deutschbaltischen Tradition loskommen, welche die Geschichte Estlands erst mit der Eroberung durch Deutsche und Dänen beginnt, man will die Ansichten über die estnische „Vorgeschichte" — die auch in die Geschichte einzugliedern ist — revidieren und das estnische Volk als aktives Subjekt der Geschichte in der Freiheitsperiode behandeln. Das Bestreben ist verständlich, aber der Wunsch wird hier der Vater des Gedankens, man läuft Gefahr, einer deduktiven Methode zu verfallen, und die „Umwertung" der älteren estnischen Geschichte wird auf Kosten der wissenschaftlichen Objektivität verwirklicht.

Die spezielle Kritik des 1. Heftes muss den Archäologen vom Fach überlassen bleiben, und diese haben bereits eine grosse Anzahl von kleineren und grösseren Schnitzern und Missverständnissen festgestellt, uns interessiert hier mehr die offen zutagetretende allgemeine Tendenz der nationalistischen Geschichtsbetrachtung.

Die dem Werk anhaftenden Mängel sind umso bedauerlicher, als ihm auch beträchtliche Vorzüge nicht abzusprechen sind. Als solche sind vor allem das überaus reichhaltige, mit viel Verständnis und Sorgfalt gesammelte Material an gelungenen Textillustrationen, darunter Farbdrucke, Faksimiles von Urkunden, Karten usw., sowie die stilistisch gute, lebendige, dem breiteren Leserpublikum zweifellos zusagende Darstellungsart anzusehen. Die Autoren lassen häufig die Chroniken selber sprechen und entledigen sich der von ihnen in Angriff genommenen Aufgabe einer Revision der bisherigen Beurteilung der älteren Geschichte der Esten durchaus mit publizistischem Geschick.

Zu diesem Zwecke wird vor allem eine stärkere Auswertung der zahlreichen auf das alte heidnische Estland bezüglichen Nachrichten aus ausserdeutschen Quellen, als nordischen Sagas, skandinavischen und russischen Chroniken, arabischen Reiseberichten u. a., versucht (darunter z. B. der kaum kontrollierbaren Erzählungen des Saxo Grammaticus). Auch wird die vergleichende Sprachwissenschaft stärker herangezogen, wobei eine Reihe interessanter Aufschlüsse und Hypothesen gebracht wird. Vor allem aber sind die Autoren bestrebt, die Esten als durchaus aktiven politischen Faktor im Ostseeraum erscheinen zu lassen, wobei dann anscheinend gewisse Übertreibungen und Entstellungen nicht zu vermeiden sind. Aus den Nachrichten der russischen

Chroniken über die Teilnahme westfinnischer Stämme (Čud') an Kriegszügen der ersten russischen Fürsten wird eine aktive Teilnahme dieser Stämme an der Gründung des russischen Reiches gemutmasst, was als Hypothese annehmbar sein mag, dann aber die Pseudo-Volksmär von den 3 Esten Rahurikkuja (-Friedbrecher-Rurik), Siniuss (-Blauschlange-Sineus) und Truuvaar (-Truwor) erzählt, an deren Wert der Autor übrigens selbst nicht glaubt. Wozu das ganze Märchen dann überhaupt erzählt wird, bleibt unerfindlich. Vom krass nationalistischen Standpunkt aus wird das Christentum als Kraft dargestellt, die „schwarze Sturmwolken" um Estland sammelt, die dann auch den Horizont als „schwarzer Wolkenwall" umgeben.

Am dankbarsten für eine Schilderung der Esten als aktive politischen Faktors im Ostseegebiet ist natürlich die sogen. „Estnische Wikingerzeit". Als um die Mitte des 11. Jahrh. die skandinavischen Wikingerzüge aufhören und innere Wirren in Skandinavien zu aussenpolitischer Passivität führen, flutet die Welle in umgekehrter, Ost-West-Richtung zurück, und die Esten beginnen die Skandinavier zu bedrängen. Ein Kapitel trägt sogar die stolze Überschrift: „Die Esten bei Eroberung der Ostsee". Ist es auch von berufener estnischer Seite in Zweifel gezogen worden, ob man mit Hilfe einer solchen „Seeräuber-Begeisterung" pädagogisch wirken könne, zumal doch alles übertrieben sei, so tritt es hier doch zu Tage, wieviel reicher z. B. die Esten an Traditionen sind, mit denen das nationale Selbstbewusstsein und die Begeisterung der männlichen Jugend gefördert werden kann, als etwa die Letten. Ein Hilfsmittel von fraglicher Berechtigung ist es, dass die in den Quellen vorkommenden Kuren und ihre kriegerischen Leistungen hier stets für die Esten oder Öseler („Kuresaar, Kurelased") in Anspruch genommen werden. Die skandinavischen Völker werden mit der östlichen Gefahr nicht mehr fertig (Sigtuna!) und müssen das Christentum als Befriedungsmittel zu Hilfe nehmen. Reizvoll sind die Versuche der Autoren zu einer synthetischen Betrachtung der damaligen „Ostseepolitik" und der Einordnung Estlands in diese. So wird z. B. die Zeit um 1030 als für die Freiheit der Esten besonders kritisch dargestellt, denn die Gründung Jurjews durch Jaroslaw ist nicht als alleinstehendes Ereignis anzusehen, sondern nur als Episode in der von ihm geplanten grossen Kooperation mit Olaf dem Heiligen von Norwegen gegen Dänemark unter Kanut dem

Grossen, wozu er des Zwischengliedes Estland bedurfte. Doch diese Pläne scheitern, und das Russland der Kleinfürsten ist den Esten „gar nicht mehr gefährlich".

Gut gelungen, sachlich und vorsichtig ist das Kapitel über die soziale Gliederung, vorzüglich der Abschnitt über Wirtschaft, Bauten, Kleidung, während der sonst ausgezeichnete über Kriegswesen und Bewaffnung durch die haltlose Behauptung entwertet wird, „die Nahkampf-Bewaffnung der Esten sei keineswegs dürftiger als die des damaligen Westeuropa gewesen."

Besonders deutlich aber tritt eine nationalistische Überheblichkeit hervor bei der Behandlung des religiösen Lebens der alten Esten. Hier wird der Versuch gemacht, den primitiven Animismus der westfinnischen Völker als besonders hochstehende, milde Religion des Eins-Seins mit der Natur, als ethisch hoch entwickelten Pantheismus zu deuten. Der Heroenkultus wird als unfinnisch auf skandinavischen Einfluss zurückgeführt. Aber die estnischen Heroen seien auch demokratische Helden, keine „autokratischen Despoten." Hier tritt uns auch das bewusste, tendenziöse Streben entgegen, eine Beeinflussung und Befruchtung der alten Esten und ihres Geisteslebens durch die Deutschen wo irgend möglich zu leugnen, wird doch betont, die Esten hätten christliche Vorstellungen, wie z. B. die des Dualismus zwischen Gut und Böse, schon von den Russen übernommen, so dass die Deutschen in die religiöse Ideologie der Esten „nichts Neues oder Überraschendes" mehr gebracht haben (S. 168), diese habe auch weiterhin auf der „früheren Humanität und auf der demokratischen Verehrung der Vorfahren sowie des Mütterchen-Natur beruht." „Gleichwie das estnische Volk in der irdischen Gemeinschaft keinen diktatorischen Herrscher anerkennen will, so bezeugt es auch nicht freiwillig einen solchen diktatorischen Glaubensfürsten" (d. h. den persönlichen Gott!). Bei diesen Deduktionen einer flachen, liberal-demokratischen Weltanschauung verrät es sich, dass hier ein kleiner „pädagogischer" Abstecher in die Tagespolitik gemacht wird.

Die bereits angedeutete Deutschfeindlichkeit tritt noch deutlicher hervor bei der Darstellung des Freiheitskampfes der Esten gegen die Deutschen, der mit berechtigtem Stolz als „die heroischeste Periode in der Geschichte der finnischen Völker" bezeichnet wird. Hier schreckt man vor einer Entstellung der historischen

Tatsachen nicht zurück. S. 199: „Trotz der westeuropäischen Kriegstechnik, trotz der Kreuzfahrer, die in jedem Frühling ins Land strömten, scheint die Kraft der Deutschen doch nicht die ausschlaggebende (!) bei Entscheidung des Freiheitskampfes der Esten gewesen zu sein, auch wenn wir diesen meist als Kampf zwischen Deutschen und Esten ansehen. Daran ist nur soviel Wahrheit, dass die Deutschen, zumal Bischof Albert, die Organisatoren der Sache waren. Doch ist es fraglich, wie der Ausgang der Freiheitskämpfe sich gestaltet hätte, wenn nicht andere grosse Waffenmächte sich eingemischt hätten, vor allem Dänemark". Sollte der episodenhafte Charakter des dänischen Eingreifens, die offenbare Schwäche ihrer Herrschaft hier auch „umgewertet" werden? Und wer waren denn letzten Endes diese Träger der dänischen Kriegsmacht, wenn nicht wieder deutsche Vasallen? Sollten derartige historische Tatsachen den Herren, die diesen Abschnitt redigiert haben, unbekannt gewesen sein, oder soll hier auch vielleicht „erzieherisch gewirkt" werden? Bei derartigen Darlegungen scheint doch offenbar wieder einmal das Ressentiment durchzubrechen. Man übernimmt von den Russen die religiösen Grundbegriffe und lässt sich auch lieber von den Dänen unterwerfen, nur nicht von den Deutschen!

Ein Gesamturteil über das Werk zu fällen ist heute natürlich noch nicht möglich, die Tendenz ist aber nur allzu deutlich. In den ersten zwei Heften sind die einzelnen Kapitel von durchaus verschiedenem Wert, da wohl auch sehr verschiedene Autoren an ihrer Abfassung beteiligt sind. So scheint es z. B. möglich, in den vorzüglichen Abschnitten über die Strategie der Deutschen und der Eingeborenen die Feder eines Sachkenners wie H. Sepp zu erkennen. Die aber immer wieder durchbrechende subjektiv-tendenziöse, offensichtlich ressentimentbestimmte Auffassung unserer Geschichte setzt den Wert der Arbeit ungeheuer herab, von kleinen Schnitzern wie etwa „Kaiser" Philipp statt König Philipp zu schweigen.

Im kürzlich erschienenen dritten Heft ist, verglichen mit den beiden ersten, bereits ein deutlicher Fortschritt zu wissenschaftlicher Sachlichkeit und Vorsicht festzustellen, der vielleicht schon als Frucht der an den ersten Lieferungen geübten scharfen Kritik angesehen werden kann. Die Autoren enthalten sich in erfreulichem Masse gewagter Hypothesen und sensationeller „Umwertungen". Interessant sind die Versuche, bei der Darstellung der

Freiheitskämpfe der Esten gegen die Deutschen die Planmässigkeit der Operationen und das Funktionieren der Kooperation zwischen den einzelnen estnischen Landschaften deutlicher herauszuarbeiten.

Angreifbare Stellen finden sich allerdings auch hier, so z. B. wenn die angebliche Entstehung des Dobriner Ordens aus dem Schwertbrüder-Orden als erwiesene Tatsache gebracht wird, wenn anscheinend das beherrschende Vorwalten des deutschen Elements in der harrisch-wierischen Ritterschaft angezweifelt wird, oder wenn bei der Schilderung der gemeinsamen Kämpfe der Ordensheere mit dem Aufgebot der Eingeborenen den Rittern der sinnlose Vorwurf gemacht wird, sie hätten das Vorrecht, bei allen Kämpfen stets im Sattel zu fechten, für sich allein beansprucht, wo doch der Kampfwert der schwergepanzerten Ritter an das Berittensein gebunden war.

Man kann nur hoffen, dass die Mitarbeit so solider Forscher wie H. Sepp und J. Vasar eine Garantie für eine objektivere und weniger hypothesen- und „revisionsfreudige" Darstellung der späteren Abschnitte gewähren wird. Bezüglich der Spezialgebiete dieser Historiker kann man davon wohl überzeugt sein. Andererseits haben gerade die im „Eesti rahva ajalugu" zutagegetretenen Mängel die „Estnische Literärische Gesellschaft" trotz des Presselärms um die „Inflation von estnischer Geschichte" darin bestärkt, ihren Plan der Herausgabe einer „Estnischen Geschichte" in nächster Zeit zu verwirklichen. Man wird diesem Werk mit Spannung entgegensehen können.

Eine ins einzelne gehende Kritik der besprochenen Arbeiten hat hier infolge des Mangels an Raum nicht gegeben werden können. Der Zweck dieser Zeilen war aber auch weniger eine sachliche Kritik im einzelnen, als mehr eine Information über das Wesen der estnischen Geschichtswissenschaft als solcher. Das letztbesprochene Werk kann nicht als charakteristisch für die wissenschaftliche estnische Historiographie gelten. Es soll daher beim Versuch einer Gesamtcharakteristik der estnischen Geschichtsschreibung, die, wie wohl alle solche Charakterisierungen, nicht ohne gewisse Verallgemeinerungen und Schematisierungen möglich ist, nicht berücksichtigt werden.

4.

Es mag gewagt erscheinen, nach Besprechung einiger weniger Erzeugnisse der estnischen Geschichtsliteratur den Versuch zu

machen, eine Charakteristik der estnischen Geschichtswissenschaft als solcher zu geben, und doch dürfte es an der Hand der besprochenen Arbeiten möglich sein, weil wir hier die bedeutendsten bzw. bezeichnendsten herausgegriffen haben.

Bezeichnend für die estnische Geschichtsforschung ist vor allem ihre streng induktiv-empirisch-analytische Forschungsmethode, überhaupt methodische Gründlichkeit und Exaktheit. Eigen ist ihr auch im allgemeinen die Neigung zur Behandlung eng umrissener, zeitlich begrenzter, höchst konkreter Spezialfragen, wobei bisweilen die Gefahr entsteht, dass die Themata etwas zu stark aus den allgemeinen grossen Zusammenhängen herausgehoben werden. Verständlich ist hier, dass als Forschungsgebiete Perioden bevorzugt werden, in denen das estnische Volk entweder aktiv handelnd auftritt oder aber entscheidende Umwandlungen und Reformen durchlebt. Grosse synthetische Arbeiten fehlen der estnischen Geschichtswissenschaft noch, doch wird man es wohl nur als Vorzug anerkennen müssen, dass eine so junge Wissenschaft zuerst nach Vollkommenheit in Kleinarbeit und Spezialforschung strebt. Hier ist wohl auch noch der Einfluss der Schule A. R. Cederbergs zu erkennen, der als ausgesprochen analytisch-pragmatischer Forscher anzusprechen ist. Dem Volkscharakter entsprechend zeigt auch die estnische Geschichtswissenschaft eine gewisse Nüchternheit und Neigung zu einer materialistischen Geschichtsauffassung, gepaart mit sachlicher Gründlichkeit. Dass der junge estnische Nationalismus bestrebt ist, sein Volk in der Vergangenheit als politisch bedeutender und aktiver, in der Kultur als höherstehend darzustellen, als die deutschbaltische Geschichtsschreibung es getan hat, ist gewiss zu verstehen, ist man doch auch hier bemüht, der Jugend Ideale und Vorbilder zu geben, die sie in ihrem nationalen Selbstbewusstsein stärken. Dass man sich aber auch hierbei im allgemeinen an die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse zu halten bemüht, zeigt gerade die Polemik ernster estnischer Forscher gegen die in den zwei ersten Heften der Geschichte des estnischen Volks versuchte Geschichtsdarstellung. Auch unterscheidet sich die estnische Historiographie, was Sachlichkeit der Darstellung angeht, im allgemeinen bedeutend von der lettischen.

Der estnischen und lettischen Geschichtsschreibung gegenüber, die gegenwärtig an der Schaffung einer neuen nationalen Ideologie

arbeiten, wird unsere deutsch-baltische Geschichtsforschung heute ihr oberstes Ziel mehr denn je darin sehen müssen, immer aufs neue unser historisches Recht auf unsere Heimat, auf die Mitbestimmung ihrer Geschicke und auf die Mitverantwortung für ihr künftiges Schicksal, zu erweisen.

Es steht nicht im Widerspruch dazu, wenn wir uns zum „Ringen um den objektiven Standpunkt" bekennen und das Bemühen um ihn von jedem verlangen, der sich mit der Geschichte unserer Länder und ihrer Völker befasst. Auch wenn weder dem Esten, noch dem Letten, noch dem Deutschbalten die gelehrte Forschung — und besonders die historische — ausschliesslich Selbstzweck ist, können wir uns eine weite gemeinsame Wegstrecke denken. Die Voraussetzung dafür ist, dass der Geist echter Wissenschaft allgemein zur Anerkennung gelangt.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Eine zweite „Kleine Entente"?

Die gegenseitigen Verstimmungen, die in letzter Zeit zwischen Lettland und seinen Nachbarn festgestellt werden konnten, sind sehr rasch geschwunden. Die 15-Jahrfeiern Litauens und Estlands boten eine denkbar günstige Gelegenheit für neue Freundschaftsbezeugungen, und auch die Nachbarn, besonders Estland, scheinen nicht nur geneigt zu sein, diese Bezeugungen aufs freundlichste zu erwidern, sondern zeigen neuerdings mehr denn je Interesse für gute nachbarliche Beziehungen. So verzeichnet das „Päevaleht" erfreut den Anteil, den Lettland am estländischen Staatsfeiertag nahm, betont aber, die Freundschaft zwischen Estland und Lettland sei nicht nur eine Gefühlssache, sondern auch eine Frage der praktischen Überlegung. Dieselben Gefahren und Schwierigkeiten geböten beiden Völkern kategorisch, zusammenzugehen und einander Hilfe und Unterstützung zu gewähren. Die Verwirklichung einer Zollunion würde die Annäherung beider Völker sehr fördern. Die Staatsmänner beider Länder müssten verstehen — mahnt eindringlich das Blatt —, dass die Frage der Zusammenarbeit nicht länger in Erstarrung verharren dürfe, und dass ohne gegenseitige Annäherung keine Erfolge auf dem Wege der internationalen An-

näherung erzielt werden könnten. Die estländisch-lettländische Föderation wäre der Kern, aus dem heraus sich auch eine engere Zusammenarbeit mit allen übrigen Nachbarstaaten entwickeln könnte. Ähnliche Empfindungen zeigt der „Lietuvos Aidas", der anlässlich des estländischen Staatsfeiertages mit Befriedigung feststellt, dass auf estnischer Seite der Wunsch vorhanden sei, die Beziehungen zu Litauen zu vertiefen. Die soeben erfolgte Ernennung eines litauischen Gesandten für Estland beweise, dass Litauen den Wert dieser Beziehungen nicht verkenne.

Die Bestrebungen einzelner baltischer Staaten zur Zusammenarbeit mit ihren Nachbarn, die im Gedanken einer lettländisch-estländischen Union besonders stark zum Ausdruck kommen, haben nun durch die Ereignisse in der europäischen Politik grösste Aktualität erhalten. Das Beispiel der Kleinen Entente veranlasst die estnische Presse erneut für die alte Idee eines Baltischen Bundes einzutreten. In einer Gegenüberstellung der Kleinen Entente und der baltischen Staaten weist das „Päevaleht" darauf hin, dass vieles erreicht werden würde, wenn Lettland und Estland dem Beispiel der Kleinen Entente folgen würden, und der „Postimees" fragt nach einer kritischen Betrachtung der Aussenpolitik der baltischen Staaten, ob man denn wirklich solange warten wolle, bis Hannibal vor den Toren stehe,

Der Gedanke eines baltischen Staatenbundes ist neuerdings auch in Litauen aufgenommen und vom „Lietuvos Zinios" an die Öffentlichkeit gebracht worden, doch stellt das Blatt, das sich grundsätzlich für einen Dreistaatenbund Litauen-Lettland-Estland ausspricht, die Unabhängigkeit des Bundes zur Bedingung, besonders dürfe er nicht im Zeichen einer polnischen Hegemonie stehen.

Alle diese Pläne, die immer wieder in der Aussenpolitik der baltischen Staaten aufgetaucht sind, würden nicht sonderlich interessieren, wenn nicht jetzt durch ein verstärktes Interesse Schwedens an den baltischen Staaten das Problem eines Ostblocks konkretere Formen erhalten hätte. Obgleich das schwedische Parlament den Antrag auf Errichtung einer schwedischen Gesandtschaft in Kowno ablehnte, hat doch der in Riga residierende schwedische Gesandte den Auftrag erhalten, sich jährlich längere Zeit in Kowno aufzuhalten. Zudem bringen die lettische und in grosser Aufmachung die litauische Presse Berichte aus Stockholm über das Projekt einer skandinavisch-baltischen politischen und

wirtschaftlichen Entente, das der frühere Bürgermeister von Stockholm, Lindhagen, dem schwedischen Parlament unterbreitet hat. Die Initiative zur Bildung dieser Entente, welche die ihr angeschlossenen Staaten vor ihren grossen Nachbarn — in erster Linie Deutschland — zu schützen hätte, soll Schweden übernehmen. Vielleicht ist dieses bezeichnend für eine Einstellung, die in Schweden in letzter Zeit Deutschland gegenüber Boden gewonnen hat. Während die litauischen Staatenbundprojekte sich bisher stets mit einem Dreibund unter strengstem Ausschluss Polens befassten, sieht dass Lindhagensche Projekt die Einbeziehung Polens vor, wobei allerdings vor der Verwirklichung des Planes mit schwedischer Hilfe die Wilnafrage, das Hindernis einer litauisch-polnischen Annäherung, gelöst werden müsse. Das grosse Interesse, das man in Litauen diesem Projekt entgegenbringt, und der Beifall, mit dem die Presse es aufnimmt, sprechen auch für die Besorgnisse, mit denen man in Litauen nach Deutschland schaut. Nachdem Deutschland — schreibt hierzu der „Lietuvos Aidas" — von der Abrüstungskonferenz die Gleichberechtigung zuerkannt worden ist, sei es den baltischen und den skandinavischen Staaten in gleichem Masse gefährlich geworden. Diese wünschten ihrerseits gutnachbarliche Beziehungen zu Deutschland, doch sei ein Zusammenschluss des Baltikums mit Skandinavien in der heutigen Wirtschaftskrise eine Notwendigkeit. Hitler habe dieselben Absichten wie Prinz August Wilhelm, der noch 1932 in Flensburg erklärte, Südjütland müsse wieder an Deutschland zurückfallen. Dem anzustrebenden Staatenbund stünde allerdings die Wilnafrage im Wege. Diese sei jedoch bei gutem Willen zu lösen. Nach dem Eintritt Polens in das skandinavisch-baltische Bündnis würde die Entente vom Eismeer bis zum Schwarzen Meer eine Tatsache sein, mit der auch die Grossmächte zu rechnen hätten.

Die Lösung der Wilnafrage und die Bildung einer Entente, der Finnland, Estland, Lettland, Litauen und Polen einerseits und Schweden, Dänemark und Norwegen andererseits angehören, würde, wenn auch nicht „einen Ring um das unruhige Deutschland schaffen", wie der „Lietuvos Zinios" meint — so doch zu neuen Frontbildungen im osteuropäischen Raum führen.

Regierungskrise als Dauerzustand

Neusiedler, Christliche Lettgaller, Sozialdemokraten, Bauernbund, Neusiedler, Christliche Lettgaller, Demokratisches Zentrum,

Christlicher Arbeitsblock, Minderheiten . . . Das sind die Gruppen, die sich teils vergeblich um eine Regierungsbildung bemühten, teils eine solche von vornherein ablehnten. Das Resultat dieser mehr als einmonatigen Krise ist, dass man im Kreislauf der Verhandlungen nicht mehr feststellen kann, ob man einer Regierungsbildung näher kommt oder nicht. Regierungskrise als Dauerzustand ist eine Tatsache, an die man sich gewöhnt hat, besonders, da rechte Kreise nach den bisherigen Verhandlungen auf eine neue Regierung auch nicht mehr die grössten Hoffnungen setzen, linksbürgerliche Kreise hingegen an der gestürzten, aber noch amtierenden Regierung nichts auszusetzen haben. Bedauerlich aber ist ein Umstand, der immer klarer zu Tage tritt: dass ein grosser Teil der regierungsbildenden Gruppen gar nicht den Wunsch hat, dem Staat so rasch wie möglich aus einer Regierungskrise und einer gefährlichen Wirtschaftskrise zu helfen. Was dem Bauernbund die Butterzuzahlungen, sind den Sozialdemokraten die Versicherungsgesetze, dem Demokratischen Zentrum die Beamtengehälter, den Christlichen Lettgallern die Zuckerfabrik in Rositten. Und über den Programmforderungen, die für die einzelnen Parteien vielleicht gar nicht ausschlaggebend sind, die aber als unüberwindliche Hindernisse vorgeschoben werden, wird das Wohl des Landes zurückgestellt. Abgesehen von dieser staatlichen Einstellung überrascht und befremdet immer wieder die ungeheure Duldsamkeit weiter Kreise, die Personen, welche schon längst ihre Unfähigkeit bewiesen, welche schon längst das Vertrauen und die auf sie gesetzten Hoffnungen zunichte gemacht haben, stets von neuem in den Vordergrund schiebt. Wenn ein Justizminister, dessen ungesetzliche Forderungen vom Senat abgelehnt wurden, und ein Bildungsminister, dessen minderheitenfeindliche Politik zum Sturz eines ganzen Kabinetts führte — in beiden Fällen Attis Kehninsch —, wie es scheint, auch für eine neue Regierung in Frage kommt, so zeigt das deutlich genug, wie gehaltlos einmonatige Verhandlungen sind, die in einen unerträglichen Zustand zurückführen.

Wieder Kehninsch

Während die der Regierung Skujeneek nahestehende Presse alles tat, um den gestürzten Bildungsminister Kehninsch als „nationalen Märtyrer" hinzustellen, dessen Eintreten für die „nationale Würde des lettischen Volkes" auf kein Verständnis stiess, hat der Minister seinerseits für das Fiasko seiner minderheitenfeindlichen Politik Vergeltung geübt. So erschien vierzehn Tage nach dem

Regierungssturz eine „Verfügung über Benutzung von im Auslande herausgegebenen Lehrbüchern an Schulen", auf Grund deren „für die Lehrfächer, in denen jetzt in Lettland Lehrbücher herausgegeben worden sind, die im Auslande erschienenen Lehrbücher nur bis zum 1. August 1933 gebraucht werden dürfen; für Lehrfächer, in denen in Lettland Lehrbücher bis jetzt noch nicht erschienen sind, die im Auslande herausgegebenen Lehrbücher bis zum 1. August 1934 gebraucht werden dürfen." Eine weitere Verfügung wendet sich speziell gegen drei deutsche Lehrbücher, die ihres „tendenziösen Inhalts" wegen aus den Verzeichnissen der Lehrbücher auszuschliessen sind.

Da ein grosser, wenn nicht der grösste Teil der in deutschen Schulen gebrauchten Lehrbücher aus Deutschland stammt, sind die deutschen Schulen von dieser Verordnung schwer getroffen. Aus praktischen Gründen muss dies Verbot ausländischer Lehrbücher einem Verbot von Lehrbüchern überhaupt gleichkommen. Gleichzeitig wird die Absicht des Bildungsministers klar, die deutschen Schulen, die nun ohne Lehrbücher werden arbeiten müssen, zum Gebrauch lettischer Schulbücher und zur lettischen Unterrichtssprache zu zwingen; ein Zeichen, dass der Minister seine Lettisierungspläne nicht aufzugeben gedenkt.

Der Feldzug der lettischen Sozialdemokraten

Das feindselige Verhalten der lettischen Linken gegen die neue Regierung in Deutschland und gegen die reichsdeutschen Staatsangehörigen in Lettland nimmt immer schärfere Formen an. Die Rückkehr reichsdeutscher Wähler von der Wahlfahrt nach Tilsit gab lettischen Sozialdemokraten Anlass zu einem organisierten Überfall, bei dem die Deutschen tätlich angegriffen und einige verwundet wurden. Die Angriffe wurden von Schmährufen gegen den deutschen Reichskanzler und die deutschen Wähler begleitet. Dem deutschen Gesandten in Lettland, Dr. Martius, welcher sich an zuständiger Stelle über diese deutschfeindlichen Ausschreitungen beschwerte, wurde das Bedauern über diese peinlichen Vorkommnisse ausgesprochen. Auch ein grosser Teil der lettischen bürgerlichen Presse verurteilt den gegen friedliche Ausländer unternommenen Überfall und weist berechtigterweise darauf hin, dass man in Lettland immer entrüstet sei, wenn in Deutschland unfreundliche Äusserungen über Lettland laut würden, dass aber nichts darin gesehen werde, wenn

bei einer öffentlichen Demonstration feindliche Rufe gegen Regierung und Reichskanzler eines benachbarten Staates ertönten und Angehörige dieses Staates angegriffen würden.

Die Sozialdemokratie Lettlands aber feierte Triumphe, bezeichnete die Terrorakte als „geschichtlichen Moment" im Kampf gegen den Fascismus und veranstaltete eine von Tausenden besuchte Protestversammlung „gegen die Hitlerleute und ihre Knechte in Lettland". Der sozialdemokratische Parlamentsabgeordnete Bruno Kalnin, der in einem Hetzartikel im „Sozialdemokrats" die Tilsitfahrer „Hitlerbanditen und Arbeitermörder" nannte, verlangte in einer Rede, dass Lettland rücksichtslos von den Reichsdeutschen, „die dem lettischen Arbeiter das Brot wegessen, aber in Tilsit ihre Sympathie für die Arbeitermörder ausdrücken", befreit werden müsse. Zum Schluss fasste die Massenversammlung eine einstimmige Resolution, in der eine sofortige Ausweisung der „Hitlerschen Handlanger" aus Lettland verlangt wird. Eine entsprechende Interpellation ist von den Sozialdemokraten im Parlament eingebracht worden.

Dass dieser Feldzug der Sozialdemokratie nicht ohne Einfluss auf die schon stark getrübten Beziehungen zu Deutschland sein wird, liegt auf der Hand.

Riga, 9. März 1933 *T. v. W.*

ESTLAND

Verfassungsänderung

Die Staatsversammlung hat nach kurzen Debatten im Plenum am 14. Februar den von der betr. Kommission umgearbeiteten Verfassungsänderungsentwurf nun doch angenommen, und zwar mit 51 Stimmen der estnischen bürgerlichen Parteien und der deutschschwedischen Fraktion gegen 27 Stimmen der marxistischen Parteien und eines Russen. Die übrigen Russen und auch einige estnische Abgeordnete enthielten sich der Stimme. Nach diesem Entwurf soll das künftige Staatsoberhaupt doch Präsident heissen. Die Zahl der Abgeordneten des Parlaments wird nicht herabgesetzt. Dafür sollen die Abgeordneten im Jahr höchstens für 6 Monate Diäten beziehen dürfen, wodurch man dieselben Ersparnisse zu erzielen hofft, wie eine Herabsetzung der Zahl der Abgeordneten sie ergeben hätte. Der Termin, an welchem dieser Entwurf zum

Volksentscheid kommen soll, ist auf den 10.—12. Juni dieses Jahres festgesetzt worden.

Ferner ist von der Staatsversammlung eine Novelle zum Gesetz betr. das Verfahren beim Volksentscheid angenommen worden, laut welcher der Stimmzwang bei verfassungsändernden Volksentscheiden wieder abgeschafft wird. Der Stimmzwang, der vor gar nicht langer Zeit eingeführt wurde, hat sich bei der Volksabstimmung des vorigen Jahres als sehr unzweckmässig erwiesen. Nach dem neuen Gesetz gilt jetzt ein Verfassungsänderungsantrag beim Volksentscheid für angenommen, wenn die Mehrheit der abgegebenen Stimmen sich dafür ausgesprochen hat und diese Mehrheit wenigstens 30% aller stimmberechtigten Bürger ausmacht.

In dieselbe Novelle ist ferner eine Bestimmung aufgenommen worden, die ausgesprochen gegen die Freiheitskämpfer gerichtet ist. Diese Bestimmung besagt, dass nach der Annahme eines Antrages im Volksentscheid im Laufe eines Jahres keine weitere Volksabstimmung in derselben Angelegenheit stattfinden darf. Wenn also im Juni beim Volksentscheid der Verfassungsänderungsentwurf des Parlaments angenommen werden sollte, so dürfte der Verfassungsänderungsentwurf der Freiheitskämpfer nicht vor dem Juni des Jahres 1934 zum Volksentscheid gebracht werden.

Der Nationalsozialismus und die estnischen Freiheitskämpfer

Während die ganze übrige estnische Presse sich zum Regierungswechsel in Deutschland zurückhaltend oder mehr oder weniger ablehnend äusserte, brachte das Organ der estnischen Freiheitskämpfer, das Wochenblatt „Võitlus", einen langen Artikel, in welchem die Ernennung Hitlers zum Kanzler des Deutschen Reiches aufs wärmste begrüsst wurde. In diesem „Hitlers Sieg in Deutschland" überschriebenen Artikel hiess es u. a.: „Die Ergreifung der Macht in Deutschland durch Hitler ist uns nicht unerwartet gekommen. Dass die Völker Mitteleuropas reif sind zur Befreiung aus dem Joch der Parteien war uns schon lange klar."— „Hitler hat fast ein Drittel des deutschen Volkes unter seiner Führung vereinigt, und wir wussten, dass auf dieses organisierte Drittel Hitler sich unbedingt verlassen kann. Wir wussten aber auch, dass dieses Drittel den besten, lebensfähigsten und aktivsten Teil des deutschen Volkes ausmacht".— „Wird aber Hitler das deutsche Volk aus der äusserst schwierigen Lage herausführen können, in

welche es nach 14-jähriger Herrschaft der Parteien geraten ist? Der einsichtigere Teil des deutschen Volkes glaubt daran. Die Presse der Parteien verhält sich zu dieser Frage sehr skeptisch, und unsere parteipolitischen Blätter erklären offenherzig, dass sie an Wunder nicht glauben. Wir halten das keinesfalls für ein Wunder, sondern für ganz natürlich, wenn auf den wirtschaftlichen und moralischen Niedergang des Deutschen Reiches durch Hitler ein Umschwung zum Aufstieg eintritt, ebenso wie das vor zehn Jahren in Italien geschehen ist, als Mussolini dort zur Macht kam".— „Hitlers Sieg in Deutschland ist ein neuer Beweis für den Bankrott der Parteien, er zeigt, mit welcher Schnelligkeit und Folgerichtigkeit die Befreiung der Völker Europas aus dem Joch der Parteien vor sich geht einer besseren Zukunft entgegen". — „In diesem Sinne ist dieser Sieg symptomatisch auch für unsere nächste Zukunft, mit dem Zusammenbruch der Herrschaft der Parteien gelangt eine wirkliche Volksherrschaft zur Macht. Diese neue Macht entsteht aus den Reihen des Volkes selbst, sie ist licht und würdevoll, ihr Ziel ist Mass und Gerechtigkeit".

Die Stellungnahme des Blattes der Freiheitskämpfer hat in der übrigen estnischen Presse grosse Verstimmung hervorgerufen. Man scheint zu befürchten, dass Hitlers Erfolg in Deutschland auch den estnischen Freiheitskämpfern einen starken Auftrieb geben wird und dass sie jetzt mit der Zeit den politischen Parteien doch gefährlich werden können. Um die Freiheitskämpfer möglichst zu diskreditieren, brachten sowohl das „Vaba Maa" als auch der „Postimees" (beides bekanntlich Blätter der Nationalen Mittelpartei) Artikel mit Überschriften wie „Die gemeinsame Front der Freiheitskämpfer mit den Landeswehrleuten" u. ä. In diesen Artikeln wurde eingangs darauf hingewiesen, dass der in Deutschland erscheinende nationalsozialistische „Baltische Beobachter" über gute Beziehungen zwischen den baltischen Nationalsozialisten und den estnischen Freiheitskämpfern berichtet habe. Und dann hiess es in einem dieser Artikel weiter: „Nach dieser freundschaftlichen Erklärung des baltischen Landeswehrblattes beginnt so manches Rätsel in der Geschichte der estnischen Freiheitskämpfer sich zu klären. Die Führer der estnischen Freiheitskämpfer haben bis heute halsstarrig darüber geschwiegen, wer eigentlich die Verfasser ihres Verfassungsänderungsentwurfes sind, und woher sie auf die provokatorische Idee gekommen sind, aus der ge-

meinsamen Front der Anhänger einer Verfassungsänderung in Estland auszubrechen und dadurch die Durchführung der Verfassungsreform zu gefährden. Woher kam ihnen der Mut, in dieser Angelegenheit sogar K. Päts' versöhnliche Hand schändlicher Weise zurückzuweisen? Dieses Rätsel ist jetzt gelöst. Die Führer der estnischen Freiheitskämpfer konnten K. Päts' ausgestreckte Hand nicht fassen, weil sie bereits zu einer Vereinbarung mit den Landeswehrleuten gelangt waren, auf Grund der beiden Gruppen gemeinsamen Weltanschauung. Würde Herr Sirg (einer der Führer der Freiheitskämpfer) nun aber nicht auch noch so freundlich sein und die Protokolle der (dieser Vereinbarung vorausgegangenen) nichtamtlichen und freundschaftlichen Verhandlungen veröffentlichen, zwecks völliger Klärung der Angelegenheit? Und vielleicht auch berichten, was für eine Laufburschenstelle (toapoissi koht) im kommenden baltischen Herzogtum Herrn Sirg selbst versprochen worden ist?" Diese Schlussfolgerungen aus der Mitteilung, dass zwischen baltischen Nationalsozialisten und einigen estnischen Freiheitskämpfern gute Beziehungen bestehen sollen, sind nun allerdings wenig logisch, aber recht amüsant; sie zeigen vor allem deutlich, wie sehr man doch in gewissen estnischen Kreisen vor dem Nationalsozialismus, aber auch vor den eigenen Freiheitskämpfern Angst hat.

Ob diese Freiheitskämpfer den Parteien wirklich so gefährlich werden können, wird allerdings erst die Zukunft lehren. Fürs erste sind sie noch recht zersplittert und uneinig, aber 50 000 Unterschriften für ihren Verfassungsänderungsantrag haben sie bereits zusammen, und eine recht rührige Agitationstätigkeit entfalten sie in letzter Zeit auch. Möglich, dass aus der Bewegung etwas wird.

Zu bemerken wäre noch, dass der „Võitlus" in einem Artikel schrieb, dass im Programm der deutschen Nationalsozialisten nirgends die Kolonisation der baltischen Länder erwähnt sei. Wohl aber enthalte das Programm die Forderung einer Revision der Frage des polnischen Korridors, aber das verlangten auch die deutschen politischen Parteien. Durch diese ruhige Stellungnahme unterscheidet sich das Blatt der Freiheitskämpfer auch wesentlich von verschiedenen anderen estnischen Blättern, in welchen die Gefahr, die angeblich vom deutschen Nationalsozialismus den baltischen Staaten drohe, in schwärzesten Farben geschildert wird.

ist häufig Gegenstand von Erörterungen in der estnischen Presse. Ein Beispiel dafür bot neuerdings wieder das kürzlich erschienene Heft 18 des in Dorpat verlegten populär-geographischen Sammelwerkes „Maailma maad ja rahvad" (Länder und Völker der Erde). Im letzten Abschnitt dieses Heftes wird Estland behandelt, und hier finden sich folgende symptomatische Sätze: „Denn, wenn auch die Esten ein Volk mit eigener Sprache sind, das auch Schulen und eine Literatur in seiner Sprache geschaffen hat, so beginnt doch die geringe Volkszahl Schwierigkeiten bei der Befriedigung aller Kulturbedürfnisse zu bereiten. Wir müssen daher darauf verzichten und bewusst auf ein niedrigeres Kulturniveau herabsteigen, oder aber uns in kultureller Hinsicht an ein grösseres Volk und seine Sprache anlehnen. Beide Wege bedrohen aber von innen heraus unsere Selbständigkeit". Diese Ausführungen haben in einem Teil der estnischen Presse und speziell im Dorpater „Postimees" einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Der „Postimees" widmete dieser Angelegenheit mehrere Artikel. In einem von diesen verteidigte sich der Autor des angegriffenen Aufsatzes, der Dorpater Professor Tammekann, und begründete seine Ausführungen mit Hinweisen auf das praktische Leben, wobei er speziell betonte, dass seiner Ansicht nach für die Esten weder die Anlehnung an Deutschland, noch die an Russland, für welche die Esten nur eine bedeutungslose Grösse wären, zu empfehlen sei; die Esten müssten sich an das Brudervolk der Finnen anlehnen.

In einer Erwiderung auf diesen Artikel wurde darauf hingewiesen, dass solche Gedankengänge, selbst wenn sie an und für sich richtig wären, nicht in einem populären Werke veröffentlicht werden dürften, „denn was bliebe noch übrig, wenn selbst die Professoren der estnischen Universität zu zweifeln beginnen, ob wir (d. h. die Esten) ein genügend grosses Volk sind, um unsere Selbständigkeit erhalten zu können, oder ob wir uns wieder mit einem grossen Volke verschmelzen müssen?"

Der „Postimees" selbst nahm in einem Artikel zu dieser Frage Stellung, unter der Überschrift „Ein Professor gräbt das Grab der estnischen Selbständigkeit und Kulturarbeit". In diesem Artikel hiess es u. a.: „Nach Ansicht von Prof. Tammekann ist die geringe Volkszahl der Esten so katastrophal, dass sie von jeglichem

Standpunkt aus betrachtet unsere Selbständigkeit von innen heraus bedroht. Mit anderen Worten: alle unsere Anstrengungen, ein eigenes Heim zu schaffen, haben keinerlei Berechtigung, alle Opfer, die für diesen Zweck gebracht worden sind, sind umsonst gewesen. Das Volk kann nicht so viele Werte schaffen, um ein wirklich selbständiges Leben führen zu können, und daher muss unsere staatliche Ideologie zwangsläufig einer Revision unterzogen werden, werden wir Umschau halten müssen, unter welches grossen Volkes Flügel wir Schutz suchen können. So etwas sagt ein Professor unserer eigenen Hochschule, der zur Zeit der estnischen Selbständigkeit seine Ausbildung erhalten hat — das ist mehr als traurig. Traurig schon deshalb, weil die Frage mit vollem Verantwortungsgefühl gestellt ist". Und weiter wird dann in diesem Artikel ausgeführt, dass besagter Professor trotz allem im Unrecht ist, denn die Vorbedingung für das Sein eines jeden Volkes sei der Wille zum selbständigen Leben, und dieser Wille sei bei dem estnischen Volke noch vorhanden.

Die unter den Esten heute vielfach verbreitete pessimistische Einstellung zur Frage der Eigenstaatlichkeit und Eigenkultur scheint uns eine natürliche Reaktion auf die uferlose Selbstüberhebung zu sein, die weite Kreise des Estentums in der ersten Zeit nach Erlangung der staatlichen Selbständigkeit ergriffen hatte. Man glaubte seine bisherige Geschichte einfach über Bord werfen zu können, leugnete jede Tradition, jede Erziehung, jede geschichtliche Entwicklung. Mit einem Worte, man gebärdete sich so, als ob man plötzlich fertig vom Himmel gefallen wäre und nur die allein seligmachende parlamentarisch-demokratische Staatsform von irgendwoher mitbekommen hätte. Die Phrasen von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen und die Vorstellung von der völligen Unabhängigkeit und Selbständigkeit in jeder Beziehung wurden zum Masstab aller Dinge. Als dann das tatsächliche Leben diese Trugbilder zerstörte, gab es natürlich schwere Rückschläge, die sich vielfach in dem Pessimismus der geschilderten Art äussern.

Und doch dürfte dieser Pessimismus nicht so unbedingt berechtigt sein. Auch wenn die Vorstellung von der absoluten politischen und kulturellen Unabhängigkeit des estnischen Volkes sich nicht als durchführbar erweist (und welches Volk ist denn schliesslich überhaupt kulturell absolut unabhängig?), so würde eine An-

lehnung der Esten an eine grössere Kulturgemeinschaft noch immer sehr viel Raum für eigenständige estnische Kulturwerte übrig lassen. In dieser Beziehung brachte nun das Organ der estnischen Freiheitskämpfer, der „Võitlus", in seiner Nummer vom 14. Januar einen ganz interessanten Artikel, der die etwas merkwürdige Überschrift trug: „Napoleon — ein Mensch des XX. Jahrhunderts". Hier hiess es, dass aus Aufzeichnungen, die Napoleon auf St. Helena gemacht habe, zu ersehen sei, dass er den 1914 ausgebrochenen Weltkrieg vorausgeahnt und vorausgesehen habe, dass als Folge dieses Krieges eine europäische Einheitsfront gegen, Russland entstehen würde. Und zum Schluss: „Jetzt, wo die dritte Internationale (der Kommunismus) nach Osten abgedrängt ist, und wo die zweite Internationale (der Sozialismus) in der Agonie liegt jetzt können wir klarer als Napoleon die zukünftige Entwicklung Europas sehen: Europas kommende Einigung als den freiwilligen Zusammenschluss gut ausgebildeter, eigenständiger Volkseinheiten zum Schutze der gemeinsamen Zivilisation und Kultur gegen den Angriff einer fremden Kultur aus dem Osten. Heute ist die Grenze der europäischen Kultur festgesetzt — Russland geht in seiner Entwicklung völlig andere Wege. Wir, als das östlichste Grenzvolk Europas, stehen somit schon rein geographisch auf der Wacht zum Schutze der Kultur Europas gegen den die Persönlichkeit und das Volkstum verneinenden Geist des Ostens. Wir Esten haben somit in Zukunft eine grosse geschichtliche Aufgabe zu erfüllen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass wir dieser Aufgabe gewachsen sein werden, ebenso wie wir vor 13 Jahren den russischen Bolschewismus hinter seine natürliche Grenze zurückgeworfen haben".

Hier ist ein estnisches Staatsideal angedeutet, das wesentlich realer ist, als das utopische reine Nationalstaatsprinzip, und das den politischen, historischen und geographischen Gegebenheiten Rechnung trägt. Zudem gibt es dem estnischen Volke eine Aufgabe innerhalb einer grösseren Gemeinschaft und dadurch erst seinem Dasein einen höheren Sinn. Es wird jetzt alles darauf ankommen, ob das estnische Volk über die nötigen geistigen Kräfte verfügen wird, um aktiv am Neuaufbau Europas in der angedeuteten Richtung teilnehmen zu können.

Dorpat, 8. März 1933 *Leo von Middendorff*

DEUTSCHES REICH

Die Folgen der Wahl

An Bismarcks 118. Geburtstag soll sich der neue Reichstag, in dem die Regierung der nationalen Konzentration über eine sichere Mehrheit verfügt, in der Potsdamer Garnisonskirche versammeln, um dem Kabinett Hitler—Papen—Hugenberg—Seldte das Vertrauen des Volkes nochmals zu bestätigen und ein Ermächtigungsgesetz zu beschliessen, das dem Kabinett die Möglichkeit zur Fortsetzung seines Aufbauwerkes gibt.

Obwohl eine Erweiterung der Regierungsbasis im Reichstag nicht notwendig erscheint, werden vermutlich bereits in diesen Tagen Verhandlungen mit dem Zentrum und der Bayrischen Volkspartei darüber beginnen, in welcher Weise diese Gruppen sich an der Regierungsarbeit positiv beteiligen können. Dem Zentrum liegt es dabei daran, seine während des Wahlkampfes wiederholt zum Ausdruck gebrachte Bereitschaft, in einer nationalen Front mitzuarbeiten, gerade jetzt unter Beweis zu stellen, nachdem der Ausgang der Wahlen seine Schlüsselstellung in der deutschen Politik beseitigt hat. Der Regierung hingegen muss es darauf ankommen, für das nicht länger aufzuschiebende Werk der Verfassungsreform, dessen erste Etappe als Verwaltungsreform bereits in Angriff genommen worden ist, eine qualifizierte verfassungsändernde Mehrheit zur Hand zu haben, die durch eine Einbeziehung des Zentrums und der Bayrischen Volkspartei in die Regierungsfront gegeben ist.

Der Kampf um Preussen ist durch den Wahlausgang praktisch entschieden. Hier ist eine ordnungsmässige Regierungsbildung auf der politischen Grundlage des jetzigen Regimes möglich. Als künftiger Ministerpräsident wird Vizekanzler von Papen genannt, ein Teil der übrigen Kabinettsmitglieder dürfte ebenfalls der Reichsregierung entstammen. Die endgültige Entscheidung über die Zusammensetzung der neuen preussischen Regierung wird allerdings erst nach Zusammentritt des Landtages, d. h. frühestens Ende März erfolgen. Der für die gleiche Zeit zu erwartenden Entscheidung des Reichsgerichtes in der Klage des ehemaligen Kabinetts Braun gegen die Einsetzung der Reichskommissariate kommt nur noch formaljuristische Bedeutung zu, da die bisherigen Anordnungen der Kommissariate erforderlichenfalls durch die neue Preussenregierung bestätigt und gedeckt werden können.

In den deutschen Ländern, deren Regierungen dem Wahlergebnis des 5. März nicht entsprechen, macht sich das Bestreben geltend, den Regierungkurs dem des Reiches anzugleichen. In Hessen soll neu gewählt werden, in Bayern wird eine Regelung wahrscheinlich ohne Neuwahlen erfolgen können, und in den Hansestädten ist nach anfänglichem Widerstand der bisherigen Regierungsgruppen für die Homogenität der Landesregierung und der des Reichs gesorgt werden.

Der Kampf gegen den Marxismus

Zieht man diese Wandlungen in Betracht, so erscheint die neben dem Sieg der nationalen Konzentration wichtigste Folge der Wahl, die Beseitigung des marxistischen Einflusses, in einem besonderen Licht. Ein einmaliges energisches Durchgreifen der Vollzugsgewalt des Reiches hat genügt, um die Kommunistengefahr in Deutschland zu beseitigen und den massgebenden Einfluss der Sozialdemokratie in den wesentlichen Staatspositionen entscheidend zu schwächen. Es wäre falsch anzunehmen, dass erst die Brandstiftung im Reichstag die massgebenden Institutionen des Reichs und Preussens zu energischem Einschreiten veranlasst hätte. Vom ersten Tage an hat die Regierung der nationalen Konzentration im Inneren eine Politik getrieben, die auf die Ausschaltung der den nationalen Aufbau Deutschlands hemmenden Elemente des Marxismus gerichtet war. Die Aufdeckung kommunistischer Umsturzpläne und der Reichstagbrand haben lediglich eine Beschleunigung der einschlägigen Massnahmen zur Folge gehabt. Es muss dabei besonders beachtet werden, dass die Regierung sich nicht darauf beschränkt hat, die politischen Organisationen der Kommunisten unschädlich zu machen. Sie hat vielmehr, in der richtigen Erkenntnis, dass eine nachdrückliche Bekämpfung des Marxismus allein vom Geistigen ausgehen kann, die Möglichkeit einer marxistischen Beeinflussung der Erziehung und des öffentlichen Lebens zu beseitigen versucht, ohne allerdings darüber im Unklaren zu sein, dass die endgültige Überwindung des Marxismus nur innerhalb einer neuen, von nationalen Impulsen erfüllten weltanschaulichen Haltung im deutschen Volk möglich ist.

Die Gegenwehr der marxistischen Gruppen gegen die Regierungsoffensive verlief äusserst matt. Über den vielfach bekundeten, aber nur selten in die Tat umgesetzten Willen zur pro-

letarischen Einheitsfront, über papierne Proteste und matte Resolutionen sind weder die Kommunisten, noch die deutsche Sozialdemokratie hinausgekommen. Die hauptsächlich in den Ländern verankerte sozialdemokratische Einflusssphäre auf den Staatsapparat ist ohne den Versuch eines ernsthaften Widerstandes kampflos aufgegeben worden. Selbstverständlich muss damit gerechnet werden, dass insbesondere die Kommunisten mit einer Reihe illegaler Arbeitsmethoden eine unsichtbare Front der Opposition und der Zersetzung zu schaffen versuchen werden. Es fehlt aber nicht an ausreichenden Möglichkeiten, diesen und anderen Versuchen zur Störung des Regierungskurses zu begegnen.

Die Landwirtschaftspolitik des Kabinetts

Das Kabinett der nationalen Konzentration sucht die Aufgabe, den neuen Kräften im Reich Raum zur Entwicklung und Gestaltung zu schaffen, in der Weise zu lösen, dass es bei den notwendigen sachlichen Entscheidungen auf vorhandenen Grundlagen weiterbaut. Für das Gebiet der inneren Politik ist diese Tendenz bisher vor allem in der Wirtschafts- und Sozialpolitik sichtbar geworden. Die erste Kabinettssitzung nach den Wahlen befasste sich mit der Frage der Kontingentierung der landwirtschaftlichen Einfuhr. Man versucht in Deutschland den Schutz landwirtschaftlicher Erzeugnisse gegen die übermächtige ausländische Konkurrenz durchaus im Rahmen der gegebenen Verträge und Möglichkeiten zu erreichen. Dabei wird aber jede Gelegenheit zur Aufkündigung unvorteilhafter Handelsverträge wahrgenommen, um Verhandlungen über eine Neuregelung führen zu können. In diesem Sinne sind bisher einerseits Verhandlungen u. a. mit Holland, Schweden, Jugoslavien und Frankreich geführt worden. Auf der anderen Seite ist man dazu übergegangen, für Vieh, Fleisch, Schmalz, Gemüse, Fische, Holz u. a. m. die Zölle zu erhöhen. Die Zollbindungen für Butter können bekanntlich erst im November d. J. gelöst werden. Die Regierung bezweckt mit diesen Massnahmen, die gegenwärtig in Deutschland vorhandene landwirtschaftliche Fehlproduktion auszugleichen und den Anbau derjenigen Erzeugnisse rentabel zu gestalten, für die zurzeit noch ein Zuschussbedarf besteht, der bisher durch die Einfuhr entsprechender Mengen aus dem Auslande gedeckt werden musste. Dass das Kabinett daneben in zunehmendem Masse dazu übergeht, Handelsvertragsverhandlungen nicht

nur nach wirtschaftlichen, sondern auch nach politischen Gesichtspunkten zu führen, zeigt die Beilegung des deutsch-argentinischen Zollkrieges. Da nach dem Übergang Englands zur landwirtschaftlichen Versorgung aus den Dominions allein das Deutsche Reich (neben Belgien) als Verbraucher der europäischen landwirtschaftlichen Exportproduktion übrig bleibt, verstärkt sich in Zukunft die Möglichkeit, die landwirtschaftliche Einfuhr nach allgemein politischen Gesichtspunkten zu gestalten, ganz ausserordentlich.

In der deutschen Sozialpolitik sind eine Reihe von Rentenkürzungen, die sich aus den finanzpolitischen Notwendigkeiten des vorigen Jahres ergaben, wieder rückgängig gemacht worden. In erster Reihe erstrecken sich die daraus resultierenden Erleichterungen auf Kriegsbeschädigte und ihre Hinterbliebenen, eine Regelung, die auf die besondere Anregung des Reichspräsidenten zurückgeht. Die Errichtung eines Staatssekretariats für den Mittelstand zeigt, dass die Regierung bestrebt ist, die Kräfte dieser Bevölkerungsgruppe, insbesondere des Einzelhandels und des Handwerks, im Staatsaufbau stärker als bisher zu berücksichtigen.

Die aussenpolitische Lage des Reiches

Deutschlands Schicksal hängt aber vor allen Dingen von der Gestaltung ab, die die nationale Regierung der deutschen Aussenpolitik zu geben vermag. Die seit über einem Jahr in Genf tagende Abrüstungskonferenz hat bisher zu keinem Ergebnis geführt, das ihrem Namen in irgendeiner Weise entsprochen hätte. Das Fünfmächte-Abkommen im Dezember, das Deutschlands Wiederbeteiligung an den Kongressarbeiten sichern und damit den für die Ententemächte unliebsamen Eindruck einer Ausschaltung der mitteleuropäischen Grossmacht beseitigen sollte, hatte für Frankreich seinen Zweck mit der Teilnahme Deutschlands an den Verhandlungen erreicht. Bereits in der ersten Februarhälfte glaubte der französische Aussenminister Paul-Boncour zur Offensive übergehen zu können. Er stellte der deutschen Forderung auf Materialabrüstung in ultimativer Form die französischen Wünsche auf Stabilisierung des gegenwärtigen europäischen Status entgegen und stritt die Regelung der Gleichberechtigungsfrage völlig ab. Sie sei eine unverbindliche Vereinbarung zwischen einigen wenigen Mächten gewesen und könne die Konferenz in keiner Weise binden. Diesem Angriff gegen das Prinzip der deutschen Wehrhoheit folgte

alsbald ein Angriff gegen die deutsche Reichswehr, die nach französischer Meinung aufgelöst werden müsse, wenn in Deutschland eine allgemeine Miliz aufgestellt würde. Dieser Vorstoss war in die Form gekleidet, dass Berufsheere einen Angriff-, Milizheere dagegen einen Verteidigungscharakter hätten. Nach langwierigen Verhandlungen beschloss der Hauptausschuss der Abrüstungskonferenz am 1. März, dass Berufsheere oder über die vorgesehene kurze Dienstzeit hinaus dienende Truppenbestände „verboten" würden. Der dritte anti-deutsche Vorstoss Frankreichs auf der Abrüstungskonferenz richtete sich gegen die deutschen Wehrverbände, die nach französischer Meinung einen militärischen Charakter hätten und in die Abrüstung einzubeziehen seien. Ein Antrag auf sofortige Beratung dieser Frage wurde im Hauptausschuss mit grosser Mehrheit angenommen.

Durch die französischen Vorstösse ist der eigentliche Sinn der Abrüstungskonferenz, die Festsetzung einer bestimmten Materialabrüstung als Voraussetzung für die folgende allgemeine Abrüstung zu erreichen, gänzlich zugunsten der französischen Absicht, mit Hilfe der Abrüstungskonferenz die Entwaffnungsbestimmungen des Versailler Vertrages in irgendeiner Weise aufrecht zu erhalten, in den Hintergrund gedrängt worden. Frankreich ist in diesem Bestreben sogar soweit gegangen, im Rahmen der Abrüstungskonferenz Beratungen über die Internationalisierung und ständige Kontrolle der Zivilluftfahrt durchzusetzen, während der deutsche Antrag auf Abschaffung der Militärluftfahrt ohne weiteres der Ablehnung verfiel.

Im Verlauf der Beratungen in Genf hat sich eine zunehmende Isolierung Deutschlands geltend gemacht. Insbesondere ist eine Unterstützung der in Versailles besiegten Staaten durch die Sovetunion ausgeblieben, seit man französischerseits die Annäherung an das bolschewistische Russland mit allen Mitteln betreibt. Diese Isolierung Deutschlands braucht bei dem Charakter der Genfer Konferenz an und für sich nicht zu schwerwiegenden Besorgnissen Anlass zu geben, sie erfordert aber ohne Zweifel Aktionen nach zwei Seiten. Zunächst einmal wird es die Aufgabe der deutschen Regierung sein, dafür Sorge zu tragen, dass die Befreiung Deutschlands von den Entwaffnungsbestimmungen des Versailler Vertrages diplomatisch stärker unterbaut wird, nachdem die Berufung auf das Fünfmächteabkommen vom 11. Dezember zu diesem Zweck nicht

noch unter dem Eingang waren, „kann ich mich nicht vermählen!", griff in ein Gefäss mit Weihwasser, das an der hinteren Tür befestigt war, besprengte, in einem grossen Wurf, Vater und Mutter und Bruder damit und verschwand". So kommt es zu jener Scheinehe, die sich erst zur richtigen Ehe wandeln kann, als sich die Verwirrung des Rechtsgefühls lockert. Und schliesslich der Vater und der Bruder, die durch das Erleben und Handeln der Marquise im Recht der Familienehre getroffen werden, bis auch ihre Rechtsverkrampfung sich löst.

Wir sehen also: Verwirrung ist bei Kleist immer Rechtsverwirrung, und die Befreiung des Schlusses ist Wiederherstellung der klaren, absoluten Rechtlichkeit. Der russische Offizier, der zuerst in bestem und sauberstem Empfinden die Marquise zur raschen Heirat zu bestimmen sucht, muss erfahren, dass einfaches Wiedergutmachen noch keinen Rechtszustand wiederherstellt, sondern dass der Weg über die sittliche Tat des freien und öffentlichen Bekenntnisses führt. Die Marquise, getrieben von dem Gedanken, ihrem Kind den Vater zu verschaffen, sei es, wer es wolle, muss lernen, dass Recht nicht durch einen Formalakt, sondern durch einen seelischen Vorgang geschaffen wird, und Vater, Mutter und Bruder machen, jeder an seinem Teile, ganz parallele Erfahrungen. Es ist die Idee des Rechts, um die es geht und zu deren Anschauung die Geschichte hinführen will. Darum strahlt alle Helligkeit vom Ende aus, das die Auflösung der Verwirrung in Recht bringt, darum lastet das Dunkel der Unsicherheit, Verkrampfung, des Schwankens um Recht und Unrecht über Anfang und Mitte dieser Erzählung (wie jedes andern Kleistschen Werkes). Man mag an Rembrandtsche Pinselführung erinnert werden. Und all das wird mit einer letzten Sachlichkeit vor dem Leser aufgebaut; der Dichter nimmt nirgend Partei; er gibt ein Schicksal, und er beweist dabei, dass Schicksal und Recht untrennbare Grössen sind. Das Chaos der Welt wird durch das ewige Recht zur Ordnung gerettet: gross strahlt die Gläubigkeit immer wieder aus den grellen Motiven der Kleistschen Dichtungen.

Das Thema der ganzen Erzählung ist also die Lösung einer Rechtsverwirrung durch das „Recht". Der eigentümliche Ausgangspunkt der Novelle, die unbewusste Empfängnis, ist nur das Mittel zur Erzeugung dieser Verwirrung. Er spielt sonst keine Rolle im Gesamtaufbau. Jeder Schatten von Erotik ist ferngehalten; er würde auch den Kampf ums Recht nur verkleinern, entstellen, verzerren. Kleist hätte auch ein anderes Motiv wählen können, um den gleichen Gedankengängen Form zu geben. Dieser Stoff, vor ihm wiederholt behandelt, erschien ihm wohl durch seine fast groteske Erfindung seinen Zwecken besonders geeignet. Aber man vergleiche einmal die laszive Gestaltung, die Madame de Gomez dem Stoff verliehen hat, vergleiche die zeitgebundene Novelle des Cervantes „Die Kraft des Geblütes" oder die derbe Anekdote „Gerettete Unschuld", die in einem zeitgenössischen Berlinischen Archiv 1798 erschienen war, alles Abwandlungen des gleichen Grundmotivs, um zu erkennen, wohin Kleists Wille tendierte. Ohne die gewaltige Übersteigerung dieses Stoffes durch Kleist, die das bizarre Begeben zum erschütternden Spiegel tiefster Menschlichkeit macht, würden wir vermutlich nichts mehr von diesem Thema wissen. Denn das Motiv selbst besitzt nicht den Wert ewiger Gültigkeit; dazu ist es erst von Kleist überhöht worden.

2.

Es ist an sich das gute Recht jedes Dichters, sich seine Stoffe zu holen, wo er sie findet und wo sie ihn packen. Es ist nicht nur Recht, sondern auch die gute Pflicht jedes Dichters, seinen Stoffen (mögen sie nun stammen, woher sie wollen) die Wendung zu geben, die seinem eigenen Denken, Wollen, Müssen allein entspricht. Wobei allerdings zu überlegen bleibt, ob man gut daran tut, Themen zu behandeln, denen einmalige dichterische Prägungen im Volksbewusstsein endgültige Gestalt verliehen haben. Faust z. B., das hat u. a. Grabbe schmerzlich erfahren müssen, scheint als Dichtungsstoff seine innere Entwicklungsfähigkeit mit Goethe beendet zu haben.

Kleist selbst hat seinen Vorwurf, wenn wir sie auch noch nicht sicher feststellen können, fremder Quelle entlehnt. Aber er hat ihn nicht nacherzählt, sondern ihn nur zum Ausgangspunkt eines ganz eigenen Gedankenganges gemacht. Von dieser entschiedenen gedanklichen Wendung zeigen, wie wir sahen, die Parallelbearbeitungen des gleichen Stoffes keine Spur. Diese Wendung also — nicht etwa nur die Besonderheit der objektiven Stilfügung, des symphonischen Aufbaus usw.— entscheidet den Eigenwert der Kleistschen Novelle.

Nun hat Ferdinand Bruckner, als geschickter Dramatiker besonders durch seine vielgespielte „Elisabeth v. England“ bekannt geworden, den gleichen Stoff in einem dreiaktigen Schauspiel verwertet. Eine Bemerkung hinter dem Titelblatt vermeldet: „Der Verfasser ist von der Erzählung Heinrich v. Kleists ausgegangen“. Man ist zunächst geneigt, diesen ausdrücklichen Hinweis auf Kleist als ein Bekenntnis zu dessen Gedankenführung aufzufassen (denn er will doch wohl nicht der Bildung des Lesers nachhelfen?); die Wahl des Ausdrucks „... ist ... ausgegangen“ lässt indessen keinen Zweifel, dass Bruckner sich an irgend einer Stelle von Kleist entfernt hat. Wir wiederholen: sein gutes Recht. Und wir stellen auch nicht die m. E. unnütze Frage, ob der Stoff sich zur Dramatisierung eigne oder nicht und aus welchen Gründen Kleist die Novellenform vorgezogen habe. Für alle solche Erörterungen fehlt jede dogmatische Grundlage; der Erfolg entscheidet hier allein. Und vielleicht waren es besonders bühnenwirksame Elemente, die Bruckner gegen Kleist oder über Kleist hinaus dem alten Stoffe abgewinnen wollte?

Sehen wir zu!

Bruckner verteilt die Handlung auf fünf Personen: die Marquise, Vater, Mutter, den Offizier und einen Gutsherrn, eine Figur seiner Erfindung; eine sechste Gestalt, ein vorübermarschierender Infanterist, bleibt Episode. Der Gutsherr tritt also bei Bruckner an die Stelle des Bruders, des Forstmeisters bei Kleist. Dieser Bruder spielt bei Kleist eine im wesentlichen accessorische Rolle und führt eigentlich nur die Befehle oder Anordnungen seines Vaters aus; er kann also fehlen, ohne dass eine Lücke im Ablauf der Handlung entsteht. Der Gutsherr Bruckners ist der Jugendfreund der Marquise, der sie seit langem zu heiraten begehrt, der schon hinter ihren ersten Mann zurückgetreten ist, der sich nun, gefördert durch die Gunst des Vaters, kurz vor dem Ziel seiner Wünsche sieht, als ihm die Marquise das Unbegreifliche mitteilt. Er bietet der Geliebten sofort an, für ihren vermeintlichen Fehltritt einzutreten, aber die Marquise nimmt sein Opfer nicht an. Verwirrt geht er zum Vater, um ihm, letzter Dienst für die geliebte Frau, das Unfassliche mitzuteilen. Damit schwindet er aus dem Stück.

Man spürt: diese Gestalt wäre in der Kleistschen Novelle unmöglich. Ein klarer, ruhiger, einfacher, gradliniger Mensch wird verwirrt und unklar gemacht; als er das Zimmer verlässt, weiss man: er wird nie wieder seine Ruhe und Sicherheit wiederfinden. Seine Entwicklungslinie läuft also genau umgekehrt wie die der Kleistschen Novelle; er geht aus der Unbeirrbarkeit in die Irre. Diese eine Gestalt Brucknerscher Prägung zeigt also, dass es nicht der Kleistsche Rechtsgedanke sein kann, den Bruckner nachzeichnen will, denn dieser zerbricht an der Figur des sanften, ehrlichen, honorigen Gutsherrn, der das unschuldige Opfer der Katastrophe wird. Bruckners künstlerisches Wollen muss also in ganz anderen Bereichen liegen.

Das Stück selbst spielt in Deutschland, im Westfälischen, und zwar 1812. Die Truppen, die in den Frieden des Hauses einbrechen, sind Napoleonische Soldaten, der Offizier ein Hauptmann des Königs Jerôme, ein Paderbörner Kind. Deutsche Truppen also als Feinde in deutschem Land. Der Fackelschein des Moskauer Brandes irrlichtert über die Handlung; im Schlussakt hört man das trostlose Marschieren der zurückflutenden, nach Frankreich strebenden elenden Überreste der „Grossen Armee". Während also Kleist seine Erzählung irgendwohin in ein fernes, im Dämmer verschwimmendes Oberitalien, in einen imaginären Feldzug verlegt, rückt Bruckner das Thema in den scharfen Scheinwerferkegel einer uns sehr bekannten Umwelt und eines uns sehr vertrauten Zeitgeschehens. Das ist eine Änderung eigener Art, die uns schon kurz beschäftigen muss. Denn zweifellos ist die von Kleist ausdrücklich unterstrichene Umlegung der Handlung in eine nicht näher bestimmte Landschaft ein Mittel, um das tatsächliche Geschehen vom Mittelpunkt der Anteilnahme abzurücken und anzudeuten, dass das Schwergewicht auf ganz anderen Bezirken liegt; dazu trägt denn auch die nur andeutende Kennzeichnung der Namen (Marquise von O., Stadt M., womit so gut Mailand wie Mantua wie Modena gemeint sein kann!) bei. Nur durch diese Herausrückung aus unserm räumlichen und zeitlichen Empfinden wird uns die Themafügung erträglich. Bruckner behält zwar die nebulose Namenlosigkeit bei, aber rückt alles Übrige ganz greifbar nahe unter unsere Augen. Er will also nicht, wie Kleist, von der einmaligen Handlung ab und ins ewige Geschehen lenken, sondern er will augenscheinlich auf diese einmalige Handlung hinführen und sie in den Mittelpunkt unseres Bewusstseins stellen.

Diese Handlung aber heisst: unbewusste Empfängnis. Man wird nicht sagen wollen, dass ein solches Thema irgendwie von einer weittragenden Problematik oder irgendwie besonders zeitnahe wäre. Beides ist augenscheinlich nicht der Fall. Bleibt also ein Kuriosum (man wird zugeben: ein bizarres, peinlich-lächerliches, groteskes Kuriosum), und es fragt sich, wieweit der Dichter dieses Kuriosum benutzt hat, um seelische Hintergründe aufzuzeigen.

Zunächst jedenfalls bemüht er sich — immer im grellen Gegensatz zu Kleist — sehr lebhaft darum, den Hörer oder Leser das Faktum nicht vergessen zu lassen. Das Stück beginnt unmittelbar hinter der Vergewaltigung: die Marquise liegt „ohnmächtig ausgestreckt", der Hauptmann „löst sich von ihr." Man wird dann Zeuge der beginnenden Schwangerschaft, erlebt (I 2) die Übelkeiten der Marquise wiederholt mit, hört eingehende Gespräche (II 3) zwischen Mutter und Tochter über allerlei persönliche und ärztliche Beobachtungen usw. Es ist richtig, dass diese Motive bei Kleist anklingen, aber sie dienen dort einem

ganz anderen, tieferen Zweck, nicht der blossen und schonungslosen Schilderung einer anfangenden Mutterschaft. Zudem: was gelesen vielleicht noch erträglich ist, wird im Rampenlicht zu einer grausamen Unzartheit und Taktlosigkeit. Es ist etwas anderes, ob ein Dichter, gepackt etwa von der sexuellen Not erwachender Jugend, Dinge anklagend ins Publikum ruft, um wachzurütteln und Anteilnahme zu erwecken, oder ob ein Schlafzimmergeheimnis ins grelle Licht der Scheinwerfer gezerrt wird, um Gelegenheit zu bieten, es psychologisierend zu zersetzen. Mit anderen Worten: es kommt auf das ethische Wollen des Dichters an. Wo das Wollen Bruckners liegt, zeigt etwa die Freude, mit der Mutter und Tochter den banalen Witz tothetzen, das Kind stamme vermutlich aus der Luft, zeigt die Verlesung der verschiedenen gemeinen Antwortschreiben auf die Annonce der Marquise (eine Brucknersche Erfindung!), zeigt — neben ähnlichen Geschmacklosigkeiten — die Bemerkung des Offiziers zur Marquise: „Nur dass Du den Bauch hast, konnte ich gerade noch sehen!“ Der Hörer bleibt sich immer im klaren darüber, worum es eigentlich geht.

Ein psychologisierendes Drama also. Was wird psychologisiert? Der Hauptmann: er ist der unmittelbare Antipode zu dem Kleistschen Russen. Er frevelt aus einem brutalen Herrengefühl des Napoleonischen Soldaten heraus, nicht aus einer tiefen, unbezwinglichen Leidenschaft; er kehrt zurück nicht aus Schuldgefühl, sondern weil ihn die Erinnerung an das schlummernde Gesicht mit magischer Gewalt — religiöse Jugenderinnerungen spielen da mit — zurückzieht; er fühlt Angst vor den Folgen seiner Tat, nicht Schuld oder das Bedürfnis nach Recht; sichtlich erleichtert, lässt er sich von der Marquise fortschicken, um nie wiederzukehren — sie hat genau erkannt, dass er nicht für ein Familienidyll geschaffen ist. Mit diesem Abschied schliesst das Stück: er eilt begeistert in die Ferne, sie bleibt zurück. Sie hat durch ihr Geschick ihren ehrenfesten, vom Mythos seines Hauses lebenden Vater (die einzige Gestalt, die im engeren Anschluss an Kleist geformt ist, zugleich die glaubhafteste Gestalt), ihre romantische Mutter, das ganze Haus vernichtet; alle sind fort, verstreut in alle Winde. Sie allein bleibt zurück. Sie wird ihr Kind bekommen und weiterleben. Wozu? Kein Sinn will sich dieser Schicksalsfügung enträtseln. Dass ihr mütterlicher Instinkt den Hauptmann, diesen groblinigen ewigen Jungen, freigibt, soll das der einzige Sinn sein? Und dann? Und dann?

Man beachte noch eine Einzelheit. Das erzählerische Kernmotiv der Kleistnovelle ist die Anzeige, die die Marquise, von den Eltern vertrieben, in die Zeitung rücken lässt. Sie führt sowohl zur Aussöhnung mit den Eltern als auch zur endlichen Erkennung des Vaters. Sie ist die heroische Tat einer Einsamen, die alles verleugnet, um zum Recht vorzustossen. In Bruckners Drama schreibt die Witwe die Anzeige im Elternhaus, nach einem Gespräch mit ihrem Vater, der von ihr einen sühnenden, die Ehre des Hauses rettenden Freitod erwartet: erst nach dieser Anzeige folgt der Bruch mit den empörten Eltern, die sich dem Gespött der Welt ausgesetzt sehen; den Hauptmann dagegen erreicht die Anzeige nie. Die Marquise selbst lernt durch die empörenden Antworten, die ihr die Annonce einträgt, das fremde Kind unter ihrem Herzen lieben. „Ein Mann ist noch kein Vater. Ich habe das Kind nicht von ihm. Ich habe es mir erkämpft wie in einer Schlacht.“ Da haben wir die ganze Divergenz zwischen Kleist und Bruckner.

Ich versage es mir, eine Analyse der Titelheldin zu geben, etwa aufzuzeigen,

wie die herbe Witwe Kleists hier zu einer verlangenden Liebessehnsucht aufgelockert wird, wie unklar ihr Empfinden dem Mann und dem Kind gegenüber geschildert wird, wie sehr durch die Entfernung ihres Kindes aus erster Ehe vom grosselterlichen Hause der Charakter aller Hauptpersonen verschoben wird. Ich versage es mir auch, die Dialogführung zu charakterisieren, die in weiten Partien nur in einem Aneinandervorbeireden der Personen besteht, das vielleicht tragisch, aber nicht eben geistvoll und auf die Dauer jedenfalls recht langweilig ist. In Wirklichkeit haben wir hier ein ganz neues Stück, das mit der Kleistschen Novelle gar nichts mehr zu tun hat, das Stück einer Frau, die unwissentlich ein Kind empfängt und dessen froh wird, obwohl sie erkennt, dass ihr Geliebter in nationaler und moralischer Hinsicht ein Schuft ist, und obwohl ihr Elternhaus darüber in Stücke zerbricht. Weshalb sie sich nun eigentlich am Schluss bedankt, das hat der Dichter nicht verständlich gemacht.

3.

Bruckner ist, wie er behauptet, von Kleist „ausgegangen". Wir wollen es genauer sagen: er hat das äusserliche Erzählmotiv von Kleist aufgegriffen und mit zersetzender Zergliederungssucht in Begebenheiten hineingeleuchtet, die seelisches Sondereigen jedes sauber denkenden Menschen sind. Seine Problematik ist fern von jeder Allgemeingültigkeit; sie kann niemand interessieren. Seine Dialogführung will geistreich sein, ist aber in ihrem trostlosen Nebeneinandervorbei nur langweilig und ermüdend. Seine Charakterisierungen sind unglaubhaft und unwahr. Es fehlt ihm die Idee, die auch seine Psychologisierungsversuche nicht ersetzen können. Dadurch wird der Stoff notwendig unsittlich.

Sagen wir es deutlich: in Kleist und Bruckner stehen sich zwei rassische Typen gegenüber: Kleist, der ewige Deutsche, und Bruckner der Jude. Brücken zwischen diesen Extremen gibt es nicht.

UMSCHAU

Politische Führung

Das Deutschtum Lettlands ist politisch im Ausschuss der deutsch-baltischen Parteien zusammengeschlossen, zu dem 5 parteiähnliche Organisationen (die Fortschrittliche, Demokratische, Reform-, Volks- und Libauer Einigungspartei) und 11 örtliche Wählerverbände gehören. Die Parteien sind im wesentlichen Sprechsäle und bis zu einem gewissen Grade Weltanschauungsgemeinschaften, auch ein ständischer Einschlag ist nicht zu verkennen; das eigentlich Parteimässige fehlt ihnen so gut wie völlig, was schon darin zum Ausdruck kommt, dass sie keinerlei Werbetätigkeit entfalten. Der „Ausschuss der Parteien" ist eine Spitzenorganisation, die einen festen Ring um die ihrer Einstellung nach recht verschiedenen Organisationen schliesst, wodurch die unbedingt notwendige Einheitlichkeit unseres Vorgehens bei den Parlamentswahlen gesichert ist. Darin liegt der gar nicht hoch genug einzuschätzende Wert dieses politischen Zusammenschlusses.

An der Spitze des Ausschusses der Parteien steht der Leader der deutschen Parlamentsfraktion. Diese Konstruktion scheint mir grundsätzlich, ohne jeden Bezug auf die Personenfrage, nicht richtig zu sein; der Vorsitz im Aus-

schuss der Parteien sollte von der Führung der Parlamentsfraktion getrennt werden. In Estland ist der Vorsitzende der deutsch-baltischen Partei seit jeher nicht gleichzeitig Abgeordneter. In Lettland wäre die natürlichste Regelung eine konstruktive Eingliederung auch der Politik in die Verantwortung der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft. Jedenfalls wäre die Durchführung des gleichen Grundsatzes wie in Estland unter Berücksichtigung der örtlichen Verschiedenheiten auch in Lettland möglich und erwünscht.

Dafür sprechen folgende sachliche Erwägungen.

Die deutsche Fraktion hat heute namentlich in Kreisen der Jugend in weitem Masse an Boden verloren. Der spätestens bei den nächsten Parlamentswahlen notwendige Rückhalt der politischen Führung in der Volksgenossenschaft muss neu gewonnen werden. Bei der Bildung eines Wahlkomitees dürfte es dazu zu spät sein. Das sicherste Mittel zu einer Neubegründung des Vertrauens ist die Schaffung einer von parlamentarischen Erfolgen oder Misserfolgen, vom Wechsel der Abgeordneten unabhängigen politischen Spitze, die der parlamentarischen Leitung Anerkennung sichern und eine ruhige Fortführung der Arbeit gewährleisten könnte.

Es ist eine wohl allgemein anerkannte Wahrheit, dass der in der undankbaren, aufreibenden und dabei entscheidend wichtigen Tagesarbeit Stehende leicht den Blick auf das Ganze verlieren kann. Taktische Rücksichten — der Fall ist wenigstens theoretisch denkbar — können das Handeln auch dort bestimmen, wo strategisch ein verlustreicher Rückzug auf die grundsätzliche Position geboten ist. Dieser Gefahr könnte durch die Kreation eines ausserparlamentarischen Ausschusspräsidenten gesteuert werden, wobei eine laufende Information natürlich die Voraussetzung wäre. Von dieser Information sollten ständig auch die Abgeordneten-Kandidaten vorteilen, d. h. die als nächste Nachfolger der Abgeordneten in Aussicht genommenen Personen, was mit mannigfachen Vorteilen für die politische Arbeit verbunden wäre.

Durch die Neuordnung wäre schliesslich erreicht, dass die parlamentarische Arbeit den ihr zukommenden Rang erhielte, was psychologisch nicht unwichtig ist: nicht als die einzige politische Führungsaufgabe, sondern als eine der wichtigsten unter anderen. Die ausserparlamentarische politische Arbeit wäre erleichtert und im Bewusstsein der Volksgenossenschaft gerechtfertigt.

Die Voraussetzung dafür, dass eine solche Regelung die gewünschten Folgen hat, wäre allerdings die völlige Unabhängigkeit der an der Spitze stehenden Persönlichkeit. Es dürfte niemand sein, der auf Grund eines Kompromisses der Parteien gewählt würde, kein blasser Verlegenheitskandidat; ebensowenig dürfte ein turnusmässiger Wechsel von Parteivertretern vorgesehen werden. Die Wahl des ausserparlamentarischen politischen Führers des baltischen Deutschtums in Lettland hätte nach einem rein sachlichen Masstab grösster Eignung und allgemeinster Autorität zu erfolgen. *R. W.*

Zur Diskussion über den Idealismus

Am 14. Februar sprach Dr. Roderich von Engelhardt in der Gesellschaft „Euphonie" in Riga vor einer zahlreichen Zuhörerschaft über das Thema „Der baltische Bildungsgedanke und die Gegenwart". Der Vortrag hinterliess einen starken Eindruck. Es gibt nicht

mehr viele, die so lebendig und wirkungsvoll die Tradition des alten deutschen Dorpat verkörpern, wie dieser nun auch schon unter die 70-jährigen gegangene unmittelbarste Erbe einer glanzvollen Epoche deutsch-baltischer Wissenschaft. Nicht immer wird die junge Generation die Synthese von Idealismus und Christentum im Sinne der klassischen deutschen Epoche, wie Roderich von Engelhardt sie vertritt, als die für sie gültige Lösung annehmen. Wohl aber kann die Grösse dieser Synthese, die Tiefe ihrer menschlichen Besinnung ihr die Aufgabe sichtbar machen, vor die der Deutsche heute wieder mit Schärfe gestellt ist: die unaufhebbare Spannung von Religion und Kultur ernstzunehmen und um eine Gestaltung bemüht zu bleiben. Der heute als abgetan geltende deutsche Idealismus kann noch eine grosse erzieherische Aufgabe in dieser Richtung haben.

In diesem Zusammenhang soll wieder einmal auf die im 9. Jahrgang erscheinende Zeitschrift Engelhardts „Aus deutscher Geistesarbeit", Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart, hingewiesen werden, die ihr Gepräge der baltischen Sonderform des deutschen Idealismus verdankt. Im Januarheft steht ein grösserer grundsätzlicher Aufsatz des Schriftleiters: „Wegweiser"; im Februarheft interessiert neben dem Iljinschen Artikel „Die Krise des Sozialismus" besonders die entschieden ablehnende Besprechung des Jüngerschen „Arbeiters" aus der Feder von Kurt Sponholz. *R. W.*

Deutsches Schauspiel zu Riga

Das war ein Monat der Gastspiele, und glückliche Fügung gestaltete ihn zu besonderem Erlebnis. Denn Ludwig Wüllner und Alexander Moissi stellen zwei ganz verschiedene Typen der Sprech- und Spielkunst dar, die man als deklamatorischen und psychologisierenden Typ kurz kennzeichnen könnte; und da beide die grösstmögliche Vollendung ihrer Stilart repräsentieren, hatte man — zumal die Gastspiele dicht aufeinander folgten — die seltene und unendlich reizvolle Möglichkeit eines in mehr als einer Hinsicht spannenden Vergleiches. Der Rhapsode und der Musikant, dessen Stimme in allen Tonlagen und Stärkegraden Geigenklang birgt — der Beherrscher des festlichen Jambus und der feinnervige Zergliederer des alltäglichen Prosadialogs — weises Pathos, das in Ton und Gebärden den letzten Fragen des Lebens Symbole zu formen weiss, und schmiegsames Nachspüren verschwiegenster seelischer Verästelungen: so stehen sich diese beiden grossen Verkünder der Dichtung gegenüber; ihre Zweiheit symbolisiert die grossen Möglichkeiten deutscher Bühnenkunst.

Der greise Ludwig Wüllner trat an zwei Abenden, einmal im Theater selbst, das andere Mal im festlichen Schwarzhäuptersaal, als Sprecher vor das Publikum. Der erste Abend war grösstenteils epischen, balladenartigen Dichtungen von Goethe, Schiller und Rilke gewidmet; Höhepunkt war hier, neben der köstlichen Verlebendigung des „Zauberlehrlings" und der meisterhaften Rhapsodie des „Liedes von der Glocke", die wehmütig-stürmische „Weise von Liebe und Tod des Kornets Christoph Rilke", deren wundervoll plastische Ausformung (der Brief an die Mutter, die Fahnenszene!) erschütternd von der ewigen Jugend des Meistersprechers Zeugnis ablegte. Im Schwarzhäuptersaal liess Wüllners Kunst Monologe aus Dramen von Goethe

Faust II, Egmont), Schiller (Wallensteins Tod, Wilhelm Tell), Shakespeare (Macbeth, Hamlet) und Hölderlin (Der Tod des Empedokles) zu packendem Leben aufleuchten und bewies so mit ergreifender Deutlichkeit die unzerstörbare Lebensnähe klassischer Dichtung. Egmonts Gefängnismonolog, Wallensteins Erzählung von seiner Freundschaft mit Oktavio, Tells Bericht über seine Rettung aus Seenot und Gefangenschaft, Hamlets berühmtes „Sein oder Nichtsein", Fausts Sterbeworte und, ganz besonders, die zeitnahe Ansprache des Empedokles an die Agrigentiner — man muss diese Dinge in Wüllners Interpretation gehört haben, um nie wieder vergessen zu können, dass hier letzte menschliche Problematik in Verse geformt ist.

Das Schwergewicht der Wüllnerschen Kunst liegt im Rezitatorischen, nicht im Mimischen; seine Nathangestalt erschütterte dementsprechend mehr durch den Klang dieser weisen, immerjungen Stimme, die den Lessingschen Versen tiefste Sinndeutung lieh, als durch die zuweilen etwas zu abgewogene Verkörperung seiner Persönlichkeit, die nur gelegentlich in wundervoll beseelten Handgebärden unaussprechbare Hintergründe verschwiegener Menschlichkeit aufdeckte. So rückten Wortformung und das Spiel der Hände die alte Ringparabel in die lebendige Gegenwart und gestalteten sie zum unvergesslichen Erlebnis. Der Rahmen, in den unser „Deutsches Schauspiel" diesen Nathan Wüllners einfügen konnte, war im allgemeinen recht passabel; die Recha von Irene Rée, der Klosterbruder von Axel Kubitzky und, ganz besonders, die Daja von Lucie Heim, die in dieser Rolle als neue Charakterspielerin erfolgreich debutierte, waren volle, glaubhafte Figuren, und auch der Saladin von Carl Georg Couété bot eine gute, abgerundete Leistung. Leider fiel Gottfried Cosacks Tempelherr dagegen sehr ab; die etwas blasse Gestalt, in der Lessing wohl einige Grundzüge deutscher Seelenhaltung andeuten wollte, verschwand unter dem Poltern eines ungestümen Jungen, der Ritterart und Landknechtsart miteinander verwechselte; so wurden dem greisen Meister manche Wirkungen im Keim erstickt. Im übrigen war Hendrichs ruhige und sichere Regie, die sich vor keiner leichten Aufgabe sah, einheitlich und geschickt.

*

Alexander Moissi spielte, von seiner Gattin Johanna Terwin wirkungsvoll unterstützt, zuerst den Oswald in Ibsens „Gespenstern". Die Wahl des Stoffes ist bezeichnend für die Andersartigkeit des Künstlers: formte Wüllner nur Gestalten, die vom Geist her ihre Prägung erhalten, so stellt Moissi den vom Wahnsinn des Schicksals zerbrochenen Menschen dar, dessen tragischer Schuldlosigkeit er erschütternden Ausdruck leiht. Mehr noch als das Wort, das er doch mit unendlicher Musikalität zu modulieren weiss, ist es bei ihm die Bewegung, die ergreift: die Gebärde, mit der er, gleich zu Beginn des Stückes, des Vaters Pfeife auf die Bitte der Mutter aus der Hand legt, das Zucken des Körpers, als er sich beim Pastor für sein Aufbrausen entschuldigt, das sehnsüchtig-qualvolle Vibrieren der ganzen Gestalt, ehe er der Mutter sein fürchterliches Geheimnis anvertraut, schliesslich das erste Aufzucken des letzten unheilbaren Anfalls: wie er in die Kniee knickt, zweimal im Kreise umherläuft, sich wiederfindet, sammeln will und wieder verliert, um schliesslich (man spürt: das ist die letzte, versiegende Anstrengung dieses zerrütteten Geistes!) noch mit äusserster Qual, schon halb lallend die letzten Worte zu formen — wer könnte das je vergessen! Und neben ihm Johanna Terwin als Mutter, die feine, durch namenloses Leid gereifte

Frau, die lächelnd über dem Leben steht, an dem doch auch sie schliesslich zerbrechen muss — welch eine Leistung! Unsere heimischen Darsteller hatten es diesem vollendeten Doppelspiel gegenüber doppelt schwer, Niveau zu halten; stellenweise fühlte man schmerzhaft den Abstand zwischen den Meistern und den Adepten. Ihre Darstellungen waren meist zu einlinig, zu holzschnittartig gefasst, um dem die tiefsten Tiefen aufspürenden Spiel der Gäste Widerpart halten zu können; Georg Lässys Engstrand zeigte nur den Bösewicht, Sigrid Hamars Regine nur die Dirne. Der Pastor Manders, den Axel Kubitzky spielte (übrigens eine Gestalt, die nicht gerade das Idealbild eines Geistlichen verkörpert!), war noch am glaubhaftesten, aber auch er war zu einfach, zu unkompliziert gesehen.

Und dann durften wir Moissi in der Rolle erleben, durch die er einst berühmt geworden ist: als Fedja in Tolstois „Lebendem Leichnam". Die Gastregie, von Rudolf von Ungern-Sternberg geführt, bemühte sich mit Erfolg, das russische Kolorit echt und packend herauszuarbeiten; Iwan Rudenkoffs Zigeunerchor unterstützte sie dabei besonders wirkungsvoll. So war ein guter Rahmen geschaffen; als Fedjas erste Worte erklangen („Singt mir noch einmal das Abendrot!" — wie ein sehnsüchtiges Geigenlied singt Moissi das!), war die Stimmung vorbereitet, die diese einzigartige Leistung verlangt. Moissi spielt nicht nur das Sinken eines Haltlosen, dessen Kern gut ist; er spielt den Triumph einer Seele über das Körperliche, und er spielt es um so erschütternder, je greller er den äusseren Niedergang Fedjas zur Darstellung bringt. Das Gespräch mit dem Fürsten Abreskow, wie er da, nach dem Grund seiner Haltlosigkeit befragt, mit dem Schnapsglas an die Flasche klingt, mit einem ganz stillen, todtraurigen Gesicht und seh grossen Augen, oder die Verhaftung in der Spelunke nach jener Beichte vor dem verkommenen Maler, wie er gar nicht weiss, weshalb er eigentlich strafbar sein soll, oder endlich die Schlussszene, wie er, der rasch Gealterte, Zitternde, nach einem Platz sucht, wo er das Zeitungspapier, in das sein Revolver eingewickelt war, niederlegen kann, um es dann mit unaussprechlicher Bewegung zerknüllt in die Tasche zu stecken: das sind Enträtselungen letzter seelischer Geheimnisse! Und es bleibt sehr zu bedauern, dass ein solcher Fedja in Else Schulte de Serno sich einer Gegenspielerin gegenübersah, die auch nicht den mindesten Eindruck von dem Leiden dieser Frau vermitteln konnte So blieb nicht nur die entscheidende Szene, in der sie die (fingierte) Nachricht von Fedjas Tod erhält, ganz unwirksam, sondern leider auch die Begegnung der Gatten im Gerichtssaal, bei der Moissis demütiges stummes Spiel an der Ausdruckslosigkeit seines Widerparts zerschellte. Aber im übrigen hatte die Aufführung ihre Qualitäten: glänzend vor allem die beiden Mütter, von der unvergleichlichen Johanna Terwin und von Lucie Heim verkörpert, sympathisch auch Eugen Lundts Karenin und Erich Ruschmanns Afremow; der Fürst von Kurt Hendrich vielleicht um einige Nuancen zu groblinig, Käthe Ullmanns Sascha in der Szene mit Fedja zu sehr gespielt, aber sonst sehr lebensnah, der Untersuchungsrichter Axel Kubitzkys nicht übel (allerdings war seine andere Rolle, der Zigeunervater, denn doch zu laut!). Der Rahmen, der dem grossen Gast bereitet war, hat nicht wenig zu seinem stürmischen Erfolg beigetragen.

*

Unterdessen sind im Reich Stücke über die Bühne gegangen, die stärkste

Anteilnahme verlangen. Florian Seidl hat in seinem Drama „Heilige Heimat", das in Regensburg seine Uraufführung erlebte, den Versuch gewagt, Zeittheater ohne Reportage, ohne Tendenz, ohne all die unerquicklichen Auswüchse des „aktuellen Dramas" zu bieten, und der starke Widerhall, den die Aufführung beim Publikum und den Behörden fand, hat ihm Recht gegeben. Sigmund Graff stellt in seinen „Vier Musketieren" ein von Leben strotzendes Volksstück mit sehr ernstem Hintergrund und von grosser Bühnenwirksamkeit auf die Bretter, das mit freundlicher Ruhe auf drängende Gegenwartsprobleme hinweist; Fred Angermayer schreibt ein Drama um den Bayernkönig Ludwig II. („Der dreizehnte Juli") und sucht mit behutsamer Hand die Seelenkämpfe eines gebrochenen Genies zu entwirren. Wir im Baltikum sehen aber mit besonderer Spannung auf Hans Christoph Kaergels, des Schlesiers, Minoritätentragödie „Andreas Hollmann", die zum ersten Mal (am Beispiel der Sudetendeutschen) das Ringen der deutschen Minderheiten um ihre Selbsterhaltung auf die Bühne stellt: der Kampf um die Schule, die Problematik der Loyalität gegenüber dem Staatsvolk, der Widerstreit zwischen pflichtmässiger Gesetzlichkeit und Gefühl erhält hier dichterischen, dazu bühnenwirksamen Ausdruck. Mag auch manches im Gesamtbild fehlen, mag die Magie des Bodens gegenüber der Frage nach der Gesetzlichkeit in den Hintergrund gedrängt sein, mag die Lyrik der schlesischen Melancholie das kräftige Theater besonders am Ende übertönen: hier ist doch ein Anfang gemacht, der sehr beachtlich ist. Kaergels nachdenkliches Stück hat auch uns etwas zu sagen.

*

Aber statt dessen spielte das „Deutsche Schauspiel" lieber Ferdinand Bruckners „Marquise von O.", ein Schauspiel, das zwar mit jener bekannten geistreichelnden Art zugespitzter Dialogführung, im übrigen aber ziemlich witzlos am Kleistschen Thema Leichenschändung begeht. Über das Machwerk selbst wird an anderer Stelle das Nötige gesagt werden.*) Die Aufführung — es war sogar eine Uraufführung, die vor ganz schwach besetztem Hause erfolgte! — war unter Friedrich Beugs immer vornehmer Regie gut abgestimmt; auch hier erfreute wieder Lucie Heim als romantische Mutter, die den Tatsächlichkeiten des Lebens verständnislos und weltfremd gegenübersteht. Ihr Gatte, von Axel Kubitzky dargestellt, war etwas zu steif und pathetisch, um zu überzeugen; auch Eugen Lundts Hauptmann übersteigerte seinen Landknechtstyp über Gebühr, und Georg Lassy mühte sich nach Kräften, dem blassen Gutsherren Farbe zu geben. Der Titelheldin lieh Else Schulte de Serno ihre Figur; der verlangenden, traumverlorenen Mütterlichkeit dieser Gestalt konnte sie nur gelegentlich gerecht werden.

Es gab keinen Theaterskandal.

*

Die Direktion des „Deutschen Schauspiels" hat ihren letzten Theaterzetteln Fragebogen beigegeben, aus denen sie erkunden möchte, was nun eigentlich das Publikum von seinem Theater will. Die Gebärde mutet tragisch an. Dennoch fragt es sich, ob dieser Weg der richtige ist. Das Theater soll m. E. in stetiger, bewusster Aufbauarbeit erziehen. Dabei darf es sich nicht zu sehr von der Meinung des Publikums gängeln lassen. Berechtigten Ansprüchen Genüge zu tun ist sicher ein gutes Ziel, aber wichtiger ist es, den Weg zur Zukunft zu weisen. Unser „Deutsches Schauspiel" hat das Zeug und scheinbar auch den Willen dazu; es braucht nur ein wenig Mut. Warum also zögern?

Lutz Mackensen

*) Vornehmlich zur Berichtigung eines m. E. die Tatsachen völlig verkennenden langen Artikels in der „Rigaschen Rundschau" vom 27. Febr. 1933.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Max Hildebert Boehm, Der Bürger im Kreuzfeuer. Göttingen. Vandenhoek & Ruprecht. 1933. 106 S. Kart. mit Schutzumschlag 1,80 RM.

Boehms kleine Schrift gehört zum Besten, was von konservativer Seite über die geistige und soziale Lage der deutschen Gegenwart gesagt worden ist. Vorzüglich geschrieben, von einem starken inneren Schwung getragen, enthält die Schrift eine Auseinandersetzung mit dem Buch Ernst Jüngers über den „Arbeiter", die dem mitlebenden Zeitgenossen auch ohne Kenntnis Jüngers verständlich ist und eine Reihe ungemein dankenswerter selbständiger Einsichten vermittelt. Mit seiner besonderen Begabung für Grenzfälle — unzweifelhaft ein baltisches Erbe — stellt Boehm die Verwandlungen des deutschen Edelmanns, Akademikers und Arbeiters dar, wobei mehr als eine ausgezeichnete Formulierung, mehr als eine überraschende Fernsicht daran erinnern, wie fruchtbar die von Boehm mit seinem „Eigenständigen Volk" eingeführte Sehweise und Fragestellung ist.

Es handelt sich zunächst darum, dass Boehm gegen die Selbstverunglimpfung auftritt, wie sie im deutschen Bürgertum, namentlich in seinem Nachwuchs, heute gang und gäbe geworden ist. Viele werden ihm für dieses offene und klare Wort der Verteidigung einer immerhin sehr deutschen und wahrlich nicht verächtlichen Tradition dankbar sein. Der Bürger wird wieder sichtbar gemacht hinter dem Bourgeois, dem Spiessbürger und dem Philister.

Im Kern ist die Schrift gegen den Totalitätsanspruch „eines Standes, einer Gestalt, einer Teilwirklichkeit des Lebens" gerichtet, und damit verteidigt sie die Kultur gegen die Barbarei, das Volkhafte gegen die Masse, das Abendland gegen den Bolschewismus, die Persönlichkeit gegen den Typus. Die Inflation bürgerlichen Geistes in der zu Ende gehenden Epoche fällt unter das gleiche Urteil wie der Anspruch Jüngers auf die Herrschaft des Arbeiters. Die Erneuerung adliger und soldatischer Substanz ist dem Konservativen ein ebenso dringendes Anliegen, wie die Selbstbesinnung des geistigen, bäuerlichen, bürgerlichen und arbeiterlichen Menschen. Vor allem aber ist es der Christ, für den die Abdankung der „Person" zugunsten des „Typus" untragbar ist: Jüngers naturalistischem Appell an das „Elementare" wird die Berufung auf das Absolute engegengesetzt. Manch ein Wort verdient festgehalten zu werden: „Unsere Freiheit besteht darin, dass wir uns . . . nicht hinter einen Typus verschanzen, und unsere Brüderlichkeit will, dass wir uns hierin gegenseitig nichts vormachen. Voraussetzung ist, dass wir wieder lernen, mit uns selber statt Psychoanalyse Fraktur zu reden." „Beginnen wir damit, ganz elementar Mass und Zucht in unserem nächsten Umkreis und damit einen artgerechten Stil deutschen Lebens wieder herzustellen, um im weiteren als Reich und Volk in der Welt bestehen zu können".

Das letzte Kapitel heisst „Bürger, Volk und Reich". Es enthält ein Bekenntnis zur „nüchternen Diesseitigkeit der neuzeitlichen Reichsidee", zum Misstrauen „gegenüber überkommenem Nationalismus und Imperialismus", zu einem neuen Verständnis der Volksaufgabe und damit der Reichsidee, wie sie sich in der sog. Deutschtumsbewegung ankündigt. Nicht die Flucht aus der Ohnmacht in uferlose Schwärmerei, nicht die Ausrufung „planetarischer" Parolen, sondern Arbeit und

Pflichterfüllung tun not, im festen Glauben an eine Zukunft, die noch offen ist.

R. W.

Albert Benary, Oberstlt. a. D. Das Deutsche Heer. 332 S. mit 8 bunten Bildern und 38 ganzseitigen Federzeichnungen von Döbrich-Steglitz. In Ganzeinen gebunden Mk. 2.85. E. C. Etthofen Verlag, Berlin.

Der Verfasser ist als Militärschriftsteller nicht unbekannt. Deutschland kennt ihn bereits von seinem prächtigen Reichswehrbuch her. („Unsere Reichswehr, das Buch von Heer und Flotte" von Oberstlt. a. D. Benary. Mit 100 photographischen Wiedergaben. Verlag Neufeld u. Henius, Berlin). Hatte es dort gegolten, in fesselnder Anschaulichkeit ein Bild vom Aufbau und Wirken der neuen deutschen Wehrmacht zu entwerfen, so ist das vorliegende Buch dem alten Heer gewidmet. Ein richtiges Volksbuch sollte es werden und enthält dabei trotz des beschränkten Umfanges und der populären Darstellung eine Fülle kennenswerten Materials.

B.

VON DER SCHRIFTLEITUNG

Der angekündigte Beitrag des Schriftleiters zur Frage der deutsch-baltischen politischen Zielsetzung soll im nächsten Heft erscheinen.

*

Zum Aufsatz von Frau D. Starck über die deutschen Gutsreste in Lettland sei an den parallelen Artikel von A. von Mickwitz, „Die Landwirtschaft Estlands, insbesondere die deutschen Betriebe, im Kampf mit der Krise", Baltische Monatshefte 1932, Heft 9 (S. 497) erinnert.

*

Nach der Darstellung der estnischen Geschichtsschreibung durch Mag. A. Baron Taube im Januar- und Märzheft ist für eins der nächsten Hefte eine Besprechung lettischer historischer Literatur aus der Feder von Dr. A. Bauer in Aussicht genommen.

*

Von Dr. Ernst Seraphim-Königsberg ist uns eine Zuschrift in Anknüpfung an den Aufsatz von Axel de Vries „Die ewige baltische Position" zugegangen, die zusammen mit einer Meinungsäusserung von Herrn de Vries aus Raummangel erst im nächsten Heft veröffentlicht werden kann.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Pastor Dr. **H. Girgensohn**, Dozent am Herderinstitut, Riga / Frau **D. Starck**, geb. **von Klot** / **A. Baron Vietinghoff**, Riga / Mag. phil. **A. Baron Taube**, Dorpat / Dr. jur. **L. von Middendorff**, Dorpat / Redakteur **H. Nietz**, Berlin / Professor Dr. **L. Mackensen**, Herderinstitut, Riga

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. **Reinhard Wittram**
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

mehr genügt. Auf der anderen Seite verlangt die Stärkung der kleinen Entente, die demonstrative russisch-französische Annäherung und die Entwicklung in Polen nach einer stärkeren ostpolitischen Aktivität Deutschlands. Die Aufnahme, die das teilweise entstellt wiedergegebene Hitlerinterview in der „Daily Mail" im Ausland, insbesondere in Polen gefunden hat, zeigt, dass in der deutschen Aussenpolitik für eine besonnen und zielbewusst vorgehende Führung ähnliche Erfolgsmöglichkeiten wie im Inneren gegeben sind. Die politischen Verhältnisse in „Zwischeneuropa" sind zurzeit so labil, dass die geringste Unruhe an irgend einem Punkt auf den gesamten osteuropäischen Raum übergreifen kann. Erhöhte Wachsamkeit der deutschen Politik im Osten kommt unter diesen Umständen nicht nur dem Reich, sondern auch dem gesamten Randstaatengebiet zugut, dessen Existenz davon bestimmt wird, dass es nicht als leidender Teil in eine künftige gewaltsame Auseinandersetzung in Osteuropa hineingezogen wird.

Berlin, 7. März 1933 *Harald Nietz*

KLEINE BEITRAGE

Die Marquise von O... in doppelter Gestalt

Ein analytischer Versuch

Von Lutz Mackensen

1.

Im zweiten Heft der romantischen Zeitschrift „Phoebus" erschien 1808 eine eigentümliche Erzählung, deren Verfasser, Heinrich v. Kleist, nur im Inhaltsverzeichnis des Heftes seinen Namen nannte, nicht ohne beizufügen, dass es sich bei seiner Geschichte um die Wiedergabe „einer wahren Begebenheit" handle, deren „Schauplatz vom Norden nach dem Süden verlegt worden". Die Handlung spielt in Oberitalien, im Hause eines hohen Offiziers, dessen verwitwete Tochter, die Marquise von O., bei der Beschiessung der von ihrem Vater kommandierten Zitadelle durch feindliche Truppen von einem russischen Offizier aus den Fäusten der entfesselten Soldateska befreit, ins schützende Haus gerettet und dort, die Bewusstlose, die Beute des Offiziers geworden war. Erst Monate später spürt die Ahnungslose die ersten Anzeichen beginnender Mutterschaft; während sie noch dazu neigt, ihre Beobachtungen für unmöglichen Irrtum zu halten, wird die Familie durch die Rückkehr des schon totgeglaubten Russenoffiziers verwirrt, der in unbegreiflich scheinender Erregung und ohne sich abweisen zu lassen, um die Hand der Marquise anhält. Seine dringende Bitte um eine sofortige Vermählung wird indessen nicht erfüllt. Erst nach seiner Abreise erhält die Marquise

die Gewissheit ihres Zustandes; von den Eltern verstossen, bezieht sie ihren Landsitz; dort sieht sie, die in völliger Abgeschlossenheit lebt, den Offizier wieder, der inzwischen den Grund ihrer Trennung vom Elternhaus erfahren hat und nun danach drängt, ihr die wahren Zusammenhänge zu enthüllen. Allein sie enteilt ihm, ehe er aussprechen konnte, und zieht es vor, durch eine Anzeige in der Zeitung nach dem Vater ihres Kindes zu suchen. Der Gesuchte antwortet auf dem gleichen Wege und verspricht, sich zu einer bestimmten Stunde in ihrem Elternhaus einzufinden. Von der Mutter heimgeholt und mit dem bereuenden Vater ausgesöhnt, trifft sie zur angekündigten Frist den Russen, mit dem sie nun, nachdem er auf ihren und des Vaters Wunsch auf alles eheliche Zusammenleben verzichtet hat, stehenden Fusses getraut wird. Er sieht sie dann erst bei der Taufe des Kindes, und auch da nur einen Augenblick, wieder; von da ab fasst die Familie indessen zu seiner gleichbleibenden Vornehmheit Vertrauen; in langsamem Verkehr nähern sich die Gatten einander, um endlich aus tiefster Liebe heraus ihre Ehe wirklich zu schliessen.

Das Thema von der unbewussten Empfängnis, in der Literatur des 18. Jahrhunderts mehrfach abgewandelt, erhält bei Kleist jene vom Dunkel ins Helle führende Linienführung, die für alle seine Dichtungen bezeichnend ist. Verwirrung der Gefühle am Anfang (und wieder ist Kleist kein Motiv zu grell, um diese Verwirrung alles Menschlichen zu steigern), Lösung, Ruhe, Klarheit, Befriedung am Ende. Sturm weicht sonnigem Tage, Zittern löst sich in Befreiung, verirrtes Gefühl rückt sich zurecht und leuchtet auf. Deutlich ist die symphonische Dreiteilung des Ganzen, die vom unruhigen Allegro des ersten Satzes (Szene: Elternhaus) über das leidvolle, sommerduftdurchzitterte Andante con moto des zweiten Satzes (Szene: Landsitz der Marquise) in das Presto maëstoso des Schlusses hinüberleitet (Szene: Elternhaus), um die Melodie schliesslich begütigend, leise und beglückend ausklingen zu lassen.

All das ist kleistisch, ist das, was der Kunst dieses ewigen Stürmers ihre Grösse und Eigenart gibt. Aber kleistisch ist vor allem das Gefühl des Rechts, das alle handelnden Personen dämonisiert, den russischen Offizier zumeist, der keine Ruhe mehr findet, bis er sein Unrecht gesühnt hat, der alles im Stich lässt, Heimat, Karriere, alles, alles, um wiedergutzumachen, der in immer neuem Ansturm gegen den Zufall anrennt, der ihn an der Ausübung seiner Sühne hindern will, der monatelang mit demütigster Geduld die aufgezwungene schmachvolle Rolle des Pseudogatten spielt, um schliesslich durch die bezwingende Kraft seines Wollens doch obzusiegen — ein Fanatiker des Rechts, der Moral, Ehre, Wohlstand, all diese halbdurchdachten Begriffe bürgerlichen Massendenkens, überhöht und steigert, indem er sie am Masstab des Rechtes in uns wertet. Aber auch die Marquise, die für das mütterliche Recht kämpft, die nicht nur zur Klärung der wichtigsten Frage einen Weg beschreitet, der sie dem Gelächter der Welt preisgibt und ihre gesellschaftliche Stellung erschüttert, sondern auch dem Bruder gegenüber ihr Recht auf ihre älteren Kinder, die ihr genommen werden sollen, siegreich verteidigt. Noch bezeichnender ist ihr seelischer Konflikt dem Offizier gegenüber, den — nach der Enthüllung des Tatbestandes — zu heiraten ihr Rechtsempfinden sie verpflichtet, während ein aufkeimendes anderes Gefühl sie gerade in diesem Moment an ihrer inneren Stimme irre werden lässt. „„Diesem Mann, Vater," sprach sie, als jene

Beilage der „Baltischen Monatshefte“
Jahrgang 1933, Heft 3

AUS BALTISCHER ARBEIT
BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Deutsch-baltische Partei in Estland

Bericht des Abg. Rechtsanwalt Hermann Koch auf der Generalversammlung der Ortsgruppe Reval-Harrien am 6. März 1933

Abg. K o c h führte u. a. aus:

„Zu den politischen Dingen, die heute uns alle bewegen, müssen wir offen und freimütig Stellung nehmen. Ich sehe unsere historische Mission in diesem Lande darin, die Abgrenzung gegen Osten durchzuführen und das Fenster nach Westen weit aufzuschlagen, damit unsere Heimat wiederum in den westlichen Kulturkreis hineinwachse. Wir wollen Hüter des Abendlandes sein, wie wir es im Mittelalter waren, bis Peter der Grosse versuchte, die Grenze des Abendlandes weit nach Russland hinein vorzuschieben. Als 1918 der Umbruch erfolgte, habe ich daher auch nicht gezögert, als Mitglied der Provisorischen Regierung an der neuen Entwicklung in diesem Sinne teilzunehmen. Die Baltischen Nationalstaaten allein waren befähigt, für diese grosse Idee damals den Kampf aufzunehmen. Als Balten haben wir Rechte auf dieses Land, wir tragen aber auch grosse Pflichten für sein Schicksal — beides aus unserem historischen Sein heraus, beides deshalb, weil wir auf diesem Heimatboden selbst geworden sind. Wir können diesen Anspruch auf Mitbeteiligung an den Geschicken des Landes nur aus eigenem Rechte erheben, nicht als Gruppe oder Ableger einer reichsdeutschen Partei.

Unser Verhältnis zur Nationalsozialistischen Partei muss hiernach bestimmt werden. Als Teil des grossen deutschen Volkes wollen wir aber dankbar die mächtigen nationalen Impulse anerkennen, die Hitler unserem Volke gegeben hat. Die ungeheure Dynamik der nationalsozialistischen Bewegung hat den volksdeutschen Gedanken, die Gesamtvolkwerdung der Deutschen in einem Masse gefördert, wie selten vorher eine andere Bewegung. An diesem volksdeutschen Gedanken haben alle Auslanddeutschen mitgearbeitet, und er ist über alle deutschen Parteien bis zu den Sozialdemokraten inkl. vorgedrungen. Er hat endlich die nationale Regierung Hitler-Papen-Hugenberg in Deutschland ermöglicht. Das Deutsche Reich ist auf seinem Wege in die Höhe aber erst an einem steilen Berggrat angelangt. Über ihn muss es hinüber, rechts und links die grossen Gefahren des inneren und äusseren Widerstandes — bis der Gipfel erreicht ist.

Was nun aber die Bestrebungen unter uns Balten betrifft, die zur Mitbeteiligung an der Leitung der Partei drängen, so müssen sie anerkannt werden, sofern

diese Kreise ihre besten Kräfte geben, und diese gut sind, d. h. über Gesinnung und Leistung verfügen. Es ist immer bei uns so gewesen, dass neue Gruppen heraufdrängen, das letzte Mal vielleicht, als vor 10 Jahren der Bestand der Abgeordneten vollständig erneuert wurde. Diese Bewegung ist natürlich und berechtigt, nur muss sie sachlich und persönlich hochstehen, denn nur durch Leistung vermögen wir als kleinerer Teil der Bevölkerung im Lande zu bestehen.

Als Deutsche wollen wir den Glauben haben, dass unserem Volke nach „Krieg" und „Frieden" wieder eine bessere Zukunft erwachsen möge. In unserer baltischen Heimat aber wollen wir bodenverbunden bleiben und mit unseren estnischen Heimatgenossen Mitträger des eigenstaatlichen Gedankens zur Sicherung der abendländischen Kultur sein"

(Rev. Ztg.)

BALTISCHE TOTENLISTE

Direktor Eduard Forsmann, geb. 31. 7. 1887, gest. 1. 1. 1933 in Reval / Alexander Hilgendorff geb. 7. 11. 1874, gest. 1. 1. 1933 in Reval / Gräfin Virginie v. Mannteuffel, geb. 3. 55. 1854, gest. 1. 1. 1933 in Karlsbrunn / Freiherr Konrad von Uexküll (75jährig), gest. 7. 1. 1933 in Bremen / Mary von Mohrenschildt, geb. von Mohrenschildt, geb. 17. 11. 1851 in Soinitz, gest. 20. 1. 1933 in Nizza / Eduard Julius Mühlberg, geb. 22. 7. 1866, gest. 3. 2. 1933 in Reval / Dir. Georg Westel, geb. 12. 11. 1882, gest. 5. 2. 1933 in Reval / Wilhelm Eduard Beckmann, geb. 5. 4. 1870, gest. 6. 2. 1933 in Reval / Baronesse Bertha v. Schilling, geb. 20. 8. 1866, gest. 6. 2. 1933 in Reval / Ing. Friedrich Holm, geb. 18. 6. 1865, gest. 10. 2. 1933 in Reval / cand. jur. Eduard Dieckhoff, geb. 15. 11. 1863 in Narva, gest. 13. 3. 1933 in Narva / Hilda von Hoerschelmann geb. von Hoerschelmann, geb. 16. 1. 1883, gest. 12. 2. 1933 in Berlin / Walter von Friesendorff, geb. 18. 3. 1874, gest. 16. 2. 1933 in Reval / Margarete von Kursell geb. Baronesse Taube, geb. 21. 9. 1900, gest. 27. 2. 1933 in Reval / Prof. Dr. Bernhard Grewing 54jährig), gest. 27. 2. 1933 in Dorpat / Ing. Arch. Guido Bertschy, geb. 19. 1. 1878, gest. 2. 1. 1933 in Riga / Freih. Kurt von Oelsen, geb. 12. 11. 1906, gest. 6. 1. 1933 in Riga / Moritz Krüger (49jährig), gest. 23. 1. 1933 in Riga / Lisel Poelchau, geb. 27. 6. 1877, gest. 29. 1. 1933 in Riga / Olga von Radecki, geb. 23. 8. 1853, gest. 2. 2. 1933 in Riga.

†

Erhard von Transehe-Roseneck

geb. 26. September 1879
gest. 9. Februar 1933 in Berlin

Der Convent
der
Baltischen Brüderschaft

Am 4. Tage nach der glücklichen Geburt ihrer Tochter

Ingeborg-Brigitte

erlag einer Lungenentzündung und entschlief sanft am 10. Febr. 1933 zu Cassel

Freifrau Gitta von Campenhausen

geb. Freiin von Stackelberg

Math. 5. 8

Freiherr Balthasar v. Campenhausen
und die 4 Kinder

Friedewald
Hersfeld-Land

Deutsch und baltisch

Zum Verständnis der deutschbaltischen politischen Tradition

Von Reinhard Wittram

I

Man hat in unseren Tagen den Begriff der „aktuellen Vergangenheit" geprägt und will darunter verstehen, dass bestimmte Epochen der Geschichtc dem lebenden Geschlecht wichtiger erscheinen als andere, dass bestimmte Überlieferungen im Rahmen der Zeitgeschichte besonders aktuelle Bedeutsamkeit besitzen. In dieser Weise hat man an Erscheinung und Idee des Römischen Reiches deutscher Nation angeknüpft, und das deutsche Volk verdankt dieser Besinnung heute bereits die Wiedergewinnung ausserordentlich wertvoller politischer Vorstellungen, ja sicher wohl den fruchtbarsten Ansatz einer neuen Epoche deutscher Politik. Auch im baltischen Deutschtum hat man begonnen, soweit man überhaupt geschichtlich zu denken bestrebt ist, hier und da die mittelalterliche Tradition als aktuell zu empfinden, wobei dann auch die Erinnerung an eine vergangene abendländische Einheit mitschwingt.

Gleichwohl ist es vergeblich und widersinnig, nur eine Epoche der Vergangenheit zu beschwören: ruft man einmal die Geschichte an, so steht sie ganz vor uns, in ihrer rätselhaften Vielfalt und Geschlossenheit. Erkennt man einmal an, dass man von der Vergangenheit lernen kann, auch wenn es nicht leicht ist, die fortwirkenden Tendenzen in veränderten Formen aufzuspüren, so muss es sich rächen, wenn man das eine oder andere Zeitalter gewissermassen unterschlägt, wenn man etwa ausschliesslich die neuzeitlichen oder ausschliesslich die mittelalterlichen Jahrhunderte als sinngebend ansehen will. Historische Betrachtung, die wirkende Kräfte erkennen und auf diese Art der Gegenwart dienen will, muss „synthetisch" verfahren, indem sie nichts vergisst, auslässt, unterschlägt oder verbiegt, indem sie alle starken Entwicklungslinien im Auge behält und auf Illusionen verzichtet. In diesem Sinn ist stets die ganze Geschichte aktuell.

Konkret gesprochen bedeutet dies, dass wir Anlass haben, neben der Wirklichkeit des alten Reiches mit seinem weiträumigen Universalismus die Geschichte der Ausbildung des modernen Nationalgefühls vor uns lebendig werden zu lassen, das Jahrhundert nach Hamann und Herder und dies umsomehr, als Höhepunkt und Vollendung der nationalen Idee in unsere eigene Zeit fallen. Dass wir es im Zeitalter des europäischen Nationalismus mit anderen Bewusstseinsinhalten, mit dem Vorrang anderer Werte zu tun haben als im abendländischen Mittelalter, steht ausser Frage. Die Unterschiede sind noch nicht befriedigend herausgearbeitet worden, die Erforschung des modernen Nationalgefühls steht noch am Anfang. Sicher ist, dass mit dem Auftreten des Nationalismus ein spezifisch Neues da ist.

Welche Denkweise das baltische Deutschtum gegenüber der modernen nationalen Frage ausbildete, soll an einigen charakteristischen Momenten gezeigt werden, deren Zusammenschau uns zu einer deutlicheren Erkenntnis unserer eigenen Aufgaben verhelfen kann. Eine politische Idee kann nie erfunden, sondern nur entdeckt werden. Wenn sie Bestand haben soll, müssen Vergangenheit und Gegenwart sich in ihr spiegeln.

II

Bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts blieb der Anteil der deutschen Liv-Est-Kurländer am Leben Deutschlands ein rein geistiger. Die Begründung der Universität Dorpat, die anfangs diese geistige Verbindung verstärkte, führte in der Folge zur Entwicklung eines spezifisch deutsch-baltischen Geisteslebens, das nur noch mehr oder weniger indirekt vom Mutterlande Nahrung zog. In den ersten Jahrzehnten der Universität, als fast alle Professoren aus Deutschland gebürtig waren, wurden die Ostseeprovinzen sehr bewusst als geistige Provinz Deutschlands empfunden. Besonders anschaulich wird dieses Bewusstsein etwa in der Preisfrage, die bei der erstmaligen Veröffentlichung der Themen zu wissenschaftlichen Preisarbeiten am 12. Dezember 1803 ausgeschrieben wurde: „Wann und wie wurde die Verbindung zwischen Liv- und Deutschland angeknüpft, und von Zeit zu Zeit, vorzüglich in literarischer Hinsicht, befestigt?“ [1])

[1]) Е. В. Пѣтуховъ, Императорскій Юрьевскій, бывшій Дерптскій университетъ I (1902) S. 233.

Die nationalpolitischen Ereignisse in Deutschland fanden bis zum Zeitalter Bismarcks in den Ostseeprovinzen nur einen schwachen Widerhall. Bei jeder der Bismarcks Reichsgründung vorausgehenden politischen Etappen lässt sich die charakteristische Verhaltungsweise des baltischen Deutschtums nachweisen.

Als man 1806 das alte Reich begrub — gestorben war es längst —, da haben wohl nur wenige in den Ostseeprovinzen des ehrwürdigen Toten gedacht. Der alte rigasche Patriot Jak. Fr. Wilpert, Schöngeist und Philosoph, knüpfte eine wehmütig-ernste Betrachtung an die Nachricht und machte eine lokalpatriotische Nutzanwendung[2]) — aber ohne jedes weitergehende politische Räsonnement. Die Versuchung zu politischen Erinnerungen bestand noch nicht.

Die Freiheitskriege gegen Napoleon haben die Liv-Est-Kurländer nicht als die Geburtsstunde der deutschen Einheit erlebt. Man war russisch patriotisch oder empfand den Kampf gegen den Korsen als eine ausschliesslich sittliche Angelegenheit. Dass in Kurland Deutsche aus den Ostseeprovinzen als Offiziere gegen Preussen fochten, war nicht im geringsten ein Bruderkampf. Gerade dies ist für die vornationale Gesinnung bezeichnend.

Von der burschenschaftlichen Bewegung blieb die junge Generation in den Ostseeprovinzen nicht unberührt. Bei der Gründung der Jenaer Burschenschaft im Jahre 1815 gehörten zu ihren ersten neun Vorstehern nicht weniger als drei Studenten aus den Ostseeprovinzen, zwei Kurländer und ein Livländer. Bei der Erinnerungsfeier an den zweiten Pariser Frieden, die die Burschenschaft 1816 auf dem Jenaer Marktplatz veranstaltete, wurde ein Lied gesungen, das stud. theol. K. Chr. Ulmann aus Livland, der spätere Dorpater Professor, gedichtet hatte. — In Dorpat, wo das burschenschaftliche Prinzip mit dem landsmannschaftlichen rang, bestanden in der deutschen Studentenschaft besonders nach dem Wartburgfest von 1817 lebhafte Sympathien mit der burschenschaftlichen Bewegung in Deutschland. Diese Stimmung war die Veranlassung, dass die Universitätsobrigkeit die Dorpater Burschenschaft 1818 auflöste. Uns ist jedoch ausdrücklich bezeugt, dass die

---

[2]) Fr. Bienemann, Die Statthalterschaftszeit (1886) S. 419, vgl. S. 226. — Da Bienemann auf eine genaue Quellenangabe verzichtet hat, ist die Stelle für den Verfasser in J. Fr. Wilperts Tagebüchern (Ms. in der Stadtbibliothek zu Riga) nicht auffindbar gewesen.

politischen Ziele der deutschen Burschenschaft in Dorpat keine Rolle gespielt haben, ja dass man sie für sich bewusst verwarf[3]).

1848, das „tolle Jahr", hat im Deutschtum der Ostseeprovinzen kaum einen Widerhall geweckt. Wenn man in der Frankfurter Nationalversammlung bei der Erinnerung ans alte Reich und seine Aussengebiete auch Livlands gedachte, so war das nichts als Romantik. Die Siebenbürger Sachsen sind als Österreicher in der Paulskirche vertreten gewesen. In den Ostseeprovinzen hat man — von Ausnahmen wie etwa der Baronin Bruiningk und Viktor Hehn und einem Teil der akademischen Jugend abgesehn[4]) — der revolutionären deutschen Einheitsbewegung nur geringe Teilnahme erwiesen. Daran war nicht nur das strenge nikolaitische System schuld, sondern mehr noch die aristokratische Fremdheit gegenüber dem volkstümlichen Deutschland: „man lebte im Baltikum sozial und kulturell in einer anderen Welt, mehr im Deutschland des 18. als des 19. Jahrhunderts"[5]). Bezeichnend dafür war das Verhalten der kurländischen Ritterschaft, über die im März 1848 in Hamburg sensationelle Gerüchte auftauchten: einige Glieder des kurländischen Adels seien zu politischen Verhandlungen in Berlin eingetroffen, eine offizielle Deputation werde folgen; es handle sich um die Frage, inwiefern die Provinzen „auf den Beistand Deutschlands würden rechnen können". In Kurland herrschte Entrüstung. Der kurländische Landesbevollmächtigte Baron Theodor Hahn lancierte auf dem Wege über den Generalgouverneur, den Kaiser und den russischen Gesandten in Berlin eine lange Gegenerklärung in die Berliner Presse, die sehr scharf gehalten war und folgende charakteristische Wendungen enthielt: „1812 überflutet von denselben Völkern, die jetzt auf den Umsturz aller bestehenden Ordnung und Gesetzmässigkeit ihre Theorien unter dem Panier der aufgeregten Volksmassen ins Leben rufen, focht Kurlands Adel in den Reihen von Russlands Söhnen auf dem Felde der Ehre und des Ruhmes von Moskaus rauchenden Trümmern bis zu den Ufern der Seine; 1831 wies er die polnische Insurrektion mit bewaffneter Hand von seinen Grenzen zurück; ebenso treu, von denselben Ge-

[3]) vgl. H. Becker, Die Begründung des baltischen akademischen Ehrengerichts, Baltische Monatshefte 1932, S. 423 (Heft 7/8).

[4]) Über jungdeutsche Einflüsse in der Dorpater Studentenschaft vgl. Rigasche Zeitung 1863 Nr. 111.

[5]) H. Rothfels, Reich, Staat und Nation im deutsch-balt. Denken (1930) S. 20.

sinnungen belebt, wird man ihn stets auf derselben Bahn finden, denn seine unverändert erhaltene Eigentümlichkeit, diese unerschütterliche Treue für Herrscher und Thron, die sich in Wort und Tat kundtat, wird sich nie verleugnen und kann nur mit ihm untergehen. — Ein Versuch, diese Gesinnungen zu verdächtigen, ist gewiss ebenso vergeblich und fällt nur auf diejenigen zurück, denen jedes Mittel zum Umsturz der gesetzlichen Ordnung erlaubt scheint, als es ihnen je gelingt, diesen ihren Ansichten hier Eingang zu verschaffen".[6])

Die sechziger Jahre brachten eine veränderte Stimmung, und Bismarcks Aufstieg, der deutsch-französische Krieg, die Reichsgründung sind mit wachsender Anteilnahme verfolgt worden. Die freudigen Empfindungen haben in Liedern und Gedichten einen Niederschlag gefunden, unter denen des Kurländers Carl von Fircks elf „Sonette von 1870" der hochgemuten Gesinnung vielleicht den stärksten Ausdruck gegeben haben. Der Dichter erkennt und weiss: „Nein, nein, das ist kein blosses Fürstenringen, / Worauf die Welt jetzt schaut mit stummen Fragen! / Ein Völkerzweikampf ist's, wie in den Tagen, / Da über'm Hunnenfeld in wildem Ringen / Die Geister sich der Toten noch umfingen." Es folgt die leidenschaftliche Klage: „O, es ist hart, am Herd sich g'nügen lassen, / Wenn rings die Land' vom Schritt des Krieges hallen, / Und die Geschichte wirbt auf allen Gassen! / O, es ist hart, nur stumm die Fäuste ballen, / Wenn deutsche Händ' in fränk'schem Blute prassen / Und Deutschlands Lose auf der Walstatt fallen!" — Fircks starb am 20. Februar 1871, nachdem er noch die Kaiserkrone, „die lang verlor'ne, tief in Nacht geschmiegte" hatte glänzen sehen: „So grüss dich Gott, du Hort der Nibelungen, / Der du des deutschen Jammers lange Tage / Gelegen hier, von Zwergen schnöd bezwungen! / Und grüss dich Gott, du Held der deutschen Sage, / Der mit dem Kobold um den Preis gerungen / Und uns in Jubel hast verkehrt die Klage." Neben Fircks verdient der Livländer Alexis Adolphi genannt zu werden († 1874), mit seinen Gedichten „Deutscher Sturm" (1870) und „Deutschland für immer!": „Mein Traumbild in Nächten und Tagen, / Die Hoffnung so wurde sie wahr: / Von Preussens Fittigen getragen / Auf schwingt sich

---

[6]) [A. Buchholtz], Deutsch-protestantische Kämpfe in den Baltischen Provinzen Russlands (1888) S. 121 f.

der deutsche Aar. / Die einig verbundenen Brüder, / An Herzblut alle sich gleich, / Sie haben es endlich nun wieder / Das deutsche, das herrliche Reich!"

Die Einwirkungen der Bismarckschen Reichsgründung auf das Schicksal der Ostseeprovinzen sind ausführlich dargestellt worden[7]). Mit Recht ist hervorgehoben worden: Bismarcks „konservative Politik Russland gegenüber bewahrte den russischen Reichsgedanken der Deutschbalten vor dem Zerbrechen"[8]). Die nach Deutschland auswandernden Balten freilich, eine grosse Anzahl hervorragender Männer und Frauen, schlossen für sich mit dem russischen Reichsgedanken ab und setzten sich für eine deutsche Expansion ein. Die Bedeutung dieser ersten baltischen Emigration für die Einstellung Deutschlands zu den Ostseeprovinzen sollte eine sehr grosse werden — sie müsste einmal gesondert untersucht werden. Das in der Heimat verbliebene baltische Deutschtum hat dem russischen Kaiserreich die Treue gehalten, bis das Reich in den Stürmen des Weltkriegs und der Revolution aus den Fugen ging.

III

Staatlich vom Mutterlande getrennt, dem russischen Reich ohne Wanken verbunden, in alten deutschen Rechtsformen lebend, haben die deutschen führenden Schichten der Ostseeprovinzen von den politischen Ideen aus Deutschland bald stärkere, bald schwächere Einflüsse erfahren. Die Zeit der intensivsten Befruchtung fällt mit dem Jahrhundert der baltischen Agrarreformen zusammen (zweite Hälfte des 18. bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts). Nicht immer sind es nur deutsche Ideen gewesen; französische Aufklärung und englischer Wirtschaftsliberalismus haben wie auf Deutschland und ganz Europa, so auch auf die kleinen Ostseeprovinzen ihren direkten Einfluss ausgeübt. Vielleicht sind es nach der Reformation im ganzen nur wenige Jahrzehnte gewesen, in denen spezifisch deutsche Gedanken massgebend herüberwirkten: die Zeit zwischen den Freiheitskriegen und der Russifizierung unter Alexander III. Hier soll nur von den politischen Ideen die Rede sein und an einigen Beispielen die

---

[7]) H. Schaudinn, Das baltische Deutschtum und Bismarcks Reichsgründung (1932).

[8]) a. a. O. 201.

charakteristische Transformation gezeigt werden, die der aus dem Westen importierte Gedanke erfuhr.

Der Liberalismus in Deutchland, von der freisinnigen Schule der Hegelschen Philosophie genährt, führte den politischen und geistigen Kampf auf der ganzen Linie. Die einzelstaatlichen Landtage sind der Boden, auf dem die Liberalen für die grossen staatlichen Prinzipienfragen fochten. 1848 treten die politischen Richtungen schärfer auseinander, der radikale Fortschritt formiert sich.

Nicht um Staatsform und Wahlrecht geht es in den Ostseeprovinzen. Die ständischen Landtage sind ihrer Zusammensetzung nach reine Adelslandtage, nur auf dem livländischen hat als einzige Stadt Riga eine Stimme. Nirgends ist vor den 60er Jahren eine mit den Zeitideen in Zusammenhang stehende liberale Verfassungsreform Verhandlungsgegenstand gewesen. Lediglich die Bauernfrage steht zur Debatte, an ihr scheiden sich die Richtungen. Auch hier hat die Hegelsche Dialektik der liberalen Weltanschauung Stützen geliehen. Aber die wenigsten Reformfreunde gingen von den theoretischen Forderungen eines staatspolitischen Liberalismus aus, die meisten von wirtschaftlichen, praktischen oder rein humanitären Erwägungen; wo der Liberalismus programmatisch auftrat, wie bei Fölkersahm, ahnte die ständische Gesinnung in ihm feindselig den Zerstörer. Später, in den 60er Jahren, bei den Kämpfen zwischen Adel und Bürgertum, bei den ersten Anregungen einer Verfassungsreform spielt ebenfalls die Doktrin gegenüber der Opportunität die geringere Rolle. Das liberale Prinzip passt sich an, fügt sich in die grösseren landespolitischen Notwendigkeiten, wird abgewandelt zu völlig undogmatischer Casuistik. Die „reine Politik“ triumphiert über die politische Lehre.

Das konnte nicht anders sein angesichts der grossen nationalen Rechts- und Machtfragen, die immer mehr in den Vordergrund traten. Der gleiche Strom neuen nationalen Fühlens durchwaltete die der Zeit aufgeschlossenen Herzen diesseits und jenseits der Staatsgrenzen. Wie die liberale, so gestaltete sich aber auch die nationale Zielsetzung in den Ostseeprovinzen völlig anders als in Deutschland. War der nationale Wille dort auf den kommenden Nationalstaat, die ersehnte deutsche Einheit ausgerichtet, so konnte er hier nur die Erhaltung einer kleinen, gewissermassen privaten Position zum Ziel haben.

Die geistig-sittliche Bewegung der Freiheitskriege war das Erlebnis, das den Begründer der berühmtesten livländischen Erziehungsanstalt geformt hat: Albert Hollander hat das alte Birkenruhe (gegr. 1825) im Geiste Schleiermachers und Fichtes, Arndts und Jahns geleitet, aber aus dieser Anstalt sind nicht deutsche Freiheitskämpfer, sondern bewusste Träger der deutschen Rechtsposition in den Ostseeprovinzen hervorgegangen. Der gleiche Geist von 1813 beseelte noch viel später einen so bedeutenden estländischen Führer wie den alten Burschenschaftler W. Greiffenhagen in seinem Kampf gegen die Russifizierung. Seit die Unifizierungstendenzen der russischen Staatsgewalt fühlbar wurden, seit den 40er Jahren regt sich das deutsche Nationalgefühl in den Ostseeprovinzen immer bewusster[9]). 1845 dichtete als junger Student in Dorpat Leopold von Schrenck ein von seinen Kommilitonen preisgekröntes Lied[10]), das gerade in seiner jugendlichen Fassung für die Stimmung in der damaligen Dorpater Studentenschaft bezeichnend ist: „Sie wollen uns rauben / den teuersten Hort, / das Burschentum, den Glauben, / der Väter deutsches Wort". Das Lied endet mit dem Bekenntnis zum Kampfe für diese Güter. Als „Vertreter des Deutschtums" feierte man Hamilkar von Fölkersahm, als er der Huldigungsadresse der livländischen Ritterschaft an Kaiser Nikolai I. nach dem Ausbruch des Krimkrieges eine Redaktion geben wollte, die auf die Gegenseitigkeit des Verhältnisses zwischen dem russischen Zaren und der deutschen Ritterschaft anspielte. Ein kühner Versuch: die Huldigung mit der Rechtsbewahrung zu verbinden. Ein nationales Ziel war der Zusammenschluss der deutschen Stände, dem die Liberalen mit der Freigabe des ausschliesslichen Rittergüterbesitzrechts in den sechziger Jahren dienen wollten. Behauptung der deutschen Machtposition wollten die Konservativen, wenn sie von den alten Rechten nicht eines eintauschen wollten gegen die unbestimmte Hoffnung auf einen reformerischen Ausgleich der Interessen. Und am Ende dieser Entwicklung des Zusammenwachsens der drei Provinzen und ihrer deutschen Stände, eines Prozesses, der in den

---

[9]) Beispiele dafür in meinem Aufsatz „Wandlungen des baltischen Nationalitätenproblems", Baltische Monatshefte 1932, S. 255 ff. (Heft 5).

[10]) Aus einem mir frdl. zur Verfügung gestellten alten handschriftlichen Studentenalbum.

vierziger Jahren seinen ersten starken Anstoss von aussen erhalten hatte, steht nicht der irredentistische oder annexionistische Alldeutsche, sondern — der Balte.

IV

Zu den für die Entwicklung der deutschbaltischen politischen Gesinnung aufschlussreichsten Vorgängen gehört die Geschichte der Bezeichnungen „baltisch“ und „Balte“.

Unser Begriff „baltisch“ ist erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden. Der aus dem Mittelalter stammende Name bezog sich ursprünglich nur auf die Ostsee und dann auch auf geographische und naturwissenschaftliche Phänomene ihrer südlichen und östlichen Küstenländer. Erstmalig nur auf Liv- Est- und Kurland angewandt erscheint er in den 30-er Jahren, bei den Beratungen über die Kodifizierung des Provinzialrechts der Ostseeprovinzen. So spricht ein Mémoire für den kurländischen Landtag 1836 vom „Baltischen Kodex“.[11]) Die Bezeichnung bürgerte sich rasch ein: wiederholt ist in den nächsten Jahren vom „Baltischen Gesetzbuch“, „baltischen Rechten und Privilegien“ die Rede; die offizielle Bezeichnung des 1845 bestätigten baltischen Kodex lautete dann aber doch noch „Provinzialrecht der Ostseegouvernements“. Literarisch ist die Bezeichnung 1847 durch Aurelio Buddeus eingeführt worden, der den ersten Teil seines Buches „Halbrussisches“ „Baltische Trümmer“ betitelte und mit einem Schlage alle Erscheinungen, die den drei Ostseeprovinzen gemeinsam waren, baltische nannte.[12])

Das Auftauchen der Bezeichnung „baltisch“ ist kein Zufall. Die drei Provinzen wuchsen wieder zusammen und bedurften eines gemeinsamen Namens. Die Umrisse der Livonia antiqua

---

[11]) R. Baron Staël von Holstein, Die Kodifizierung des baltischen Provinzialrechts, B. M. 1901 Bd. 52, S. 309. Hiernach ist die Angabe von G. Berkholz in seiner grundlegenden Studie „Geschichte des Wortes baltisch“, B. M. 1882 Bd. 29, S. 521 zu berichtigen, wo Aurelio Buddeus mit seinem 1847 erschienenen Buch „Halbrussisches“ als „der erste Erfinder dieses seitdem unter uns so beliebt gewordenen Sprachgebrauchs“ bezeichnet wird. Der naheliegende Ausdruck mag wohl auch noch früher gelegentlich einmal im neuen Sinn gebraucht worden sein.

[12]) Ohne sichtbaren Bezug auf die Gemeinsamkeit der Ostseeprovinzen ist, dass die adlige Sezession der Curonia in Dorpat, die 1850 als Korporation in den Chargiertenkonvent aufgenommen wurde, den Namen „Baltica“ annahm.

traten wieder hervor.[18]) Aber erst nach dem Anbruch der neuen Ära unter Alexander II, als ein baltisches öffentliches Leben beginnt, wird das Wort „baltisch" das Stichwort für alle auf Vereinheitlichung und Zusammenfassung der drei Provinzen gerichteten Bestrebungen. Wirksamster und sichtbarster Ausdruck dieser Tendenzen ist die Begründung der „Baltischen Monatsschrift" 1859, deren Name bereits ein Programm ist. Der „Baltischen Monatsschrift" folgt die „Baltische Wochenschrift". Bereits 1859 dringt die Bezeichnung mit der Errichtung des „Baltischen Domänenhofs" auch in den offiziellen Sprachgebrauch ein. 1862 schrieb Julius Eckardt in der Rigaschen Zeitung: „Charakteristisch für die ganze Epoche, in der wir uns befinden, ist der neugeschaffene, erst seit wenigen Jahren in Kurs gesetzte Ausdruck „Baltisch", der das stets wiederkehrende Epitheton aller neu angestrebten Institute ist, der uns fast auf jeder Seite der Geschichte des neueren und neuesten Provinziallebens begegnet". Als in den 60-er Jahren der Plan des vereinigten Landtags der Ostseeprovinzen zu Grabe getragen werden musste, wollte man wenigstens eine „Baltische Redaktionskonferenz" retten. Wie alle hochfliegenden Reformpläne scheiterte auch dieses bescheidene Projekt am Widerstande der russischen Regierung. In Estland hatte man an der Bezeichnung „baltisch" Anstoss genommen, weil man fürchtete, dass sie höheren Orts Verdacht erregen würde. Als dann 1882/3 doch eine „Baltische Redaktionskonferenz" ins Leben trat, bestanden diese Bedenken nicht mehr. Die Bezeichnung war landesüblich geworden.

Fragen wir uns nun nach dem Inhalt des neuen Begriffs „baltisch", so ist zu sagen, dass es sich zunächst nur um ein technisches Hilfsmittel zur kurzen Bezeichnung der drei Provinzen

---

[18]) Charakteristisch hierfür eine Wendung im Mémoire Georg v. Breverns für den livländischen Junilandtag von 1839, B. M. 1908 II, Bd. 66, S. 175, wo von der Notwendigkeit gemeinschaftlicher historischer Editionsarbeit die Rede ist: „ . . es darf nicht von einem einseitig provinziellen Gesichtspunkte ausgegangen werden, sondern die wahrhafte Livonia antiqua muss im Auge behalten werden. Die letzten Jahre haben uns schon einander genähert, wollen wir uns immer näher die Hände reichen, damit alle die alten Scheidewände von Vorurteilen fallen — und wir wieder gemeinsam uns zu kräftiger Entwicklung unserer provinziellen Verhältnisse erheben". Vgl. W. Wulffius, Entstehung und Gefährdung des baltischen Gemeinbewusstseins. B. M. 1928, S. 3 ff.

handelte. Mit der Zeit prägte der Begriff sich aber in einer bestimmten Richtung immer mehr aus: man empfand ihn als Abgrenzung gegen das übrige russische Reich, als Kennzeichen einer bewussten politischen Gemeinsamkeit der drei Provinzen, gemeinsamen Reformwillens und gemeinsamer Rechtsbehauptung. Was dem Begriff völlig fehlte, waren die geistigen und nationalen Inhalte, die heute ohne weiteres mit ihm verbunden zu werden pflegen, wie bei der Zusammensetzung „Baltische Sendung" u. ä. Baltisch war unter allen Umständen ein übernationaler Begriff, geprägt unmittelbar von der Entstehung einer baltischen nationalen Frage.

V

Eine ganz andere Farbe trägt der entsprechende Begriff „Balte", der im Gegensatz zu „baltisch" nicht nur als Begriff, sondern auch als Name und Wort eine Neubildung ist. Erstmalig in den 60-er Jahren gebraucht, hat die Bezeichnung jahrzehntelang den Charakter eines Kunstprodukts gehabt. Gleichzeitig mit dem Wort „Balte" waren die Bezeichnungen „Baltiten" und „Baltiker" aufgetaucht; Schirren spricht 1869 in seiner „Livländischen Antwort" von Baltikern, und auch noch zehn Jahre später begegnet uns diese Bezeichnung in der Publizistik.[14]) Um 1880 scheint aber der „Balte" sich durchzusetzen. „Noch zwar" schreibt G. Berkholz 1882,[15]) „antworten wir, z. B. im Auslande reisend, auf die Frage nach unserer Landesangehörigkeit nicht gern: „ich bin ein Balte", sondern lieber in mehr partikularistischer Weise: ein Est- oder Liv- oder Kurländer. Das erstere wäre vor der Hand noch der weniger allgemein verständliche, auch wohl etwas affektiert klingende Ausdruck. Bedenkt man aber, welche Fortschritte in der Popularität seiner Verwendung dieser neu gewonnene Volksname der „Balten" schon bis jetzt gemacht hat, so kann man sich wohl auch der Hoffnung getrösten, er werde noch bald genug den Beigeschmack des nur künstlich gemachten ganz verlieren und wirklich allgemein anwendbar werden".

Wichtig ist hier die ganz beiläufige Wendung: Balten ein Volksname; der leise ironische Unterton ist für Berkholz charakte-

---

[14]) z. B. in der anonymen Broschüre „Zur Sache Lütkens—Heyking. Eine erbetene Meinungsäusserung" (1878), S. 15.

[15]) B. M. a. a. O. 529.

ristisch, ändert aber nichts an der Tatsache, die wesentlich ist: zum Unterschied vom Sprachgebrauch des Wortes „baltisch" bezieht sich die Bezeichnung „Balte" von vornherein nur auf die deutschen Liv- Est-Kurländer. Diesen nationalen Charakter hat die Bezeichnung behalten. Das „Baltenregiment" war eine deutschbaltische Truppe, während der Name „Baltische Landeswehr" auch nicht-deutschbaltische Elemente deckte.

Der Inhalt des Begriffes „Balte" zeigt alle Merkmale seiner Entstehungszeit. Die Zeit harten nationalpolitischen Kampfes hat ihn geprägt. In der Abwehrstellung gegen die Russifizierung wurde jener Katalog von politisch-sittlichen Wertsetzungen abgeschlossen, beruhend auf alter körperschaftlicher Ehre, der mit der Vorstellung „Balte" stets verbunden bleiben wird. Im Grunde ist der Livländer, Estländer, Kurländer schon damals untergegangen. Der „Balte", der an seine Stelle trat, ist ein ganz anderer Typus. Der Unterschied ist leicht herauszuspüren; in ihm ist unser ganzes Schicksal auf eine Formel gebracht. Der „Balte" trägt nicht die Züge des Selbstverständlich-Natürlichen, des Problemlos-Wachstümlichen, die wir am Liv-Est-Kurländer ebenso wahrnehmen wie am Schlesier oder Rheinländer, ja auch am Siebenbürger Sachsen oder Elsässer. Weil er einer Kampfzeit seine Entstehung verdankt, bezieht er sich auf eine bestimmte, willensmässig zusammengefasste, geistig-sittlich begründete Haltung ernsten und unpersönlichen Charakters, die ohne Schwierigkeiten ins Licht des Heroischen gerückt werden kann. Seine wesentlichsten Kennzeichen sind der kämpferische Zug und die Bezogenheit auf eine überpersönliche Idee. In beidem hat der „Balte" vom altlivländischen Kolonisator mehr Ähnlichkeit als vom Livländer des „Livländischen Stillebens" [16]).

Der „Balte" ist der Träger der deutschen Vereine geworden, Träger der neuen, aktiven nationalpolitischen Gesinnung, die 1919 einen neuen Grad von Bewusstheit und eine konservative Vertiefung erlebte. Der Geist der Zeitwende hat ihn schon damals angerührt.

Ein anderer Sprachgebrauch des Wortes, der hier noch erwähnt sei, hat sich nicht durchsetzen können: jene Auffassung, die den „Balten" gegen den „Deutschen" ausspielt, unter dem Balten einen

[16]) In diesem Sinne ist wohl auch der Zeitpunkt, zu dem der Livländer Karl von Freymann seinen Aufsatz „Über den Geist der livländischen Kolonisation" schrieb (1904), kein zufälliger.

national weniger geschlossenen, nur an den baltischen Boden gebundenen Menschen versteht.

Dass der Ausdruck „baltisch“ nicht nur im gekennzeichneten ursprünglichen Wortsinn, sondern auch als adjektivische Entsprechung zu „Balte“ gebraucht wird, ist bekannt. Hier ging es nur um die Tatsache, dass er älter ist als der substantivische Ausdruck und von einer anderen Zeit seine Eigenart empfing. Und auch nur er ist von nichtdeutschen Landesgenossen aufgegriffen und ohne Bedenken auch auf sie bezogen worden.

VI

Durch die baltische Geschichte geht zweimal ein tiefer Riss: 1561 und 1918. Beide Zäsuren bedeuten den Anbruch neuer Zeitalter.

1561 erlosch die Zugehörigkeit Livlands zum Verbande des Römischen Reiches deutscher Nation. Wir pflegen diese Tatsache den Untergang der livländischen Selbständigkeit zu nennen: damals begann die 350jährige Provinzialexistenz unserer Länder, und selbständig sind sie eben nur im weiten Rahmen des alten Reiches gewesen. Der Versuch einer Anknüpfung an diese Erinnerung, der 1918 gemacht wurde, scheiterte nicht nur, weil Deutchland zusammenbrach, sondern vielleicht auch weil die universalistischen Grundlagen dieser Tradition damals nicht stark genug waren. Heute scheint der Zusammenhang mit beiden Epochen der livländischen Geschichte, der mittelalterlichen und der neuzeitlichen, im realen, kräftigen Geschehen gerissen. Ordensgeschichte, Ritterschaftsgeschichte sind ins ewige Dunkel der Vergangenheit zurückgetreten.

Die baltische Schicksalswende der Jahre 1918/19 ist durch drei grundlegende Tatsachen charakterisiert: die Verlagerung der Macht im Lande, deren sichtbarster Ausdruck die revolutionären Enteignungen sind, die Auflockerung, die Labilisierung des Staatengefüges im ganzen Osten, herbeigeführt durch den Zusammenbruch Russlands, und die Steigerung des nationalen Selbstbewusstseins der kleinen Völker. Heute tritt immer entschiedener ein viertes Moment hinzu: die Bereitschaft des Deutschen Reiches, sich seiner Aufgabe im europäischen Osten zu erinnern. Nur diejenige politische Einstellung, die mit diesen Tatsachen rechnet, wird der Wirklichkeit gerecht. Unverlierbar aber tragen wir die Züge an uns, die unsere Geschichte geprägt hat. Wir können nicht einfach einen Schluss-

strich unter die Vergangenheit ziehen und voraussetzungslos ein völlig Neues beginnen. Jede neue Ideologie zieht ihre Kraft aus der Tradition.

Suchen wir zu verstehen, was sie uns heute sagen kann.

Erstens. Wir würden einen entscheidenden Schicksalszug unserer Geschichte verleugnen, wenn wir die im nationalstaatlichen Rahmen politisch externe Stellung zu Deutschland aufzugeben wünschten, wenn wir die Spannung von Staat und Nation innerlich nicht mehr ertrügen. „Hier führt" sagt H. Rothfels[17]), „die Überspannung sowohl des Volksprinzips wie des Staatsprinzips mit Notwendigkeit zum Chaos, hier wird immer um Zwischenformen einer irgendwie föderativen Art gerungen werden müssen . . ."

Zweitens. Kein politisches Bekenntnis hat für den Auslanddeutschen Geltung, das er nicht schöpferisch auf seine besondere politische Situation bezogen und damit neugestaltet hat. Aber die geistig-politische Wechselwirkung zwischen Auslanddeutschtum und Mutterland ist heute notwendiger denn je, wenn der Auslanddeutsche teilhaben will an der mächtigen inneren Bewegung der Nation, zu der auch er, und besonders der Balte, sein besonderes Wort zu sagen hat.

Drittens. Im Begriff des Baltischen liegt die übernationale Einheit des baltischen Gebiets. Nur eine Konzeption, die weit genug ist, um den nationalen Kulturen ihr Recht zu lassen, kann den Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben.

Viertens. Schon seit wir Balten sind, d. h. seit wir im Nationalitätenkampf stehen, genügt die alte, stolze, ruhige Rechtsbehauptung nicht mehr, ist uns ein dynamisches Element vonnöten, ein an die Sendung gebundener nationalpolitischer Aktivismus, der allein schon um der Selbstbehauptung willen erforderlich ist. Stillstand heisst Rückschritt, Verteidigung Niederlage.

Wenden wir diese Richtlinien auf die konkrete Situation an, auf die brennende Frage nach unserem Verhältnis zu Reich und Staat, Volk und Nation, so ergeben sich sehr einfache Formulierungen im Sinne einer spannungsreichen Synthese von deutsch und baltisch, die trivial sein würden, wenn uns das einheitliche Ganze, das sie bilden, nicht so oft unter den Händen in Stücke ginge.

---

[17]) a. a. O. S. 4.

Wir müssen national stark zu werden suchen, alles fördern, was hierzu beiträgt, keine Möglichkeit verpassen und keine Chance verachten. Hierzu gehört als besonders wichtig die Stärkung volksgemeinschaftlichen und körperschaftlichen Denkens.

Wir müssen den Staaten gegenüber, denen wir angehören, genaueste Loyalität beobachten. Loyalität im wörtlichen Sinne: Gesetzlichkeit. Verschwörertum, irredentistische Verschlagenheit kann unsere Haltung nicht sein. Dass der Staat für uns „eine politische, nicht eine sentimentale" Angelegenheit ist[18]), weiss jedermann. Der Staat ist um des Landes willen da, um all der Völker willen, die dem Lande eingeboren sind.

Wir müssen wissen, dass wir zusammen mit unseren Heimatgenossen zu Mitteleuropa, nicht zum russischen Osten gehören. Zum Wesen des mitteleuropäischen Staatengefüges, dessen universalistische Grundlagen immer deutlicher erkannt werden, gehört eine Ordnungsaufgabe von grosser aussenpolitischer Tragweite. Von der Gestaltung dieser Aufgabe wird auch das Schicksal unserer Länder abhängen und unsere Zukunft, an die wir glauben.

Die deutsche Revolution

Von Heinrich Bosse

1.

Am 9. November stieg die rote Fahne in Deutschland hoch. Das Kaiserreich zerbrach. Das befreite Volk schuf sich den eigenen, den sozialistischen Staat. Die Sehnsucht dreier Arbeitergenerationen hatte ihre Erfüllung gefunden.

Hatte sie es?

Die erste herbe Kritik an jener „dümmsten und feigsten, ehr- und ideenlosesten Revolution der Weltgeschichte" wurde Spenglers 1919 erschienene Schrift: Preussentum und Sozialismus.[1])

---

[18]) Vgl. Baltische Monatsschrift 1930, S. 393 (Heft 6).

[1]) Oswald Spengler, Politische Schriften. Volksausgabe. München 1933. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (enthält u. a. „Preussentum und Sozialismus" 1919, „Politische Pflichten der deutschen Jugend" 1929, „Neubau des Deutschen Reiches" 1924, sowie eine Reihe bisher unveröffentlichter Aufsätze). Preis geh. RM. 3.60, in Leinen geb. RM. 4.80.

Er selbst hat später einmal gesagt, von diesem Buch habe die nationale Bewegung ihren Ausgang genommen. Und der Ausspruch wird seine Gültigkeit bewahren, soweit nämlich nationale Bewegung mehr bedeutet als unerschrockenes Säbelrasseln, mehr als romantisches Wiederheraufwünschen einer guten alten Zeit. In der negativen Bewertung der Novemberrevolte stand er gewiss nicht allein da. Seine Tat aber ist es, als erster dargelegt zu haben, warum sie einen so kläglichen Verlauf nehmen musste und welche Zielsetzungen sich aus diesem Scheitern einer angeblich sozialistischen Ideenwelt ergaben. Es bedeutete, dass jede sinnvolle Politik von einer radikalen Verneinung dieser Ideologie ihren Ausgang nehmen musste, dass die deutsche Lebensform der Zukunft in dem straffen Gliederungsprinzip eines „sozialistischen Preussentums" zu suchen sei.

Aber bei diesem Nachweis blieb es zunächst. Und an der Tatsache, dass Deutschland im Zustande einer innen- wie aussenpolischen Hilflosigkeit verharrte, vermochte auch jene nationale Bewegung noch nichts zu ändern, von der Spengler im Februar 1924 bitter äusserte: nationale Politik sei in Deutschland seit dem Kriege als eine Art Rausch verstanden worden. Die Jugend begeistere sich in Massen an Farben und Abzeichen, an Musik und Umzügen, an theatralischen Gelübden und nationalen Aufrufen. „Nicht dass man gegen diese oder jene Macht Lärm schlägt, sondern dass man sie an politischem Geschick überragt, hat Bedeutung". Wenn Spengler als politische Pflicht der deutschen Jugend eine ernste Selbsterziehung zu aussenpolitischem Denken, geschult an der staatsmännischen Praxis forderte, so hatte er eine Wurzel der Erfolglosigkeit aller nationalen Bestrebungen richtig getroffen. Und was er damals warnend geäussert, gilt vielfach auch heute noch „mit unveränderter Wucht".

Dennoch können wir rückblickend heute bereits fragen: welche politischen Aufgaben hätte eine nationale Jugend denn übernehmen sollen, die in ihrem geringsten Teil erst zur Nation hingefunden hatte? Hierin lag die zunächstliegende Aufgabe, und in flammender Nachdrücklichkeit darauf hingewiesen zu haben, dies ist die Bedeutung von Moeller van den Brucks „Drittem Reich"[2]).

---

[2]) Moeller van den Bruck. Das Dritte Reich. (1923) Ungekürzte Sonderausgabe der Hanseatischen Verlagsanstalt Hamburg 1932. Preis RM. 2.90.

Auch für Moeller van den Bruck gelten zunächst die Fragestellungen, die von Spengler schon aufgeworfen waren (und die vor diesem bereits in Moellers „Preussischem Stil" teilweise zutage treten). Der grundlegende Gegensatz, der dort als „preussische" bzw. „englische Anschauungswelt" gefasst war, kehrt hier in der Polarität von liberalem und konservativem Denken wieder. Verschieden, und doch einander ergänzend, sind nur die Zielsetzungen. Wenn Spengler den Staat verlangt, so geschieht das aus den sehr konkreten Forderungen einer äusseren Wirklichkeit. Moeller aber, der die Nation ruft, erkennt die nicht weniger konkreten Forderungen einer seelischen Wirklichkeit. Denn an dem Nichtvorhandensein der Nation ist der wilhelminische Staat zerbrochen.

Spengler ist Pessimist. Ein harter und tapferer Pessimist, der durch seine enormen Kenntnisse, seine geistvollen Schlussfolgerungen uns packt und überzeugt, dennoch in die letzten und entscheidendsten seelischen Schichten nicht einzudringen vermag. Moeller van den Bruck aber brachte den Glauben, den zündenden Glauben an die Nation und an ein kommendes Drittes Reich, dessen Trägerin sie sein wird. Vielleicht liegt hier das Geheimnis seiner ungeheuren Resonanz. Und es ist für das organische (er selbst hätte gesagt: konservative) Denken Moellers bedeutsam, dass er die Novemberrevolution in all ihrer Erbärmlichkeit bejaht und begreift als etwas Notwendiges, als einen misstönenden Auftakt zu der eigentlichen Revolution, in der sich die Nationwerdung des deutschen Volkes vollzieht: Es geht um die Eingliederung des deutschen Arbeiters.[3])

2.

„Der Liberalismus ist diejenige Weltanschauung, nein Anschauungswelt, von der die Jugend in Deutschland heute mit Ekel, mit Unwillen und einer besonderen Verachtung abkehrt, weil es nichts gibt, das ihrer eigenen Art, die Welt anzuschauen, entgegengesetzter und zugleich widerwärtiger wäre." Dieser Satz ist eine Feststellung und eine Forderung zugleich. Wobei wir freilich den Liberalismus möglichst weit zu fassen haben: als eine Haltung,

---

[3]) „Vielleicht wird dies einmal der Sinn der Revolution gewesen sein, dass sie das deutsche Proletariat der deutschen Nation zugeführt hat".

die, „vom freien Individuum“ ausgehend, als einzigen Wertmasstab der Erscheinungen die menschliche Vernunft anerkennen will, welche als etwas Absolutes gesetzt wird. Dreierlei bringt diese Haltung mit sich: Zerstörung aller Bindungen, die den einzelnen in eine Gemeinschaft eingliedern; Relativierung aller Begriffe (weil ja ein jeder „verschieden dazu stehen kann“); einseitige Überschätzung der wirtschaftlichen Mächte (die als „praktische Wirklichkeit“ am ehesten der Vernunft zugänglich, einleuchtend sind). Ihr Glaubensbekenntnis aber ist der Fortschritt.

Dem weltanschaulichen Liberalismus entnahm Karl Marx sein geistiges Rüstzeug, als er die Massen des Proletariats zum Kampf aufrief um eine Neuordnung der Welt. „Proletariat ist, was unten bleibt“, sagt Moeller einmal; „Proletariat ist immer. Es ist aus Übervölkerung entstanden und begreift sich als einen überschüssigen, und, wie es meint, ausgestossenen Menschheitsteil. Also will das Proletariat seinen Teil haben, nicht so sehr an Werten, von denen es doch nichts weiss, als an Gütern, die es im Besitze von Bevorzugten erkennt, und die erst der Proletarier, wie das Proletariat meint, diesen Bevorzugten geschaffen hat.“ Der Kampf des Proletariats sollte geführt werden als internationaler Zusammenschluss der Klasse. Vorkämpfer wurde in diesem Kampf die deutsche Sozialdemokratie. Das heisst aber: der deutsche Arbeiter; und es bedeutet: die deutschen Arbeiter stellten sich geistig ausserhalb des Staates, empfanden ihn als etwas Fremdes, ja Feindliches und wurden ihrerseits als „vaterlandslose Gesellen“ vom Staate abgelehnt.

Der Krieg kam, und es geschah, dass in jenen Julitagen von 1914 die Arbeiterschaft sich hinter den bedrohten Staat stellte. Aber das Feuer verloderte, und der Krieg endete mit dem Zusammenbruch. Der grosse Augenblick des Marxismus war gekommen. Und er ging ungenutzt vorüber. Der sozialistische Staat der Zukunft, dem ein 75-jähriger Kampf gegolten hatte, blieb ein Traum. Und der Traum wandelte sich bald in eine harte Wirklichkeit, die hiess Versailles.

Die grosse Ernüchterung der Massen vollzog sich freilich erst allmählich. Auch heute sind wir noch mitten in diesem Prozess begriffen. Aber das Erlebnis von 1918 ist entscheidend, und die Erkenntnis greift Platz, dass es als Fiasko der liberalen Denkwelt

gewertet werden muss[4]). Das Zeitalter des Weltfriedens, dessen Auftakt die eigene Entwaffnung werden sollte, blieb eine blutige Phrase, die Not der proletarischen Massen wuchs gleichmässig mit der der „kapitalistischen" Schichten, die pazifistische Solidarität der Nationen blieb aus. In jenen Massen, deren übernationale Haltung ihr grösster Stolz gewesen war, beginnt es zu dämmern, dass sie Teile eines geschlagenen und von seinen Überwindern entrechteten Volkes sind, an dessen Leiden sie teil haben. „Es gibt keine Gerechtigkeit für Menschen, wenn es nicht vorher eine Gerechtigkeit für Völker gibt." Diese Gerechtigkeit aber will erkämpft sein.

Moeller van den Bruck hat „Das Dritte Reich" vor nunmehr 10 Jahren geschrieben. Die Bewegung, die er entstehen sah und der er selbst als Rufer im Streite zu immer wachsender Bedeutung half, hat im Siege des Nationalsozialismus[5]) die erste äussere Etappe ihres langen Weges erreicht. Die Abkehr vom liberalen Denken ist für den ausschlaggebenden Teil der deutschen Jugend zur unwiderlegbaren Tatsache geworden. Das Zeitalter des freien Individuums (dessen Korrelat die Masse ist) ist vorüber. Aus der ungeheuren Erschütterung des Zusammenbruchs und der Folgejahre wächst das Verlangen nach Einordnung und festen Bindungen immer stärker empor. Und wenn einst das liberale Zeitalter mit dem Versprechen der grösstmöglichen individuellen Freiheit warb, so ist heute die junge Generation dort zu finden, wo restlose Hingabe die Forderung ist. Und Freiheit fasst sie nicht mehr als eine Summe von Rechten, sondern als freiwillige Einordnung in eine Gemeinschaft mit strengen und als verpflichtend anerkannten Gesetzen.

---

[4]) Vorbereitet wurde die Erkenntnis auch durch das Wirken der Jugendbewegung, auf die wenigstens hingewiesen werden soll. Vgl. Baltische Monatshefte 1932 (10. Heft) S. 555 f.

[5]) Um Missverständnissen zu begegnen: Wir sehen im Nationalsozialismus einen Exponenten dieser Bewegung; ihren wichtigsten freilich insofern, als er eine Form fand, in der die deutsche Revolution in den politischen Machtkampf einmünden und ihre Einsatzbereitschaft diesem dienstbar gemacht werden konnte. Wir sehen aber die gleiche Strömung auch unterhalb und ausserhalb des Nationalsozialismus wirksam, weil sie zu mächtig und zu breit ist, um innerhalb eines einzelnen Parteiprogramms ihren Ausdruck zu finden. Von hier aus gesehen bleibt es auch gleichgültig, von welcher Seite Forderungen zuerst erhoben wurden, sofern sie nur Allgemeingut der revolutionären Strömung geworden sind.

3.

Hier aber ist von der gewandelten Auffassung der Arbeit zu sprechen.

Arbeit im liberalen Sinn ist Ware. Darin, dass man sie so teuer wie möglich zu verkaufen sucht, gipfelt das Ziel aller sozialen Bewegungen des Liberalismus. Und der Idealzustand einer restlos „fortschrittlichen" Menschheit ist erreicht, wenn dem einzelnen ein möglichst ausgiebiger Daseinsgenuss bei einem Mindestmass an Arbeit ermöglicht wird. Wie aber, wenn hier ein sehr entscheidender Denkfehler verborgen wäre? Wir reden heute von der sogenannten seelischen Not der Arbeitslosen und meinen damit ein nicht minder ernsthaftes Problem, als es die wirtschaftliche Seite der Erwerbslosigkeit ist. Dass es ein in der menschlichen Psyche tief begründetes Arbeitsbedürfnis gibt, daran pflegten die Wirtschaftstheoretiker des Liberalismus vorbeizusehen, und wiederum erweist es sich, dass ihre Rechnungen, an der lebendigen Wirklichkeit gemessen, nicht aufgehen.

Spengler verkündete den „preussischen Sozialismus", der Dienst des einzelnen an der Gesamtheit, am Staate ist. Dieser Dienstgedanke, damals noch eine theoretische Forderung, will heute innerhalb der jungen Generation zu greifbarer Wirklichkeit werden. Warum? Sie wissen es nicht. Der junge revolutionäre Mensch weiss nur, dass die alten liberalen Formulierungen, auf seine Arbeit angewandt, keine Gültigkeit mehr beanspruchen können. Das ist die andre Seite der Nationwerdung. Wo Dienst ist, gilt gleiches Bezogensein auf etwas Drittes. Wo Dienst ist, sind Kameraden.

Der Prozess erfolgt selbsttätig aus den Kreisen der jungen Generation heraus. Die Idee des freiwilligen Arbeitsdienstes ist seine sichtbarste Äusserung. Wenn heute die akademische Jugend in Sport- und Bildungskursen für erwerbslose Industriearbeiter eines ihrer vornehmsten Betätigungsfelder erblickt, so ist das keine soziale Fürsorge mehr im alten Sinne, so verkörpert sich darin eine sehr andersartige „Solidarität der kopf- und handarbeitenden Klassen", als sie sich je in den Köpfen liberaler Ideologen gemalt hat. In den Kolonnen und Lagern des jungen Arbeitsdienstes wird der Begriff der Kameradschaft zwischen Ver-

tretern völlig verschiedenen Berufswelten als eine neue, aber sehr konkrete Wirklichkeit erlebt.

Auf der anderen Seite aber erwächst wiederum in den Massen der stellungslosen Jungakademiker, Angestellten und Handarbeiter das Gefühl des Ausgeschaltetseins aus dem Arbeitsprozess der Nation als etwas über alle Schranken der Herkunft und Bildung hinweg Verbindendes und Gemeinsames; und dies Gefühl wird nicht weniger schmerzlich und nachdrücklich empfunden, als die gemeinsame wirtschaftliche Preisgegebenheit. Auch der Stempelbruder ist ein Kamerad.

Der Begriff der Arbeit hat sich gewandelt. Damit aber auch das Recht auf Arbeit, das nun nicht mehr bloss ein Recht auf materielle Sicherstellung, sondern darüber hinaus auf Eingliederung in das Dienstgefüge des nationalen Staates erscheint. „Der deutsche Sozialismus ist nicht erst die Aufgabe eines Dritten Reichs", schreibt Moeller van den Bruck, „er ist vielmehr die Grundlage. Und Sozialismus ist für uns: Verwurzelung, Staffelung, Gliederung".

4.

Es ist für alle Deutungen, die die deutsche Revolution hervorgebracht hat, bezeichnend, dass eine imperiale Idee in ihnen auftaucht; dass die Bewegung sich berufen fühlt, auch für die Gestaltung der Welt ausserhalb des deutschen Raumes verantwortlich zu sein. Von keinem aber ist sie so nachdrücklich als Teilerscheinung einer Weltwende empfunden worden, wie von Ernst Jünger in seinem Buch Der Arbeiter.[6])

Für Spengler wie Moeller van den Bruck war die Ausgangsstellung gemeinsam: die geistige Verbundenheit mit einer vorliberalen Welt, sowie der Glaube an den Sieg eines konservativen Wertgefüges über die auflösenden Tendenzen eines in sich morschen Liberalismus. Wie aber, wenn dieser Glaube trügerisch wäre? Wenn eben diesem bürgerlichen Liberalismus die weltgeschichtliche Aufgabe zugewiesen wäre, durch Einebnung aller bestehenden Formen den Weg frei zu machen für das Heraufrücken eines

---

[6]) Ernst Jünger: Der Arbeiter. Erscheinung und Gestalt. Hanseatische Verlagsgesellschaft, Hamburg 1932. Preis Kart. 4.60 geb. 5.80.

gänzlich andersartigen Menschentyps? Eines Zeitalters, das in erster Linie durch die Bildung von Grund auf neuartiger Wertmasstäbe gekennzeichnet wäre? Diese Frage wird von Ernst Jünger gestellt — und bejaht. Die Herrschaft dieses anbrechenden Zeitalters aber sieht er der Gestalt des Arbeiters übertragen.[7])

Das bürgerliche Zeitalter, an dessen Ausgang wir stehen, war gekennzeichnet durch des Streben nach Sicherheit und Freiheit: Sicherheit eines Gesellschaftssystems gegenüber dem Einbruch elementarer Kräfte, deren gefährliches Vorhandensein dunkel geahnt, dennoch verneint und damit in das Reich des Irrtums, der Träume oder eines notwendig bösen Willens verwiesen ward. Mit diesem Ideal der Sicherheit verband sich das der individuellen Freiheit, die als Auflösung der verpflichtenden Bindungen und deren Ersatz durch kündbare Verträge verstanden wurde. Jede weitere Etappe eines scheinbaren Fortschritts galt der Verwirklichung einer dieser beiden Forderungen. Als Mittel, dessen sich der Fortschritt bedient, galt die Technik.

Es zeigt sich aber nun die Widerlegung dieses Fortschrittsglaubens durch das Walten eines metaphysischen Willens, der jedem technischen Mittel eine völlige Umkehrung seiner beabsichtigten Wirkung ermöglicht. Ein Motor kann statt des Luxusfahrzeuges ebensogut einen Tank bewegen, die künstliche Stickstoffgewinnung wirkt sich ebenso im landwirtschaftlichen, wie im sprengstofftechnischen Sinne aus und so fort. Genau das gleiche zeigt sich in der Verkehrung des Freiheitsbegriffes in sein Gegenteil. Der „freie" Bürger ist in ein derartiges Netz von wirtschaftlichen Verpflichtungen eingesponnen, dass eine Kündigung des glücklich erreichten Vertragszustandes dem Hinausgestossenwerden in kläglichste Hilflosigkeit gleichkäme (Man stelle sich heute einmal praktisch die Freiheit des Individuums vom Verkehrswesen, der Elektrizität usw. vor). Durch das Walten dieser metaphysischen Ironie kündet sich die Ausprägung eines neuen Menschenschlages an, dem die Mittel der Technik gemäss sind, die Machtübernahme durch eine neue Herrenschicht mit totalen Machtansprüchen. „Die Fragestellung von gestern lautete: wie gewinnt der Arbeiter Anteil an der Wirtschaft,

---

[7]) Jünger versteht unter der Gestalt „eine höchste sinngebende Wirklichkeit", deren Symbolen, Vertretern, Prägungen wir in den Erscheinungen des täglichen Lebens begegnen.

dem Reichtum, der Kunst, der Bildung, der Grosstadt, der Wissenschaft. Morgen aber heisst es: Wie haben alle diese Dinge im Machtraume des Arbeiters auszusehen und welche Bedeutung wird ihnen zugeteilt". Und es wird innerhalb dieses Raumes entscheidend für den Rang des einzelnen, inwieweit in ihm die Gestalt des Arbeiters verkörpert wird.[8])

Die Verkörperung des Bürgers war das Individuum (die „Persönlichkeit"); die des Arbeiters aber ist der Typus. Kennzeichnend für den Typus ist der Verlust an Mannigfaltigkeit und Individualität; sie werden ersetzt durch Schärfe und Bestimmtheit der Prägung. Das Auftreten des Typus ist bereits in der letzten Phase des Weltkrieges zu verfolgen: dort, wo die Materialschlacht in zunehmendem Masse den Charakter der totalen Kampfarbeit gewinnt, oder wo durch Einstellung neuer technischer Kampfmittel eine selbsttätige rassenmässige Auslese sich vollzieht. Das immer stärkere Hervortreten des Typus, der sich überall auskristallisiert, wo die Arbeit eine besondere technische Qualifikation verlangt, wird heute auf allen Gebieten des Lebens unterstrichen durch die Veränderung, die sich in Bezug auf die Kleidung vollzieht, „die insofern den Charakter einer Uniform besitzt, als Arbeitscharakter und Kampfcharakter identisch sind". (Man denke dabei an die Monteur-, Chauffeur-, Chirurgen- und Chemiker„uniform" sowohl, als an die Vorliebe der Massen für Parteiuniformen usw.)

In der kommenden Welt des Arbeiters verliert das Ideal der bürgerlichen Freiheit seine Gültigkeit. An die Stelle eines Systems kündbarer Verträge tritt die totale Bindung, die Befehlsordnung. (Wie im öffentlichen Leben heute schon an die Stelle der Parteien Gefolgschaften treten und Aufmärsche an die Stelle von Versammlungen.) Im Zusammenhang damit wandelt sich auch der Begriff der persönlichen Leistung. Und es ist bezeichnend für den Typus, dass er seine Arbeit im Schatten der Anonymität tut, so wie wir heute bereits im unbekannten Soldaten (der auch der unbekannte Generalstabschef sein kann) den Helden des Weltkrieges ehren.

Die Herrschaft des Typus wird Wirklichkeit in einem Raum, der durch die Tatsache der einheitlichen (totalen) Planung be-

---

[8]) Vgl. oben Anm. 2.

stimmt wird. Ansätze dazu machen sich durch das Auftreten grosszügiger Planungen (Trockenlegung der Zuidersee) heute bereits bemerkbar. Doch stellt die heutige „Werkstättenlandschaft" noch nichts als die erste, sehr zufällige und anarchische Umformung der ursprünglichen Naturlandschaft dar. Erst durch die gleiche unsichtbare Bezogenheit auf das eine Ziel der organischen Konstruktion erhält die Technisierung der Welt ihren inneren Sinn. Gleichzeitig wird durch diese Bezogenheit das Gespenst eines blutleer-rationalen Maschinendaseins gebannt. Denn Jünger erkennt hinter den Vorgängen eine bestimmende Kraft, die in der Gestalt des Arbeiters ihren metaphysischen Ausdruck findet und Arbeit als Lebensstil einer kommenden Epoche verkündet.

Wir wollen uns mit dieser kurzen, sehr unzureichenden Andeutung der Jüngerschen Visionen begnügen. Von allen Sinngebungen der deutschen Gegenwart wird kaum eine ihn an unerbittlicher Klarheit, Kühnheit der Konstruktion und radikaler Entschlossenheit der Konsequenzen übertreffen. Wir meinen, dass in dieser Grossartigkeit auch ihre Schwäche bedingt liegt. Torheit wäre es, sich dem Umfange einer Wandlung zu verschliessen, die sich in tausend Anzeichen anzukündigen beginnt. Aber der konservative Mensch weiss, dass alle Wandlungen der Weltgeschichte gebunden sind an eine unzerreissbare Generationenkette: und er weiss, dass diese sehr schlichte biologische Tatsache eine Kontinuität verbürgt, die auch im Reiche der abstrakten Einfühlung ihre Bedeutung behaupten muss.

Vor allem aber ist er sich dessen bewusst, dass in und über allem Geschehen ein göttlicher Wille wirksam ist (dessen Walten auch Jünger in den „metaphysischen Kräften wider Willen anerkennt, welche er hinter den Gestalten seines Systems spürt); ist sich bewusst, dass alles menschliche Sein seinen letzten Sinn erst in der persönlichen Beziehung des einzelnen auf das Göttliche erhält. Und so wird er mit Entschiedenheit Einspruch erheben gegen ein Weltbild, das sich „brüsk von allen Glaubensbindungen löst[9]), die absoluten Werte zu Arbeitsgrössen herabsetzt und so in

[9]) Jünger lehnt das Christentum als einen geistigen Bestandteil des verflossenen Zeitalters ab und kommt (da er andrerseits auch für den Typus des Arbeiters ein kultisches Bedürfnis bejaht) damit notwendig zu völlig bizarren Folgerungen, denen die innere Verlegenheit deutlich anzumerken ist: „Ihm (d. h. dem Arbeiter) ist die Wiederentdeckung der grossen Tatsache vorbehalten, dass Leben und

Wahrheit die entscheidendsten Irrtümer des abtretenden Bürgertums mit dem flimmernden Schein einer kosmischen Begründung und einer sieghaften Zukünftigkeit bekleidet“ [10]).

5.

Wir kommen zum Schluss.

Die deutsche Revolution ist eine Tatsache, die unwiderlegbar geworden ist. Vielfältig sind die Strömungen, die in ihr zusammenfliessen. Aber es ist ein Kampf. Er gilt dem Liberalismus, dem 19. Jahrhundert, dem Bürgertum, man nenne es, wie man wolle. Und es ist auch ein Ziel: die deutsche Nation. Oder der deutsche Sozialismus, was gleichbedeutend ist.

Die Revolution, deren Träger vornehmlich die deutsche Jugend ist, vollzieht sich unterhalb der Parteibildungen, obwohl sie sich im Nationalsozialismus einen ihrer sichtbaren Exponenten geschaffen hat.

Alle Wertung des deutschen Geschehens, die heute eine Restauration, ein Sichbesinnen auf frühere Werte, und wie die Wunschträume heissen mögen, im Auge hat, geht an dem einen Grundlegenden vorbei: dass nämlich die deutsche Revolution nichts wiederfinden will, sondern etwas Neues schaffen. Und dass sie eine sehr soziale Revolution ist, die sich nicht nur gegen die Weimarer, sondern ebenso gegen die wilhelminische Epoche wendet; denn weder die eine, noch die andere hat die Nation verwirklichen können. Diese Tatsache, an der nicht zu deuteln ist, will in ihrer vollen Bedeutung erfasst sein, wenn andernfalls ein verhängnisvolles Missverstehen vermieden werden soll.

Die Gefahr des Missverstehens trifft in erster Linie beim baltischen Menschen zu. Denn in seiner Vorstellungswelt, den eine lange Vergangenheit nur in den Formen der „Gesellschaft“ oder des „Landes“ zu denken gelehrt hat, findet der Begriff der Nation noch keinen Raum. Seltsam und fast tragisch mag es daher anmuten, wenn gerade altkonservative baltische Kreise einer politischen Ideenwelt sich einzuordnen suchen, deren geistige Grund-

---

Kultus identisch sind. In diesem Sinne lässt sich allerdings der Ausspruch wagen, dass bereits heute inmitten der Zuschauerringe eines Lichtspieles oder eines Motorrennens eine tiefere Frömmigkeit (!) zu beobachten ist, als man sie unter den Kanzeln und vor den Altären noch wahrzunehmen vermag.“

[10]) M. H. Boehm, Der Bürger im Kreuzfeuer.

lagen in ihrer ungeheuren Konkretheit noch kaum begriffen, geschweige denn angeeignet wurden.

Die deutsche Revolution stellt auch das baltische Deutschtum vor eine entscheidende — vielleicht die entscheidendste — Lebensfrage. Die Antwort darauf aber ist nicht mehr mit Worten, sondern nur noch in Tat und Haltung möglich.

„Anti-Machiavell"

Von Hans Schultz

Zu den Ausführungen von Dr. Erhard Kroeger im Februarheft der „Baltischen Monatshefte" über den von ihm geprägten Begriff der „politischen Inversion" seien in folgenden Zeilen einige ernste Bedenken angemeldet.

Wir stimmen mit dem Ausgangspunkt Dr. Kroegers vollkommen überein und sehen ein grosses Verdienst darin, dass es einmal mit aller Schärfe ausgesprochen worden ist: Wenn die baltische Jugend heute nicht zu einer festen und klaren politischen Willensbildung kommt — politisch im weiten Sinne des Wortes — wird dieses Vakuum zu einem Einfallsgebiet für allerhand defaitistische und opportunistische Regungen werden müssen. Ein Verfall des Lebenswillens und des entschlossenen Eintretens für politische Ziele muss dann einsetzen und hat heute schon in erschreckend weitem Umfang eingesetzt. — Es gilt heute darum besonders das Wollen unser jungen Generation zu verdichten und in klare Bahnen zu lenken. Wir begrüssen den Willen zur „Entschlossenheit", der aus dem Aufsatz spricht, weil nur mannhafte Entschlossenheit unsere Existenz durch den Drang dieser Zeit hindurchsteuern kann.

Entscheidend ist nun aber, aus welcher Quelle dieser Wille strömen soll, unter welcher Parole die Sammlung erfolgt. In dieser Frage müssen wir die Anschauungen Dr. Kroegers entschieden ablehnen. In dem Begriff der „politischen Inversion" schlummern — im Artikel treten sie nur unscharf ans Licht — Gefahren für unsere gesamte geistige Position, die so gross sind, dass auf sie mit Nachdruck hingewiesen werden muss. Die von Dr. Kroeger vollzogene weltanschauliche Unterbauung seiner Auffassung vom Wesen einer politischen Willensbildung müssen wir, trotz der gedanklichen Eindringlichkeit, mit der sie vorgetragen wird, ja, einer gewissen

Faszination, die sie ausstrahlt, als unannehmbar bezeichnen. Da hier vielleicht zum ersten Mal in der gegenwärtigen baltischen politischen Diskussion ein Motiv ganz deutlich anklingt (und gleich sehr geistvoll instrumentiert), das gegenwärtig die Haltung grosser Teile der politischen Jugend in Deutschland bewusst und unbewusst bestimmt — sei im folgenden der Versuch unternommen, die geistigen Hintergründe der von Kroeger vertretenen Auffassung näher zu beleuchten und ihnen antithetisch einen Hinweis auf die Quellen politischer Willensbildung entgegenzustellen, die allein dem metaphysischen Fundament, auf dem wir stehen (wie wir es verstehen), angemessen sind.

Wir halten es für angezeigt, dass die Kreise, denen unsere evangelische Kirche die eigentlich bestimmende Grösse für ihre Haltung als einzelne und als Allgemeinheit ist (nicht katholisch als Institution, sondern als Glaubens- und Lebensgemeinschaft), an diesem Punkt mit Entschiedenheit in die baltische Diskussion eingreifen.

*

Um den Grundgedanken meiner Einwendung kurz zu sagen: die philosophisch-weltanschauliche Konzeption, die den Kroegerschen Ausführungen zu Grunde liegt, ist am sichtbarsten von Nietzsche in die neuere Philosophie eingeführt worden. Nietzsche hat dadurch die moderne Psychologie ungemein befruchtet, und immer stärker beginnt auch die junge nationale Ideologie sich ihr geistiges Rüstzeug in diesem Feuer zu schmieden. Man kann von der gegenwärtigen politischen Erneuerungsbewegung in Deutschland wohl sagen, dass in ihrem Schosse zwei Weltanschauungen um die Vormacht ringen — die eine, die vom Christentum bestimmt ist, und die andere, die man durch den Namen: Nietzsche vielleicht am besten kennzeichnet.

Auch im baltischen Kampf um eine neue politische Ideologie wird sich wohl unvermeidlich im Kleinen der gleiche Kampf abspielen. In dieser Situation ist eine Gefahr besonders gross: dass man seine Haltung falsch etikettiert, dass man Christentum sagt und Nietzsche tut. Hier treten Theorie und Praxis so weit auseinander, ja, in Gegensatz zu einander, dass die darin liegende Unwahrhaftigkeit zu einer verhängnisvollen Aushöhlung unserer Position führen muss. Aus diesem Grunde ist eine „Klärung der Fronten“ auch dann in unserem baltischen Bewusstsein zu be-

grüssen, wenn sie grosse Differenzen konstatieren sollte. Besser ein klar festgestellter Gegensatz, als jener verhängnisvolle Widerspruch zwischen dem, was wir offiziell, und dem, was wir wirklich sind. — Ein auf solche innere Diskrepanz aufgebautes Gebäude muss bei jedem festen Zugriff krachen.

*

Der entscheidende Punkt in dieser Auseinandersetzung liegt in der Metaphysik. Zwei Metaphysiken,— zwei Auffassungen von der Struktur des Seins stehen sich hier gegenüber.

Hier Nietzsche: — das eigentliche Sein ist das Leben, dessen eigenste Äusserung der Wille zur Macht ist. Ein Wille, der „jenseits von Gut und Böse" — ausserhalb aller moralischen Kategorien verläuft und der einer Rechtfertigung vor dem Forum des Geistes und der Moral nicht bedarf. Nur wenn dieser „unbekümmerte" Wille zur Macht „krank" wird, oder wenn er einem stärkeren unterliegt, zeigt er das Bestreben, sich über sein Versagen durch die Flucht in den Geist zu trösten. Er versucht diese Verluste an Macht durch imaginäre Gewinne an ethischen Gütern, durch „Inversion" (vorzuziehen wäre wohl die Bezeichnung Intraversion) zu kompensieren. Die „Genealogie der Moral" besteht in einer „Veränderung der Faserung des Willensstranges", wie Dr. Kroeger sich anschaulich ausdrückt. Der gehemmte Lauf des Stromes tritt aus dem Ufer, verliert sich und verdirbt im Sumpfgelände des Geistes und der Moral. Der kranke Wille — das nicht mehr seine einzige Aufgabe dunkel erfüllende Leben — gebärdet sich nun „fromm" und „gut". Er gibt seine „Interessen" auf und ergibt sich einer altruistischen Ethik. Er fängt an zu reflektieren und wird geistig — „durchgeistigt" und damit schwach. Der Geist als der Feind des Lebens! — Soweit Nietzsche (wobei Nietzsche der Kürze halber als Kennwort gewählt ist und die Legion Namen, die in Gegenwart und Vergangenheit mehr oder weniger auf seine Seite gehört, ungenannt bleiben kann).

Dr. Kroeger weicht insofern von der Stellung Nietzsches ab, als er der Inversion in einem Bezirk Berechtigung zuerkennt — im Gebiet der individuellen Sittlichkeit. Hier sieht er in der erzeugten Sittlichkeit einen „hohen Wert". Es wird also differenziert zwischen individueller und politischer Ethik. Was in

einem Falle ein „hoher Wert“ ist, wird im anderen als Irrweg schroff abgelehnt.

*

Der Angriff Nietzsches zielt vor allem auf die Metaphysik des Christentums. Versuchen wir im folgenden kurz die Grundzüge einer christlichen Metaphysik in Antithese zu der Nietzsches zu formulieren:

Dem Leben steht Gott gegenüber — ein dem Leben transzendenter Wille. (Dass dieser dem Leben in geheimnisvoll dialektischer Weise zugleich irgendwie immanent ist, kann hier unausgeführt bleiben.) Dieser „Wille von oben“ strebt danach, sich des Lebensstromes zu „bemächtigen“. Das dunkle Gefälle des Lebens soll von einer ganz bestimmt gerichteten geistigen Macht, von einem „Nomos“ in Gehorsam genommen werden. Die christliche Metaphysik oder, theologisch gesprochen, Dogmatik lehrt, dass das sich selbst und seinen Interessen überlassene Leben verwuchert, dass es sündig ist. Es erblindet und vermag seinem eigentlichen metaphysischen Ziel nicht mehr zuzustreben. Darum will der Gotteswille sich des Lebens bemächtigen, ihm seines Geistes Stempel aufdrücken, es in seine Zucht nehmen.

Wir sehen also statt des einen Souveräns: „Leben“ genannt, zwei Partner: die Welt und Gott; Geist und Leben; „Wille von unten“ und „Wille von oben“.

Das von dem Geist geformte Leben nennen wir Kultur. Kultur ist die Mitte, das Resultat aus dem Widereinander zwischen Geist und Leben, die vom Geist geformte Natur. Alle Formen des menschlichen Zusammenlebens, Ehe, Staat u. s. w., sind Produkte dieser Auseinandersetzung, sie alle finden nur in dieser immer erneut ausgetragenen Spannung ihre neue Form. — Hierbei zwischen Individuum und Gesellschaft zu unterscheiden ist unmöglich. Die metaphysische Situation des Individuums kann nur dieselbe sein, wie die der Gemeinschaft, denn es können nicht zwei einander widersprechende Lehren vom Sein zugleich zu Recht bestehen. Recht verstanden ist hier der gottgebundene Geist ein Freund und Führer des Lebens.

*

Was bedeutet diese Metaphysik für unser Problem — die geistige Grundlegung einer politischen Willensbildung?

Gewiss, es unterliegt keinem Zweifel, dass wir mit aller Kraft dasein wollen müssen. Das genügt aber nicht. Nicht der blinde, ich möchte sagen: rein „physikalische“ Wille zum Leben kann für uns ausreichen. Nicht bloss naturhaft sein wollen dürfen wir, wir müssen auch den Willen zum geistig bestimmten Sein unbändig in uns tragen, wenn wir unsere historische Stellung ausfüllen wollen.

Wir wohnen hier im Lande nicht nur als eine kleine, private Schar von deutschen Menschen, wir sind auch die Erbhalter der Kräfte, die diesem Lande die christliche Kultur des Abendlandes gebracht und erhalten haben. Seither ist unser Sein nicht nur „horizontal“, sondern auch „vertikal“ bestimmt. Im Verlauf unserer Geschichte ist unser „Dasein“ so „durchwachsen“ mit diesem „Sosein“, dass es ein „unbekümmertes“ Sein hier für uns nicht mehr gibt. Wenn wir unserer Existenz diese Bestimmtheit und damit uns selbst erhalten wollen, ist Ethik, ist Geist für uns kein Abweg von dem Weg zur Ausführung unseres historischen Auftrages, sondern eine ganz entscheidende Lebensnotwendigkeit. Wir wissen genau, dass von der Ethik dasselbe gilt, was Dr. Kroeger vom öffentlichen Recht sagt. Sie ist ein statisches Element und darum formal nicht Veränderungen und Entwicklungen entzogen. Ewig und unveränderlich ist aber das Ethos, das diese Ethik gestaltet hat. Ja, Ethik besteht gerade darin, dieses Ethos immer aufs neue auf konkrete Verhältnisse zu beziehen.

Das Ethos, das unsere Welt, unsere Kultur bestimmt hat, oder zum mindesten sich in dieser Welt immer wieder zu inkarnieren bemüht hat, das ist nicht ein aus dunkler Tiefe quellender Wille zum Leben, ein „Interesse“, das rein naturhaft mit entgegengesetzten ringt. Das ist ein vom Geist durchleuchteter und in Zucht genommener Wille; nicht von irgendeinem Geist (es gibt auch gefallenen, dämonischen Geist), sondern vom Geist Christi. Es muss in unserer Zeit ganz klar und mit völligem Verzicht auf eine Verschleierung durch Phrasen und allgemeine Redensarten dieser Tatbestand der baltischen Jugend vor Augen gehalten werden. Der Kampf, den wir hier im Lande, das Gesicht gegen den heranbrandenden Ungeist des Ostens gewandt, führen, geht im Tiefsten nicht nur darum, unsere Existenz zu erhalten, sondern darum, diese Existenz auf der Ebene zu erhalten, auf der die eigentlichen Quell-

punkte abendländischer Gesittung und Gesinnung liegen. Simus ut sumus aut non simus.

*

Wir stellen daher gegen Dr. Kroeger fest: der Rechtsgedanke ist nicht das „liebste Kostüm" der Dame, die sich gern verkleidet: der politischen Inversion. Wenn wir diese verführerisch einleuchtende Formel wirklich übernehmen, desavouieren wir nicht nur die Argumente, mit denen wir unseren bisherigen Widerstand gegen das uns zugefügte Unrecht geleistet haben — das wäre relativ unwichtig. Wir verlassen mit dieser Formulierung, und das ist eine entscheidende Gefahr, den Boden, auf dem allein wir stehen können, wenn wir die Kontinuität mit unserer Vergangenheit aufrecht erhalten wollen.

Gewiss, man soll diesen Schritt tun, wenn man ihn für wahr und notwendig hält, man soll sich aber über die Konsequenzen klar sein. Wir geben die Metaphysik auf, die bisher die feste Basis unserer Existenz war, und steigen hinab in das dunkle und blinde Ringen der Interessen, des von keinem Geist in Zucht gehaltenen Willens zur Macht.

Die „politische Arena" und das „Seminar über Ethik" sind für uns nicht zwei sich ausschliessende Grössen, sie sind vielmehr ganz unablösbar verbunden, in der grossen Verwirrung unserer Zeit mehr denn je. „Erfolgswille und Erkenntnisdrang", Geist und Wille gehören zueinander; treten sie in uns auseinander, so gehen wir zu Grunde.

Wir sehen in dem Kraftfelde Christi auf Erden — der christlichen Kirche — das lebensnotwendige Komplement unseres politischen Körpers, das unserem Wollen als einzelnen und als Allgemeinheit die Fackel des Geistes vorantragen wird, die uns allein vor dem Versinken in der Nacht des ungebändigten politischen Trieblebens bewahren kann.

Unsere evangelische Kirche muss in dieser bedrohten Zeit wirklich eine „Ekklesia militans" sein. Sie muss immer wieder mit allem Nachdruck in diese Situation hinein ihre Botschaft verkündigen und mit aller Kraft uns vor dem Abgleiten von unserer bisherigen Plattform zu bewahren suchen.

Dr. Kroeger hat die Fragezeichen hinter den Worten ganz richtig gesehen. Machiavellisierende Gedankengänge in der politischen Sphäre werden heute vielleicht von vielen als eine Befreiung be-

grüsst. Wir freuen uns, dass hier ein Ansatz zu einer Klärung der Fronten gemacht ist. Wir sind aber entschlossen, dieser Geisteshaltung mit aller Kraft entgegenzutreten, indem wir ihr die Macht entgegenhalten, die jene Männer geprägt hat, die das Kreuz nahmen und in dieses Land zogen — den Gehorsam Christi.

Wir sehen die sich mannigfach überschneidenden Spannungen in unserer Heimat und lehnen es mit Dr. Kroeger ab, den Aufgaben, die uns hieraus erwachsen, durch ein Versöhnlertum der Schwäche, durch ein klägliches Haschen nach rein taktischen Oberflächenkompromissen auszuweichen.

Wir glauben aber auch, dass bei der spannungsreichen Struktur dieses Landes seine Bewohner allein durch die Zucht einer geistgewirkten Disziplin vor dem Absturz in das Chaos eines Kampfes aller gegen alle bewahrt werden können.

Schlusswort

Diskussion über die hier verhandelten Fragen ist erwünscht. Man kann den Ausführungen von Pastor H. Schultz in vielen Punkten zustimmen. Zwei entscheidende Dinge scheinen mir missverständlich. Einmal ist die völlige Parallelschaltung der Sittlichkeit des einzelnen und eines Volkskörpers zum mindesten anzweifelbar. Altruismus ist für den einzelnen sittliche Forderung; eine altruistische Staatsführung ist nicht einmal theoretisch zu verteidigen.

Ferner habe ich einem entgeistigten, dunklen und blinden Machtstreben nicht das Wort geredet. Es ist richtig, dass Geist und Wille zusammengehören. Zweck meiner Zeilen war, der Meinung Ausdruck zu geben, dass eine verdünnt-spiritualisierte, mit einem Wort: invertierte politische Willensbildung umgebogen werden muss, ehe es zu spät ist. *Erhard Kroeger*

Ein unbekannter Briefwechsel

Mitgeteilt von Dr. Ernst Seraphim

Das Vorgehen der russischen Regierung gegen die Ostseeprovinzen veranlasste Kaiser Wilhelm I 1885 zu einer privaten Intervention bei dem Zaren, seinem Grossneffen. Er war sich dabei gewiss dessen bewusst, dass man sich von seinem Schritt wenig praktischen Nutzen versprechen könne, aber sein deutsch-

evangelisches Gewissen trieb ihn doch, in Petersburg erkennen zu lassen, dass ihn die Russifizierungspolitik in den stets loyalen baltischen Provinzen schmerzlich berühre. Mochte Bismarck in seiner politischen Zwangsstellung Russland gegenüber, dessen Freundschaft ihm unentbehrlich war, noch so offen den Grundsatz vertreten, dass Deutschland an den Vorgängen im Baltikum völlig desinteressiert sei, ein persönlicher Fühler des greisen Kaisers beim Zaren und zwar durch eine geeignete Mittelsperson würde doch vielleicht dem Nationalismus der Petersburger Regierung einen gewissen Dämpfer aufsetzen. Eine Mittelsperson bot sich in dem Schwager des alten Kaisers, dem Grossherzog Alexander von Sachsen-Weimar, der durch verwandtschaftliche Bande und persönliche Sympathie auch dem Zaren nahestand.

Im Dezember 1885 hat der Grossherzog in Petersburg sondiert. Sein Brief liegt zwar nicht vor, aber die hier zum ersten Mal aus dem Weimarer Hausarchiv mitgeteilte Antwort des Zaren lässt unschwer erkennen, was der Grossherzog geschrieben hat. Zar Alexander III schreibt am 20. Dezember 1885 in französischer Sprache einen Brief, dem wir die auf die Ostseeprovinzen bezüglichen Sätze entnehmen*):

„Quant au sujet dont mon grand oncle T'a entretenu et que Ton amitié me signale, je ne vois rien qui soit de nature à justifier son sentiment. Chaque gouvernement doit renforcer chez lui les éléments et la religion nationale et les protéger contre les envahissements étrangers. — Ce devoir, le gouvernement Allemand le remplit avec fermeté, et mon gouvernement ne fait pas autre chose. — Mais je crois qu'il y a peu de pays où tous les cultes étrangers jouissent plus qu'en Russie de la tolérance et de la protection des autorités tant qu'ils se renferment dans l'exercice de leur foi et observent les lois. — Je ne songe nullement à m'écarter de ces principes de justice et Tu peux en donner l'assurance à l'Empereur."

Auf dieses vom Grossherzog dem alten Kaiser übermittelte Schreiben des Zaren erwidert am 20. Januar 1886 Kaiser Wilhelm dem Grossherzog:

„Wie dankbar bin ich Dir für die Kopie der Antwort des Kaisers A. III. zu den bewussten Fragen. Die, welche die deutschen

---

*) Staatsarchiv Weimar Abt. Hausarchiv XXVI Nr. 896a (Nr. 16).

Provinzen betrifft, beweisen (?), dass er wenig, namentlich was die Religion betrifft, unterrichtet ist, mit welcher Härte gegen die Bekenner unseres protestantischen Bekenntnisses verfahren wird. Noch weniger vermag ich die Ansicht zu teilen, dass jeder Staat dahin trachten müsse, dass in demselben nur eine Sprache gesprochen werden solle! — Dazu würden in Russland wohl Jahrhunderte gehören und doch nicht zum Ziel gekommen werden. Dass diejenigen, welche dem Staat dienen wollen, die Sprache desselben erlernen müssen, die Staatssprachen erlernen, ist natürlich, und dass in den Schulen so viel gelehrt wird, um nicht in den andern Provinzen als unwürdig angesehen zu werden, ist anzustreben; in den Provinzialländern die Sprache auszurotten, verlangt keine vernünftige Regierung. Dass die deutschen Provinzen in Russland ihre Sprache nicht aufgeben wollen, um sie gegen die unkultivierte russische einzutauschen, ist begreiflich, das kann man aber dem russischen Monarchen nicht ins Gesicht sagen!"

Geholfen hat die private Demarche freilich nicht. Der Zar, der die seltsame Prätension vertrat, dass Russland ein Muster an nationaler und religiöser Toleranz darstelle und sich bei der Verteidigung seines Nationalitätenkurses auf jene Äusserungen Bismarcks zum Grafen Schuvalov 1879 in Petersburg zu stützen scheint, dass Russland sich bei etwaigen Vorstellungen Preussens zu Gunsten der Balten auf dessen Politik in Elsass-Lothringen berufen könne, hat in den folgenden Jahren auf konfessionellem wie sprachlichem Gebiet sich jeder Rücksichtnahme auf Deutschlands nationale Empfindungen fast demonstrativ enthalten. In den Ostseeprovinzen ist vielmehr rücksichtslos „tabula rasa" gemacht worden. „Solitudinem faciunt, pacem appellant".

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Regierung Blodneek

Die sowohl nationalpolitisch als auch wirtschaftspolitisch in letzter Zeit rein negativistische lettische Innenpolitik dürfte mit dem Amtsantritt des neuen Kabinetts Blodneek in ein ruhigeres Fahrwasser gleiten. Eine gewisse Gewähr für diese Annahme liegt

in der Person des neuen Ministerpräsidenten. Bereits im Herbst verurteilte auf einem Kongress der Jungwirte der damalige Abgeordnete Blodneek eine gegen die nationalen Minderheiten gerichtete aggressive Taktik, wie sie in der minderheitenfeindlichen Aera Skujeneek betrieben wurde, da diese Taktik nur Schaden bringe und den Tendenzen eines aufgebauschten Nationalismus entspringe. Dieser von einigen Gruppen betriebene Nationalismus werde einem im Leben und namentlich in der Schule nichts geben. Man solle den Nationalismus auf Redlichkeit und gegenseitigem Verständnis aufbauen und die Freiheit des Volkes in Ehren halten. Wie bereits im November an dieser Stelle bemerkt wurde, vollzog sich bei der jetzigen Regierungspartei, die jahrelang mit den anderen linksbürgerlichen Parteien in ihren minderheitenfeindlichen Bestrebungen wetteiferte, eine gewisse Wandlung. Während die Demokraten nach wie vor mit minderheitenfeindlichen Losungen für sich Stimmung zu machen suchten, zeigten die Jungwirte deutlich, dass sie die Hetze gegen die „Fremdstämmigen" nicht mehr mitzumachen gedächten. So ist es zu verstehen, dass in anderer Veranlassung Blodneek später auch erklärte: „Wir (die Neusiedler) sind gegen einen marktschreierischen Nationalismus und treten für eine gesunde Zusammenarbeit zwischen allen Nationalitäten ein. Wir lehnen es ab, aus dem Nationalismus politisches Kapital zu schlagen." So weit damals der Abgeordnete Blodneek. Es bleibt jetzt natürlich abzuwarten, wie weit der Ministerpräsident Blodneek den Kurs des Abgeordneten Blodneek übernehmen und ihn durchsetzen will und kann.

Eine schwere Belastung des Kabinetts ist der chauvinistische Demokrat Kehninsch, der bekanntlich den Posten eines Bildungsministers auch im neuen Kabinett beibehalten hat. Das Verbleiben Kehninschs ist umso bemerkenswerter, als die Regierung Skujeneek über die minderheitenfeindliche Schulpolitik dieses Ministers gestürzt wurde; nach langen gehaltlosen Verhandlungen um eine Regierungsbildung hat ein Mann das Bildungsressort wiedererhalten, der sieben Wochen vorher das Vertrauen des Parlaments eingebüsst hatte. Wie weit Kehninsch aus seinem Verbleiben politisches Kapital schlagen, ob er seine minderheitenfeindliche Politik gleich fortsetzen oder nach längerem Aussetzen erst vor den nächsten Saeimawahlen zu ganz grossen minderheitenfeindlichen Aktionen schreiten wird, lässt sich noch schwer sagen.

Jedenfalls aber hängt für die Wiederherstellung des nationalen Friedens und einer gesunden Nationalitätenpolitik Wesentliches vom Einfluss ab, den der neue Ministerpräsident auf den alten Bildungsminister ausüben wird. Durch die Neubesetzung des Justizressorts ist wenigstens der Justizminister Kehninsch von der Bildfläche verschwunden.

Wirtschaftlich erwartet man von der neuen Regierung einen gemässigteren Kurs, da von der Person des wirtschaftlich konservativen Finanzministers Annus, der der Partei der Hausbesitzer nahesteht, eine schonendere Behandlung der Privatwirtschaft und des Privatbesitzes erwartet werden kann. Auch die von Blodneek in seiner Regierungsdeklaration gezeichneten wirtschaftpolitischen Richtlinien dürften zu gewissen Hoffnungen berechtigen.

Die Grundsätzlichen Ausführungen des Innenministers Mihlberg geben nicht viel Neues. Wenn der Minister in seinem Parteiorgan bei der Aufstellung der innenpolitischen Hauptprogrammpunkte meint: „Es müsse eine Lage geschaffen werden, in der es keinem besonders gut und keinem besonders schlecht ergehe", so ist damit das gesamte politische Programm gekennzeichnet. Dass der Innenminister bei derselben Gelegenheit die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung einer nationaldemokratischen Staatsordnung betont, die der Mehrheit des Volkes stets die Möglichkeit gebe, erfolgreich gegen die Tendenzen der Minderheit zu kämpfen, wenn diese die Gewalt an sich reissen wolle, soll hier auch festgestellt sein.

Aussenpolitisches

Die lettländische Aussenpolitik, die unter dem letzten Aussenminister die neutrale Linie der guten Beziehungen zu allen Mächten vertrat, ist jetzt in die Hände des Aussenministers Salnajs gelangt, dem der Ruf grosser Polenfreundlichkeit vorausgeht. Die Beziehungen Lettlands zu Estland dürften unter dem neuen Aussenminister eine weitere Belebung erfahren. Im April findet eine Beratung der Aussenminister Lettlands und Estlands statt, auf der die Verwirklichung der seit langem angestrebten Zollunion besprochen werden soll. Polen, welches in letzter Zeit nach allen Richtungen hin sondiert, besonders auch in den baltischen Staaten, wird in der Person des neuen lettischen Aussenministers eine willkommene

Sicherung für seine baltischen Pläne und Bündniskombinationen erblicken. Da sowohl der Ministerpräsident als auch der Aussenminister sich betont für die Festigung der Beziehungen zu den Nachbarstaaten und für die Gründung eines Bundes der baltischen Staaten einsetzen, scheint die Idee eines baltischen Blocks wieder aktuell geworden zu sein. Die praktische Fortentwicklung dieser Idee hängt aber natürlich in sehr hohem Grade ab von der Resonanz, die die gegenwärtig sehr aktive polnische Politik im lettländischen Aussenministerium findet. Durch die polnische Agilität kann sehr leicht eine Haltung der lettländischen Aussenpolitik herbeigeführt werden, die für die Zukunft des Staates bedrohlich werden muss.

Auch litauischerseits dürfte eine polenfreundliche Politik Lettlands unangenehm empfunden werden. Der litauische Aussenminister Zaunius hat noch kürzlich betont, dass Litauen niemals einem baltischen Bunde zustimmen werde, in dem Polen die Hegemonie habe. Dass Litauens Interesse bei einer baltischen Bündnispolitik sich im wesentlichen auf das Wilnagebiet konzentriert und die Wilnafrage für eine Beteiligung Litauens massgeblicher denn je ist, beweisen die Äusserungen Dailides, des Direktors des Ostdepartements im litauischen Aussenministerium: „Die Wilnafrage sei für Litauen jetzt eine Voraussetzung für den Beitritt zu jedem beliebigen Staatenbund geworden," „Die Rückgewinnung des okkupierten Gebietes sei für Litauen wichtiger als das Bestehen eines Staatenbundes ohne klares Ziel." Der der litauischen Regierung nahestehende „Dienos Naujenos" geht sogar so weit, von einem neu zu gründenden baltischen Bund zu erwarten, dass die baltischen Staaten sich ganz klar und deutlich für die Rückgewinnung Wilnas einsetzen.

In letzter Zeit sind in der lettischen Presse verschiedenster Parteien und Richtungen unter den Überschriften „Klarheit!", „Wohin gehst du, Litauen?" u. a. Artikel erschienen, die alle das Gemeinsame haben, dass sie von Litauen plötzlich eine Entscheidung verlangen, welche Stellung es in der osteuropäischen Politik endgültig einzunehmen gedenke. Ob diese Artikel für neue Stimmungen in Lettland symptomatisch sind, sei dahingestellt.

Sozialdemokraten gegen Deutschland

Nach dem Sieg der Sozialdemokraten im Parlament und dem Auftrag an die Regierung, „alle der demokratischen Republik Lett-

land feindlich gesinnten faschistischen Ausländer auszuweisen und ihre Organisationen zu schliessen", nahm der Feldzug der lettischen Sozialdemokratie gegen das nationale Deutschland in letzter Zeit Formen an, die eigentlich bereits das übertreffen, was man unter dem Worte „Greuelpropaganda" versteht. Die Hetzereien des „Sozialdemokrats", die ihren Höhepunkt in einem: „Der blutdürstige Goering — schwachsinnig?" überschriebenen Artikel fanden, führten zu einem erneuten diplomatischen Schritt des Vertreters des Deutschen Reiches.

Die ersten beiden Proteste waren durch den organisierten Überfall der lettischen Sozialdemokraten auf die reichsdeutschen Wahlfahrer und das Zerschlagen von Scheiben am deutschen Konsulat in Dünaburg veranlasst.

Es ist dieses ein im diplomatischen Leben Lettlands einzigartiger Fall: der Vertreter eines Staates, mit dem man nach den Äusserungen des Aussenministers die „Beziehungen im bisherigen freundschaftlichen Geiste weiterpflegen wird", musste im Laufe kaum eines Monats dreimal wegen verschiedener gegen diesen Staat gerichteter Angriffe vorstellig werden.

Die rechtsbürgerliche Presse warnt zu wiederholten Malen davor, die bereits allzu gespannten Beziehungen zu Deutschland endgültig zu verderben. Die Sozialdemokratie aber setzt ihren Feldzug mit unverminderter Schärfe fort.

Jüdischer Krieg in Lettland?

Wenn das lettländische Judentum im Anschluss an die alljüdische Boykottbewegung gegen Deutschland seine Boykottmassnahmen auch auf das baltische Deutschtum auszudehnen versucht, so zeigt das erneut, wie wenig dem Judentum an einer Minderheitenpolitik und wieviel ihm an einer einträglichen Konjunkturpolitik gelegen ist. Die Übertragung des jüdischen Krieges auf lettländisches Territorium dürfte aber auch für das Judentum ein höchst gewagter Zug sein, da es sich hier nicht allein um jüdisch-deutsche Gegensätze handeln würde, sondern durch das Hereinspielen des lettischen Elementes um Komplikationen handeln kann, welche für das Judentum selbst unvorteilhaft werden können. Die Annahme wäre irrig, dass dem Judentum Lettlands bei seinen Bestrebungen noch an einer Gegenmassnahme gegen die angeblichen Greuel in Deutschland gelegen ist. Es handelt sich viel-

mehr um einen Kampf um bereits verlorene oder schwankende Positionen, der mit allen Mitteln geführt wird. Die starken antisemitischen Strömungen, die auch in Lettland herrschen und hier immer wieder zum Ausdruck gekommen sind, gaben von jeher dem Judentum zu berechtigten Befürchtungen Anlass. Von jeher hat daher das Judentum auch versucht die Gunst des Mehrheitsvolkes zu erringen und durch die Schaffung des heute schon stark verbreiteten Typus eines „jüdischen Letten" die schroffsten Gegensätze auszugleichen. Wenn jetzt das hiesige Judentum dem baltischen Deutschtum den Kampf ansagt und jüdische Grosskaufleute ihre deutschen Angestellten entlassen wollen, um an ihrer Stelle Letten einzustellen, so hoffen sie durch die Bildung einer antideutschen Front und durch Schürung des Deutschenhasses die Sympathien der Letten zu erringen und sich auf diese Weise ihre Positionen zu sichern.

Bezeichnend für die Art dieser Kampagne ist eine Notiz des jüdischen Blattes „Frimorgen", das plötzlich fragt, ob es sich nicht lohne, die Beziehungen der Landeswehr zu den Sturmtruppen Hitlers zu prüfen. Zieht man in Betracht, dass der „Sozialdemokrats" zur selben Zeit schreibt, dass der Landeswehrverein die deutschbaltische Jugend zum öffentlichen Abschlachten der lettischen demokratischen Elemente und für einen „Needristischen" Umsturz mobilisiere, und im selben Anlass von einer „Unterstützung der Mordbanden Hitlers" spricht, so zeigt das die Verwandtschaft der jüdischen und sozialdemokratischen Aktion.

Sollte dem Judentum durch Weckung antideutscher Feindseligkeiten die Bildung einer lettisch-jüdischen Front gelingen, so dürften die hieraus für das Deutschtum entstehenden Folgen äusserst ungünstige sein. Weit vernichtender jedoch werden wohl die Folgen im umgekehrten Falle sein, wenn die jüdische Aktion sich als Fehlschlag erweisen sollte, wenn das Angeln nach lettischer Gunst auf keine Gegenliebe stösst und wenn Antisemitismus doch stärker als Deutschenhass ist.

Riga, 5. April 1933. *T. v. W.*

DEUTSCHES REICH

Die Gleichschaltung

Die preussischen Kommunalwahlen am 12. März bestätigten das Bild der politischen Entwicklung, das in den Reichs- und Landtagswahlen zutage trat: die nationale Front erreichte auch bei diesen Wahlen, deren Ausgang nicht so sehr von politischen, als von wirtschaftlichen Momenten bestimmt wird, überall die absolute Mehrheit, wobei zu beachten ist, dass gerade im westlichen Industriebezirk die Einbussen des Zentrums und der marxistischen Parteien besonders stark, der Gewinn der Nationalsozialisten besonders gross war. Die politische Bedeutung der Kommunalwahlen liegt vor allem darin, dass auf der Grundlage der Zusammensetzung der Stadtparlamente, Kreistage und Provinziallandtage die Hälfte aller Mitglieder des preussischen Staatsrates bestimmt wird. Hier ist demnach seit dem 12. März eine endgültige Rechtsmehrheit vorhanden, und da die Zusammensetzung des Staatsrats auch für den Reichsrat eine ausschlaggebende Rolle spielt, ist seit diesem Zeitpunkt in sämtlichen Vertretungskörperschaften des Reiches die Politik der Regierung gesichert.

Die Gleichschaltung von Reichs- und Länderregierung ist im Berichtsabschnitt zum Abschluss gekommen. In Hamburg, Lübeck, Bremen, Hessen, Schaumburg-Lippe, Sachsen, Württemberg, Baden und Bayern wurden zunächst auf Grund einer Notverordnung des Reichspräsidenten die Polizeibefugnisse von Kommissaren des Reiches übernommen. Die bisherigen Regierungen sind daraufhin entweder ihres Amtes enthoben worden oder freiwillig zurückgetreten. In der Praxis wurde die Phase der Gleichschaltung am 26. März durch eine Erklärung der ehemaligen preussischen Hoheitsregierung Braun beendet, die unter diesem Datum dem Reichskommissar für das Land Preussen ihren endgültigen Rücktritt anzeigte, nachdem der preussische Landtag am 22. März die Verordnung des Reichspräsidenten vom 6. Februar über die Absetzung des Kabinetts Braun ausdrücklich gebilligt hatte. Am 31. März erging dann ein Ermächtigungsgesetz, das die Gesetzgebung in den Ländern vereinfachte und die parlamentarischen Vertretungen ohne Neuwahlen nach den Ergebnissen der Reichstagswahl neu ordnete. Damit ist der erste Schritt zur Reichsreform getan. Nach Abschluss der Gleichschaltung sind

selbstverständlich die Klagen einzelner Länderregierungen gegen das Reich gegenstandslos geworden.

Das Primat der Politik

Der Verlauf der Reichstagseröffnung in der Potsdamer Garnisonkirche ist durch die Presse und durch den Rundfunk allgemein bekannt geworden. Der feierliche Widerruf der Kriegsschuldlüge, die Brandmarkung des Wahnsinns der Reparationen als Ursache der Wirtschaftskrise, die Proklamierung einer festen autoritären Regierung und die Feststellung des Primats der Politik im Lebenskampf der Nation kennzeichneten die Erklärung des Reichskanzlers, die in einem Aufruf zur Bildung einer neuen Gemeinschaft des deutschen Volkes gipfelte. Die praktische Ausdeutung dieser Grundsätze erfolgte zwei Tage darauf in der Regierungserklärung. Innerpolitisch wurde in ihr die Gleichschaltung aller politischen Institutionen in Reich, Ländern und Gemeinden festgelegt, die religiöse Grundlage jedes Strebens zu seelischem und moralischem Neubau betont, auf dem Gebiete der Wirtschaft die Rettung des Bauern- und Mittelstandes, die Anerkennung des Privateigentums proklamiert, eine neue Steuerpolitik, die die Quellen der Produktion entlasten soll, angekündigt und die Einbeziehung der Arbeitslosen in den Wirtschaftskreislauf als vornehmste Aufgabe anerkannt. Auf dem Gebiete der Aussenpolitik übte die Regierungserklärung an den Genfer Abrüstungsverhandlungen umfassende Kritik, forderte die Beseitigung der Trennung in Sieger und Besiegte und ging dann kurz auf die Beziehungen des deutschen Reiches zu den einzelnen Staaten ein. Die Bereitschaft zu einer annehmbaren Verständigung mit Frankreich wurde nach wie vor betont, die Sympathie, mit der der deutsche Freiheitskampf in Italien aufgenommen worden ist, anerkannt und die Abrüstungs- und Paktpläne MacDonalds und Mussolinis als Verhandlungsgrundlage begrüsst. Nach einem Hinweis auf die Möglichkeit weiterer korrekter und freundschaftlicher Beziehungen mit der Sovetunion, ungeachtet der unnachsichtlichen Bekämpfung des Kommunismus in Deutschland, spricht die Regierungserklärung davon, dass das Schicksal der Deutschen ausserhalb der Grenzen des Reiches, die als besondere Volksgruppen innerhalb fremder Völker um die Wahrung ihrer Sprache, Kultur, Sitte und Religion kämpfen, die Regierung stets bewegen würde, mit allen zu Gebote stehenden

Mitteln für die den deutschen Minderheiten garantierten internationalen Rechte einzutreten.

Als Initiativantrag der beiden Regierungsparteien war dem Reichstag nur der Entwurf eines Ermächtigungsgesetzes zugegangen, dessen Sinn es ist, die Weimarer Verfassung ausser Kraft zu setzen. Reichsgesetze können dem Entwurf zufolge durch die Reichsregierung beschlossen werden. Sie können von der Reichsverfassung abweichen, soweit sie sich nicht auf die Institutionen des Reichstages und des Reichsrates an sich beziehen. Auch Verträge des Reiches mit fremden Staaten bedürfen für die Dauer des bis zum 1. April 1937 befristeten Gesetzes nicht der Zustimmung der an der Gesetzgebung beteiligten Körperschaften.

Das Gesetz gibt der gegenwärtigen Reichsregierung eine Blanco-Vollmacht für 4 Jahre, und nichts ist bezeichnender für den Wandel der Dinge in Deutschland, als die Annahme dieses Gesetzes mit 441 gegen 94 Stimmen der Sozialdemokraten. Noch am selben Tage erfuhr es die einstimmige Billigung durch den Reichsrat. Selbst die 94 Vertreter der Sozialdemokratie (die kommunistischen Abgeordneten sind weder im Reichstag noch in den Länder- oder Kommunalparlamenten zugelassen worden!) entsprechen heute, vier Wochen nach ihrer Wahl, nicht mehr der stetig schwindenden Bedeutung ihrer Partei. Schon treten allenthalben sozialdemokratische Abgeordnete zurück, schon lösen sich ganze Kreisverbände der S. P. D., ganze Gaue des Reichsbanners Schwarzrotgold auf, schon hat die Flucht aus den sozialdemokratischen Nebenorganisationen, darunter auch aus den freien Gewerkschaften, Massencharakter angenommen. Die Position der deutschen Sozialdemokratie ist aussichtslos geworden. Dem Erlahmen der inneren Widerstandskraft gegen die nationale Revolution folgt der organisatorische Verfall der S. P. D. Auch die Kommunistien haben schwere Einbussen erlitten. Immerhin versuchen sie noch hier und da Widerstand zu leisten. Während des ganzen März musste die Polizei Aktionen gegen kommunistische Schlupfwinkel und Waffenlager unternehmen, und wenn kommunistische Organisationen sich auflösten, ihre roten Fahnen öffentlich verbrannten und ihren Hammer- und Sichel-Emblemen die Gefolgschaft aufsagten, um statt dessen das Hakenkreuz zu nehmen, so zeigte es sich in vielen Fällen, dass damit der Grund zu Provokationen gelegt wurde, die einen festumrissenen Teil der

neuen kommunistischen Taktik bilden. Auf einer etwas anderen Linie liegt der Braunschweiger Zwischenfall, bei dem aktive Teile des Reichsbanners bemüht waren, die Braunschweigischen Stahlhelmformationen durch Massenmeldungen zu überrennen. Der Kanzler hat sich bereits frühzeitig veranlasst gesehen, vor Einzelaktionen zu warnen. Gegen solche Aktionen ist stets rücksichtslos durchgegriffen worden. Auf der anderen Seite tragen die umfassende Abwehr gegen die organisierte, vornehmlich von jüdischen Kreisen des Auslandes getragene Hetze gegen Deutschland, sowie die Massnahmen, die gegen den Boykott deutscher Geschäfte und Waren von der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei ergriffen worden sind, einen durchaus planmässigen, zweckbewussten Charakter. Sie müssen als wesentliches politisches Moment bewertet werden, das sowohl den Anspruch der nationalen Regierung auf die Neuordnung der deutschen Nation, als auch die Absicht in sich schliesst, der Diffamierung eines ganzen Volkes erfolgreicher die Spitze zu bieten, als das bisher geschehen konnte.

Die Neuordnung der Wirtschaft

Mit dem Ablauf des März ist die erste Phase der deutschen Revolution beendet. Statt der schwarzrotgoldenen Fahnen des Weimarer Systems wehen die schwarzweissroten Farben des Bismarckreiches und das Hakenkreuzbanner gemeinsam über Deutschland. Der Phase der politischen Neuordnung, die nunmehr ihren vorläufigen Abschluss erreicht hat, muss die Neuordnung der Wirtschaft folgen. Die nationale Regierung hat auf diesem Gebiet eine trostlose Situation vorgefunden. Das Arbeitseinkommen der Arbeiter, Angestellten und Beamten ist, durch Kurzarbeit und Erwerbslosigkeit bedingt, in den letzten drei Jahren von 44,5 Milliarden auf 25,7 Milliarden Reichsmark, d. h. um mehr als zwei Fünftel gesunken. Der Wert der deutschen Agrarproduktion ist in der gleichen Zeit von rund 14 Milliarden auf 8,8 Milliarden Reichsmark gesunken. Dieser Absturz ist ausschliesslich eine Folge des Preisrückganges für landwirtschaftliche Erzeugnisse, denn der Menge nach ist die deutsche Agrarproduktion in den letzten Jahren ununterbrochen gestiegen. Sie liegt heute um rund ein Viertel höher als im Wirtschaftsjahr 1924/25 und übersteigt die Erzeugung des Jahres 1928/29 noch um 5%. Die Wirtschaftspolitik der neuen

Reichsregierung hat sich unter diesen Umständen vom ersten Tage an darauf erstreckt, die Arbeitslosigkeit zu vermindern, damit die Kaufkraft der Bevölkerung gehoben und dem selbständigen Mittelstand sowie der deutschen Landwirtschaft der Schutz gewährt werden könnte, dessen sie zur Sicherung ihrer Existenz und zum Ausbau der Gesamtwirtschaft bedürfen. Der Wechsel im Reichsbankpräsidium ist im Hinblick auf die Gleichschaltung der Wirtschaftspolitik mit den politischen Zielen der neuen Regierung auch in diesem Zusammenhang bedeutsam.

Die als erstes in Angriff genommene Neuordnung der Fettwirtschaft zeigt die wirtschaftspolitischen Tendenzen des neuen Kurses in eindeutiger Weise. Es gilt, jene Einbruchstellen ausländischer Waren abzuriegeln, die das landwirtschaftliche Preisgebäude und die Versorgung aus eigener Kraft besonders bedrohen. In diesem Sinne wird durch die Drosselung der Margarineherstellung, die Einführung eines Monopols für Oele und Fette und auf der anderen Seite durch die grosse Aktion zur Verbilligung der Fette für Minderbemittelte jenes Gleichgewicht erzeugt, das der zurzeit wichtigste Ansatzpunkt zur Wiederherstellung einer landwirtschaftlichen Rentabilität ist. Ein handelspolitischer Nachteil tritt durch die Beschränkung der Einfuhr der für die Margarineherstellung benötigten Fette nicht ein, weil diejenigen Staaten, nach denen Deutschland noch eine industrielle Ausfuhr hat, nicht zu den Ländern gehören, die diese Rohstoffe erzeugen. Wenn man sich auf der anderen Seite vergegenwärtigt, dass Deutschland bisher 40% seines Fettbedarfes im Ausland deckte, so wird die Bedeutung der Regierungsmassnahmen auf dem Gebiete der Fettwirtschaft besonders klar.

Gewerkschaften und Arbeitsdienst

Neben den wirtschaftlichen sind es vor allen Dingen sozialpolitische Probleme, die zur Entscheidung drängen. In den ersten Tagen des Umsturzes haben vielfach auch die freien (sozialdemokratischen) Gewerkschaften ihre Arbeit eingestellt. Sie sind von der Regierung in jedem Fall zur Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit angehalten worden und haben nach wie vor die wirtschaftlichen Interessen ihrer Mitglieder wahrzunehmen. Ihre enge Bindung an die politische Parteiorganisation der Sozialdemokratie muss allerdings fortfallen, desgleichen das Monopol, das die drei Gruppen

der sozialdemokratischen, der christlichen und der Hirsch-Dunkerschen Gewerkschaften bisher gegenüber den arbeitsrechtlichen Organisationen der Schlichtungsausschüsse und den Organen der Rechtspflege hatten. Künftighin werden die nationalen Arbeitnehmerverbände, d. h. die nationalsozialistische Betriebszellenorganisation, die wirtschaftsfriedlichen Verbände und die Stahlhelmselbsthilfe mit zusammen ungefähr einer Million Mitgliedern, die gleichen Vertretungsrechte haben wie die freien, christlichen und Hirschdunkerschen Verbände mit gegenwärtig schätzungsweise 4 Millionen Mitgliedern. Ein besonderer Gewerkschaftskommissar wird die Neuordnung der Gewerkschaften und ihre Eingliederung in den grossen Aufbauplan der Reichsregierung durchzuführen haben.

Die Pläne für den Ersatz des freiwilligen Arbeitsdienstes der Jugendlichen zwischen 18 und 25 Jahren durch eine Arbeitsdienstpflicht sind fertiggestellt. Ihre Durchführung hängt eng mit der Gestaltung des Etats zusammen, der voraussichtlich erst im Sommer verabschiedet werden wird. Bisher wurden durchschnittlich 200000 Jugendliche im freiwilligen Arbeitsdienst beschäftigt, was einen Aufwand von 85 Millionen Reichsmark bedingte. Jede Erhöhung der Zahl der Arbeitsdienstwilligen setzt die Bereitstellung grösserer Mittel voraus, so dass der angekündigten Durchführung der Arbeitsdienstpflicht für einen oder sogar mehrere Jahrgänge einstweilen aus finanziellen Gründen enge Grenzen gesetzt sein dürften.

Deutschlands Stellung zu den neuen Abrüstungsplänen

Die Kämpfe um den Verlauf der Abrüstungskonferenz sind bis nach Ostern vertagt worden, nachdem die französische Regierung jedes Zugeständnis auf dem Gebiet der Kriegsmaterialfrage abgelehnt hatte, solange nicht die drei grossen französischen Sicherheitsforderungen: der europäische Unterstützungspakt, die Vereinheitlichung der europäischen Armeen und die internationale Kontrolle der Rüstungen verwirklicht worden sind. Der von MacDonald eingebrachte Entwurf eines allgemeinen Abrüstungsabkommens sollte vor allen Dingen ein Scheitern der Konferenz verhüten. Er schlägt ein Abkommen für die Dauer von fünf Jahren vor, enthält in Anlehnung an den Hoover-Plan eine Herabsetzung und Begrenzung der Rüstungen, stimmt der Schaffung einer internatio-

nalen Rüstungskontrolle zu, will einen ständigen Abrüstungsausschuss für die Behandlung der jeweils auftauchenden Abrüstungsprobleme einsetzen und sieht auf dem Gebiet der Sicherheit eine politische Zusammenarbeit der Regierungen vor. Der Plan Mussolinis für einen Viermächtevertrag sieht eine zehnjährige Dauer vor, enthält einen ausdrücklichen Hinweis auf eine Revision der Friedensverträge durch den Völkerbund, geht im übrigen von der praktischen Gleichberechtigung Deutschlands aus und ist daher von französischer Seite sehr energisch abgelehnt worden. Wenn die Reichsregierung sich unter diesen Umständen dazu entschlossen hat, den MacDonald-Plan in seiner Gesamtheit als eine geeignete Verhandlungsbasis für die Abrüstungskonferenz anzuerkennen, so ist auch dabei die deutsche Gleichberechtigung in der Theorie und in der Praxis eine unabdingbare Voraussetzung. Der deutsche Vertreter auf der Abrüstungskonferenz, Nadolny, hat unmissverständlich darauf hingewiesen, dass der Grundsatz der praktischen Gleichberechtigung auch dadurch gewahrt bleiben müsste, dass schon im ersten Abrüstungsabkommen für alle Staaten dieselben Waffenkategorien verboten und dieselben Rüstungsarten erlaubt sein müssten. Schliesslich ist von deutscher Seite auch darauf hingewiesen worden, dass bei der Regelung des Rüstungsstandes der abgerüsteten Staaten dem Verhältnis ihrer Rüstungen zu den Rüstungen der sie umgebenden Länder unbedingt Rechnung getragen werden müsse.

Nach wie vor ist Deutschland der Gläubiger in den Abrüstungsforderungen, die anderen Staaten sind seit Versailles seine Schuldner. Es ist wesentlich, dass dieser Tatbestand nach dem bisherigen Verlauf der Abrüstungskonferenz nicht mehr verdunkelt werden kann. Die wiederholten Versuche benachbarter Länder, die nationale Neuordnung Deutschlands zum Anlass diplomatischer Einsprüche (französische Demarche wegen nationalsozialistischer S. A. in der entmilitarisierten Rheinlandzone!) oder militärischer Provokationen (Westerplattenkonflikt Danzig-Polen!) zu nehmen, zeigen, mit welcher Hartnäckigkeit Frankreich und seine Trabanten bemüht sind, die Methoden des Versailler Gewaltfriedens zu konservieren. Die Welt wird sich daran gewöhnen müssen, dass diese Methoden einer vergangenen Zeit angehören. Je eher die Deutschland benachbarten Staaten dieser Erkenntnis Rechnung tragen, je eher sie bemüht sind, ihre Beziehungen zum Deutschen Reich der

neuen Situation anzupassen, um so mehr dienen sie ihren eigenen Interessen und einer dauerhaften Stabilisierung der politischen Verhältnisse in Europa.

Berlin, 1. April 1933 *Harald Nietz*

UMSCHAU

Zum deutsch-baltischen Lehrertag

Der für die Osterwoche nach Riga einberufene allgemeine deutsch-baltische Lehrertag ist unter das Gesamtthema „Weltanschauung und Schule" gestellt worden. Damit ist ein sehr wichtiger Schritt getan.

Die deutsch-baltische Lehrerschaft in Estland und Lettland, soziologisch einen der jüngsten baltischen Stände bildend, ist in den Nachkriegsjahren zu besonderer Bedeutung gelangt. Sie wird auch fernerhin das Gesicht des baltischen Deutschtums sehr wesentlich mitbestimmen. In alter erzieherischer Tradition ist ihr der deutsche Idealismus als die Grundlage ihrer geistigen Haltung überliefert. Die zentrale Fragestellung auf diesem Lehrertag wird sich mit dem Verhältnis von Idealismus und Christentum befassen. Ob es zu einer einheitlichen Antwort kommen wird, kommen kann? Wir zweifeln daran. Auch Klärung wäre schon ein wesentlicher Gewinn. Eines aber hoffen wir: dass „Christentum" nicht Diskussionsgegenstand bleiben, sondern als Kraft des Glaubens durch die zur Tagung versammelte Lehrerschaft hindurchwirken möge auf das ganze heranwachsende Geschlecht, das stark werden muss für die harten Zeiten, denen wir entgegen gehen. *R. W.*

Bürgertum

Lettische Gesellschaftskreise, die sich im Gegensatz zu Sozialdemokraten und Kommunisten gern als bürgerlich bezeichnen, ohne damit von der eigentlich tragenden und tatsächlich auch bestimmenden Schicht ihres Volkstums — der Bauernschaft — abrücken zu wollen, halten es seit längerem immer wieder für eine Art von Verrat, dass die führende deutsch-baltische Politik nicht eindeutig von den Marxisten abrückt und sich nicht betont auf einen bürgerlichen Boden stellt. Und es gibt auch baltische Kreise, die im wesentlichen diese Auffassung teilen.

Lettischerseits wird dann auch immer wieder gemeint, wir trieben ein Spiel des divide et impera, dank dem wir nicht nur jahrelang als Zünglein an der Wage parlamentarischen Getriebes gestanden hätten, sondern kühlen Auges mit verwegener Hand das lettische Volk an der Erneuerung seines Volkstums gehindert, die Überwindung des Marxismus sabotiert hätten. Gerade hierdurch werde der Deutsche, der zudem noch gemeinsame Sache mit dem Feinde aller bodenständigen Kultur, dem Judentum, gemacht habe, zum bewussten Feinde des lettischen Volkes und zwar zum Feinde, der an erster Stelle überwunden werden müsse, meinetwegen mit Hilfe der Marxisten, damit dann erst an die Erneuerung des lettischen Volkstums auf nationaler Grundlage gegangen werden könne.

Mit so offenem Freimut ist das natürlich bisher kaum ausgesprochen worden, denn das ist nicht üblich. Wohl aber sind diese Gedanken der innerste Kern der Vorstellungswelt bestimmter und nicht

unwichtiger lettischer Kreise. Es gibt natürlich vielerlei Stimmungen und Einstellungen, ja u. a. auch die Richtung, die im baltischen Deutschtum nur noch eine absterbende Alterserscheinung ohne Kraft und von viel Anmassung sieht: es gelte bloss den natürlichen Ablauf der Dinge nicht stören, und das Alte breche endgültig zusammen . . .

Aber kehren wir zum Ausgangspunkt unserer Ausführungen zurück. Es liegt nicht so, als wenn wir Balten „Bürgerliche" wären oder sein könnten. Das ist ein weit hinter uns liegender Zustand. „Bürgerlich" ist bei uns immer nur ein ganz bestimmter Kreis von Liberalen gewesen. Ebensowenig wie der Kapitalismus für uns irgendwie charakteristisch wurde, ebensowenig wurden für uns Begriffe und Zustände wie Bürgertum und Proletariat massgebend. Und weil keine Marxisten in unseren Reihen zählen, mit darum bedeutet für uns auch „Bürgertum" im Sinne des 19. Jahrhunderts nur einen aus fremdem Volkstum, bzw. von ausserhalb der Heimat (dem Reich), importierten Begriff.

Wir haben uns schon viel früher als sonst irgendjemand zur Realität der Volksgemeinschaft durchringen müssen und durchringen können — unter der einigenden Kraft fremden Druckes — und haben daher für jenen fanatischen Hass wenig Verständnis, mit dem die einzelnen politischen Gruppen im lettischen Volk einander bekämpfen.

Viel wichtiger erscheint uns ein anderer, wesensmässiger Gegensatz innerhalb des lettischen Volkes — ein Gegensatz sozialethischer Natur. Bis weit in die Kreise nach rechts, hauptsächlich aber im Zentrum des Parteienhalbkreises herrscht die eurasische Anschauungsweise, dass der Unterschied von „Mein und Dein" nur zu Gunsten des Mächtigen besteht: das „Dein" des Schwächeren sei Lehen auf Widerruf.

Und das allerdings ist der Punkt, wo für uns jegliches Verständnis und alle Sympathien aufhören. Eine Erneuerung des lettischen Volkes scheint uns nur dann erreichbar, wenn mit dem Umbruch in diesen ganz primären Dingen begonnen wird. Aller Antimarxismus, alle Kultur- und Wohlfahrtsbestrebungen sind, so gesehen, relativ ganz unwichtige Dinge: bevor die Axt an die Wurzel dieses sittlichen Bolschewismus gelegt ist und der Entschluss gefasst wird, mit der Gerechtigkeit Ernst zu machen, bevor tatsächlich anerkannt wird: es gibt kein Recht nur des Stärkeren, sondern es gibt nur das Recht, — ist auch keine Erneuerung des lettischen Volkes möglich.

Leider finden sich ja auch heute noch bis ganz weit nach rechts hinein Feinde dieser Gerechtigkeit, und die Vertreter edlerer Auffassungen sind gar häufig nicht Manns genug, um offen nach ihnen zu handeln. So war man sich denn auch in der Entgüterung Volksfremder, vor allem Deutscher, tatsächlich so gut wie einig. Und darum sollte man sich lettischerseits auch nicht wundern, dass wir nur Gradunterschiede zwischen rechts und links (wo andererseits mehr Respekt vor fremden Kulturgütern herrscht) sehen können und kein Verständnis für die bourgeoisen Anwandlungen derjenigen haben, die unserem Volkstum den grössten Teil seines Eigentums genommen haben.

Um die Bewahrung unserer seelischen Habe kämpfen wir unentwegt, und zäh werden wir auch um die letzten Reste unserer materiellen Güter ringen. Für „bourgeoise" Ressentiments aber haben wir noch weniger Verständnis, wie früher, als wir noch ruhig im Besitze unseres ererbten und wohlerworbenen Eigentums sassen.

H. St.

Die Zukunft des Doms in Riga

In welcher Weise die Umgestaltung der Domkirche geplant ist, schildert ein Artikel von A. Purīts („Die Verschönerung der Marienkirche und die darstellenden Künste", Jaunakās Siņas Nr. 42, vom 21. Februar 1933), der in vieler Hinsicht interessant ist. Die Eingangssätze zeugen von einer erschrekkenden Säkularisierung der Religion; einzelne Vorschläge bestätigen diesen Eindruck.

„Religion und Kunst sind die beiden Wege, auf denen die Menschheit aus dem Alltag zur Ekstase flieht. Aber beide sind Kinder eines Geistes — Zwillingsschwestern, — die zusammengehören. Denn nur dann sind sie stark. Dann vertieft sich die Kunst und entgeht der Gefahr, in den Dienst einer Pseudokultur zu geraten; dann ist die Religion vor einem trockenen Dogmatismus bewahrt und kann leicht mit dem lebendigen Zeitgeist Schritt halten.

Auf solch eine Plattform des gemeinsamen Wirkens von Kunst und Kultus hat sich die Verwaltung unserer erzbischöflichen Kathedrale — der Marienkirche — gestellt und fordert alle zu einer neuschöpferischen Kulturarbeit auf, vor allem auch auf dem Gebiete unserer darstellenden Künste. Dieses Gotteshaus ist „wüst und leer" in unsere Hände übergegangen: die alten Mauern haben im Wandel der Zeiten als einzig Wertvolles nur die im 17. Jahrhundert erbaute Orgel und die Kanzel bewahrt, und sonst nichts. Dieser Umstand gestattet jetzt, ohne dass wir uns an der Kunst der vergangenen Zeit versündigen, ganz frei Aufgaben zu stellen und sie zu lösen; dieses sind wir uns selbst und der Zukunft schuldig. Ausgehend von diesen Möglichkeiten und geleitet vom Grundgedanken, dass die Marienkirche zum offiziellen staatlichen Gotteshause auserkoren ist, wo sich die feierlichen Momente des öffentlichen und religiösen Lebens des Volkes abspielen, ist diese Kommission für die künstlerische Ausgestaltung der Kirche gegründet und ein Arbeitsplan auf breiter Basis ausgearbeitet worden, der allmählich auszuführen ist."

Von den dort aufgestellten Forderungen führen wir an:

„Beide Kapellen an der Westfront (Budberg und Oberst Berg) sind dem Andenken bedeutender Ereignisse aus dem religiösen und staatlichen Leben des Volkes zu widmen, wobei in der ersten (Budberg) religiöse Evolutionsmomente zum Ausdruck gebracht werden sollten, in der anderen aber unsere Freiheitskämpfe. Zu diesem Zweck wären Fresko- und (in den Fenstern) Glasmalereien in beiden Kapellen auszuführen, die darstellen sollen a) in der Budbergschen Kapelle 1. den Götterkult auf jener primären Stufe, auf der der Mensch in seinem Suchen nach einem höheren Wesen, ohne den rechten Weg zu kennen, bald hier bald da die Stimme des Allmächtigen hört, und die „Gottes-Söhne" und die „Sonnen-Töchter" in traumhafter Dämmerung vor dem grossen „Unbekannten" ihre Knie beugen; 2. den Übertritt zum Christentum (die Taufe des lettischen Volkes in der Düna); 3. ein Bild aus der Reformationszeit und 4. den Einsegnungsakt des ersten lettländischen Erzbischofs. b) in der Bergschen Kapelle 1. Gebet der Krieger auf dem Schlachtfelde an den Ufern der Düna; 2. das Golgatha der Krieger — die Todesinsel, und 3. den Lahtschplehsis, umstrahlt von der Siegessonne. An der Stelle in dieser Kapelle, wo jetzt ein kleiner Altar zu sehen ist, muss ein Grab für den „unbekannten Soldaten" errichtet werden, das mit einem sarkophagförmigen Grabstein aus weissem Marmor

in edlen Formen sich dekorativ an die rote Kapellenwand anpassen würde."

„Im Fenster der „Bräutigams"kapelle an der Nordfront ist in Glasmalerei das Bild der Proklamation des lettländischen Staates auszuführen, im Vestibül dagegen über dem Haupteingang (auch in Glasmalerei) — als Charakteristikum der Marienkirche als offiziellen staatlichen Gotteshauses — das grosse Staatswappen."

„Der an die Südfront der Kirche sich anschliessende Kreuzgang ist mit Freskomalereien mit Themen aus unserer Geschichte zu schmücken (zum Teil auch in malerischem Mosaik und ornamentaler Majolika) und zu einem Pantheon umzuwandeln, wo die bedeutendsten Söhne Lettlands ihre Ruhestätte haben sollen.

Ohne dass hier die weiteren Punkte dieses Planes für die Verschönerung der Kirche berührt werden, in denen von der Restaurierung bzw. Umformung der übrigen Räume (Kapitelsaal, Konfirmandensaal, Vestibül usw.) und von vielen anderen kunstgewerblich auszuführenden Arbeiten die Rede ist, geht schon aus dem Angeführten hervor, dass das alte Gotteshaus der Kunst weit die Tore geöffnet hat, um ihr in seinen Wänden einen würdigen Platz zu geben. Das wird bestimmt beiden Teilen zu Gute kommen." *H.*

Deutsches Schauspiel zu Riga

In der kurzen Zeit, die seit der letzten Berichterstattung verstrichen ist, hat das deutsche Schauspiel drei Erstaufführungen herausgebracht, die geeignet scheinen, die Lage unserer deutschen Bühne schlaglichtartig zu beleuchten. Drei Premieren in knappster Aufeinanderfolge — man bewundert den Lebenswillen, mit dem diese kleine Truppe darum kämpft, sich auswirken zu können, und die Energie, mit der ihr Führer sie vor immer neue Aufgaben stellt. Drei Premieren vor halbgefülltem Haus — man fragt sich umsonst, woher das deutsche Publikum den Mut nimmt, eine seiner wichtigsten und ausdrucksfähigsten Kulturstätten Gewehr bei Fuss im Stich zu lassen. Man hört oft: „Früher — ja, da war es anders, da waren die Leistungen höher, da war die Auswahl der Stücke sorgfältiger, da war das ganze Milieu glänzender!" Die Gründe scheinen mir nicht stichhaltig zu sein. Denn die Leistungen unserer Schauspieler halten denen einer grösseren reichsdeutschen Provinzbühne im allgemeinen die Wage, sie leiden nur zu oft unter dem seelischen Druck des halbleeren Saales. Die Auswahl der Stücke hat die Direktion in einem Entgegenkommen, das fast schon die Grenzen des Möglichen und Wünschenswerten erreicht, mit in die Hand des Publikums gelegt; aber freilich können die paar Dutzend Theaterbesucher kaum mit dem Anspruch auftreten, das Rigaer „Publikum" darzustellen. Das Milieu schliesslich ist nirgends, wo deutsch gesprochen wird, mehr so glänzend wie einst; aber immer noch ist ein Aufenthalt im Deutschen Schauspiel festlicher und stimmungsvoller als in einem der vielen, auch von Deutschen regelmässig gut gefüllten Lichtspieltheater. Wir haben es in vielen Fragen des politischen Lebens gelernt, die Disziplin der Solidarität zu üben; es ist unbegreiflich, weshalb diese Disziplin hier versagt. Im Augenblick ist die Situation die, dass zwar das ganze deutsche Publikum mit kritischem Misstrauen auf das Theater blickt; aber selbst hingehen, selbst beobachten, selbst mithelfen, das wol-

len die wenigsten. Dabei ist die Rechnung so unerbittlich einfach: unser Schauspiel gebraucht das deutsche Publikum, das ganze deutsche Publikum, um leben zu können. Versagt das Publikum jetzt, trägt es ganz allein die Verantwortung dafür, wenn hier wieder ein deutscher Kulturposten liquidiert werden muss.

Ich habe viele Jahre in einer kleinen Universitätsstadt Norddeutschlands gelebt, deren Bewohnerzahl hinter der Zahl der hier lebenden Deutschen weit zurückblieb und die soziologisch weit bunter gestaltet war als das hiesige Deutschtum. Das kleine, in seinen Leistungen keineswegs hervorragende Theater schien der Wirtschaftskrise erliegen zu müssen. Die Provinz sperrte die Zuschüsse, die Stadt verringerte das Budget. Was geschah? Das Bürgertum erklärte das Theater für seine eigene Angelegenheit. Die studentischen Korporationen verpflichteten sich freiwillig zur regelmässigen Abnahme einer grösseren Anzahl von Karten und begannen ihre monatlichen Feste, Tanzkränzchen, Altherrentage stimmungsvoll und festlich mit einem gemeinsamen Theaterbesuch; dafür wurde ihnen ein gewisser Einfluss auf die Auswahl der Stücke eingeräumt. Zahlreiche bürgerliche Vereine folgten dem Beispiel. Und eines Tages war der Bestand des Theaters gerettet und darüber hinaus das Theater wieder zu einer gesellschaftlichen Angelegenheit geworden. Es geht, wenn man nur will. Sollte hier, wo die Aufgaben der Bühne wichtigere, weittragendere sind als irgendwo im Reich, eine ähnliche Hilfeleistung unmöglich sein?

*

Von den drei Erstaufführungen war die mittlere die spannendste und wertvollste. Walter Erich Schäfers Schauspiel „Der 18. Oktober", vor Jahresfrist in Stuttgart uraufgeführt, behandelt in stärkster Zusammenfassung und Verhaltenheit den seelischen Konflikt der deutschen Hilfstruppen Napoleons kurz vor der grossen Leipziger Völkerschlacht. Das ganze entscheidende Geschehen ist im Erleben einer Korporalschaft, einer Wachmannschaft, die vor dem Quartier ihres Obersten Posten steht, und ihrer Führer symbolisch zusammengeballt; die Einheit der Zeit ist völlig, die des Ortes fast ganz gewahrt: in atemberaubendem Tempo vollzieht sich das Erwachen einer Landsknechtsbande zum nationalen Bewusstsein. Höhepunkt der zweite Akt, in dem der deutsche Oberst in Gegenwart des französischen Generals über den Lützowschen Offizier, der sich verkleidet herübergeschlichen hat, um das Gewissen der deutschen Landsleute wachzurütteln, Kriegsgericht abhält und dabei seine eigene Schicksalsstunde erlebt; danach würde man den dritten Akt, der den Übertritt der Truppe zu den Preussen bringt, gern entbehren: da er fast nur äusseres Geschehen, notwendige Folgerungen aus der Kriegsgerichtsszene bringt, lässt die Spannung nach, und das ist gerade bei diesem Thema zu bedauern.

Die Aufführung — Regie: Friedrich Beug — war zwar den Gemeinschaftsszenen des ersten und besonders des dritten Aktes nicht völlig gewachsen; die Soldatenmassen waren zu unbewegt (doch war die Biwackszene des Eingangs gut!) oder, bei der Meuterei, zu unbeherrscht und unsoldatisch. Überhaupt überwog der menschliche Gehalt die soldatische Form oft zu stark; Kurt Hendrichs Oberst Bauer war zwar als Vorsitzender des Kriegsgerichts von erschütternder Überzeugungskraft, versagte aber aus mancherlei Gründen

vor der Front, und Kubitzky verlor als Füsilier Schlangenhauff, als Führer der Meuterer, im entscheidenden Moment denn doch zu sehr die jedem Soldaten eigne militärische Haltung. Dagegen erfrischte und erfreute Eugen Lundts Jägerleutnant sehr, eine kernige, frische, gezügelte Gestalt, der man glaubte, was sie glühend sagte. Auch Friedrich Beugs Franzosengeneral bot eine abgewogene Leistung, die überzeugend wirkte. Die übrigen Mitglieder passten sich nach Kräften ein. Der Gesamteindruck war stark und nachhaltig; der zweite Akt bedeutete auch im Beifall des Publikums, unter dem man zum ersten Mal auffallend viele junge Gesichter sah, den unbestrittenen Höhepunkt.

*

Dann gab es noch zwei Lustspiele, die, dankbar aufgenommen, die fröhliche und harmlose Stimmung verbreiteten, die Dichter und Schauspieler als Ziel ihrer Bemühungen betrachteten. August Hinrichs', des Oldenburgers, Komödie „Metzelsuppe" ist eine derbe zeitgenössische Bauernsatire mit erprobten Typen (die schlauen Bauern, der schüchterne, aber redliche Lehrer, das dralle Bauerntöchterchen, die dumme Magd usw.) und, trotz mancher überholten Einzelheit, mit zeitnahem, bühnen- und publikumsicheren Thema (Überlistung des steuergierigen Finanzamtes!), sodass es nur des flotten, fröhlichen Spiels unserer Schauspieler bedurfte, um einen vollen Erfolg zu erzielen. Hendrich als Regisseur schuf gute, plastische Szenen und trug Sorge, dass Übertreibungen im allgemeinen vermieden wurden; freilich hätte bei Lucie Heim noch manches gemildert und gedämpft werden können, ohne ihre komische Wirkung zu beeinträchtigen. Besonders gelungen waren Hendrich als alter Landwirt und Erich Ruschmann als dummschlauer Knecht; auch Else Schulte de Serno hielt sich diesmal wacker. Man lachte und war sichtlich vergnügt; einmal gab es sogar Beifall auf offener Szene.

Das andere war eine französische Komödie von René Fauchois, „Achtung! Frisch gestrichen!", sehr amüsant, stellenweise sogar geistreich in Dialogführung und Pointenverteilung, und das Ganze durch die Erinnerung an den van Gogh-Skandal von einer gewissen Aktuellität. Ein längst in Elend und Krankheit gestorbener Maler wird plötzlich berühmt; bei dem Arzt, der ihn zu Tode gepflegt und dem er einige seiner Bilder geschenkt hat (längst sind sie achtlos fortgeworfen!), finden sich Kunsthändler, Kritiker und Fälscher ein, phantastische Angebote, ratloses Entsetzen des wie Tantalus am Rande des Reichtums stehenden Landdoktors und seiner ganzen Familie, tolles Durcheinander und schliesslich allseitige befriedigende Lösung durch das engelgute Dienstmädchen, die einstige Freundin des verstorbenen Meisters — man sieht, eine nicht eben sehr aufregende, auch nicht sehr neuartige, aber im ganzen doch amüsante und unterhaltsame Angelegenheit. Auch hier — unter Friedrich Beugs Regie — ein flottes Zusammenspiel, in dem Hendrichs vollsaftiger Landdoktor dominierte und Ruschmann durch seine vornehme, abgewogene Art auffiel; die anderen fügten sich gut, recht und lustig ein, und Sigrid Hamar als Dienstmädchen hatte sogar einige schöne, stille Augenblicke. Auch nach diesem Abend ging man heiter und befriedigt nach Hause, und alles wäre schön und gut, wenn — ja wenn das Publikum sich ebenso um sein Schauspiel bemühte, wie das die Schauspieler tun. Sollte das nicht doch noch einmal möglich sein?

Lutz Mackensen

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Wilhelm Stapel, Der christliche Staatsmann. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 1932.

Die Verworrenheit und scheinbare Undeutbarkeit unserer Zeit, der die meisten Menschen doch in unbewusster Hilflosigkeit gegenüberstehen, äussert sich kennzeichnend auch in dem Kampfe im deutschen Schrifttum. Nur durch Presse und Bücher wird eine spätere Zeit Einblick gewinnen können in die erbitterten und im Grunde erbarmungslos-grausamen Kämpfe der politischen, sozialen und letztlich religiösen Haltungen.

Die Erbarmungslosigkeit ist bedingt durch die dämmernde Erkenntnis, dass wir am Anbruche eines neuen Zeitalters stehen. Alles, was bloss formale Tradition ist, muss zu Grunde gehen gegenüber dem, was aus der Sinndeutung unmittelbar herauswächst.

Die geringsten Harmonien, die stärksten Gegensätze werden, im Symbol gültig für die ganze Welt, aufgezeigt innerhalb des deutschen Volkes. Wir bejahen die Härte dieser Gegensätze, denn endlich werden wir nun unabweisbar gezwungen, zu den tiefsten und allein wirklichen Quellen unseres Lebens herabzusteigen, falls wir bestehen wollen.

Wer die Wandlungen des deutschen Volkes wirklich kennt, d. h. wer sie nicht nur erkenntniskritisch mit dem Verstande zu durchleuchten sucht, sondern sie im Mit-leiden erlebt, der weiss um dieses Suchen nach den wirklichen Quellen. Es ist keine Modeströmung, dass Theologen wie Paul Schütz, Gogarten, de Quervain heute von weiten Kreisen des Laientums gelesen werden.

Im vorigen Jahre erschien ein Werk von Wilhelm Stapel: Der christliche Staatsmann, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, das in ähnlicher Weise richtunggebend wirken kann. Das Buch beginnt: „Die Frage dieses Buches lautet: Kann der Christ ein Staatsmann sein? Kann der Staatsmann ein Christ sein?"

Ganz unabhängig davon, wie wir das Buch werten, müssen wir Stapel dankbar sein, dass er dieses Problem Christentum und Weltlichkeit, Gottesreich und sündhafte Irdischkeit uns in dieser Zeit der Kämpfe um Technik, Wirtschaft, soziale Gestaltung, Pazifismus, Abrüstung usw. in sehr eindringlicher Weise vor Augen stellt. In dieser Tatsache liegt schon die Feststellung, dass hier nicht letzte Höhen und Ausläufer der „Geistigkeit" abgehandelt werden, sondern die allerersten Voraussetzungen wirklichen Lebens, das nicht in der Verzweiflung enden soll.

Der Untertitel des Buches heisst: Eine Theologie des Nationalismus. Und in der Tat ist das Buch auch ein theologisches Werk. Man kann vieles gegen „Laientheologie" sagen, einen Vorteil hat diese Theologie Stapels jedenfalls: die unmittelbarste miterlebende Kenntnis der Weltlichkeit, der Fragen um Staat, Volk, Nation und — Sünde und Schuld.

Stapel hat eine sehr sichere Position, von der aus er angreift: das ungebrochene, in der Gegenwart erst wiederentdeckte Luthertum, also letztlich die Offenbarung der Evangelien.

Und gerade in der Behauptung des Absolutheitsanspruches der christlichen Offenbarung gegenüber jeglicher psychologisierender und ethisierender Verfälschung des Christentums erweist sich Stapels Laientum als wertvoll. Er kennt alle diese Verfallserscheinungen eines bürgerlichen Scheinchristentums und vernichtet sie bis in die letzten Winkel hinein.

Ganz herrlich ist Stapels Abschnitt

über Luther in seiner Stellung zum Staate. Er prägt das Wort von Luthers Staatslehre als der „Metaphysik der Väterlichkeit".

Stapel selbst nennt den dritten Teil seines Buches den „entscheidenden Teil". Uns scheint die grösste, Stapel selbst vielleicht unbewusste Leistung im zweiten Teil zu liegen: Stapel führt uns mit einer unerbittlichen Folgerichtigkeit, die wir auch gegen liebgewordene oder gedankenlos beibehaltene Begriffe anerkennen müssen, wenn anders wir nicht unsere Position verlassen wollen, zur rückhaltlosen Anerkennung der Scheidung: hier Reich Gottes, hier irdische (also notwendig sündhafte) Welt. Es ist eine betrübliche Erscheinung, dass uns solche Grundwahrheiten der Reformation immer wieder eindringlichst nahe gebracht werden müssen. Man muss sich klar machen, was in dieser unerbittlich scharfen Trennung alles enthalten ist: die Verwerfung jeglichen Strebens nach Selbsterlösung, nach Selbstgerechtigkeit des Menschen (und das ist ein Grundzug unseres Zeitalters!). Stapel lässt sich die Gelegenheit nicht entgehen, auf alles ernstlich und gründlich einzugehen, manchmal mit barocken Wendungen, aber seine Leser immer zwingend, da er fest auf dem Boden der Bibel und des Luthertums steht. Es ist eine Art glänzende moderne Scholastik im guten Sinne, was uns Stapel hier bringt.

Die Scheidung: Reich Gottes — irdische Welt bringt es mit sich, dass es keinen „christlichen" Staat, keine „christliche" Kultur und so fort geben kann, wollen wir nicht die gesetzten Grenzen widergöttlich niederreissen. Es gibt nur Christen und insoweit, mit Luther, einen „christlichen Stand". Diese Dinge seien hier nur angedeutet. Sie geben uns genug Anlass zum Weiterdenken.

Hier liegen nun natürlich auch die Spannungen Christ — Staatsmann, das heisst in dieser sündhaften Welt verantwortlich handelnder Politiker. Wieder auf Luther zurückgreifend, können wir diesen Zwiespalt zwar nicht aufheben, aber zur menschlichen Aufgabe erhöhen in der Auffassung der „Herrschaft", des natürlich gegebenen „Oben" und „Unten" als Bestandteils der Schöpfungsordnung. Nur dadurch wird der Mensch in seinen Ordnungen erhalten.

Hier liegen die Überleitungen zum dritten Abschnitt, in dem die Dinge gesagt werden, die Stapel vor allem am Herzen liegen und um derentwillen er das Buch wohl überhaupt geschrieben hat. Es ist die Begründung seiner „Nomos"lehre:

Es gibt keine absolute Sittlichkeit, die dem Menschen gleichsam als Offenbarung ein für allemal als gültig gegeben ist. Und es bedeutet keine Zersetzung richtig eingeordneter Sittlichkeit, wenn man ihre Bedingtheit feststellt. Auch die Bergpredigt ist nicht absolut, sondern eine Jüngerlehre. Die Sittlichkeit findet ihren zeitgebundenen Rahmen in dem Leben der Gemeinschaften, denen sie zu dienen hat und aus denen sie in dieser ihrer Aufgabe erwachsen ist. Sie ist insofern nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu einem höheren Zweck.

Auch die Völker als grosse, in der Schöpfungsordnung beschlossene Gemeinschaften haben jeweils ihre Sittlichkeit. Dieser Auffassung und Einordnung der Ethik, die sich nicht im Rahmen der christlichen Theologie verabsolutieren darf, können wir, vielleicht mit Einwänden in Einzelfragen, aber doch mit Bejahung des Gedankenzuges folgen.

Aus dieser unterschiedlichen Sittlichkeit der Völker wird nun bei Stapel aber mehr. Ebenso wie das jüdische Volk seine Sittlichkeit als Gesetz durch Offenbarung bekam, ebenso ist die Sittlichkeit, die jedem Volke zukommt, als Nomos gleichsam unaufhebbares Gesetz, der

Inbegriff seines eigentlichen, ihm so und nicht anders bestimmten Wesens. Und an diesen Nomosbegriff der Gesetzlichkeit knüpft nun Stapel den Reichsgedanken als die deutsche Aufgabe.

Über den Reichsgedanken brauchen wir hier nicht zu sprechen. Er ist uns Deutschen mehr als nur ein Ausblick aus einer verzweifelnden Gegenwart auf eine lichtere Zukunft der Gerechtigkeit. Wir haben in der Aufgabe des Reiches die grosse unverlierbare Berufung. Aber uns wird doch beklommen zu Mute in der Nachbarschaft, in die Stapel diese Berufung bringt. Hier ist bei ihm tatsächlich geschehen, was der Untertitel anzeigt: eine Theologisierung des Nationalismus. Aber schon eine Vergesetzlichung menschlicher Lebensgebiete im „Nomos", die mehr noch als andere von allen triebhaften, dumpfen, kreatürlich gebundenen Kräften im Menschen beeinflusst werden, führt die Gefahr herauf, dass statt einer Theologie eine Dämonologie entsteht. Und nun noch eine Ableitung des Reichsgedankens aus dem Nomos des deutschen Volkes! Wir bejahen den Grundgedanken der untrennbaren Verbindung von deutschem Volk und dem „ewigen Reich", aber uns scheint, dass Stapel hier in der Starrheit einer Konstruktion gefangen ist. Gerade wir Jüngeren müssten uns als Epigonen kümmerlichster Art betrachten, wollten wir rückschauend unseren Glauben an das Reich an den staufischen Überlieferungen des Hochmittelalters stärken, wie Stapel das in einer fast schon mystischen Verknüpfung mit dem Nomosgedanken tut. Uns scheint, wir können die Gedankenkonstruktion im Nomosbegriff abstreifen. Wäre uns Deutschen nicht im Geschichtsverlauf die Aufgabe des Reiches schon zugewachsen, so würden wir aus der Gegenwart heraus diese Verpflichtung des Vorlebens der ewigen menschlichen Ordnungen und der Gerechtigkeit dennoch lebendig und unabweisbar verspüren. Dazu brauchen wir keine weitere Legitimierung, als unser blosses Dasein es ist.

Werner Giere
Königsberg Pr.

G. Wirsing, Zwischeneuropa und die deutsche Zukunft. Diederichs Verlag

Unter dem Begriff Zwischeneuropa fasst Wirsing — der Aussenpolitiker des sogenannten Tat-Kreises — die 9 Staaten von Estland bis Jugoslavien. Die deutsche Zukunft sieht er in der Hauptsache durch die Beziehung Deutschlands zu diesen Staaten bestimmt. Ihm schwebt eine Föderation aller Staaten des mitteleuropäischen Raumes vor, deren Mittelpunkt naturgemäss Deutschland bilden würde. Der zusammenfassende Begriff Zwischeneuropa, der vielfach angefochten worden ist, erhält seinen Sinn durchaus nur von dieser grosszügigen und weitblickenden aussenpolitischen Konzeption her, die vom Verfasser zugleich auch wirtschaftlich und soziologisch fundiert wird. Einen deutschen Imperialismus lehnt er ab. Es käme nicht darauf an, fremde Gebiete zu erobern und sie dann als Kolonien auszubeuten, sondern eine neue grosse Ordnung für den gesamten mitteleuropäischen Raum zu schaffen, wobei die nationale Eigenart und der Lebensraum eines jeden Volkes nicht angetastet werden dürfe.

Solche Gedankengänge wirken nun freilich auf den ersten Blick recht utopisch und wirklichkeitsfremd. Es ist Wirsing aber nachzurühmen, dass er wirklich alle Momente, die zu einem Zusammenschluss des mitteleuropäischen Raumes drängen — und es sind deren viele — klar erfasst und gut dargestellt hat. Das Buch enthält keine pathetischen Phrasen; es ist klug, wohl abgewogen und nüchtern geschrieben und verdient darum auch die grösste Beachtung. Der Verfasser geht auch

auf die Entwicklung des baltischen Gebietes ein und tut es in einer von allen Ressentiments und Übertreibungen wohltuend freien Art, wobei alle wesentlichen Punkte richtig gesehen sind. Ein näheres Eingehen auf die besonders für uns Balten sehr bedeutungsvollen Gedankengänge Wirsings erübrigt sich vorerst.

Weniger geglückt scheinen uns die allzu flüchtigen Ausführungen Wirsings über das deutsch-russische Verhältnis. Darlegungen über diese Frage haben nur dann einen Wert, wenn sie sehr gut fundiert sind und die Grenzen einer — an sich natürlich durchaus möglichen — deutsch-russischen Kooperation sehr genau abstecken. Wir können dem Verfasser nur raten, diese Ausführungen bei einer nächsten Auflage zu streichen und sie nach eingehender Überprüfung gesondert zu behandeln. *C. v. S.*

Revaler Ahnentafeln. Eine Fortsetzung der Laurenty'schen „Genealogie der alten Familien Revals" von Georg Adelheim. Zweite Lieferung. Reval 1932. F. Wassermann.

Nach einer Pause von fast drei Jahren hat der unermüdliche Revaler Familienforscher seinem ersten mustergültig angelegten Heft die zweite Lieferung folgen lassen. Diese Lieferung enthält ausser dem Schluss der Ahnentafel „Hirschhausen" und dem Anfang der Ahnentafel „Koch II" noch folgende abgeschlossene Tafeln: „Hoffmann", „v. Hueck", „v. Hunnius", „Intelmann" und „Knüpffer", von denen besonders die erste und dritte ausserordentlich viel Interessantes bieten. So sind z. B. in der VI. Generation (Tafel Hoffmann) 6,25% der männlichen Ahnen Pastoren, während in der V. Generation die Zahl auf 87,5% ansteigt. Da nun die Vertreter dieser Generation alle durchschnittlich um das Jahr 1725 geboren sind, so drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf, was wohl das plötzliche Anwachsen der Pastoren hervorgerufen hat? Sollte die Lösung im Nordischen Kriege zu suchen sein? Jedenfalls dürfte die Beantwortung dieser Frage die Soziologen interessieren!

Die Ahnentafel „v. Hunnius" gibt wieder einen beachtenswerten soziologischen Querschnitt und zeigt uns deutlich, dass durch die Versippung der Stände noch heute das Blut der ersten deutschen Einwanderer durch die Adern manches Balten rollt, entgegen der vielverbreiteten Meinung, dass wir heutigen Balten, genealogisch genommen, so weit in die Vergangenheit nicht einzudringen vermöchten. Aber die Namen Pahlen, Ungern, Tiesenhausen, Uexküll u. a. bürgen dafür — wenngleich die Tafel, aus verständlichen Gründen, nicht bis ins Detail ausgearbeitet ist, sondern nur die Quellen für weitere Forschungen bietet.

Dass in einer so umfangreichen Arbeit, mit ihrem ungeheuer grossen genealogischen Material, Fehler unterlaufen müssen, dürfte ein jeder erwarten— daher ist man um so freudiger überrascht, wenn man nach eifrigem Studium das Buch aus der Hand legt und nichts derartiges findet. Mir persönlich ist jedenfalls nur ein einziger Widerspruch aufgefallen. Auf Seite 120 ist bei Anna Katharina Wetterstrand (Nr. 107) der Zusatz „heir. I.—12. XI. 1713 Pastor Samuel Friedrich Krippendorff" zu streichen, was ein Vergleich mit Seite 23 (I. Lieferung) einwandfrei ergibt.

Im Interesse aller baltischen Genealogen ist es zu hoffen, dass uns Georg Adelheim aus seiner berufenen Feder bald die dritte Lieferung folgen lässt.

Benno von Schlippe

Friedrich Griese. Das Dorf der Mädchen. Eine Chronik. 1933 bei Alb. Langen / G. Müller, München.

Irgendwo im deutschen Osten, auf altem slavischen Boden haben die Herren von Slava gehaust, deren grausigen und gespenstischen Niedergang dieser Roman, der sich eine Chronik nennt, schildert. Mit düsterer Notwendigkeit vollzieht sich die Tragödie einer Gewaltherrschaft voller Peinigungen und Willkürakte an dem Erben, in dem das Herrenbewusstsein erloschen ist. Weil die Vorfahren des letzten Slava in roher und primitiver Gewissheit sich als Sachwalter einer festgefügten Weltordnung betrachteten, so wurden sie von ihren halbvertierten Leibeigenen als unabänderliches, wenn auch grausames Schicksal ertragen. Aber der letzte Spross des Geschlechtes ist ein ohnmächtiger Tor, und so muss er fallen. Fallen durch die Weiber des Dorfs, die dem Vorgänger noch sinnlose Sklavinnen waren und doch angesichts seines letzten hilflosen Siechtums bereits stumpf das Heraufdämmern einer neuen Zeit spürten. Wie dann aus unbewusstem Erwachen einmal jäh die Tat erwächst, um ihr Opfer in tierhaftem Rausch zu zerfleischen, ist mit entsetzlicher Eindringlichkeit geschildert. Diese Chronik ist ein böses Buch, aber der sie schrieb, ist ein grosser Könner. *B.*

Barbara Katharina von Bronsart. Die Herrin. Ein Land-Roman aus harter Zeit. 1933. Albert Langen / Georg Müller, München. 344 S.

Ein Kriegsbuch anderer Art als sonst. Nicht die gewaltigen Ereignisse an der Front, das stille Heldentum in der Heimat ersteht vor unseren Augen. Der Leser durchlebt den Krieg auf einem grossen Gutshof, dessen Besitzer bei Kriegsbeginn ins Feld gezogen ist; seine noch junge Frau nimmt die Zügel der Wirtschaft in die Hand und versteht es, aller Schwierigkeiten und Nöte Herr zu werden und den Besitz ungeschmälert zu erhalten. Trotz einiger Längen liest man das Buch gern. *W. W.*

ZUSCHRIFT

So war es nicht

In den „Baltischen Monatsheften" — Heft 2 1933 — hat Axel de Vries, der verdienstvolle Leiter der „Revalschen Zeitung", einen Aufsatz veröffentlicht, der in seiner grossen Grundlinie gewiss der Zustimmung vieler Balten, nicht zuletzt auch der im Reich lebenden, sicher sein kann: Blut und Scholle sind die Fundamente des Baltentums. Und sie werden es immer bleiben.

Aber umsomehr fällt ein Passus aus dem Rahmen, der sich mit der Stellung der Balten während des Weltkrieges und insbesondere mit der durch die Okkupation geschaffenen Lage im Jahre 1918 beschäftigt und, wenn auch gewiss wider Willen des Verfassers, zu bedenklichen Missdeutungen Anlass geben kann. Wir setzen den Passus hierher. Er lautet:

> „Denken wir an das Jahr 1918 zurück. Ging damals nicht eine übersteigerte Woge nationaler Leidenschaft durch das baltische Deutschtum, die den Begriff der Heimat zu verdrängen begann? War nicht damals eine hartumkämpfte Fragestellung die, ob jetzt nicht die Zeit gekommen sei, wo man schlechthin Deutscher sein und das Zwitterbild des baltischen Deutschen abstreifen könne?
>
> Und hat nicht die Politik, soweit sie auf diesem Überschwang beruhte, uns nur Unglück gebracht? Unglück nicht nur in dem Sinne, dass vieles aus unserm spätern schweren Schicksal wohl ungeschehen geblieben wäre, wenn 1918 mehr der Begriff der Heimat — und zur Heimat gehören untrennbar alle ihre Bewohner — im politischen Empfinden und Handeln massgebend gewesen wäre; sondern Unglück auch deshalb, weil durch diese Art von Denken der Begriff des Völkischen den Heimatbegriff soweit überwucherte, dass der geistige Boden für die grosse Expatriierungsbewegung des Jahres 1918 im baltischen Deutschtum vorbereitet wurde, die das Scheiden aus dem Lande, das die Besten hart ankam, manchem leicht gemacht hat.
>
> Wir sind zu klein an Zahl, unsere Kräfte sind zu gering, als dass wir nicht die Verpflichtung hätten, darüber zu wachen, dass in unserer Mitte nicht wieder geistige Kräfte zur Herrschaft kommen, die den baltischen Deutschen wurzellocker machen."

Soweit de Vries. Es ist notwendig, dass seine Darstellung nicht unwidersprochen bleibt. Ohne Vollmacht, aber im Bewusstsein, dass er dabei im Namen der überwiegenden Mehrheit der baltischen Landsleute spricht, die die Zeit, von der de Vries redet, handelnd mitdurchlebt haben, muss Unterzeichneter folgende Erwägungen zum Ausdruck bringen. Auch deshalb schon, weil, wenn die Darstellung von de Vries unwidersprochen bleibt, von nichtdeutscher Seite ungerechtfertigte Schlüsse aus ihr gezogen werden könnten.

Punkt 1. Es stimmt nicht, dass im Jahre 1918 eine übersteigerte Woge nationaler Leidenschaft durch das baltische Deutschtum gegangen ist, die den Begriff der Heimat zu verdrängen begonnen hätte und den Begriff des baltischen Deutschen zu einem Zwitterbild gemacht hätte, das dem des reinen Deutschen hätte weichen sollen. Wo hat sich diese geistige Einstellung eigentlich manifestiert? Und wer soll denn der Träger dieser Phantasie ge-

wesen sein? Die ältere baltische Generation etwa? Es braucht nicht erst bewiesen zu werden, dass das psychologisch undenkbar und unmöglich gewesen ist. Diese ältere Generation, im Kampf gegen eine doppelte Front erwachsen, wurzelte mit Leib und Seele im Begriff, dass der Balte zwar kulturell ein Deutscher sei und nur in dieser geistigen Einstellung sein Existenzrecht habe, aber eine staatliche Angliederung an das Reich hat vor dem Weltkriege nicht in ihren praktischen Gedankengängen gestanden. Und auch während des Krieges ist der Gedanke einer solchen Angliederung erst sehr allmählich und in den drei Provinzen wohl sehr verschiedenartig stark zum Durchbruch gekommen. Als politischer Faktor dem Reich gegenüber sind dabei nur die Ritterschaften und die Stadt Riga in Betracht gekommen: sie sind es allein gewesen, die die Verhandlungen mit Kaiser und Reich geführt haben, und sie haben — nur in Kurland, das 1915 schon okkupiert worden war, lagen die Dinge anders, mündeten aber auch hier später in die allgemeine Linie ein, — und dabei in völliger Übereinstimmung mit Deutschland, erst nach dem Sturz der Romanowdynastie, d. h. nachdem das im Nystädter Frieden begründete Vertragsverhältnis der Provinzen zum Zartum ein Ende genommen hatte, die Angliederung an das Reich proklamiert. Sie sind dabei freilich von der gesamten deutschen Bevölkerung getragen worden. Dass diese reichsdeutsche Orientierung unter dem furchtbaren Druck der Bolschewiken die einzige Möglichkeit, dass eine andere Politik garnicht denkbar war, weil die eingeschlagene allein die Garantie für die Rettung nicht nur des Lebens der Bewohner des Landes bot, sondern weil in ihr allein auch die Sicherung einer deutschen und zwar deutsch-baltischen Stellung auf baltischem Boden für die Zukunft gegeben war, sollte doch nicht geleugnet werden können. Von einer alldeutschen politischen Tendenz der Balten kann also nicht die Rede sein.

Sollte aber etwa die junge baltische Generation anders orientiert gewesen sein? Soweit wir wissen, hat sie niemals Proben einer solchen abaltischen Gesinnung gegeben. Weder hat sie Gelegenheit gehabt, sie zu äussern, noch hat sie sie innerlich gehegt. Ganz im Gegenteil: als der Ruf der Ritterschaften an sie erging, ins deutsche Heer zu treten, hat die Jugend zwar dem Rufe willig Folge geleistet, aber die Umstände, unter denen die jungen baltischen Landsleute dieser deutschen Pflicht Genüge leisten konnten, die Tatsache, dass sie in ein Deutschland kamen, dass nur zu deutlich schon die Züge der herannahenden Revolution trug, haben sie zwar in der Erfüllung ihrer nationalen Pflicht nie wankend gemacht, wohl aber ihnen den Heimatboden besonders teuer erscheinen lassen. Sie sind es ja auch gewesen, die, als die vom roten Todfeind bedrohte Heimat rief, alle heimkehrten und mit denen daheim in selbstverständlicher Pflichterfüllung ihr Leben für sie einsetzten.

Der Vorwurf einer engen reichsdeutschen oder völkischen Politik unter Beiseitelassung der baltischen Heimatidee ist also nicht stichhaltig. Das Gegenteil ist der Fall. Wer die Vorgänge jener Jahre, in Sonderheit des Jahres 1918, Vorgänge, die sich sehr begreiflicher Weise nicht vor einer breiten Öffentlichkeit abspielten, kennt, der weiss, wie sehr die Ritterschaften und die sonst in Betracht kommenden baltischen Menschen, unter ihnen so manche Balten, die als Reichsdeutsche wieder in die alte Heimat zurückge-

kehrt waren und hier jetzt in deutschen Diensten standen, sich bemüht haben, vor übertriebenen, aus Unkenntnis der hiesigen Verhältnisse herrührenden germanisatorischen Massnahmen gegen die lettische und estnische Bevölkerung, vor allem auf dem Gebiet der Volksschule, bremsend zu warnen; der weiss auch, wie auf dem damals besonders heiklen Boden der Presse Balten ausgleichend und mildernd gewirkt haben. Vor allem aber, vor aller Öffentlichkeit ist die Heimatverbundenheit der baltischen, politisch wirksamen Kreise im Sinne einer gedeihlichen Zusammenarbeit mit den Letten und Esten zu Tage getreten, als es galt, eine gemeinsame Beratung über die Ausgestaltung der Verfassung des geplanten baltischen Staates unter Anlehnung an das Deutsche Reich in die Wege zu leiten. Dass man sich dabei nicht einfach majorisieren lassen wollte und durfte, war selbstverständlich. Dass die andern Bewohner der Heimat bzw. ihre Führer das nicht zugeben wollten, mag psychologisch erklärbar gewesen sein, wird aber die Tatsache, dass die baltischen Vertreter, unter ihnen die Repräsentanten der Ritterschaften, ein sehr weites Entgegenkommen gezeigt haben, nicht aus der Welt schaffen.

Punkt 2. Mit dieser obigen Feststellung erledigt sich von selbst der zweite Punkt der Vorwürfe, die de Vries gegen die damaligen Balten, wenn auch nicht in corpore, erhebt. Da kein „völkischer Überschwang" bestanden hat, kann der unendlich schwere Vorwurf auch nicht zu Recht bestehen, dass aus dem „Überschwung" sich das furchtbare Unglück herleiten lasse, das uns später betroffen hat. Wer die Dinge heute, wo wir ja schon einen gewissen Abstand gewonnen haben, sachlich betrachtet, wird es als einen unbegreiflichen Irrtum ansehen müssen, dass wir Balten es in der Hand gehabt hätten, das Geschick zu wenden. Es war einfach Fatum, war Geschick, wir hatten unter dem naturgemässen Druck der äusseren und inneren Verhältnisse unsere Sache, die der Heimat und die unseres Volkstums, aber dabei immer frei von unduldsamen, pangermanischen Aspirationen mit der des Deutschen Reiches verbunden. In den Tagen der roten Gefahr hatten wir damit auch das Leben der Letten und Esten gerettet, und viele Letten und Esten haben das damals willig oder unwillig anerkannt, ja haben auch das Geschick ihres Volkes unter dem festen Regiment des Deutschen Reiches besser aufgehoben gesehen, als bei einer Rückkehr unter russisches Regiment. Ein anderer Teil freilich, besonders in Estland, hatte von Beginn ab, als der russische Zusammenbruch Tatsache geworden war, sich unter die Fittige der Entente gestellt und von Stockholm aus die Aktion eingeleitet, die auf eine Schaffung selbständiger Staaten hinauslief. Diese Richtung hat mit der Niederlage Deutschlands in Folge der Novemberrevolution ihr Ziel erreicht. Alles, was sich dann später in Lettlaud und Estland in Bezug auf die baltischen Deutschen abgespielt hat, war in den Augen der lettischen und estnischen politischen Führer nur selbstverständlich: sei es Schutzmassnahme gegen drohende Bolschewisierung, sei es Rache für angebliche 700-jährige Bedrückung durch die „baltischen Barone". Beide Lesarten waren im Gange und behaupten auch heute noch das Feld. Zu glauben, dass der Gang der Dinge anders gewesen wäre, wenn die Balten nicht für Deutschland optiert hätten, ist ein Optimismus, der sich schon an dem einen Beispiel erledigt, das das Verhalten Lettlands gegen die Baltische Landeswehr gibt, die man um ihre

Landanteile gebracht hat und mit Hass verfolgt, obwohl ihre dem Wohl des ganzen Landes geltende Tätigkeit billig von keinem Letten in Abrede gestellt werden kann. Aber, dass die Balten — wie das noch einmal mit Nachdruck betont sei —, aus äusseren wie aus inneren, seelischen Beweggründen für Deutschland sich entschieden hatten, nicht eine nie vorhandene pangermanische Tendenz, die sie, weder früher, noch damals, noch später je gehabt haben — wir erinnern dabei an Professor Rothfels' meisterliche Charakteristik des Balten — hat unser Geschick bestimmt.

Punkt 3. Damit erledigt sich auch der dritte Punkt in Bezug auf die baltische grosse Emigration. Dass das Verlassen der Heimat, des Landes der Väter, irgend einem Balten, ob jung oder alt, je leicht gewesen ist, muss billig bezweifelt werden. Wir kennen jedenfalls keinen, der nicht das Bild der Heimat trauernd und liebend im Herzen hegt. „Nach drüben ist das Auge stets gewandt!" Aber wir wissen uns alle frei von einem Verschulden, das das Los der Emigration begreiflich machen könnte: unsere „Schuld" ist die, dass wir die Zukunft unserer Heimat in enger Verbindung mit Deutschland gesehen haben, eine „Schuld", die in den Augen der heutigen Regierenden in Lett- und Estland so unsühnbar ist, dass baltische Menschen ihretwegen auch heute noch den Boden der Heimat nicht betreten dürfen, Männer, die doch füglich über den Verdacht uferlosen Pangermanismus erhaben sein sollten!

Wie grundfalsch diese Verhältnisse von de Vries gesehen worden sind, das dürfte abschliessend durch folgende Mitteilungen bekräftigt werden. Als der Anschluss der baltischen Provinzen an das Deutsche Reich noch als Tatsache angenommen werden konnte, ist in engerem baltischen Kreise oft der Gedanke durchgesprochen worden, dass die Gefahr bestände, dass bei der Angliederung des Landes an das Reich ein sehr starker Eindrang reichsdeutscher Elemente stattfinden würde, denen das Verständnis für baltische Eigenart und Tradition abgehen würde, wodurch eine Gefährdung des geschichtlich gewordenen Baltentums eintreten könnte. Wie dem entgegenzuarbeiten wäre, wie das gesellschaftlich und auf dem Wege der Presse geschehen könnte, ist oft besprochen worden — wir meinen, der beste Beweis, dass alle politisch ernsthaft zu wertenden baltischen Deutschen sich in jenen entscheidungsvollen Zeiten ihrer baltischen Aufgaben vollbewust gewesen sind. Das Geschick hat die Dinge anders sich entwickeln lassen Aber wir haben wohl ein Anrecht darauf, dass nicht durch Theorien, denen das reale Leben fehlt, eine Darstellung auch in deutschen Kreisen Platz greift, die schädlich nach jeder Richtung sein muss.

Dr. Ernst Seraphim

Königsberg, 2. März 33.

VON DER SCHRIFTLEITUNG

Die Ausführungen des Schriftleiters über „Deutsch und baltisch“ beruhen auf einem Vortrag, den der Verfasser im Lauf des März in Riga, Dorpat, Reval und Mitau gehalten hat. Das angeschlagene Thema politischer Willensbildung soll in den nächsten Heften fortgeführt werden.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Dr. phil. **H. Bosse,** Windau / P. **H. Schultz,** Dorpat / Rechtsanwalt Dr. jur. **E. Kroeger,** Riga / Dr. **E. Seraphim,** Königsberg Pr. / Schriftleiter **H. Nietz.** Berlin / Professor Dr. **L. Mackensen,** Riga, Herderinstitut / Dr. **W. Giere,** Königsberg Pr. / **B. von Schlippe,** Riga.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. **Reinhard Wittram**
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

Beilage der „Baltischen Monatshefte“
Jahrgang 1933, Heft 4

AUS BALTISCHER ARBEIT
BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Estländischer deutscher Kulturrat

Die Tagung des deutschen Kulturrats am 26. März d. J. hatte in der Hauptsache zwei wichtige Aufgaben zu erfüllen.

Zunächst wurde nach sehr eingehenden Debatten das Budget der Deutschen Kulturselbstverwaltung für das Jahr 1933/34 — ein ausgesprochenes Notbudget — angenommen, wobei die Kulturverwaltung ermächtigt wurde, im Falle des ungenügenden Einganges der Einnahmen Kürzungen an den Ausgaben vorzunehmen. Zugleich protestierte der Kulturrat in einer Resolution nachdrücklich gegen jede Kürzung des bereits auf ein Minimum reduzierten Netzes der öffentlichen deutschen Mittelschulen.

Den zweiten wichtigen Punkt bildeten die Wahlen. Zum Kulturpräsidenten gewählt wurde mit 27 : 5 Stimmen bei zwei Stimmenthaltungen der bisherige Vizepräsident W. Baron Wrangell, zum Vizepräsidenten mit 33 St. bei einer Stimmenthaltung Dr. Hellmuth Weiss.

W. Baron Wrangell
führte am Schluss seines Berichtes auf der Kulturratstagung folgendes aus:

„Es ist Ihnen allen bekannt, dass im Zusammenhang mit den Ereignissen der grossen Politik gewisse psychologische Erschwerungen in unseren Beziehungen zum Mehrheitsvolk eingetreten sind. Das ist eine natürliche Erscheinung, eine force majeure, der wir im Bewusstsein unseres guten Gewissens mit Ruhe entgegensehen müssen.

Es lässt sich aber nicht leugnen, dass durch diesen Zustand unsere deutsche Arbeit hier im Lande erschwert wird. Es sind dazwischen ganz geringfügige Anlässe, die — durch eine gewisse sensationslüsterne Presse aufgebauscht oder übelwollend beleuchtet — die Gemüter erregen und zu unerfreulichen Konsequenzen führen. Ich will hier auf Einzelfälle nicht eingehen, wohl aber an Sie die Bitte richten — und ich schliesse die Kulturverwaltung und mich selbst davon keineswegs aus — alles zu vermeiden und dahin zu wirken, dass alles vermieden werde, was die Atmosphäre in dieser Beziehung trüben könnte. Ich betone nochmals, dass es sich in den meisten Fällen um Kleinigkeiten, um Äusserlichkeiten handelt, auf die wir selbst vielleicht gar kein Gewicht legen, die aber aufreizend wirken können. Wir müssen den Takt aufbringen, das zu vermeiden, und wir können es, weil unsere Einstellung zu Staat und Mehrheitsvolk unverändert und klar ist.

Diese Zurückhaltung soll uns keineswegs daran hindern, unsere Rechte als eingesessene deutsche Volksgruppe mit allem Nachdruck zu vertreten. Gerade das Entstehen unseres nationalen Bewusstseins und Willens soll uns Ruhe und Sicherheit im Auftreten geben.

Es ist nicht meine Aufgabe, hier auf die politischen Auseinandersetzungen einzugehen, die zwischen verschiedenen Gruppen unseres Deutschtums stattgefunden haben, oder Kritik an der einen oder anderen Gruppe zu üben. Ich muss aber wohl betonen, dass es eine Lebens-

frage für uns in der Kulturselbstverwaltung zusammengeschlossene Deutsche ist, dass über allen Gegensätzen primär und ganz im Vordergrunde das Gemeinsame stehen bleibt.

Die Kulturverwaltung hat auf dem Standpunkt gestanden und wird ihn nicht verlassen, dass alle verschiedenen Auffassungen nicht zu einer Aufsplitterung unseres Deutschtums führen dürfen, dass wir nie vergessen dürfen, dass wir ein Volkskörper sind, der schwer um sein Dasein ringt, dass wir nur bestehen können, wenn wir eng geschlossen zu einander halten. Wenn es nötig sein sollte, wird die Kulturverwaltung ihren ganzen Einfluss in diesem Sinne geltend machen. Und wir glauben daran, dass das möglich ist, wir glauben an unsere Zukunft, weil in uns allen im tiefsten Herzen dieselben unvergänglichen Kräfte leben: die unerschütterliche Treue zu unserem deutschen Volkstum und die unauslöschliche Liebe zu diesem unserem Heimatlande."

(Rev. Ztg.)

BALTISCHE TOTENLISTE

Zahnarzt Theodor Seeberg, geb. 1. 11. 1883, gest. 3. 2. 1933 in Riga / Ella Helene Germann, geb. 17. 11. 1861, gest. 3. 2. 1933 in Riga / Frau Dr. Luise Bertels, geb. Beck, geb. 12. 3. 1853, gest. 1. 2. 1933 in Berlin / Adda Kupffer, geb. von Kymmel, geb. 21. 11. 1865 in Megel, gest. 2. 2. 1933 in Goldingen / Viktor Busch, geb. 1. 1. 1876, gest. 7. 2. 1933 in Riga / Arch. Friedrich von Roepenack, geb. 26. 8. 1881, gest. 10. 2. 1933 in Riga / Rechtsanwalt Ernst Friedenthal, geb. 15. 8. 1884, gest. 9. 2. 1933 in Riga / Theodor Schummer, geb. 30. 11. 1868, gest. 10 2. 1933 in Riga / Leopold Feldt, geb. 1. 12. 1876, gest. 11. 2. 1933 in Riga / Dr. Manfred von Zimmermann, geb. 5. 10. 1897, gest. 14. 2. 1933 in Riga / Adele Ottow, geb. Tobien, geb. 20. 7. 1859, gest. 9. 2 1933 in Mitau / Roland Grünberg, geb. 9. 2. 1901, gest. 10. 2. 1933 in Riga / Baron Anatol v. d. Brincken, geb. 9. 12. 1864, gest. 16. 2. 1933 in Riga / Alexandrine Baronesse von Maydell, geb. 25. 1. 1862 in Riga, gest. 24. 3. 1933 in Reval / Max Hoeppener, geb. 27. 5. 1892 in Reval, gest. 26. 2. 1933 in Bonn / Olga Auster geb. Winter, geb. 29. 6. 1870, gest. 25. 3. 1933 in Pernau / Alexander Baron v. Stackelberg-Oethel, geb. 31. 3. 1878, gest. 23. 3. 1933 in Königsberg i/Pr. / Pastor Liborius Behning, geb. 15. 12. 1862, gest. 26. 3. 1933 in Saratow / Architekt Wilhelm Georg Riemer, gest. 14. 3. 1933 in Riga / Dir. Robert Palty (49jährig), gest. 16. 3. 1933 in Riga / Manfred Kyber, geb. 1. 3. 1880 in Riga, gest. 10. 3. 1933 in Löwenstein / Baronesse Marie Behr a. d. H. Stricken, geb. 29. 4. 1867, gest. 15. 3. 1933 in Riga / Baronesse Constanze von Kleist a. d. H. Gawesen, geb. 28. 7. 1850, gest. 17. 3. 1933 in Mitau / Olga Brand, geb. 23. 8. 1854, gest. 17. 3. 1933 in Riga / Dr. Otto Vogel, geb. 21. 8. 1870, gest. 17. 3. 1933 in Riga / Erich Schmidt, geb. 17. 9. 1888, gest. 21. 3. 1933 in Riga / Pastorin Marie Kraus geb. Gautzsch, gest. 21. 3. 1933 in Neugut / Fred Baron Oelsen, geb. 19. 12. 1872 in Martinischeck, gest. 17. 3. 1933 in Partenkirchen / Berging. Peter Krause, geb. 27. 4. 1871, gest. 26. 3. 1933 in Riga.

†

Max Hoeppener

geb. 27. Mai 1892 in Reval
gest. 26. Februar 1933 in Bonn

Der Convent
der
Baltischen Brüderschaft

Die geistige Lage des baltischen Deutschtums

in historischer Perspektive

Von Reinhard Wittram

I

Das geistige Gesicht des baltischen Deutschtums ist, wie das jeder anderen auslanddeutschen Volksgruppe, durch drei Züge charakteristisch bestimmt. Zu allen Zeiten wirksam gewesen sind, bald stärker, bald schwächer, die direkten Einflüsse des gesamtdeutschen Geisteslebens. Neben ihnen hat sich bei uns im vorigen Jahrhundert eine starke eigene geistige Tradition herausgebildet, die auch heute noch fortwirkt. Schliesslich aber hat ausser dem Geist in seiner prägenden und geprägten Kraft, ausser der Wissenschaft, der schwankenden Erkenntnis, der abgezogenen Überzeugung, der Idee und dem Glauben auch die Erfahrungsmacht der Geschichte selbst, Leben und Schicksal uns geistig geformt.

Es ist nach dem Stande der wissenschaftlichen Vorarbeiten heute noch nicht möglich, im einzelnen Gültiges darüber auszusagen, wie wir geworden sind, was wir heute sind: jene in religiöser, weltanschaulicher, sozialer und politischer Hinsicht vielfach gespaltene Volksgruppe, die immerhin kraft national und landschaftlich bestimmter Einheit ihren durchgehend eigenen Typus auch da nicht verleugnet, wo hinter den Gegensätzen eine innere Verwandtschaft nicht mehr als lebendig empfunden wird. Baltischer Deutscher, Deutschbalte sein bezeichnet in unserer Vorstellung heute — wir wollen uns darüber klar sein — nichts als die Zugehörigkeit zu einem bestimmten auslanddeutschen Volkssplitter mit eigentümlichem politischen Schicksal, kaum mehr, jedenfalls nicht die Anerkennung irgendwelcher über die Notgemeinschaft der äusseren Bedrängnis hinausgehenden geistigen Normen.

Nicht als ob nun behauptet werden sollte, dass es in der Vergangenheit keine tiefen Unterschiede und scharfen Gegensätze innerhalb unserer Volksgruppe gegeben hätte. Gemeint ist hier nur,

dass auch wir teilhaben an jenem Schicksal, das die Wandlung des europäischen Geistes bestimmt hat: der Himmel abendländischer Christenheit zerbrach auch über uns, die ständische Welt zerfiel auch bei uns, der mittelalterliche Vorrang des Christlich-Religiösen wurde auch bei uns von jener unübersehbaren Zahl neuer absoluter Wertsetzungen abgelöst, deren selbstvergessener Kampf miteinander und mit dem Absolutheitsanspruch des Christentums das Kennzeichen unserer Gegenwart ist.

Alte Aristokratien haben ein festes Gefüge. Länger vielleicht als anderswo erhielten sich in den Ostseeprovinzen sittliche Gemeinschaftsnormen von verbindender Kraft. Sie waren noch wirksam, als die geistigen Grundlagen der Gemeinschaften selbst schon längst brüchig geworden waren. Das hing mit der erstaunlichen Stabilität unserer ständischen Verhältnisse zusammen, die mit denen Englands und Ungarns verglichen worden sind. Erinnert sei nur daran, dass die auf mittelalterlichen Grundlagen ruhende ständische Ordnung bei uns 1845 unter Nikolai I mit der Kodifizierung des Provinzialrechts noch eine gesetzliche Verankerung erfuhr, zu einem Zeitpunkt also, an dem die westeuropäischen Völker sich anschickten, ihre geistig längst unterhöhlten ständischen Verfassungen im Namen der Freiheit und der Demokratie endgültig zu zerstören. „Russland allein hat noch die Wahl" nannte Ernst Baron Nolcken, der Bruder des livländischen Landmarschalls, 1857 eine Broschüre, in der er davor warnte, auf dem Wege einer Auflösung der patriarchalischen Ordnung fortzuschreiten. Es ist bezeichnend für die damals in Livland herrschende Stimmung, dass dieser Versuch einer geistigen Begründung reaktionärer Agrarpolitik etwa im Sinne der preussischen Romantiker von den livländischen Konservativen selbst nicht recht ernstgenommen wurde*): seit die europäischen Monarchen des Tropfens demokratischen Öles nicht entraten konnten, verlor auch der politische Adel nach und nach den Glauben an sein Gottesgnadentum und damit im Grunde an seinen Sinn. In den Ostseeprovinzen hat sich politischer Adel bis 1918 erhalten. Neben der ständischen Tradition, gehärtet in einem schweren Abwehrkampf, wirkte das baltische Landeskirchentum als eminent konservativer Faktor. Besonders

*) Der Familie Nolcken war an einer Unterdrückung dieser damals bis zur Lächerlichkeit rückständig wirkenden Broschüre gelegen (mündl. Überlieferung).

seitdem die evangelisch-lutherische Landeskirche von der griechisch-orthodoxen Reichskirche bedroht wurde, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, erschien die Kirche auch im Weltbild des reinen Politikers als wesentliche Position und trug dann ihrerseits ein statisches Element in die Landespolitik. So erhielt sich denn auch die kirchliche Sitte im öffentlichen Leben, auch wo sie sich nicht mehr auf eine „Gemeinde" bezog.

II

Mit dieser geistigen und sozialen Stabilität des baltischen Deutschtums hing es zusammen, dass weltanschaulicher Radikalismus in den Ostseeprovinzen als Ketzerei, schlechthin als unbaltisch empfunden wurde. Zwar die Aufklärung, der Rationalismus des 18. Jahrhunderts ist von den Gebildeten in Liv-, Est- und Kurland sehr bewusst miterlebt worden, und es ist kein Zweifel, dass diese geistesgeschichtliche Epoche, wie alle Geschichte, bleibende Spuren hinterlassen hat. Der spätere Materialismus aber blieb lange fremd. Haeckel und Büchner, Moleschott und Feuerbach — sie haben im baltischen Deutschtum auch nicht entfernt die Rolle gespielt, wie in der gebildeten Gesellschaft Deutschlands. Ganz davon zu schweigen, dass für eine Aufnahme der Lehren etwa von Karl Marx sämtliche Voraussetzungen fehlten.

Ketzer — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — hat es aber bei uns immer wieder gegeben. Ketzer — d. h. Intelligenzen, die sich in Gegensatz zu den geltenden geistigen Normen stellten. Einer der ersten war Hamilkar von Foelkersahm, der grosse Führer der livländischen Ritterschaft in den Jahren 1847/49. Radikaler Hegelianer, dachte er in bezug auf die Ordnungen des menschlichen Lebens — Ehe, Stand, Staat — revolutionär im Sinne seiner Zeit. Er hat viel Einfluss gehabt und ist doch ein Einsamer gewesen. Jungdeutsche Tendenzen gab es in der Dorpater Studentenschaft in den 40er Jahren. In ihrem Banne stand auch der junge Viktor Hehn, ebenfalls linker Hegelianer, der noch zwanzig Jahre später Vertrauten gegenüber als radikaler Fortschrittler erscheint. „Ich fühle recht, wie unsere Zeit ganz aus politischen und religiösen Feiheitskämpfen besteht. . .", schreibt er 1863; und 1865: „Die Nationalökonomie ist die Meisterin und Überwinderin nicht bloss des Feudalismus und soldatischen Absolutismus, sondern auch der transzendenten Religion und aller damit zusammenhängenden

Unfreiheit auf Erden." Kampf gegen die kirchliche Orthodoxie, gegen die konservative Haltung der Universität Dorpat, gegen die ganze Gebundenheit des baltischen Lebens hatte sich auch die Baltische Monatsschrift in ihrer Glanzzeit unter dem ebenfalls von Hegel beeinflussten Georg Berkholz in den 1860er Jahren zur Aufgabe gemacht. Der Kreis von Liberalen, der hinter ihr stand, blieb aber der Überzeugung, dass er die Opposition darstellte. In diesem Kreise ist auch die vielumstrittene Berufung Schleidens, des berühmten Begründers der Zellenlehre, nach Dorpat (1863) freudig begrüsst worden, weil man sich davon eine Belebung des philosophischen, antitheologischen Interesses versprach. Schleiden popularisierte den Darwinismus in jener voreiligen Weise, die später mit Haeckels Welträtseln berühmt wurde. Seine ersten Vorlesungen waren überfüllt. Sehr bald aber setzte sich die Ablehnung seiner Naturphilosophie durch. Nach nicht mehr als halbjähriger Lehrtätigkeit verliess Schleiden Dorpat. Der konservative Geist der Universität hatte sich behauptet.

Was in den 1860er Jahren im starken Zuge des Liberalismus jener Zeit bürgerlich möglich, „salonfähig" war — die scharfe Ablehnung der überlieferten Denkweise und Lebensform—, wurde schon seit den 70er Jahren, als die politische und geistige Gefährdung der Grundlagen baltisch-deutschen Lebens eine immer ernstere wurde, wieder zur Ketzerei. Konservativ war das Gepräge des Gemeingeistes, wer sich den unbedingt verbindlichen Gemeinschaftsnormen entzog, wurde kaltgestellt, gesellschaftlich erledigt — ein Vorgang, der sich mit grösster Selbstverständlichkeit vollzog und überall und immer vollziehen muss, wo es ihrer selbst sichere Gemeinschaften gibt. „Es handelt sich" — schrieb schon 1872 ein geistig Expatriierter*) — „um bestimmte Glaubenssätze eines einmal angenommenen patriotischen Katechismus, wer sie nicht bedingungslos bekennt, ist ein Ketzer und befindet sich, ehe er sich dessen versieht, der ganzen Reihe der in solchen Fällen üblichen Beschuldigungen gegenüber, von Oberflächlichkeit und Anmassung angefangen bis zum Cynismus". Die späteren Liberalen sprechen bitter von einer „Mussgesinnung" und lehnen sich

*) C. v. Hehn in den „Plaudereien eines Heimgekehrten", Baltische Monatsschrift 1872, Bd. 21, S. 578.

gegen sie auf im Namen der Freiheit,*) bleiben aber bis zum Umbruch der Jahre 1918/19 die Opposition. Immer mehr machen sich die radikalen Stimmungen der Jahrhundertwende geltend: der ästhetische und soziale Naturalismus wird das entscheidende Erlebnis führender baltischer Literaten, extremer Individualismus dringt ein, die materialistische Geschichtsauffassung unterhöhlt die überlieferte Deutung der baltischen Vergangenheit, der Bekenntnisstreit innerhalb der Landeskirche unmittelbar vor dem Kriege, aber auch schon frühere Kämpfe geben davon Zeugnis, dass der theologische Liberalismus — unter Führung von Adolf Harnack — ins traditionelle baltische Luthertum Bresche geschlagen hat.

Es ist kein Zweifel, dass das geistige Hinterland der baltischen liberalen Oppositionen Deutschland war, und es darf die Behauptung gewagt werden, dass die geistigen Einflüsse aus Deutschland in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg die Dominante eines mannigfaltigen Liberalismus zeigen, wobei das liberale Importschiff eine schwere Fracht von Materialismus barg. Der Abstand in der geistigen Entwicklung des Mutterlandes und der Kolonie verringerte sich mit jedem Jahrzehnt: waren wir im 19. Jahrhundert durchschnittlich 10—20 Jahre hinter dem Schritt der Geschichte in Deutschland zurück, so gewann unser geistiges Leben vor dem Kriege zunehmend engeren Anschluss ans Mutterland.

Wenn auf diese Weise der Geist des 19. Jahrhunderts auch in der exklusiven Gesellschaft des baltischen Deutschtums Fuss fassen konnte, so wurde das durch tief einschneidende soziologische Veränderungen erleichtert. Die Industrialisierung baltischer Städte, vor allem der mächtige wirtschaftliche Aufschwung Rigas, liess neue Berufsstände heraufkommen, die in den überlieferten ständischen Formen keinen Raum hatten. Zugleich schuf die wachsende wirtschaftliche Verflechtung mit dem russischen Hinterlande eine Atmosphäre, in der Konjunkturdenken gross wurde: „Wir rüsten uns, das Emporium des Wolgahandels zu werden," schrieb schon um 1870 der bedeutende Revaler Kommunalpolitiker Oskar von Riesemann, „Möchten wir nur dabei unser Bestes nicht verlieren!" Sein Biograph fügt hinzu: „Die Ahnung sollte in dem Eindrang fremden Wesens, neuer Sitten, die die

*) Besonders prägnante Beispiele: Rigasche Neueste Nachrichten 1907 Nr. 2, 1908 Nr. 19.

Grundlagen des baltischen Lebens zu sprengen drohten, sich bald erfüllen."*) Neben der adligen Gesinnung, der bürgerlichen Solidität, der herkömmlichen akademischen Unabhängigkeit von äusseren Lebensgütern drängen sich bourgeoise und hier und da auch sozialistische Empfindungskomplexe ins deutsch-baltische Leben. Die Anzeichen einer Auflösung der historischen Ordnungen mehren sich, wenn auch die Tradition noch mächtig ist.

Wie war die eigenständige baltische geistige Tradition inhaltlich beschaffen?

III

Die Pflanzstätte unserer geistigen Eigenart ist das alte Dorpat gewesen. Kaum eine Universität ist so geliebt worden wie die baltische Landesuniversität von den baltischen Deutschen. Dem Knaben schon schlug das Herz höher beim Klange ihres Namens, und, wenn wir den Blick nach innen wenden, liegt über ihr auch heute für uns der Ruhm unverwelklicher Jugend. Das ist wesentlich: es erklärt den ungeheuren Einfluss, den der Geist Dorpats im baltischen Deutschtum ausgeübt hat.

Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, dass Dorpat eine der konservativsten deutschen Universitäten war.**) Auch die politische Gesinnungsbildung erfolgte in konservativer Richtung: Carl Schirren hat durch seine Vorlesungen über livländische Geschichte, durch sein Dorpater Tagesblatt und seine „Livländische Antwort" in den 1860er Jahren das baltische politische Denken der nächsten Jahrzehnte nachhaltig im Sinne des „Feststehens" und „Ausharrens" bestimmt. Der geistige Gehalt der zweiten Hochblüte der Universität (1850er bis 1880er Jahre) ist durch die eigentümliche Verbindung von Christentum und Idealismus gekennzeichnet, wie sie im gegenseitigen Offensein von Theologen und Naturforschern, im Nebeneinander von Namen wie Karl Ernst von Baer, Friedrich Bidder, Moritz von Engelhardt, Alexander von Oettingen angedeutet wird.***)

---

*) Philipp Spitta, Oskar Riesemann, Baltische Monatsschrift 1881, Bd. 28, S. 513 f.

**) H. Semel, Die Universität Dorpat, 1918, S. 170.

***) Ausführlich dargestellt in R. v. Engelhardt, Die deutsche Universität Dorpat, 1933.

Möglich war diese Verbindung dank dem besonderen geistigen Charakter der baltischen Naturforscher und der baltischen Theologen. Zur Erklärung der Eigenart der deutsch-baltischen Naturwissenschaft ist mit Recht auf die grosse Anzahl von Forschern hingewiesen worden, die dem baltischen Landadel angehörten.*) Diese Erscheinung ist in der Tat sehr bedeutsam: die Naturphilosophie blieb unmittelbar lebensnah, wissenschaftliche Naturanschauung wieder wurde die Mitgift zahlloser baltischer Landhäuser. Landwirte, Jäger und Forschungsreisende, nicht Stubengelehrte trugen die baltische naturwissenschaftliche Tradition. „Wer dem Gebiet des Wollens ebenso nahe steht, wie dem Gebiete des Erkennens" — so hat Ed. von Stackelberg aus der soziologischen Eigenart eines Grossteils der baltischen Naturforscher gefolgert—,**) „der Ethik ebenso nah wie der Logik, der kann weder an der Realität der Aussenwelt, noch an der Realität der inneren Erfahrung zweifeln, der kann nicht strenger ontologischer Monist sein, sondern nur pragmatischer Pluralist und Vitalist". Gewiss gab es auch andersgerichtete baltische Naturforscher; man braucht nur an Ostwald zu erinnern. Die Dominante unserer naturwissenschaftlichen Tradition ist damit aber wohl richtig getroffen.

Dem naturphilosophischen Idealismus, der in K. E. v. Baer einen grossen bodenständigen Namen besass, entsprach eine breite Sphäre ästhetisch-literarischen Idealismus, der aus dem Reichtum der klassischen deutschen Dichtung schöpfte. Die deutschen Klassiker und Romantiker sind den deutschen Gebildeten der Ostseeprovinzen innerer Besitz gewesen. Auf allen alten Erziehungsstätten unseres Landes (Goldingen, Mitau, Riga, Birkenruhe, Werro, Fellin, Reval, Dorpat) lag ein Abglanz jenes hohen deutschen Lebensgefühls, und insofern hat es einen tiefen Sinn, wenn R. v. Engelhardt an die Spitze seines Buches „Die deutsche Universität Dorpat" das berühmte Goethe-Bildnis von Gerhard von Kuegelgen gestellt hat.

Die Dorpater Theologie, auf die Erlanger Schule gestützt, war bis nahe an die Jahrhundertwende dogmatisch streng lutherisch;

---

*) Um nur den grössten und einen lebenden zu nennen: K. E. v. Baer und J. v. Uexküll.

**) Ed. v. Stackelberg, Über den Anteil baltischer Forscher an der Fortentwicklung der Naturphilosophie, Baltische Monatsschrift 1912, Bd. 73, S. 227.

sie wurde getragen von einem starken Strom pietistischer Frömmigkeit, wie er am machtvollsten in Estland durch Pastor Aug. Ferd. Huhn (seit 1836), in Riga durch Oberpastor Chr. Aug. Berkholz (seit 1840) in die Kirche geleitet worden war. Die Aufgeschlossenheit der beiden Dorpater theologischen Führer Moritz von Engelhardt (Historische Theologie) und Alexander von Oettingen (Systematische Theologie), zu denen sich noch Wilhelm Volck (Altes Testament) gesellte, gegenüber dem Gesamtbereich der Kultur, ihre Weltoffenheit und Lebensbejahung, der praktische Kunstsinn namentlich Oettingens haben für einige Jahrzehnte jene Verbindung von Christentum und Idealismus aufleuchten lassen, die, zusammen mit dem starken Heimatgefühl, wiederholt als das spezifisch baltische Geisteserbe bezeichnet worden ist. „Das livländische Christentum jener Tage", sagt Reinhold Seeberg,*) „ist durch diese merkwürdige Kombination von Religion und ästhetischem Empfinden, von Glauben und ästhetischem Idealismus gekennzeichnet. Kaum irgendwo dürfte diese Kombination so energisch durchgeführt worden sein und so lange sich erhalten haben, als in den baltischen Landen."

Eine wirkliche Synthese von Christentum und Idealismus war es nicht, konnte es nicht sein, — so kraftvoll auch die Spannungen in der reichen Natur eines Alexander von Oettingen zu geschlossener Menschlichkeit überwölbt wurden. Nicht durchweg hat das baltische Christentum jenen „weltfreudigen Charakter"**) getragen, wie er in Oettingen Gestalt gewann. Daneben gab es eine andere Form, die als nicht weniger baltisch-bodenständig empfunden werden muss: ein nüchterneres, kargeres, bescheideneres Christentum, das dabei, in zahlreichen alten Pastoraten zuhause, keineswegs kulturfremd oder gar kulturfeindlich war. Hier wurde z. B. ästhetische Kultur erlebt nicht als Inhalt und Aufgabe, nicht als Würde des Lebens, sondern als Geschenk an die arme Welt und wiederum als Dank, als jubelnde Freude der Kreatur. Wenn die Blütezeit Alt-Dorpats symbolisch an den Namen Goethes geknüpft wird, so möchte ich hier den Namen Johann Sebastian Bachs anklingen lassen. Wohl kaum irgendwo ist Bach tiefer verstanden worden als in baltischen Pastoraten, kaum irgendwo ist

*) Baltische Monatsschrift 1906, Bd. 61, S. 243.

**) E. v. Schrenck, Baltische Kirchengeschichte, Ms. S. 345.

sein strenges, herbes lutherisches Christentum heimischer gewesen als in den christlichen Häusern unseres Landes.

IV

Das baltische Gutshaus, das baltische Professorenhaus, das baltische Pastorat — sie sind verbrannt, verarmt, vereinsamt. Damit sind die wichtigsten Keimzellen unserer geistigen Eigenart vernichtet. Die Heimsuchung, die in den Kriegs- und Revolutionsjahren über unser Land ging, hat tiefere Spuren hinterlassen, als an der Oberfläche des Tagesgeschehens sichtbar wird. Wenn ich unter den Mächten, die unser geistiges Gesicht geformt haben, neben dem direkten geistigen Einfluss Deutschlands und der Kraft eigener geistiger Tradition auch der Geschichte selbst gedachte, so meinte ich damit in erster Linie jene Jahre des Umsturzes, als alles in Frage gestellt war: nicht nur die Kultur, nicht nur das reiche Erbe, in dem wir sicher zu sitzen wähnten, sondern das nackte Dasein. Die Revolution von 1905 war das Vorspiel, dem das eigentliche Stück in mehreren Akten folgte: Verschleppung nach Sibirien, bolschewistisches Gefängnis, Hunger und Tod, Entwurzelung, Flucht. In Bezug auf diese Summe von Schicksal ist gesagt worden: „Da sind Erörterungen über die letzten Dinge alles andere als müssige Gedankenspielerei, sie sind vielmehr umwittert vom Feuerschein persönlichen Erlebens, das den letzten Fragen des Daseins ins Auge schaut unter der aktuellen Fragestellung: »wer weiss, wie nahe mir mein Ende«."*) Anders als die Herren der Gefängnisse von 1919 es sich dachten, sind wir damals entbürgerlicht worden: die Stimmungen des Besitzbürgertums wichen einer radikalen inneren Bereitschaft, die uns von den Hunderten baltischer Märtyrer vorgelebt worden ist, die das Geheimnis der Kraft unserer baltischen Truppen war. Es ist kein Wunder, dass die Erinnerung an das Kreuzeszeichen einer fernen Vorzeit wieder auflebte, dass der Sinn für Gemeinschaft, einmal wach geworden, lebendig blieb.

Wenn man gesagt hat, dass die moderne Zivilisation eine Veranstaltung sei, den Tod vergessen zu machen, so können die baltischen Schicksalsjahre als eine einzige Lehre über den Tod ver-

*) V. Grüner, Die baltischen Provinzialsynoden als Spiegelbild der geistigen Strömungen Deutschlands im XIX. Jahrhundert. Abhandlungen der Herder-Gesellschaft und des Herder-Instituts zu Riga, 1931 Bd. IV Nr. 2, S. 48.

standen werden. Das eine Jahr 1919 ist der tiefe Graben, der uns vom Geist des 19. Jahrhunderts, vom Geist sorgloser bürgerlicher Sicherheit und humanitären Fortschrittsglaubens abgeschnitten hat. Das Gefühl der radikalen Unsicherheit hat sich seitdem nur verstärken können, wenn es auch etwa ein Jahrzehnt hindurch von einer trügerischen Wohlfahrtskonjunktur verdeckt worden ist. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir die geistige Dominante der unmittelbaren Wirkungen des Kriegs- und Revolutionsschicksals darin sehen, dass sie unter uns eine neue religiöse Bereitschaft wachgerufen haben. Und zwar nicht nur allgemeine religiöse Stimmungen, sondern den Sinn für die Kraft eines Bekenntnisses, für das 40 evangelische Prediger verschiedener theologischer Schattierung, Anspruchslose und Reichbegabte mit gleicher innerer Stärke das Martyrium erlitten.

V

Alle drei Faktoren: geistige Einwirkungen aus Deutschland, eigene geistige Tradition und die formende Macht der Geschichte selbst bestimmen auch heute unsere geistige Lage. Im Süden der Heimat kam 1919 die liberale Opposition zur Geltung: ein Glaubensbekenntnis, das ästhetisch am Naturalismus der Jahrhundertwende, sozial am Gerechtigkeitsbilde eines demokratisierenden Liberalismus, weltanschaulich an einem rationalen Skeptizismus orientiert war. Die Bedeutung dieser Tatsache ist noch nicht allgemein genug erkannt worden. In dem Masse wie ein überragender Führer die Gefolgschaft auch geistig formt, ist das Deutschtum in Lettland in den letzten 12 Jahren nach liberalen Bildern geprägt worden. Vollständig ist das nicht gelungen, weil in kleinen Kreisen eigenes geistiges Erbe lebendig blieb, vor allem weil starke geistige Gegenwirkungen aus Deutschland einsetzten. Im Gegensatz zu der Zeit vor dem Kriege ist die Dominante der auf die Dauer wirksamen geistigen Einflüsse aus Deutschland im letzten Jahrzehnt eine Verbindung von konservativen Ideen und Impulsen. Das braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Alle Namen der deutschen Erneuerungsbewegung haben auch bei uns Geltung erlangt, infolge der Kleinheit der Verhältnisse natürlich in geringer Differenzierung. Hierbei ist dem Baltentum im Reich eine Vermittlerrolle zugefallen, deren Bedeutung erst allmählich hervortritt. Im Norden der Heimat haben sich konservative, organologische, aristokra-

tische Gedankengänge, Dorpater Traditionen gegenüber dem liberalen Zeitgeist all die Jahre hindurch ruhiger behauptet als im Süden. Das Deutschtum in Estland hat nicht im Banne des einzelnen klugen und starken Kopfes gestanden, nach dem einst eine ganze Periode in der Geschichte des Deutschtums in Lettland ihren Namen tragen wird.

Eine Geschichtsperiode, die heute ihrem Ende entgegenzugehen scheint. Wir stehen inmitten einer akuten geistigen Krisis, die auf alle Lebensgebiete überzugreifen beginnt. Suchen wir zum Verständnis unserer geistigen Lage einen Querschnitt durch unser kleines auslanddeutsches Volksschicksal zu ziehen, indem wir oft beobachtete Einzelzüge zusammenfassen.

Sozial: Die Geschichte unserer ständischen Entwickelung ist noch nicht genügend aufgehellt. Die soziale Vielgestaltigkeit unseres Volkskörpers (besonders in Lettland) ist erst nach dem Kriege sichtbar geworden. Heute haben wir neben mehr oder weniger amorphen Resten alter ständischer Bildungen neue berufsständische Ansätze vor uns, im allgemeinen aber eine weitgehende Atomisierung.*) Das soziale Schwergewicht hat sich — in Lettland noch mehr als in Estland — in die Stadt verlagert: wir sind trotz aller Bemühungen um den deutschen Landwirt mit jedem Jahr immer weiter verstädtert, mit allen daraus erwachsenden Folgen. — Alte Ressentiments gegenüber den ehemals herrschenden Standschaften sind noch nicht verklungen, wenn auch soziale Gegensätze auf dieser Grundlage heute durchweg Vergangenheitscharakter tragen. Die junge Generation empfindet hierin bereits anders: unbefangener, selbstbewusster. Die alte baltische „Gesellschaft" mit ihrer verbindlichen Gesinnungsethik zerbröckelt immer mehr, ohne dass sich bisher an ihrer Stelle neue Gemeinschaftsnormen hätten durchsetzen können. In weiten Kreisen wird die Bindung ans Volkstum noch von einer körperschaftlichen Bindung getragen und gehalten, sei es nun eine Berufsorganisation, ein Geselligkeitsverein oder eine alte Korporation. Wir leben, soweit wir überhaupt national leben, von den immer noch gemeinschaftsbildenden Resten alter Zellenbildung.

---

*) Vgl. A. Schabert, Sammlung und Bindung, Baltische Monatsschrift 1930 S. 34 f.

National: Der hohe Prozentsatz der Mischehen, die Inklination zum fremden Volkstum ist nicht nur das Ergebnis unserer politischen Niederlage. Wo verschiedene Volksgruppen zusammenleben, wird es immer Mischehen, immer nationale Grenzfälle geben. Heute wirken sich nicht nur die politischen und materiellen Verhältnisse zu unseren Ungunsten aus: eine Rolle spielt auch die weit verbreitete Kapitulation unseres nationalen Selbstbewusstseins vor dem Anspruch der staatsführenden Völker, beschleunigt durch den grundsätzlichen Verzicht auf Wertung. Bei aller Intensität unserer geistigen Verbindung mit dem deutschen Gesamtvolke, die viel stärker ist als früher, fehlt uns vielfach noch das Bewusstsein der rein volklichen Zusammengehörigkeit aller Deutschen. Die Gesamtvolksgemeinschaft, die natürlich immer nur eine überstaatliche und darum rein kulturelle sein kann, hat in den Augen unserer Volksgruppe heute noch vielfach einen gar zu unkörperlichen Charakter.

Weltanschaulich-sittlich: Die weltanschauliche Differenzierung innerhalb unserer Volksgruppe erscheint mir nicht als der Ausdruck erwünschter, notwendiger und natürlicher Mannigfaltigkeit, sondern als eine vollendete Zersplitterung, als Atomisierung. Damit ist nicht nur die Relativierung aller Meinungen, nicht nur die Entwurzelung und Nivellierung gewachsener Sonderart gemeint. Sagen wir es offen und zugespitzt: die Zersplitterung unserer Gesinnungen geht so weit, dass baltische Deutsche verschiedener geistiger und politischer Einstellung einander nicht mehr als verwandt empfinden. Es gibt nichts, was die Auflösung der deutsch-baltischen Solidarität einerseits, die magnetische Gewalt gesamtdeutscher Ideen andererseits schärfer beleuchtet. Weltanschauliche Gemeinschaft auf nationaler Grundlage ist heute bereits stärker als deutsch-baltische Stammes- und Schicksalsgemeinschaft.

Diese Lage ist ernst; denn unsere Volksgruppe steht in einem lebensgefährlichen Kampf. Es sollte klar geworden sein, dass wir die im Kampfe unentbehrliche politische Solidarität nur erhalten können, wenn wir zu einer neuen geistigen Solidarität gelangen. Was uns helfen kann, ist lediglich eine neue geistige Durchdringung unserer Volksgenossenschaft. In dieser Richtung kann der namentlich in der Jugend starke nationale Impuls, in Volktumsarbeit umgesetzt, fruchtbar werden.

Aber gesetzt auch, uns gelänge die notwendige nationale Aktivierung des ganzen Volkskörpers, die Lage wäre trotzdem hoffnungslos, wenn nicht ausser den nationalen wieder allgemeingeistige Normen zur Geltung gelangen. Bei anderer Gelegenheit habe ich es schon einmal ausgesprochen*): wer sich zu einer konservativen Haltung bekennt, wird das Heraufkommen einer neuen „Sollgesinnung" wünschen, eines Gemeingeistes von normender Kraft, der nicht eine geistige Diktatur, nicht eine geistige Uniformierung, sondern die verbindliche Geltung einer als selbstverständlich empfundenen Gesinnung bedeutet.

Diese Geltung kann nur auf einem religiösen Anspruch beruhen. Der einzige Anspruch, den wir als absolut anerkennen können, ist der religiöse, und zwar ein primär, nicht ein abgeleitet religiöser: der Glaube, nicht ein „Volksnomos".

Die Diagnose unserer geistigen Lage rührt damit an den entscheidenden Punkt. Ich stehe nicht an, es als meine Überzeugung zu erklären, dass wir auch als Volksgruppe nur überdauern werden, wenn wir wieder christliche Gemeinde werden. Nur auf dem Boden eines erneuerten Gemeindebewusstseins können neue geistige Normen erwachsen, die zwar unverbrüchlich, aber nicht an sich absolut sind. Wenn es wieder den einen tragenden religiösen Urgrund gibt — und unsere Jugend verlangt nach gläubigem Realismus — festigen sich von selbst alle primären Bindungen, die einen religiösen Bezug haben: der „Stand" im lutherischen Sinne wird wieder verbindliche Ordnung, das Feststehen in Familie und Volk, Berufspflicht, Gemeinschaftsehre und Landesdienst wird endgültig dem Zweifel und der Berechnung entzogen. Dann erhält es wieder einen grossen einfachen Sinn, dass uns von Gott gesetzt ist, zu leben und zu sterben in dem bindungs- und spannungsreichen Bezugssystem, dem wir angehören: als Glieder unserer Familien, als Glieder unseres grossen Volkes, als Söhne unseres Landes; mithin als deutsche Balten, die von ihrer Verpflichtung gegenüber Ahnen und Nachkommen, gegenüber dem deutschen Volk und dem baltischen Lande niemals, durch kein geschichtliches Unglück entbunden werden können.

---

*) Liberal und konservativ als Gestaltungsprinzipien baltischer Politik, Baltische Monatsschrift 1930, S. 231.

Christentum und Idealismus
als Problem der deutschen Schule
I

Von Werner Stillmark

1.

Wer heute in die deutschen Zeitschriften, welche in irgend einer Beziehung zu weltanschaulichen Fragen stehen, hineinsieht, findet immer wieder die leidenschaftliche Diskussion über das Verhältnis von Christentum und deutschem Idealismus; im besonderen wird diese Diskussion von seiten einer bestimmten theologischen Richtung, die sich selbst dialektische Theologie oder „Theologie der Krisis" nennt, angriffsweise gegen den deutschen Idealismus geführt. Es handelt sich um die Frage, ob der deutsche Idealismus, der Geist des alten Weimar und der Geist der deutschen idealistischen Philosophie, seinen Platz innerhalb oder ausserhalb des Christentums habe. Hier soll diese Frage im Hinblick auf die Arbeit unserer Schule untersucht werden; hierbei werden sich natürlich auch Erörterungen der hinter der pädagogischen Fragestellung liegenden philosophischen Probleme nicht vermeiden lassen.

Zunächst gilt es, sich darüber klar zu werden, was für eine ungeheure Bedeutung dieser Frage für unsere deutsche Jugenderziehung, ja für die deutsche Kultur überhaupt zukommt. Darin werden wohl alle übereinstimmen, dass unsere Schule nicht nur Kenntnisse in verschiedenen Einzelwissenschaften bieten soll, sondern dass sie versuchen soll, ihren Zöglingen eine Weltanschauung zu übermitteln, welche die ganze Persönlichkeit des Zöglings richtunggebend umfasst. Es soll mit anderen Worten so sein, dass alle Schulfächer und alle erzieherische Schularbeit nicht ein zufälliges Nebeneinander, sondern ein sich gegenseitig durchdringendes Ganzes bilden. Bildung ist nicht eine beliebige Menge von Fachkenntnissen, sondern eine organische Struktur. Gewiss wird der Schüler in der Schule sehr verschiedenartige Weltanschauungen kennen lernen müssen, aber er muss doch das Gefühl haben, dass die gesamte Schularbeit von einem Geist getragen ist. Wenn der Schüler merkt, dass etwa der Religionslehrer und der Deutschlehrer sich in ein und derselben Frage diametral widersprechen, so ist das ein Unglück. Gewiss wird der

Schüler die tiefe Zwiespältigkeit unserer heutigen Kultur erkennen müssen, aber er soll sie nicht dadurch erkennen, dass die Zwiespältigkeit ihm innerhalb seiner Schule entgegentritt. Er soll beim Verlassen der Schule nicht das Gefühl haben, ungerüstet einem Chaos gegenüberzustehen, sondern die Schule muss den Versuch machen, dem Schüler wenigstens den Weg zu einem festen Standort innerhalb dieses Chaos zu weisen, von wo aus er das Leben seelisch bewältigen kann.

Wenn wir also als erste These diesen Gedanken annehmen, dass die Schule einheitlichen Geistes sein soll und wenn wir nun als zweite These die Behauptung aufstellen, dass Christentum und deutscher Idealismus absolute, d.h. einander restlos ausschliessende Gegensätze seien, was ergeben sich da für Konsequenzen?

Vor allem die, dass die Schule dann zu wählen hat zwischen zwei Möglichkeiten: entweder sie ist eine christliche Schule oder eine deutsche Schule. Stellen wir uns auf den Standpunkt, dass wir eine christliche Schule wollen, und diesen Standpunkt haben wir ja wohl alle, welche Rolle fällt dann dem deutschen Idealismus zu, also Herder, Goethe, Schiller, Kant, Fichte usw.? Man kann entweder so verfahren, dass man die Schüler mit der Weltanschauung des Idealismus wohl bekannt macht, aber gewissermassen mit negativem Vorzeichen, als einem Irrweg des menschlichen Geistes, etwa so wie man den Materialismus oder den Marxismus behandeln würde. Dem Deutschlehrer fällt dann die undankbare Aufgabe zu, entweder einen sehr wesentlichen Teil seines Bildungsstoffes in negativer Beleuchtung zu behandeln, oder in unheilbaren Konflikt mit dem Religionsunterricht zu geraten. Eine andere Möglichkeit wäre folgende: man lässt etwa die grossen Dichter als Dichter gelten und versucht Begeisterung für ihre Kunst zu wecken, macht aber sofort Halt, solbald ihre religiösen oder weltanschaulichen Erlebnisse zur Sprache kommen. Aber kann man das überhaupt? Kann man etwa Faust oder Iphigenie als Dichtungen würdigen bei gleichzeitigem Übersehen oder gar bei Verurteilung der in ihnen zum Ausdruck gelangenden Weltanschauung? Ich glaube nicht. Dieser Weg würde zu einer völligen Entwertung des gesamten Bildungsgutes des deutschen Idealismus führen, ebenso wie auch der zuerst genannte einer rein historischen oder phänomenologischen Betrachtungsweise; denn Bildungsstoff kann doch immer nur das sein, wozu der Schüler ein innerlich be-

jahendes Verhältnis finden kann. Wenn also Christentum und deutscher Idealismus einander ausschliessende Gegensätze wären und wenn die Schule christlich sein soll, so folgt daraus die Forderung der Ausmerzung eines sehr wesentlichen, ja ich möchte sagen, des wichtigsten Teiles des deutschen Kulturgutes aus der Bildungsarbeit unserer Schule. Dieser unentrinnbaren Konsequenz müssen wir uns bewusst sein, wenn wir an die Behandlung der Frage herangehen. Die Frage geht aber nicht nur die Schule an, sondern sie ist eine schwere Zukunftsfrage für das deutsche Volk überhaupt: es wäre m. A. n. ein verhängsnisvolles Unheil für die deutsche Seele, wenn sie vor die radikale Entscheidung gestellt werden müsste: entweder Christus oder das geistige Erbe Weimars.

Nun kann man gegen diese radikale Fragestellung einwenden, dass sie auf einer Verwechslung der Begriffe Religion und Weltanschauung beruhe: Christentum als Religion und Idealismus als Weltanschauung könnten denn doch vielleicht nebeneinander bestehen. Religion ist eben nur das Verhältnis des Menschen zu Gott, Weltanschauung der Versuch, diese Welt als Ganzes zu verstehen; das eine ist also eine transzendente, das andere eine immanente Angelegenheit. Eine solche Trennung von Religion und Weltanschauung bedeutet aber nur ein Hinausschieben der Entscheidung: sie wird unausweichlich, sobald beide in Widerspruch zu einander geraten. Religion ist nicht möglich ohne ein bestimmtes Verhältnis zur Welt, Weltanschauung ist nicht denkbar ohne ein Verhältnis zu Gott; diese beiden Dinge lassen sich nicht von einander trennen, und auch der jugendliche Mensch kann sich nie und nimmer mit einer säuberlichen Scheidung beider abfinden *).

2.

Die Gegenüberstellung der beiden Ideen „Christentum und deutscher Idealismus“ leidet an der Schwierigkeit, dass zwar der Begriff des deutschen Idealismus ein einigermassen (auch nicht ganz) festumgrenzter ist, der des Christentums aber keineswegs, denn das Christentum ist eine Lebensmacht, die in der Geschichte der Menschheit sehr verschiedenartige Ausprägungen erfahren hat. Daher hängt die Stellung zur Frage der Antithese sehr stark von

*) Zu dem Problem — Religion und Weltanschauung — verweise ich auf die Ausführungen von B. v. Schrenck in der „Deutschbaltischen Schule“ 1928.

der jeweiligen Auffassung des Christentums ab. Es lässt sich nicht leugnen, dass es innerhalb des Christentums sehr verschiedenartige Richtungen gegeben hat und gibt, und jede von ihnen erhebt den Anspruch, die richtige Auffassung zu sein. Der absolute Gegensatz gegen den deutschen Idealismus wird vor allem von der dialektischen Theologie vertreten. Es ist das unbestreitbare Verdienst dieser Richtung, dass sie mit der Religion wiederum unerbittlich ernst gemacht hat gegenüber dem erweichten Kulturprotestantismus, der als Erbe des 19. Jahrhunderts noch in unsere Tage hineinragt. Ob diese Richtung aber den Anspruch erheben kann, die allein richtige Interpretation dessen zu sein, was Christentum bedeutet, lasse ich dahingestellt sein.

Wie war die religiöse Stellung des Hauptvertreters des deutschen Idealismus, der für die Schule in Betracht kommt, die Stellung Goethes beschaffen?*)

Das Grundgefühl seiner Religion ist Demut und die Wurzel seiner Frömmigkeit ist Ehrfurcht vor dem Wirken und dem Umunssein geheimnisvoller Mächte. Schon beim Knaben zeigt sich der Anfang seines unerschütterlichen Glaubens an den Sinn und die Gerechtigkeit des Lebens: „Gott wird wohl wissen, dass der unsterblichen Seele durch böses Schicksal kein Schaden geschehen kann." Goethe besitzt auch dem Tode gegenüber eine innere Gewissheit, die ihn unverwundbar macht: „Des Todes nahendes Bild steht nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen." Zur Bibel hat Goethe sich zeitlebens hingezogen gefühlt, und zwar durch die in der Bibel hervortretende Einheit zwischen Leben und Glauben. Er steht zur Bibel mit folgender Überzeugung: „Bei allem, was uns überliefert, kommt es auf den Grund, das Innere, den Sinn, die Richtung des Werkes an, hierin liegt das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche." Die Bibel spricht zu ihm also nicht als menschliches Werk, sondern als eine zeitlose, unzerstörbare religiöse Urkunde.

Das Erleben Gottes hat, das kann man wohl ruhig sagen, Goethe das ganze Leben hindurch begleitet, und zwar als eine ungeheure Kraft, wenn dieses Erlebnis auch in verschiedenen Lebens-

*) Vorzügliche Darstellungen von Goethes Verhältnis zur Religion geben K. J. Obenauer und der Theologe Ernst Neubauer, deren Darstellung ich z. T. folge.

abschnitten nicht immer in der gleichen Form auftritt: verschiedenartige Einflüsse auf die seelische Entwicklung des jungen Goethe sprechen hier mit: Lavater, Frl. von Klettenberg, Swedenborg, Spinoza u. a. Vielfach scheut Goethe auch davor zurück, seinem Gottesgefühl eine feste, konkrete Ausdrucksform zu geben, immer aber ist für ihn der Glaube an ein göttliches Wesen höchste Wirklichkeit.

Eine Behauptung, die man über Goethes Religion häufig hört, ist die, dass seine Religion eine Art Pantheismus sei; diese Behauptung gründet sich einerseits auf die Tatsache, dass Goethe zeitweilig stark unter dem Einfluss von Bruno und Spinoza gestanden hat, andrerseits auf Goethes Naturverehrung, aus der man eine Naturreligion gemacht hat. Eine nähere Betrachtung wird uns zeigen, dass Goethes Religion sich mit dem Namen „Pantheismus" keineswegs bezeichnen lässt.

Die Natur ist für Goethe wohl eine Offenbarung Gottes, aber sie ist nicht identisch mit Gott. Die Natur ist der sichtbare Ausdruck eines unendlichen Wesens, welches in seinem ewigen Sein das ewige Werden wirkt. Die Natur ist nicht Gott, sie ist „der Gottheit lebendiges Kleid," sie ist die Schöpfung Gottes, in welcher dieser allezeit lebendig und allgegenwärtig ist. In der ehrfurchtsvollen Hingabe an die Natur, im geistigen Schauen der in ihr wirksamen Kräfte und Ideen kann der Mensch Gott zwar nicht restlos erkennen, wohl aber anerkennen. Goethe sagt: „Ich glaube einen Gott, das ist ein schönes und löbliches Wort, aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden." Goethes Gottesvorstellung entspricht keineswegs der Formel Spinozas „Deus sive natura," sondern kommt eher dem Ideenbegriff Platos nahe: auch Goethe empfindet wie Plato die tiefe Kluft zwischen Idee und Erscheinung, also zwischen Gott und Welt, aber er glaubt daran, dass der Mensch im ehrfürchtigen Schauen hinter der Welt der Erscheinungen die Idee, also in der Natur Gott erleben könne. Alle Dinge sind des göttlichen Seins, als ihres Ursprungs, teilhaftig; aber sie sind nicht selbst Gott. Goethe selbst hat den Begriff des Pantheismus für sich schroff abgelehnt; man beachte auch seine ständig wiederkehrende Redeweise „Gott und die Natur," nicht Gott oder Natur, wie bei Spinoza. Auch monistisch ist Goethes Weltanschauung keineswegs, sondern in tiefstem Sinn dualistisch, denn nur aus dem dualisti-

schen Empfinden heraus kann man die Sehnsucht nach dem Schauen des Einen, nach der Überbrückung der Kluft zwischen der Erfahrungswelt und Gott verstehen: ebenso auch das Erlebnis der Zwei-Seelenhaftigkeit des faustischen Menschen. Goethes Vorstellung von Gott ist also, soweit sie ihm aus der Natur entgegentritt, in ihrem innersten Kern theistisch, wenn er auch darauf verzichtet, klar umgrenzte Aussagen über die Person Gottes zu machen; er tut es aber nicht aus Unglauben, sondern aus Ehrfurcht (vgl. das Religionsgespräch Fausts mit Gretchen). Gott hat die Welt erschaffen; aus dem Geist ist die Materie hervorgegangen; Goethe führt in seiner Kosmogonie Luzifer als Mittler zwischen dem Schöpfer und der Schöpfung ein. Durch den Abfall Luzifers von Gott ist aber auch der Mensch betroffen: auch in ihm lebt das luziferische Element, der Trieb zu restloser Verselbstung, ein Trieb, der oft als das Dämonische auftritt (in anderem Bilde — Prometheus). Diesem Trieb steht aber der andere im Menschen gegenüber: der Trieb, durch Entselbstigung wieder zum göttlichen Urgrund zurückzukehren.

Alles Leben vollzieht sich daher zwischen diesen Polen: der Verselbstung und der Entselbstigung; hierin liegt auch der tiefere Sinn der faustischen Zwei-Seelenhaftigkeit. Diese Anschauung hat Goethe auch auf die Frage der Unsterblichkeit ausgedehnt: die Seele ist ein unzerstörbares Dauerwesen, welchem nach dem irdischen Tode immer neue Formen des Fortlebens und Fortwirkens gewährt werden können.

In tiefem Zusammenhang mit der Grundidee von dem Vorhandensein zweier Grundkräfte im Menschen, dem luziferischen Triebe zu restloser Verselbstung (Abfall von Gott) und dem göttlichen Triebe der Entselbstigung (Sehnsucht nach Gott) steht Goethes Auffassung über Christus.

Christus befreit und erlöst den Menschen vom luziferischen Teil seines Wesens. Goethe hat stets ein starkes inneres Verhältnis zu Christus und zum Christentum gehabt, allerdings oft ein ablehnendes zur christlichen Kirche, wie sie ihm in seiner Zeit entgegentrat. Diese Opposition zur Kirche richtet sich einerseits vom Standpunkt des Künstlers und des lebendigen Naturfreundes aus gegen die dogmatische Enge der Kirche, andrerseits ist es aber auch das Gottgefühl Goethes, der Gott immer und ständig unmittelbar nah erlebt, das sich gegen die Lehre vom weltfernen

Gott auflehnt; ferner auch ein Widerstand gegen den kirchlichen Pessimismus, der nur das Schlechte, nicht aber den göttlichen Hauch in jedem Menschenwesen sieht, endlich auch der Gegensatz des wirklich religiösen Menschen gegen die erstarrte Kirche, die wahres religiöses Leben durch rationalistischen Dogmatismus oder durch sinnverwirrenden Kultus ersetzt, wie denn überhaupt Goethe sich oftmals als wahren Christen der Kirche gegenüber fühlt. In Christus selbst sieht Goethe unbedingt die göttliche Natur, aber auch die menschliche. Im historischen Jesus ist Goethe der Christus, der Erlöser und Heiland verkörpert. Allerdings will Goethe im Mittelpunkt der christlichen Verehrung nicht den Kreuzestod, sondern die Auferstehung sehen. In Christus sieht Goethe vor allem die menschgewordene göttliche Gnade und Liebe, welcher der Mensch aber nur dann teilhaftig werden kann, wenn er nach ihr verlangt, sich nach ihr sehnt; das ist Goethes „faustisches" Christentum, ein Christentum ausgesprochen protestantischer Färbung. Goethe selbst will ein Christentum, das „Anbetung im Geist und in der Wahrheit" ist.

Goethe sucht hinter allen Erscheinungen des Lebens ihr Urphänomen. So auch in der Religion: er versucht die Idee der Religion zu erkennen und findet sie im Erlebnis Gottes und in der Ergebenheit in Gottes Willen. „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!" dieses Wort hat Goethe einmal als das tiefste Wesen der religiösen Haltung bestimmt. Das Schicksalserlebnis gehört zu den tiefsten religiösen Erlebnissen Goethes; seine Schicksalsergebenheit ist aber nicht blinder Fatalismus, sondern schliesst die Forderung in sich, der Mensch solle sich mit seinem Schicksal auseinandersetzen, es bejahend zu einem Teil seiner Persönlichlichkeit machen. Ein zweiter Grundzug aller Religion ist für Goethe die Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor dem, was über uns, um uns, in uns, unter uns ist, d. h. die Ehrfurcht vor allem, wodurch Gott sich dem Menschen offenbart, auch vor dem, was in unsrer Seele ewig ist. Wenn Goethe so auch hinter allen Religionsformen die Urreligion zu erkennen strebt, so hat er wiederholt die Hoheit des Christentums gegenüber allen andern Religionen betont; er spricht aber den Wunsch aus, das Christentum möge sich vor allem in Gesinnung und Tat zeigen.

Darin gipfelt auch die ethische Forderung, die Goethe an den Menschen stellt: er soll sich durch Gesinnung und Tat bewähren,

jede Schuld nicht durch unfruchtbare Reue, sondern durch die Tat sühnen. Nun ist der Mensch aber ein zwiespältiges Wesen; er gehört zwei Welten an, daraus ergibt sich die Schuld. Es wird Goethe oft vorgeworfen, er habe kein Sündenbewusstsein gehabt, er habe ferner geglaubt, der Mensch könne aus eigener Kraft sich erlösen; beides stimmt nicht.

Mit dem Sündenproblem hat Goethe immer wieder gerungen (Iphigenie, vor allem Faust), er hat auch die Unzulänglichkeit alles menschlichen Strebens voll erkannt, auch Fausts Erlösung kommt ja letzten Endes durch die Liebe von oben zustande. Allerdings, und hierin kann man eine Schwerpunktsverschiebung gegenüber dem Christentum sehen: Goethe hält das menschliche Streben für eine unerlässliche Vorbedingung der Erlösung. Die göttliche Gnade wird aber auch nach der Auffassung Luthers nur dem zuteil, der sich nach ihr sehnt.

Ich habe bei Goethe besonders ausführlich verweilt, weil für den Unterricht ja hauptsächlich Goethe als Vertreter des Idealismus in Betracht kommt. Und ich glaube, dass Goethes religiöses Leben so stark von christlichen Elementen durchtränkt ist, auch wo sich abweichende Anschauungen zeigen, dass eine Vertiefung des Schülers in Goethes Geisteswelt ihm auch im Hinblick auf seine Hinwendung zum Christentum nicht schaden, sondern nur helfen kann. In manchen Fragen wird sich natürlich eine Stellungnahme für die eine oder andere Auffassung als nötig erweisen, das ist ja auch nur gut und dient der Vertiefung. In keinem Fall aber kann ich zugeben, dass Goethe uns von Gott und Christus hinwegführt, eher ist das Gegenteil der Fall,

Das Zentralproblem von Schillers Dramatik ist das Verhältnis des einzelnen zum Sittengesetz, die Schuld entsteht durch Auflehnung gegen dieses Gesetz, und die Sühne besteht in der Selbstüberwindung des Menschen und in der Anerkennung der sittlichen Weltordnung. Wenn diese auch nicht ausdrücklich religiös fundiert erscheint, so liegt in dieser Lebensanschauung Schillers doch ein christlicher Grundgedanke, denn Selbstüberwindung, Unterstellung des Ich unter ein allgemeines Gesetz, ist ja auch ein wesentliches Postulat des Christentums. Also kann man auch Schillers ethischen Idealismus nicht als eine dem Christentum wiedersprechende Geisteshaltung ansehen.

In der Romantik vollzieht sich nach einer Periode des äussersten Subjektivismus, einer Ichvergottung, eine starke Rückwendung zum Christentum. Diese äusserst sich nicht nur in zahlreichen Uebertritten zur katholischen Kirche, sondern auch in einer leidenschaftlichen Hinwendung zur Persönlichkeit Christi, wie sie z. B. in ausgesprochenster Weise den Mittelpunkt des Weltbildes von Novalis darstellt.

Die Philosophie des Idealismus kann hier nicht näher behandelt werden; diese spielt ja auch in der Schule eine geringere Rolle als die Dichtung. Ohne also auf Kant, Fichte, Schleiermacher, Schelling, Hegel einzugehen, möchte ich nur darauf hinweisen, dass Eucken die Wurzel der idealistischen Philosophie in der deutschen Reformation und der deutschen Mystik sieht, so dass seiner Ansicht nach die Philosophie des Idealismus jedenfalls von christlichen Eltern abstammt.

3.

Die Diskussion in der Streitfrage kann nun in sehr verschiedenen Betrachtungsweisen geführt werden.

Man kann die normative Betrachtungsweise anwenden, also das Wesen des Christentums dem des Idealismus gegenüberstellen; diese Behandlung hat den Vorzug klarer, festumrissener Linien, aber auch die Gefahr gewaltsamer Konstruktion und abstrakter Schematisierung. Wenn es schon ausserordentlich schwer ist, Herder, Goethe, Schiller, Kant, Novalis, Schelling unter eine Formel zu bringen, so ist es noch viel schwerer, das Christentum eindeutig zu formulieren, es sei denn, dass man ganze Richtungen des christlichen Lebens einfach ausschliesst. Wenn Korff z. B. von der Seite des Idealismus her den unüberbrückbaren Gegensatz postuliert, so hat er gewiss recht, wenn man unter Christentum nur ein bestimmtes Dogmensystem versteht, Christentum ist aber doch mehr als das, es ist Leben und Vitalität, ein nie versiegender Lebensquell, der bisher glücklicherweise noch immer die Kraft besessen hat, jegliches starre Dogmensystem zu sprengen. Und wenn die dialektische Theologie das Christentum nur auf Negation der Welt, Dualismus, Transzendenz und Eschatologie zuspitzt, so ist das meinem Gefühl nach auch einseitig; diese pessimistische Auffassung scheint mir mehr auf Paulus als auf Jesus selbst zurückzugehen, denn dessen Haltung ist doch nicht Welt-

verneinung, sondern heldische Weltüberwindung durch Heiligung des Lebens im Namen und durch die Kraft Gottes. Und von der einseitigen Verneinung aus gesehen, wären z. B. Franz v. Assisi, die deutsche Mystik des Mittelalters, ja auch manche Züge bei Luther nicht so ohne weiteres als christlich anzusprechen. Mir scheint, es liegt eine grosse Gefahr darin, wenn der Begriff des Christentums so weit verengt wird, dass ganze Gebiete reichen religiösen Lebens, die sich selbst als christlich empfinden, einfach als unchristlich beiseite geschoben werden. Dieses sind die Gefahren einer rein normativen Betrachtungsweise.

Diese Gefahren werden vermieden durch eine historische Fragestellung. Wenn wir als Christen auch fraglos daran festhalten müssen, dass Christentum, als Ding an sich, etwas Absolutes darstellt, eine absolute Wahrheit, so kommen wir doch nicht um die Tatsache herum, dass infolge der Begrenztheit menschlichen Wesens das Absolute von uns immer nur teilweise, infolgedessen aber auch immer verschiedenartig empfangen und reflektiert werden kann. Daher hat kein Mensch und auch keine Richtung den Anspruch, allein Sachwalter des Absoluten zu sein. Die Geschichte zeigt uns, dass dieser Anspruch, wo er aufgetreten ist, immer zu dogmatischer Erstarrung, ja letzten Endes zu Ertötung des religiösen Lebens geführt hat, wovon denn das Christentum sich glücklicherweise immer durch einen lebendigen Durchbruch befreit hat. Ich denke hierbei besonders an den spätmittelalterlichen Katholizismus und die Reformation.

Und darin liegt die einzigartige Kraft des Christentums, dass es die Fähigkeit hat, von den verschiedenartigsten Völkern und Menschen ihrer Art gemäss assimiliert zu werden, ohne sein Wesen zu verlieren. Gerade die Geschichte des Christentums im deutschen Volk zeigt diese Tatsache in anschaulicher Weise: das deutsche Volk hat immer wieder versucht, das Christentum sich in seiner Art zu eigen zu machen. Ich nenne nur die wichtigsten Stationen auf diesem Wege: den Heliand, die deutsche Mystik (Eckhart), vor allem Luther. In diese Bewegung hinein gehört m. A. auch der deutsche Idealismus. Ich will nicht behaupten, dass Christentum und deutscher Idealismus identisch seien, ich verkenne durchaus nicht, dass zwischen beiden starke Spannungen entstehen — wie immer, wenn ein neuer Durchbruch gegen etwas Bestehendes erfolgt. Niemand wird leugnen, dass auch die Religion

des Heliand, der deutschen Mystik und der deutschen Reformation in einem Spannungsverhältnis zu der jeweils herrschenden Form christlichen Lebens standen. Diese Spannungen liessen sich so formulieren: Heliand — christliches Heldentum gegen christliche Demut und christliches Leiden; Mystik — Verinnerlichung gegen Veräusserlichung und Dogmatismus; Reformation — Autonomie des Gewissens durch gläubige Hinwendung des Ich zur göttlichen Gnade gegen die alleinige Vermittlerstellung der Kirche und ihre Werkgerechtigkeit.

Der grosse Unterschied zwischen diesen drei Entwicklungsmomenten des deutschen Christentums und dem deutschen Idealismus besteht allerdings darin, dass die ersten drei bewusst eine Hinwendung zum echten Christentum sein wollten, während der Idealismus diese Absicht nicht hat. Und doch hat er, ohne es zu wollen, eine ähnliche Rolle gespielt. Wir erkennen das, wenn wir uns den Zustand des religiösen Lebens vergegenwärtigen, den der Idealismus vorfand. Auf der einen Seite der Rationalismus mit seiner deistischen Vernunftreligion ohne Saft und Kraft, auf der andern — ein sentimentales Christentum, dessen Kennzeichen Gefühlserweichung und krankhaft gesteigerte Selbstbespiegelung des Ich waren. Abseits davon die erstarrte katholische Kirche. Da ist es nun das ungeheure Verdienst des Idealismus, und besonders seines Grössten, Goethes, eine radikale Auflockerung der menschlichen Seele in ihrer Totalität herbeigeführt und dadurch sowohl Rationalismus als auch Sentimentalismus überwunden zu haben. Dadurch, dass der Idealismus den Menschen wieder als ein Ganzes erfasste und die ständige Auseinandersetzung dieses Ganzen, des Mikrokosmos, mit dem Ganzen des Allebens, dem Makrokosmos als das Grundproblem des Lebens empfand, dadurch, dass Goethe die Ehrfurcht vor dem Unbegreiflichen, vor dem Göttlichen zur höchsten Tugend erhob, dadurch, dass Goethe die Einordnung des Ich in den grossen Zusammenhang des Allebens forderte, hat der Idealismus nicht nur das menschliche Leben in ungeheurem Masse vertieft und bereichert, sondern auch dem Christentum einen wertvollen Dienst geleistet. Dieser Dienst besteht darin, dass in einer Zeit religiöser Verflachung und Stagnation überhaupt erst wieder eine den ganzen Menschen ergreifende religiöse Spannung entstand. Ich kann den Idealismus nicht als widerchristlich empfinden, wie etwa den Materialismus, weil dieser bewusst areligiös, der Idealismus dagegen

bewusst religiös, wenn auch mit starker Betonung der Diesseitigkeit, der Immanenz, ist. Ist das aber widerchristlich, wenn man überall, in der Natur, im Menschenleben und in der Geschichte das Walten Gottes zu erfühlen sucht? Ich glaube nicht, es ist gewissermassen nur die eine Seite des Christentums, denn dieses ist nicht nur Weltverneinung, sondern auch Weltbejahung; es geht nicht an, Gott zu bejahen und seine Schöpfung zu verneinen, wie es z. B. Dostojewsky tut, der, wie es mir scheint, in einem viel tieferen Gegensatz zum evangelischen Christentum steht, als Goethe.

So stellt sich mir das Verhältnis zwischen Idealismus und Christentum nicht als kontradiktorischer Gegensatz, sondern als polare Spannung dar. Der Begriff der Polarität, übrigens auch ein Zentralbegriff Goetheschen Denkens, schliesst aber auch das Merkmal der Zusammengehörigkeit in sich. So gehören Christentum und Idealismus zusammen in eine Front gegen den Rationalismus und seine Nachkommen, den Atheismus und Materialismus.

4.

Aus dem Gesagten folgt nun auch die Anwendung auf die Schule. Ein konsequent durchgeführter christlicher Weltpessimismus müsste eigentlich, wie alle Kultur, so auch alle Erziehung überhaupt ablehnen, denn alle Erziehung setzt menschliche Werte voraus und die Fähigkeit, diese Werte zu entwickeln. Alle Erziehung gründet sich also auf eine Voraussetzung, die auch eine der Grundlagen idealistischen Denkens bildet. Anderseits muss unsere Jugend dazu erzogen werden, die Wertordnungen, die mit der Stellung des Menschen in der Welt zusammenhängen, zu bejahen, z. B. Natur, Volkstum, Kultur, Kunst, Staat, Arbeit, Gemeinschaft, Sittlichkeit und Sitte usw. Das sind zunächst alles solche Dinge, die vom Idealismus bejaht werden, vom Standpunkt eines weltverneinenden Christentums aber belanglos erscheinen. Und doch ist diese Ablehnung aus dem Wesen des Christentums nicht zu folgern. Der Konflikt löst sich sofort, wenn die genannten, zunächst rein menschlichen und natürlichen Wertordnungen gewissermassen als göttliche Aufträge gesehen werden. Wenn wir unsere Jugend dazu erziehen, das ganze Leben mit allen auch vom Idealismus vertretenen Forderungen als eine von Gott dem Menschen gestellte Aufgabe anzusehen, eine Aufgabe, zu deren Erfüllung der Mensch die Kräfte durch ständige Gemeinschaft mit Gott und Beugung unter

seinen Willen erhält, so ist damit das Wertvolle und Grosse, was der Idealismus unserer Jugend bieten kann, auf ein christliches Fundament gestellt.

Die Erlösung findet der Christ natürlich nur durch den Glauben an den in Christus offenbarten Gott; eine Erlösungsreligion will und kann der Idealismus gar nicht sein. Der Idealismus setzt sich vor allem mit den Fragen auseinander, die im Problem des Verhältnisses von Mensch und Welt beschlossen sind, wobei aber im Hintergrunde seines ganzen Denkens und Strebens doch Gott steht. Die Auffassung, dass unser Leben ein Auftrag Gottes ist, den zu erfüllen wir gerade dort, innerhalb derjenigen menschlichen und natürlichen Ordnungen, in die Gott uns hineingestellt hat, mit allen Kräften verpflichtet sind, gibt unserem Leben die religiöse Weihe und Kraft, zu dieser Auffassung sollten wir unsere Jugend erziehen. Diese Grundauffassung ist wohl kaum unchristlich, sie ist aber auch im Idealismus enthalten, ja sie ist eine seiner Grundlagen. Aus dieser Grundauffassung folgt auch die ethische Forderung, dass das Leben des Einzelmenschen Dienst an der menschlichen Gemeinschaft sein soll: diese Forderung ist sowohl christlich, als auch idealistisch: Faust II, Wanderjahre.

Daher glaube ich, dass der Geist des alten Weimar, ohne den unsere Schule aufhören würde, eine deutsche Schule zu sein, als positiver Wert auch innerhalb einer Schule, die vom Geist des Christentums beseelt ist, einen wesentlichen Platz behaupten muss.

Das Problem kann für unsere Jugenderziehung also nicht lauten: christlich o d e r deutsch, sondern christlich u n d deutsch.

II

Von Herbert Girgensohn

1.

Es kann sich in einem Korreferat zu dem Vortrage über „Christentum und Idealismus als Problem der deutschen Schule“ nicht darum handeln, die ganze Frage nach dem Verhältnis von Christentum und Idealismus inhaltlich noch einmal vor Augen zu führen. Es muss sein Bewenden dabei haben, das Problem aufzuzeigen, um das es sich in dieser Frage handelt; oder, genauer ausgedrückt, das Problem an der richtigen Stelle zu sehen.

Dass es sich um ein Problem handelt, dürfte nach dem Vorangegangenen klar sein. Das Problem aber wird zunächst, wie es ja auch im Vortrage geschah, das Verhältnis von Christentum und Idealismus im allgemeinen betreffen, und erst wenn es hier im allgemeinen präzisiert ist, wird es uns möglich sein, die Problematik weiter zu verengern, sie in ihrer Bezogenheit auf die Erziehungsarbeit in der Schule zu erfassen; auch hier, ohne zunächst in das Gebiet der konkreten Einzelfragen hinabzusteigen.

Das Problem lässt sich nur von der Seite des Christentums aus erfassen. Denn in der Eigenart des Christentums, um hier vorläufig noch diesen Ausdruck zu gebrauchen, liegt es beschlossen. Da muss nun vor allem festgestellt werden, dass das Problem durch die historische Betrachtungsweise des Referats in Wirklichkeit verdeckt wird. Das Christentum wird hierbei von vornherein in eine Reihe von psychologischen und historischen Einzelerscheinungen aufgelöst, als eine geistesgeschichtliche Gegebenheit neben andern gesehen, deren Platz in der Summe der Kulturgüter oder in dem System der Werte neu gesucht werden muss, deren Beziehung zu den anderen Kulturgütern genauer präzisiert werden muss.

Es ist selbstverständlich, dass von diesem Gesichtspunkte aus sich auch eine Problematik einstellt, nämlich das Problem der Synthese bzw. der Antithese; wie sind diese beiden geistesgeschichtlichen Grössen bzw. Ideenkomplexe, oder wie immer man sie mit einem zusammenfassenden Ausdruck bezeichnen will, gegeneinander abzugrenzen oder miteinander zu verbinden? Man kann sie da entweder als absolute Gegensätze fassen, so dass also vom christlichen Standpunkt aus der Idealismus einfach negiert wird, oder umgekehrt; oder man kann, je nachdem, was man für das Wesentliche in beiden Erscheinungen hält, eine Synthese versuchen, in der jedem Teile sein Eigentümliches gewahrt bleibt und beide erst in ihrer Zusammenfassung den vollen Gehalt des menschlichen Geisteslebens repräsentieren; oder aber man kann, wie es im Vortrage geschah, zum Gedanken der Polarität greifen und in der Spannung zwischen beiden Grössen das Bewegende in unserer Geistesgeschichte und darum eigentlich Wertvolle sehen. Wie die Lösung auch ausfallen möge, in einem sind diese Betrachtungsweisen einander gleich: sie sehen beide Grössen als nebengeordnet, als innerweltliche Geisteserscheinungen, darum auch als rivalisierende Grössen an, die bestrebt sein müssen, sich den Rivalen

zu unterwerfen; ein geistiger Machtkampf entsteht da gleichsam, der, ganz konkret auf den machtpolitischen Ausdruck im Schulleben gebracht, entweder die Verkirchlichung der Schule oder aber ihre Verweltlichung oder endlich die Simultanschule zur Folge haben muss.

Aber da liegt eben der Fehler im Ansatz. Das Problem liegt gar nicht da, oder zunächst nicht da; alle diese Fragen lassen sich überhaupt erst später vom eigentlichen Problem aus anpacken. Gewiss ist das Christentum auch eine geistesgeschichtliche, psychologische oder historische Grösse in ihrer Mannigfaltigkeit, in ihrem Geltungsstreben, in ihrer Verbundenheit und ihrem Gegensatz mit andern Kräften. Die Problematik aber, um die es sich in Wirklichkeit handelt, und die in der ganzen neueren Diskussion über diese Frage hervorbricht, wenn auch nicht immer klar gesehen und klar formuliert, liegt wo anders. Sie hebt damit an, dass Christentum eben nicht eine geistesgeschichtliche Grösse neben andern, Religion, um es noch allgemeiner auszudrücken, nicht ein Kulturwert neben andern ist; oder wenn man einmal den Ausdruck Christentum und Religion dafür festgelegt hat, dass es sich gar nicht um Christentum und Religion, nicht um geistesgeschichtliche Grössen in ihrer Beziehung zu andern handelt, sondern um etwas anderes, um einen Anspruch, unter dem alle diese psychologischen und historischen Grössen, Idealismen und Christentümer, in gleicher Weise stehen und dem sich keine menschliche Grösse um der Wahrheit willen entziehen darf, einen Anspruch, der sich zunächst darin offenbart, dass allen menschlichen Grössen eine absolute Grenze gesetzt ist im Tode. Sie werden dadurch zu relativen Grössen herabgedrückt, die ihre Entstehung, ihre Blütezeit und ihr Vergehen als zeitlich und örtlich, als geschichtlich bedingte Grössen erleben. Aber das ist nur eine negative Bestimmung; in der Gegenüberstellung von Christentum und Idealismus handelt es sich um mehr. Alles Christentum als psychologisch-historische Erscheinungsform lebt davon, dass es im Glauben um ein Jenseits unserer Wirklichkeit und Innerweltlichkeit weiss, von diesem aus sich ergriffen und bestimmt weiss. Es geht daher nicht an, dieses Jenseits einfach als das Unbestimmbare aus der ganzen Betrachtung zu eliminieren und sich einfach auf die innerweltliche Erscheinungsform des Christentums zurückzuziehen. Das nenne ich ein Verdecken des Problems.

Man mag zur dialektischen Theologie stehen wie man will,

das eine Verdienst muss ihr belassen werden, dass sie mit der Wirklichkeit Gottes Ernst gemacht hat. Das wird im Referat auch ausdrücklich anerkannt, aber die Konsequenzen werden daraus nicht gezogen. Denn um diese Wirklichkeit Gottes und seines Willens gegenüber den menschlichen geistigen Grössen handelt es sich, und zwar nicht um eine unbestimmbare Wirklichkeit, sondern um die Offenbarung Gottes in Christus, nicht um eine vergangene, sondern um eine gegenwärtige, um das Wort, das richtend und aufrichtend von Gott her an den ganzen Bestand der Welt in Vergangenheit und Gegenwart ergeht. Um der Klarheit willen soll dafür der neutestamentliche Ausdruck eingesetzt werden: das Evangelium.

2.

Am Evangelium, als dem Ausdruck dieses Gotteswillens in Christus, entsteht das Problem von Christentum und Idealismus; um die Frage Evangelium und Idealismus geht es, Evangelium durchaus und ganz ernst gemeint als die Tat Gottes, die von aussen hereinbricht und hereingreift in diese Welt mit dem Anspruch nicht einer menschlichen Parteistellung auf Alleinherrschaft, sondern mit dem Anspruch Gottes in Christus an diese Welt, dem Anspruch des Schöpfers und Erlösers an seine Schöpfung. Man kann diese ganze Problemstellung leugnen, einfach als nicht existierend ablehnen —, in dem Augenblick wird die ganze Debatte über Christentum und Idealismus gegenstandslos und unnütz. Sie bricht aber hervor, solange es Christentum gibt, d. h. solange es Menschen gibt, die um diese Offenbarung wissen, von ihr ergriffen sind, von ihr gerichtet und begnadigt sind, sich, wie man das heute nennt, in dieser existentiellen Haltung Gott und seinem Wort gegenüber befinden; das beruht auch nicht auf einer menschlichen Willensentschliessung, oder einem religiösen Idealismus, denn nicht „wir sind Gottes mächtig, sondern Gott ist unserer mächtig."

Von da aus muss die Frage nach dem Verhältnis von Evangelium und Idealismus aufgerollt werden, nur von da aus kann sie erst aufgerollt werden, von der Wirklichkeit Gottes aus, die in unsere Wirklichkeit eingegangen ist, von dem Wort, das Fleisch geworden ist und doch eine Wirklichkeit ist, die eine andere, qualitativ ganz andere, schlechthin übergeordnete Wirklichkeit darstellt. Von hier aus entsteht die Frage: wie steht der Idealismus vor dieser Wirklichkeit?

Es ist von vornherein verständlich, dass es sich hier weder um Synthese, noch um Polarität, sondern um die Stellung unter dem Evangelium handeln kann. Der Idealismus rückt damit zunächst aus seiner Stellung als beherrschende Lebensform des menschlichen Daseins überhaupt heraus und in eine Linie mit anderen geistesgeschichtlichen Grössen zurück; sein Absolutheitsanspruch wird zerbrochen, vor dem Wort des lebendigen Gottes, er wird relativiert, er wird zu dem gemacht, wozu er das Christentum machen wollte, zu einer geschichtlichen Grösse, die in dem Kommen und Gehen der Menschheitsgeschichte ihren Platz hat.

Damit ist noch nicht alles gesagt. Der Idealismus ist der Glaube an das unendliche Aufwärtsschreiten zum vollen Menschentum, an den schöpferischem Eros, der sich emporschwingt zu den reinen Höhen des Guten, Wahren, Schönen. Das Neue Testament hat in bewusstem Gegensatz gegen den idealistischen Eros das Wort Agape geprägt, auch im Sinn von Liebe, aber im Sinn der Liebe Christi, die ihren tiefsten und reinsten Ausdruck in dem Worte Vergebung gefunden hat. Es ist die Liebe, die nicht aus uns selbst, sondern von Gott her der gefallenen Menschheit sich annimmt, sie in ihrer Sünde, Geschiedenheit von Gott offenbart, richtet, die im Kreuz den Tod als der Sünde Sold bejaht und dennoch durch das Sterben hindurch in der Vergebung das Ja der Gnade zur Menschheit spricht und das Leben gewährt. Aber Gericht und Gnade, Tod und Leben sind nicht Dinge, deren wir mächtig sind, sondern die über uns ergehen von Gott aus. Es ist grundfalsch, hier etwa die Ausdrücke Pessimismus oder Optimismus zu gebrauchen, sie bezeichnen menschliche Stimmungen in der Auffassung der Welt; aber hier geht es gar nicht um unsere Aspekte, sondern um das Urteil Gottes, und deshalb um Wirklichkeiten, die im Sterben und Gerichtetwerden und Vergehen alles Irdischen ihren tatsächlichen Ausdruck finden.

Aber nicht nur darin. Gott spricht gar nicht nur sein Nein zu dieser Welt, er spricht auch sein Ja, nur dass das Ja immer ein Ja der Gnade ist, er gibt dem Sünder das Leben; in diesem Glauben und dieser Erwartung steht die Christenheit, und nicht nur in der Erwartung, sondern auch in der Erfahrung der Wirklichkeit des gottgeschenkten Lebens in dieser Welt, das dadurch Hinweis wird auf das volle Leben, das in der Erlösung, in einer neuen Welt, in einer neuen Menschheit Gottes Gabe und Geschenk sein wird. Das ist nicht

nur die persönliche Erfahrung des einzelnen von Gott begnadigten Menschen, die Gnade ist nicht nur etwas subjektiv Erlebbares, es ist auch Wirklichkeit in den Gütern dieses Lebens, die als Gottes Gnadengeschenke dastehen, die in den in ihnen vorhandenen Ordnungen die Ordnungen Gottes, seinen Willen offenbaren, obwohl sie in ihrer konkreten Gestalt dem Gesetz des Kreuzes und des Todes, dem Gericht preisgegeben sind.

Die Stellung zur Welt ist daher nicht nur eine negative, sondern auch eine positive; darum gibt es in diesen Dingen und an diesen Dingen ein Tun des Willens Gottes im Hinblick auf die zukünftige Welt Gottes. Hier berühren sich in gewissem Sinn das Evangelium und der Idealismus, nur dass unter dem Evangelium die Welt der ewigen Werte nicht eine in sich ruhende Grösse ist, zu dem der Eros hinaufführt, sondern die erlöste Welt in ihrem ganzen Bestande ist die Tat Gottes, und zwar Gottes allein, und unser Tun in dieser Welt ist nicht Aktion, sondern Reaktion auf das Tun Gottes dort, wo er in seiner Gnade dem Menschen die Möglichkeit dazu und die Aufgaben gibt. Es ist im Gegensatz zur Himmelsstürmerei des Idealismus, der die neue Welt schaffen will, im Gegensatz zum schöpferischen Menschen der Mensch, der um seine Geschöpflichkeit und seine Sünde weiss, aber auch um die Gnade weiss, und darum nicht tatenlos wartet, sondern im Glauben den Willen Gottes tut.

3.

Von hier aus wird nun das Problem der Erziehung in idealistischem und christlichem Sinne sichtbar.

Der Idealismus ist es gewesen, der eigentlich erst im heutigen Sinne Pädagogik möglich gemacht hat, worauf Koepp in seinem Buch „Erziehung unter dem Evangelium“ hingewiesen hat. Vom Idealismus aus steht das Ziel der Erziehung fest, und zwar für die ganze Menschheit. Wie man es auch im einzelnen fasst, immer ist es das volle Menschentum, die Humanität, die Vollendung des Menschengeschlechts. In sich trägt der Mensch die Vollmacht zu dieser Erziehung des Menschengeschlechts, wie er andrerseits erziehbar und gestaltbar ist in der Richtung auf das Ideal der Humanität hin. Nicht am „dass“ wird gezweifelt, die Problematik der Pädagokik geht um die rechten Mittel und Wege, die anzuwenden sind, um die grosse Menschheitsaufgabe, Erziehung des Menschen-

geschlechts zum wahren Menschentum, zur Humanität durchzuführen. Es spielt hier keine Rolle, ob die vollendete Humanität im Menschen der Antike gesehen wird, oder in dem durch die Beherrschung der Technik dazu in den Stand gesetzten Herrscher über die Natur, ob es das Persönlichkeitsideal in einer mehr individualistischen Ausprägung, oder dasselbe Ideal unter voller Berücksichtigung des sozialen Moments ist, wie es Plato in seinem Staat und Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation gesehen hat: die idealistische Haltung bleibt grundsätzlich dieselbe, der schöpferische Mensch gestaltet das neue Menschentum. Es ist Tat der Menschheitsrettung, der Menschheitsvollendung. Erziehung wird zur Zentralaufgabe des Idealismus, wie andrerseits die Pädagogik von der idealistischen Zielsetzung, der Weltanschauung, dem Bilde der Humanität, wie immer es aussieht, lebt.

Die klassischen Dokumente dieser idealistischen Einstellung sind wohl Schillers Gedicht „Die Künstler" und Fichtes Reden an die deutsche Nation. Für Schiller ist der Kunst die Menschheitsaufgabe der Menschheitserziehung gegeben:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der grossen Harmonie.

Für Fichte ist die Erziehung der einzige Weg, um aus dem Übel dieser Zeit herauszukommen; sein Wille ist: „die Fortbildung der menschlichen Verhältnisse nach ihrem Urbild und so die Erschaffung eines neuen, vorher nie dagewesenen Lebens."

Erziehung ist das grosse Anliegen der Menschheit, sie rückt in diesem bewussten Sinne in den Mittelpunkt des Lebens; die ganze Stellung der Schule, ihr Anspruch, den sie erhebt, die Diskussion über ihre Arbeitsweise beruht bis zum heutigen Tage grundsätzlich auf dieser idealistischen Voraussetzung.

Und hier ist der Punkt, an dem das Problem von Christentum und Idealismus in der deutschen Schule liegt, und nicht erst in der Frage nach der Behandlung des deutschen Idealismus im Deutsch- und Religionsunterricht; denn unter dem Evangelium muss gegen diese Gesamthaltung Einspruch erhoben werden; und zwar sowohl

gegen die Zielsetzung, als auch gegen die Möglichkeit und das Recht der Verwirklichung am Menschen, als auch gegen die beanspruchte Vollmacht des Menschen, des Pädagogen, zu dieser Erziehungsarbeit.

Es kann hier nicht auf alles im einzelnen eingegangen werden. Was die Zielsetzung betrifft, so ist das neue Menschentum, um es schlagwortartig auszudrücken, nicht Werk des Eros, sondern der Agape, der erlösenden Gnade Gottes, darum vom Menschen aus nicht einmal formulierbar; auch ist in Wirklichkeit eine Erziehungsmöglichkeit zu solch einem absoluten, wie überhaupt zu jedem absolut gesteckten Ziele nicht vorhanden. Darum gibt es auch keine Erziehung zum Christen, auch nicht in der Kirche, auch sie hat keine Erziehungsaufgabe, keine Aufgabe, den Menschen von sich aus zu gestalten, sondern bloss die Aufgabe der Verkündigung. Darum gibt es auch im Religionsunterricht, wenn er sich seiner Art bewusst bleibt, keine Festlegung eines Zieles, wie bei allen andern Fächern; die Erziehung des Christentums ist immer bloss eine indirekte, nie eine bewusst gestaltende, es sei denn, dass das Evangelium idealistisch missbraucht wird zur Erziehung, dass es zum Mittel und Werkzeug gemacht wird, mit dem man Menschen bildet. In Wirklichkeit ist es immer Selbstzweck.

Ebenso ist vom Evangelium aus hinter die idealistische Erziehungsmöglichkeit, ja hinter das Recht zu dieser Pädagogik ein Fragezeichen zu setzen. Die gottgegebene Wirklichkeit wird dem immer Grenzen setzen und muss gerade im Kinde respektiert werden. Der Eros wird immer den Teil der Menschheit fallen lassen, der sich nicht zu den Höhen der Humanität hinaufführen lässt, während die göttliche Liebe, die Agape, gerade hier ihr eigentliches Werk vollbringt.

4.

Es muss nach dem Gesagten den Anschein haben, als ob mit dieser Stellungnahme unter dem Evangelium die Erziehung überhaupt unmöglich gemacht wird; weil man ihr die letzte Verankerung im Humanitätsgedanken nimmt. Und doch ist das nicht der Fall. Ganz abgesehen davon, dass Erziehung in Wirklichkeit überall da stattfindet, wo überhaupt Gemeinschaft ist, „indem die Gemeinschaft, die eine werdende ist, hineinbezogen wird in eine Gemeinschaft, sofern sie eine geworden ist“ (Koepp), so ist auch Er-

ziehung als Pädagogik, als diese bewusste Arbeit eben der Schule unter dem Evangelium möglich. Aber sie wird in bestimmte Schranken gesetzt, die ihr durch die grossen Gegebenheiten Gottes in der Welt gezogen sind. Da gibt es Zielsetzungen, auch solche umfassender Art, aber aus ganz bestimmten geschichtlichen Situationen heraus, Aufgaben am Volk, am Lande; es gibt Erziehungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten; aber alles innerhalb des irdisch relativen Bestandes dieser Welt, darum auch unter der Sünde, und darum unter dem Gericht; unter dem Evangelium aber immer auch unter der Gnade, die das Leben schenkt und die die gottgewollte Aufgabe für jetzt und hier keineswegs verbirgt, sondern klar aufzeigt durch die Liebe.

Damit ist aber auch die Stellung des deutschen Idealismus im deutschen Erziehungswerk gekennzeichnet. Er ist ein Stück unserer Geschichte und auch heute mit Recht ein Stück unseres Lebens, sofern er aus der Geschichte des deutschen Volkes herstammt. Er wird darum in der Erziehung seinen notwendigen Platz finden müssen, aber unter dem Evangelium; das heisst nicht nur, dass an ihm Kritik geübt werden soll, es heisst genau ebenso, dass auch das Grosse, das dem deutschen Volke in ihm geschenkt war, wirklich zur Geltung kommt.

Es ist richtig, dass wir gerade im Baltikum von einer Verbindung von Christentum und Idealismus herkommen; sie stellt fraglos die Blütezeit unseres geistigen Lebens dar. Aber sie ist auch unter das Gericht geraten, und zwar nicht nur aus äusseren, sondern auch aus inneren Gründen. Wir können daher nicht zurück, sondern wir stehen vor neuen Aufgaben. Diese zu sehen unter dem Evangelium ist unsere Pflicht. Es ist hier nicht der Ort, sie zu skizzieren, es ist auch eine Frage für sich, wie weit sich da das grosse Erbe unserer Vergangenheit weiterleiten lässt und wie weit es endgültig der Vergangenheit angehört, eine Frage, die schliesslich nur in der mühsamen Kleinarbeit der Schule, aber nicht nur der Schule, sondern auch des Lebens beantwortet wird. Wichtig ist nur, dass auch unser Geschlecht unter dem Evangelium um die Gnade wissen lernt, die uns mit unserem Leben trotz des Gerichtes geschenkt ist, und in der Demut und mit dem Mut, die beide unter dem Evangelium zusammengehören, seine Aufgabe neu angreift.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Lettland zwischen West und Ost

Es gibt wohl kaum ein lettisches Blatt, das in letzter Zeit nicht etwas über den „700 Jahre alten deutschen Drang nach Osten" geschrieben und gleichzeitig in schwarzen und schwärzesten Farben auf die Gefahr, die von seiten des Hitlerschen Deutschland droht, aufmerksam gemacht hat. Die Menge der zu diesem Thema geschriebenen Artikel ist so erdrückend, dass man hinter der Aktion nicht nur wirkliche Besorgnis, sondern auch besondere politische Absichten vermuten möchte. Der seichte Ton dieser „politischen" Abhandlungen, die sich in den ausgefallensten Kombinationen ergehen, ist eine Sache für sich. Erstaunlich bleibt der Mangel an politischem Weitblick.

Die dem Demokratischen Zentrum nahestehenden „Jaunākās Ziņas" füttern ihre Leser sogar mit einer ganzen Serie: „Der Drang des gegenwärtigen Deutschland nach Osteuropa" und „Die baltischen Staaten ein deutsches Werkzeug zur Eroberung Russlands". Zum Schlusse des zweiten Artikels schreibt das Blatt: „Im nächsten und letzten Artikel werden wir die Frage beleuchten, was wir in der internationalen Politik zu tun haben, um eine Wiederholung des Schicksals vom 13. Jahrhundert abzuwenden."

In einer Hinsicht klarer sieht der „Latvijas Sargs", das Blatt konservativer Wirtschaftskreise. Unter der Überschrift „Wir müssen auf der Hut sein" lesen wir: „Wir sehen in Europa die Wiederbelebung des Imperialismus gerade auf Rechnung der kleinen Nationen. In der Presse ist viel von Deutschlands Drang nach Osten geschrieben worden, aber es ist eine andere Möglichkeit nicht ausgeschlossen, nämlich Russlands Drang nach Westen. Deshalb müssen wir an Freunde denken, die uns im Augenblick der Gefahr hilfreiche Hand reichen können. Dazu kommen Estland und Litauen in Frage. Ein baltischer Staatenbund zwischen ihnen könnte auch in Verbindung mit Finnland und den skandinavischen Staaten treten."

Auch hier wird die Möglichkeit einer positiven Bedeutung Deutschlands für die baltischen Staaten noch nicht erkannt.

Baltische Annäherung

Auf dem Gebiet der Annäherung der einzelnen baltischen Staaten, der naturgemäss augenblicklich in lettischen Kreisen grösste Bedeutung beigemessen wird, ist in letzter Zeit viel Aktivität entwickelt worden. So ist unter dem Vorsitz des ehemaligen Staatspräsidenten Semgal eine Baltische Union gegründet worden, die in Anwesenheit des Staatspräsidenten, der diplomatischen Vertreter Schwedens, Belgiens, Englands, Estlands, Litauens, Finnlands, Spaniens, Dänemarks, Rumäniens und Argentiniens bereits ihre Eröffnungssitzung hatte. In seiner Eröffnungsansprache äusserte sich Semgal dahin, dass „die Schaffung eines Bündnisses zwischen Lettland, Estland und Litauen als natürlicher Anfang eines grösseren Bündnisses um das Baltische Meer zu betrachten" sei; der Generalsekretär der Union führte aus, dass „eine baltische Union als einheitliche Organisation mit gleichartigen Bestrebungen in allen baltischen Staaten den freien Geist der Völker wecken muss. Sie muss zu einer dynamischen Kraft werden, zur Verkörperung der Gesetzlichkeit, Gerechtigkeit und Redlichkeit, zur Beseelung gemeinsamer Ideale und Bestrebungen. Das möge das heilige Gebet der baltischen Völker und Staatsmänner sein."

Die Neugründung ist vom litauischen Offiziosus nicht allzu freundlich aufgenommen worden. Nachdem er festgestellt hat, dass zum Vorstand auch bekannte polnisch eingestellte lettische Politiker — u. a. der Vorsitzende des lettisch-polnischen Annäherungsvereins Skujeneek—gehören, bemerkt er, dass die Tendenz dieser Persönlichkeiten ihm nicht gestatte, diese dem wirklichen Interesse der baltischen Staaten schwerlich dienliche Vereinigung zu begrüssen.

In einer gemeinsamen Beratung der Annäherungsvereine zwischen Lettland, Estland und Litauen, die dieser Tage in Riga stattfand, ist eine Resolution gefasst worden, welche die Notwendigkeit und Unaufschiebbarkeit eines baltischen Staatenbundes festlegte. Die litauischen Vertreter, welche Blättermeldungen zufolge auf diese Resolution nicht eingehen wollten, schlossen sich ihr nach längerer Überlegung doch an. Auch die übrigen Resolutionen waren im Sinne einer Annäherung gehalten,— so soll u. a. eine Filmchronik der baltischen Staaten eingeführt werden, für die ein Drittel der obligatorischen Chronik reserviert sein muss; eine bestimmte Anzahl von Unterrichtsstunden ist Lettland, Litauen und Estland zu widmen; in den höheren Klassen der Gymnasien sind die Sprachen der Nachbar-

staaten einzuführen (der praktische Vorteil dieser Annäherungsmassnahme scheint jedoch mehr als fraglich zu sein). Abschliessend wurde Litauen gebeten, Schritte zu vermeiden, die der Annäherung der Völker schaden könnten. Die Litauer ihrerseits baten die Letten dafür zu sorgen, dass die katholischen Geistlichen den Litauern Lettlands den Religionsunterricht nicht in polnischer Sprache erteilen.

Wir haben oft genug zu erkennen gegeben, dass wir einen baltischen Staatenbund (Lettland, Estland, Litauen) für notwendig halten. Die bisherigen Erfahrungen haben uns freilich in bezug auf die Erreichbarkeit dieses Zieles skeptisch werden lassen.

Sozialdemokratische Werbung

Die Ereignisse in Deutschland beschäftigen auch die lettische Sozialdemokratie weiterhin in hohem Masse und veranlassen sie, ihre Massen zu Wachsamkeit und Aktivität aufzufordern. In ihrer Agitation wendet sich die lettische Sozialdemokratie jetzt ganz offen auch an die deutsche Volksgruppe. Wer eine der Versammlungen der „Deutschen Sektion der lettischen Sozialdemokratischen Partei" mitgemacht und die Brandreden verirrter Volksgenossen angehört hat, dem muss besonders unter den heutigen Umständen die Sinnlosigkeit und Hinfälligkeit einer deutschen Sozialdemokratie in Lettland auffallen. Die lettische Sozialdemokratie aber lässt nichts unversucht und setzt jetzt ihren Hebel bei der deutschen Jugend an. Mit welchen Mitteln sie hierbei arbeitet, zeigt ein von der „Rigaer deutschen Ortsgruppe des Arbeiterjugendverbandes Lettlands" an die deutschen Schüler gerichteter Aufruf. Unter dem Motto „Wir wollen neu die Welt erbauen!" stehen in diesem vor deutschen Schulen zur Verteilung gelangten Blatt bekannte agitatorische Phrasen.

Die Verfasser des Aufrufes werden um eine Enttäuschung reicher werden.

Riga, 7. Mai 1903 *T. v. W.*

ESTLAND

Regierungskrise

In den letzten Apriltagen kam es wieder einmal zu einer Regierungskrise, im Augenblick ziemlich unerwartet. Sie entstand dadurch, dass die Nationale Mittelpartei plötzlich ihre Vertreter aus der Regierung abberief. Am Tage darauf erklärte das Gesamtkabinett Päts seinen Rücktritt.

Welche Gründe die Nationale Mittelpartei zur Herbeiführung dieser Krise bewogen haben, ist nicht ganz eindeutig zu ersehen. Offiziell wurde dieser Schritt damit motiviert, dass die bisherige Regierung keines ihrer Versprechen erfüllt habe und ihr Wirtschaftsprogramm nicht mehr weiter tragbar sei. Irgendwelche positive Vorschläge für ein besseres Wirtschaftsprogramm hat die Nationale Mittelpartei nicht gemacht. Es scheint, dass diese Krise in höchst leichtfertiger Weise von der Nationalen Mittelpartei angezettelt worden ist. Der grösste Teil der estnischen Presse, auch einige zur Nationalen Mittelpartei zu zählende Blätter, haben dann auch dieses Vorgehen aufs schärfste verurteilt. Auf dem in den letzten Tagen stattgehabten Kongress der Nationalen Mittelpartei sind gleichfalls sehr viele Stimmen in diesem Sinne laut geworden. Nach stürmischen Debatten kam zwar schliesslich bei der Abstimmung doch noch eine Mehrheit für die Parteileitung zustande, aber diese Tagung hat deutlich gezeigt, dass es in der Partei bedenklich kriselt.

Die Versuche, eine neue Regierung zu bilden, sind fürs erste alle fehlgeschlagen. Als erster übernahm einen solchen Versuch der Leiter der Nationalen Volkspartei Tõnisson, ihm gelang er nicht, darauf wurde Einbund vom radikalen Flügel der Agrarpartei (welcher bekanntlich in Opposition zur bisherigen Regierung stand) mit der Regierungsbildung beauftragt, aber auch er konnte nichts ausrichten. Erschwert wird die Regierungsbildung fraglos auch dadurch, dass nicht nur in der Nationalen Mittelpartei Unstimmigkeiten bestehen, sondern dass auch der Gegensatz zwischen den beiden Flügeln der Agrarpartei (den Ansiedlern und Altwirten) zurzeit wieder recht tief geht. Dazu kommt die scharfe Propaganda der Freiheitskämpfer, die die Schwierigkeiten zu ihren Gunsten auszunutzen wissen, kurz, die Lage ist sehr verworren. Zurzeit bemüht sich der Prorektor der Dorpater Universität Prof. Uluots um die Regierungsbildung; ob sie ihm gelingen wird, ist natürlich eine andere Frage. Zu begrüssen wäre es, denn Prof. Uluots geniesst als sehr objektiv und rechtlich denkender Mann in weitesten Kreisen ein persönliches Vertrauen.

Aussenpolitische Fragen im Spiegel der estnischen Presse

Der Umschwung in Deutschland und der von Rom aus angeregte Plan eines Paktes der 4 Grossmächte hat naturgemäss auch in die

estnischen politischen Kreise eine gewisse Beunruhigung hineingetragen. Im Zusammenhange hiermit wird in der estnischen Presse wieder viel von der Notwendigkeit der Schaffung eines „Baltischen Bundes" gesprochen, dem ausser Estland und Lettland auch Litauen und eventuell sogar Finnland angehören sollten. Es hat sich aber bereits gezeigt, dass Litauen für diesen Plan zunächst jedenfalls nicht zu haben ist. Trotzdem dringt ein Teil der estnischen Presse darauf, den Abschluss wenigstens eines engeren Bündnisses zwischen Lettland und Estland schon jetzt vorzunehmen, das dann mit der Zeit durch die Hinzuziehung Litauens und Finnlands zu einem Baltischen Bunde erweitert werden könnte.

Einen recht interessanten Artikel über die derzeitige politische Lage in Europa brachte das „Päevaleht" in seiner Nummer vom 25. März. Nachdem anfangs darauf hingewiesen wurde, dass durch den Umschwung in Deutschland die deutsch-russischen Beziehungen eine Abkühlung erfahren hätten, dafür aber eine Annäherung zwischen Frankreich und Russland festzustellen sei, hiess es in diesem Artikel weiter: „Für die Baltischen Staaten war die bisherige Konstellation günstiger als die kommende, wie diese sich auch entwickeln möge. Unter den neuen Verhältnissen muss die Bedeutung dieser Staaten sinken, wenigstens für Frankreich. Ob aber nicht die Bedeutung der Baltischen Staaten für England und Deutschland steigen würde? Es ist das möglich, es braucht aber auch nicht zu sein." Und am Schluss des Artikels: „Für uns besteht nur eine Alternative: entweder ein enger Kontakt mit einer Staatengruppe oder völlige Neutralität, welche jedoch ohne Vorarbeiten nicht erreicht werden kann".

So das „Päevaleht". Die Führung des estnischen Volkes wird sich darüber klar sein müssen, dass es sich hier um eine Entscheidung handelt, die zur Schicksalsfrage für den estländischen Staat werden kann. Uns scheint, der einzige Weg, den Estland gehen kann und der ihm einen wirklichen Schutz gegen den grossen Nachbar im Osten gewähren könnte, ist die Beobachtung einer möglichst weitgehenden Neutralität; da diese aber nur einen Sinn haben kann, wenn eine starke Macht sie deckt, darüber hinaus doch eine gewisse Anlehnung an das im Aufstieg begriffene Reich Mitteleuropas. Denn dieses ist nach seiner geographischen Lage und nach seiner geistigen Struktur die einzige Grossmacht, die ein tatsächliches Interesse daran hätte, einem erneuten Vordringen Russlands nach

Westen über die Narva entgegenzutreten, und die einzige Grossmacht, die Estland bei einem etwaigen Angriffe Russlands einen tatsächlichen und wirksamen Schutz gewähren könnte.

Die Bewegung der estnischen Freiheitskämpfer

scheint weiter an Boden zu gewinnen, wozu neben der schweren wirtschaftlichen Lage auch die Tatsache beiträgt, dass das parlamentarische System mit seiner parteipolitischen Korruption in immer weiteren Kreisen der Bevölkerung jegliche Achtung verliert. Die parteipolitische Presse fängt an, die Freiheitskämpfer ernstzunehmen, und die Frage der Bekämpfung dieser den Parteien unerwünschten Bewegung kam sogar im Budgetausschuss des Parlamentes zur Sprache, wo die Sozialisten vom Innenminister forderten, er solle scharf und energisch gegen die Freiheitskämpfer vorgehen. Aus den bei dieser Gelegenheit gefallenen Äusserungen des Innenministers Anderkopp ist zu ersehen, dass auch der Minister die Bewegung der Freiheitskämpfer als staatsfeindlich ansieht, und er kündigte an, dass er sich von der Staatsversammlung die zum Eingreifen nötigen Machtmittel werde geben lassen, wobei er jedoch betonte, dass ihm gegenwärtig von Vorbereitungen zu einem Staatsumsturz nichts bekannt sei. Der Wehrminister hat für alle Militärpersonen die Teilnahme an der Bewegung der Freiheitskämpfer verboten und angekündigt, dass er Zellen der Freiheitskämpfer in der Armee mit den strengsten Massregeln liquidieren werde. Dieser Einstellung des Wehrministers wird man wohl durchaus zustimmen müssen, da das Militär auf keinen Fall politisiert werden darf.

Das Organ der Freiheitskämpfer, der „Võitlus", hat sich bisher durch alle Anfeindungen und Drohungen in nichts von seiner Linie abbringen lassen, sondern zieht nach wie vor gegen das Parteiunwesen und gegen die parlamentarisch-demokratische Staatsform aufs schärfste zu Felde. Dabei erscheint das Blatt ab 1. April dreimal wöchentlich (bisher nur einmal). In seinen Spalten wird nach wie vor der deutsche Nationalsozialismus gegen die Angriffe der übrigen estnischen Presse verteidigt. Auch den Greuelnachrichten über Deutschland, die von vielen estnischen Zeitungen wiedergegeben wurden, ist der „Võitlus" entgegengetreten.

Was nun aber das innere Verhältnis der Freiheitskämpfer zum italienischen Faschismus und dem deutschen Nationalsozialismus betrifft, so wurde in einem Artikel des „Võitlus" (Nr. 10 vom 18. März)

betont, dass man von diesen wohl vieles lernen könne, dass es sich hier aber nicht um Dinge handelt, die einfach kopiert und auf die estnischen Verhältnisse übertragen werden können. Und weiter: „Der Faschismus als Problem der politischen, moralischen und wirtschaftlichen Erneuerung des XX. Jahrhunderts bleibt in jedem Einzelfall für jedes einzelne Volk eine eigene Angelegenheit, die jedes Volk selbständig lösen muss, entsprechend seiner Lage, Tradition, Eigenart, seinem Temperament und seinen Kräften. Bei jedem einzelnen Volk hat die Lösung dieses Problems ein eigenes Gesicht. . . Für alle europäischen Völker sind dabei aber einige Grundzüge gemeinsam, und das sind die Beseitigung des marxistischen Klassenkampfes und der parteipolitischen Zersplitterung, der Vorrang der Interessen der Allgemeinheit vor den Interessen der einzelnen Personen und Gruppen, die Zentralisierung der Staatsgewalt, der Schutz der völkischen Eigenart und der völkischen Kultur gegen fremde Einflüsse usw."

Man sieht, faschistisch-nationalsozialistisches Gedankengut haben sich die estnischen Freiheitskämpfer in weitem Masse angeeignet, wobei jedoch der Eigenart des estnischen Volkes gebührend Rechnung getragen werden soll.

Dorpat, 3. Mai 1933 *Leo von Middendorff*

DEUTSCHES REICH

Der Sinn der Gleichschaltung

Am 1. Mai, dem Tag der nationalen Arbeit, hat der Reichskanzler den anderthalb Millionen, die auf dem Tempelhofer Feld in Berlin versammelt waren, und durch den Rundfunk darüber hinaus dem ganzen deutschen Volk das Arbeitsprogramm vorgelegt, das die Regierung der nationalen Revolution in den nächsten Monaten bewältigen will. Einführung der Arbeitsdienstpflicht, Freimachung berufener Führerschaft und schöpferischer Initiative von den Hemmungen der Mehrheitsbeschlüsse, Rettung der Bauernschaft als Grundlage für eine deutsche Wirtschaftsgesundung, private und öffentliche Arbeitsbeschaffung und auf dem Gebiete des Kapitalmarktes Angriff gegen die überhöhten Zinssätze, das sind die Hauptpunkte des Arbeitsprogramms für die nächste Zeit. Sie bringen keine Überraschung, liegen vielmehr in der Linie der bisherigen Massnahmen und verstehen sich von selbst, wenn man die Not-

wendigkeiten näher ins Auge fasst, die sich aus der heutigen Lage für eine Neugliederung des Volksganzen ergeben.

Die Grundlagen für diese Neugliederung sind im letzten Monat durch die Gleichschaltungsaktionen geschaffen worden, die sich ebenso sehr auf das Politische wie auf das Wirtschaftliche, auf das Soziale wie, in veränderter Form, auf das geistige Gebiet bezogen. Wertet man diese Aktionen nicht nach ihrer organisatorischen, tagespolitisch bedingten Zweckmässigkeit, sondern als Hilfsmassnahmen, die die Regeneration des deutschen Volkskörpers unterstützen sollen, so stellt sich die Gleichschaltung als Rückführung überorganisierter, vielfach blutleer gewordener Formen des Gemeinschaftslebens zu einer einfachen Grundlage dar, aus der — hier setzt die grosse Aufgabe der revolutionären und gleichzeitig konservativen Gestaltung ein — sich neues Leben in seiner organischen Vielgestaltigkeit wieder entwickeln kann.

Die Reichsreform

Auf verfassungspolitischem Gebiet ist die Gleichschaltung nach der von uns bereits im vorigen Bericht erwähnten Neuregelung in den Länderparlamenten durch die Einsetzung von Reichsstatthaltern in den Länder vollendet worden. Die vom Reichspräsidenten für alle deutschen Länder mit Ausnahme von Preussen zu ernennenden Reichsstatthalter haben die Aufgabe, für die Beobachtung der vom Reichskanzler aufgestellten Richtlinien der Politik zu sorgen. Sie haben das Recht der Ernennung und Entlassung des Vorsitzenden und auf dessen Vorschlag der übrigen Mitglieder der Landesregierung, das Recht zur Auflösung des Landtages und zur Anordnung von Neuwahlen, das Recht der Ausfertigung und Verkündigung der Landesgesetze und das Begnadigungsrecht. Der Reichsstatthalter wird auf die Dauer einer Landtagsperiode ernannt und kann auf Vorschlag des Reichskanzlers vom Reichspräsidenten jederzeit abberufen werden. In Preussen übt der Reichskanzler die Rechte des Reichsstatthalters aus, ausserdem können Mitglieder der Reichsregierung gleichzeitig Mitglieder der preussischen Landesregierung sein. Von Wichtigkeit ist, dass Misstrauensbeschlüsse von Landtagen gegen Vorsitzende und Mitglieder der Landesregierungen unzulässig sind.

Die Bedeutung des Reichsstatthaltergesetzes liegt darin, dass mit seinem Erlass das Kernstück der grossen Reichsreform, eine

Aufgabe, an der seit den Tagen der Weimarer Nationalversammlung gearbeitet worden ist, eine endgültige Regelung gefunden hat. Das kulturelle und wirtschaftliche Eigenleben der deutschen Länder erhält unter der neuen starken politischen Reichsgewalt durchaus die Möglichkeit, sich mehr als bisher zu entfalten und so Energien freizumachen, die im parlamentarischen innerpolitischen Machtkampf gebunden lagen.

Auf dem Gebiete der Verwaltungspolitik wurde die Gleichschaltung durch das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums durchgeführt, das für einen befristeten Zeitraum die Entlassung nichtarischer, politisch unzuverlässiger und sog. Parteibuchbeamter mit Einschluss von Richtern und Hochschullehrern ermöglicht. In der Justiz wurde durch die Einsetzung eines Reichskommissars für die Gleichschaltung der Justiz in den Ländern und für die Erneuerung der Rechtsordnung die Grundlage für eine einheitliche Durchführung der Reichsgesetze in den Ländern geschaffen.

Parteiendämmerung

Ein Kapitel für sich ist die Gleichschaltung der Parteien. Eine Reihe mittelparteilicher Splitter, vor allem die Wirtschaftspartei, haben durch ihre Auflösung der Lage Rechnung getragen. Andere, wie die Deutsche Volkspartei, haben es bisher für möglich erachtet, ihr Sonderdasein aufrecht zu erhalten, obwohl nicht nur ihre Mitglieder in Scharen abwandern, sondern auch ihre Organisation bereits starke Lücken aufweist. Selbst so in sich gefestigte Gruppen wie das Zentrum suchen auf dem Wege über eine umfassende personelle Reorganisation den Anschluss an die neue Zeit. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass das Zeitalter der Politisierung des deutschen Volkes durch die Parteien zu Ende ist. Am deutlichsten wird diese Tatsache durch den Zerfallsprozess gekennzeichnet, den innerhalb der Regierungsgemeinschaft die Deutschnationale Volkspartei durchmacht. Nicht nur einzelne Führer, sondern auch Mengen aus der Mitgliedschaft lösen sich aus einer Kampfgemeinschaft, in der sie vielfach seit vierzehn Jahren für die Befreiung Deutschlands vom Marxismus gekämpft haben. Es ist nicht zu erwarten, dass die Gleichberechtigungsforderungen Hugenbergs oder die Umformung der Partei zur Deutschnationalen Front diesem Prozess Einhalt gebieten wird. Für den Ablauf der

innerpolitischen Entwicklung in Deutschland ist dabei nicht einmal so sehr das rücksichtslos vorgetragene Machtstreben der NSDAP massgebend, als die in allen Schichten wachsende Erkenntnis, dass allein die Abkehr von einer parteipolitischen Differenzierung geeignet ist, die Grundlagen für den geistigen und politischen Neubau des Reiches zu schaffen. Die nationalsozialistische Partei verliert im Bewusstsein des Volkes den Parteicharakter, wächst auch über den Rahmen einer politischen Bewegung hinaus und ist schon jetzt dabei, Repräsentant der Nation schlechthin zu werden. Die staatsmännische Aufgabe derer, die das deutsche Volk im Beginn seiner Neuordnung führen, liegt darin, dieser Entwicklung auch im Hinblick auf ihre eigene Bewegung Rechnung zu tragen.

Eine tiefgreifende politische Umschichtung kann tragischer Einzelzüge nicht entbehren. Man mag die zunehmende Ausschaltung der Deutschnationalen, man muss die Gleichschaltung des Stahlhelms, die in ihrer jetzigen Form auch nur eine Etappe darstellt, dahin rechnen. Man wird aber auch gleichzeitig erkennen, dass gerade diese Ereignisse dazu beitragen, jedem die Unausweichlichkeit einer Entscheidung zwischen Resignation und tätigem Schaffen am deutschen Neubau klarzumachen.

Die ständische Neuordnung

Auf wirtschafts- und sozialpolitischem Gebiet wurde durch die Bildung einer Reichsführergemeinschaft des deutschen Bauernstandes die Gleichschaltung der Berufsstände eingeleitet. Der Schlag gegen die Freien Gewerkschaften brachte die Vorbereitung für eine Standesvertretung der Arbeiterschaft und der Angestellten in je einer Einheitsgewerkschaft zum Abschluss, die sich in einer gemeinsamen Arbeiterfront zusammenfinden sollen. Der Reichsverband der Deutschen Industrie ist auf dem Wege, durch eine Neuorganisation den berufsständischen Grundlagen der künftigen deutschen Innenpolitik Rechnung zu tragen. Einzelhandel, Handwerk und Gewerbe sind unter Führung des nationalsozialistischen Kampfbundes für den Mittelstand gleichgeschaltet worden. Ein Reichsstand des deutschen Handels hat sich zusammengefunden, um für die ihm angeschlossenen Gruppen einen Plan der ständischen Selbstverwaltung auszuarbeiten. Bedeuten alle diese Gruppierungen an sich auch noch nicht ständische Wirklichkeit, sind sie zur Zeit kaum mehr, als Organisationsformen eines vereinfachten und umfassenderen Typus, als es sie bisher gab, so haben sie doch

einen Teil ihrer Aufgabe bereits wenige Tage nach ihrem Entstehen insoweit gelöst, als sie dem Grundsatz des ständischen Aufbaus auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und sozialen Lebens allgemeine Anerkennung verschafften und die ersten starken Impulse für den Beginn eines solchen Aufbaues schufen.

Arbeitsdienst und Siedlung

Grundlage der ständischen Gliederung ist die Volksgemeinschaft. Zu ihr zu führen ist eine der wichtigsten Aufgaben des freiwilligen Arbeitsdienstes und der kommenden Arbeitsdienstpflicht, die vom 1. Oktober des Jahres an in Deutschland durchgeführt werden soll. Zunächst sollen ungefähr 120000 junge Menchen durch die Arbeitsdienstpflicht erfasst werden. In dreizehn Arbeitsdienstpflichtbezirken in Deutschland werden bereits jetzt Stammlager und Stammabteilungen gebildet, Führer geschult und Arbeitsobjekte ausgewählt. Der freiwillige Arbeitsdienst hört mit dem Beginn der Arbeitsdienstpflicht auf. Ein wesentlicher Teil der Arbeitsdienstwilligen wird in Arbeitsdienstpflichtlagern weiter arbeiten, der Rest wird anderweitig im Wirtschaftsleben untergebracht. Vor allem kommen diese Kräfte für die Siedlung in Betracht, in der sie neben den Landarbeitern das Hauptkontingent stellen dürften. Der grosse Entschuldungsplan Hugenbergs für die deutsche Landwirtschaft, der zu einem Teil durch Landabgabe realisiert werden kann, soll mit dazu helfen, die Siedlung vorwärts zu bringen, ohne den lebensfähigen landwirtschaftlichen Grossbesitz zu schädigen. An die Stelle der unpersönlich kapitalistischen Landgesellschaften soll dabei als Siedlungsträger nach Möglichkeit der Grundbesitzer treten, der einen Teil seines Besitzes für Siedler zur Verfügung stellt. Der als Siedlungsträger tätige Gutsbesitzer erlangt auf diese Weise unter seinen Siedlern eine Stellung, die der des Kolonisators im Mittelalter bzw. der des Erbschulzen entspricht, und gewinnt als geistiger und wirtschaftlicher Rückhalt seiner Bauern eine Bedeutung, die er, von Ausnahmen abgesehen, im Deutschen Reich heute nicht mehr besitzt. Dass bei dieser Art von Gruppensiedlung das Qualifikationsmoment bei Führern und Geführten die erheblichste Rolle spielt, ist selbstverständlich.

Evangelische Reformation?

Die Gleichschaltungsbestrebungen der letzten Monate haben sich nicht auf das Gebiet der Politik, der Wirtschaft und der sozialen

Frage beschränkt. Es ist vielfach der Versuch gemacht worden ausser der Gleichschaltung der geistigen Haltung auch die Gleichschaltung des Geistes zu vollziehen. Dieses stiess dort, wo es um eine Differenzierung des Bildungsprivilegs oder um verwaltungstechnische Massnahmen zur Sicherung einer nationalen Schulpolitik ging, nicht auf Schwierigkeiten. Die Errichtung einer Professur für politische Pädagogik in Berlin, die auf der gleichen Linie liegt, ist allenthalben mit lebhafter Genugtuung begrüsst worden. Dagegen riefen nationalsozialistische Erklärungen über die volle Verstaatlichung der deutschen Schulen einen lebhaften Meinungsstreit auf den Plan, und die Vorstösse der Bewegung der Deutschen Christen nicht nur auf kirchenpolitischem, sondern auch auf dem Gebiet des evangelischen Bekenntnisses führten zu sehr bestimmten Gegenaktionen der bisherigen kirchlichen Gruppen.

Es gibt zurzeit in Deutschland 29 evangelische Landeskirchen, die im Deutschen Evangelischen Kirchenbund zusammengeschlossen sind. Diesem Bund gehören auch die Kirchen des deutschen evangelischen Auslandes an. Er ist eine Körperschaft öffentlichen Rechtes und vertritt gegenüber Reich und Ländern die gemeinsamen Belange des Protestantismus, ohne die Selbständigkeit der Verwaltung und des Bekenntnisses der ihm angeschlossenen Kirchen zu beschränken. Es gibt in ihm drei Typen evangelischer Kirchen: die lutherischen und die reformierten Landeskirchen und die Kirche der altpreussischen Union, die die altpreussischen Provinzen vor den Kriegen von 1864—66 erfasst. Die Kirche der altpreussischen Union ist die grösste der deutschen evangelischen Landeskirchen. Gemäss ihrem Unionscharakter von Luthertum und Calvinismus glitt sie im Laufe der Zeit in der Bekenntnisfrage in eine immer stärker werdende liberale Indifferenz hinein. Die Zeit der religiösen Besinnung seit dem Kriege hat die Bekenntnisgrundlage der Union erschüttert, andererseits die übrigen Landeskirchen dazu gebracht, ihre bekenntnismässige Gemeinsamkeit über die verwaltungs- und kirchenpolitischen Differenzierungen hinaus stärker zu betonen. Die Entwicklung lief dahin, dass in absehbarer Zeit die Auflösung der Union und die Bildung einer lutherischen und einer reformierten Kirche erfolgen musste.

In diese Situation stiess der Ruf der Deutschen Christen nach Gleichschaltung der evangelischen Kirche. Die Begründung der Gleichschaltungsforderung wurde nicht vom Bekenntnis, sondern

von der Verwaltungspolitik erhoben. Vereinfachung der Kirchenverfassung, Verbilligung des Verwaltungsapparats, Senkung der Kirchensteuern und Angleichung der Verwaltung an die Situation, die der nationale Umschwung und die deutsche Revolution auf den sonstigen Gebieten des Lebens geschaffen baben — das sind im wesentlichen die Forderungen, die die Deutschen Christen zum Thema Kirchenreformation stellten. Reformation aus dem Volkswillen und Reformation aus dem Bekenntnis standen einander gegenüber. Die Gegensätzlichkeit der Position führte bei den landeskirchlichen Gruppen zu eindeutig starkem Durchbruch des Bekenntnisstandpunktes. Der Angriff der Deutschen Christen hat die geistliche Reformation, den weiten Kreisen der Gemeinden sichtbar, auf den Weg gebracht. Diese Dinge vorwärts zu treiben, liegt nicht in menschlichem Belieben. Die kirchenpolitische, verfassungsmässige Seite des Reformwerkes jedoch wird bei den Landeskirchen durch einen dreigliedrigen Ausschuss des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes, der aus dem Präsidenten des Bundes, einem Vertreter der lutherischen und einem Vertreter der reformierten Landeskirchen besteht, voran gebracht. Einzelvorstösse der Deutschen Christen, wie z. B. die Einsetzung eines Kirchenkommissars für Mecklenburg, sind rückgängig gemacht worden. Der Reichskanzler hat einen evangelischen Pfarrer zu seinem Vertrauensmann beim Werk der kirchenpolitischen Neuordnung berufen, und die Verbindung zwischen den einzelnen Gruppen ist bereits aufgenommen. Die weitere Entwicklung, die zweifellos zu einer Vereinheitlichung der evangelischen Kirchen führen wird, bleibt abzuwarten.

Handelspolitik der Interessensolidarität

Bei der Fülle der innerpolitischen Geschehnisse des Berichtsmonats, die die grundsätzliche Neuordnung von Volk und Staat einleiten, hat man den aussenpolitischen Vorgängen in Deutschland vielfach nicht jene Aufmerksamkeit geschenkt, die sie beanspruchen können. Auf dem Gebiet der Handelspolitik hat sich ebenfalls eine Art von Gleichschaltung ausgewirkt. Das deutsch-niederländische Wirtschaftsabkommen zeigt ebenso wie das Handelsabkommen zwischen Deutschland und Grossbritannien neue charakteristische Züge der deutschen Handelsvertragspolitik. Der Einfuhrbedarf Deutschlands wird künftig vornehmlich in den benachbarten Ländern, die zu den besten Kunden der deutschen Ausfuhrindustrie zählen, gedeckt werden. Es wird z. B. eine Umlagerung der Einfuhr

in der Weise erfolgen, dass die für die Ernährung unentbehrlichen Fette, soweit sie nicht in Deutschland erzeugt werden können, nicht in Form von Sojabohnen und Wallfischtran bezogen werden, sondern dass an ihre Stelle Butter und Käse treten, die in der Ausfuhr auch der baltischen Staaten eine Hauptrolle spielen. Das Prinzip der Interessensolidarität wird in all den vielen handelspolitischen Verhandlungen, die jetzt und in nächster Zukunft deutscherseits mit dem Ausland geführt werden, eine wesentlich stärkere Berücksichtigung finden als bisher. Es ist dabei nicht nötig, den Begriff der Interessensolidarität nur im kaufmännisch-wirtschaftlichen Sinne zu fassen.

Deutschlands aussenpolitische Isolierung

Von den Geschehnissen der Aussenpolitik beansprucht der Verlauf der am 25. April wieder aufgenommenen Abrüstungskonferenz das wesentlichste Interesse. Die Behandlung der Sicherheitsfrage wurde durch die Erklärung des amerikanischen Vertreters, dass die Sicherheitsfrage erst verhandelt werden könne, wenn Klarheit über den Willen zur tatsächlichen Abrüstung geschaffen sei, auf das wesentlichste Moment beschränkt. Deutscherseits ist der amerikanische Vorstoss ausdrücklich mit dem Hinweis begrüsst worden, dass Deutschland 14 Jahre lang den guten Willen zur Abrüstung bewiesen habe. Es erwarte jetzt, dass die von ihm gezeigte Mässigung die übrigen Staaten dazu führen werde, nun auch ihrerseits guten Willen zu beweisen. Botschafter Nadolny hat die grundsätzlichen deutschen Abrüstungs- und Sicherheitsforderungen in 8 Punkten zusammengefasst, die als Abänderungsvorschlag zu MacDonalds Entwurf eingebracht wurden. In den Punkten wird eine erneute Prüfung in Vereinheitlichungsmöglichkeiten der Heeressysteme verlangt, die Ansicht vertreten, dass die endgültige Festsetzung der deutschen Truppenbestände unter Gewährleistung der deutschen nationalen Sicherheit zu erfolgen habe, ferner dem Verlangen Ausdruck gegeben, dass das Reich die gleichen Waffengattungen führen dürfe, die von anderen Staaten zur nationalen Verteidigung benutzt werden. Einbeziehung der ausgebildeten Reservisten bei Festsetzung der Armeestärke, Nichtberücksichtigung der privaten Wehr- nnd Sportverbände und der eigentlichen Polizeikräfte, praktische Verwirklichung der Deutschland zustehenden Gleichberechtigung im Abrüstungsabkommen, Verbot und Zer-

störung der schweren Angriffswaffen und Nichtverwendung entfernt stationierter Kolonialtruppen ausserhalb der Standortskolonien sind die weiteren Einzelpunkte. Der Widerstand sämtlicher interessierten Staaten gegen die deutschen Forderungen lässt für die Zukunft der Abrüstungskonferenz nichts Gutes erhoffen, wenn es auch dem energischen Auftreten der deutschen Delegation gelungen ist, in Einzelfragen, wie z. B. bei der Anrechnung der Polizei auf die Landesstreitkräfte, gewisse Erfolge zu erringen.

Machte sich in Genf die aussenpolitische Isolierung Deutschlands am grünen Konferenztisch geltend, so hat die Zuspitzung der Beziehungen des Reiches zu seinen östlichen Nachbarn diese Isolierung auf dem Kampffeld der internationalen Politik besonders deutlich sichtbar werden lassen. Die innerpolitische Aktion gegen den Kommunismus hatte auf die Beziehungen zu Russland besonders seit dem Augenblick erkältend gewirkt, in dem sich Widerstandsnester der K. P. D. in den russischen Handelsgesellschaften in Deutschland zu bilden begannen. Es hat mehrerer Aktionen bedurft, bis die auf dieser Basis entstandenen Missverständnisse ausgeräumt und Spannungen ausgeglichen waren.

Kaum hatte man in der Sovetunion eingesehen, dass die innerpolitischen Massnahmen der deutschen Regierung auch in den Fällen, in denen mittelbar russische Gesellschaften getroffen wurden, keinen Anlass zu einer Revision der deutsch-russischen Beziehungen bieten konnten, als man sich polnischerseits um die Feststellung bemühte, wie weit das nationale Deutschland sich im gegenwärtigen Augenblick provozieren liesse. In seiner bekannten Erklärung über die deutsche Friedenspolitik gegenüber Polen ist der Reichskanzler Hitler bis an die äusserste Grenze des Entgegenkommens gegangen, das in der augenblicklichen aussenpolitischen Situation vertretbar schien. Auf der anderen Seite hat man deutscherseits keinen Zweifel darüber gelassen, dass von aussen kommende Übergriffe gegen Deutschland oder deutsche Volksgenossen für das Reich nicht tragbar seien. Es ist auf deutscher Seite alles geschehen, was dazu beitragen konnte, die schwüle Atmosphäre der letzten Monate im europäischen Osten zu reinigen. Wenn jetzt eine Entspannung eingetreten ist, so liegt die Verantwortung dafür, dass sie erhalten bleibt, allein bei den Gegenspielern des Reiches.

Berlin, 5. Mai 1933 *Harald Nietz*

Nationalpartei der deutschen Balten

Baltischer Landesdienst

Was wir wollen

Von Erhard Kroeger

Wir deutschen Balten in Lettland haben schwere Zeiten hinter uns und gehen schweren Zeiten entgegen. Es spricht vieles dafür, dass das Unrecht, das man uns angetan hat, in den nächsten Jahren nicht gutgemacht werden soll, dass man eher gesonnen ist, uns neues Unrecht zuzufügen. Auch den ganz unkritischen Menschen ist klar geworden, dass wir innerlich nicht gerüstet sind, schwere Zeiten zu überstehen. Opportunismus und abbröckelndes Volkstum kennzeichnen die Situation. Einziges politisches Ziel ist die Verhütung von Eingriffen und weiteren Enteignungen. Einen inneren Sinn unserer Existenz im Lande vermag man vielfach nicht mehr zu sehen. Namentlich die Jugend, schwerste berufliche Sorgen in Zukunft vor Augen, sieht sich klarer Zielsetzung beraubt.

Die Gründe für den heraufziehenden Bankrott: Einmal der feindliche Druck, dem wir ausgesetzt sind und den wir zunächst nicht ändern können. Anderseits der bisherige politische Kurs, in dem wir geführt worden sind.

Wir sind bis heute keine wirkliche Volksgemeinschaft aller Deutschen, unerschütterlich fest in der Nationalität und nicht beschämt, sondern stolz darauf, Deutsche zu sein. Eine Volksgemeinschaft, in der jeder einzelne Opfer bringt für die Gesamtheit und die auch durch schärfsten äusseren Druck nur fester zusammengeschlossen wird.

Warum sind wir es nicht?

Weil man, im Glauben, dass das Zeitalter des Nationalismus zu Ende gehe, den Sinn der deutschen und einer beginnenden baltischen nationalen Auflehnung nicht verstanden und ironisiert hat. Man hat die deutsche Erneuerungsbewegung und das neuentstehende Deutschland mit allen Mitteln zu bekämpfen gesucht. Man hat uns für den baltischen Gedanken ein Ersatzmittel gereicht: der Minderheitsgedanke wurde zur Grundlage unseres Lebensrechtes in diesem Lande gemacht. Man hat damit freiwillig den Unterschied an Pflichten und Rechten verwischt, der uns von den anderen Minderheiten unterscheidet. Man hat den Staat, diesen Staat, der

uns immer wieder verfolgt hat, aus einer politischen Angelegenheit zu einer Frage des Herzens gemacht; eine lähmende Unehrlichkeit hat in unserem Lande Platz gegriffen. Man ist um taktischer Erfolge willen immer wieder zur Nachgiebigkeit bereit gewesen und hat nicht einmal die schwersten Eingriffe damit verhüten können.

Man hat uns politisch so geführt, dass wir nicht mehr die Fähigkeit und die Stärke haben, unglücklich zu sein und diesem nationalen Unglück klar in die Augen zu sehen. Unsere Jugend sieht im Lande keine Ziele mehr. Das muss anders werden.

Was wollen wir?

Wir wollen eine Bewegung organisieren, die bereits da ist und die man in den Herzen vieler spürt. Wir wollen alle die vielen Kräfte sammeln, die innerlich zur Mitarbeit bereit sind.

Wir wählen aus formalen Gründen dazu den Rahmen einer Partei. Wir erklären ausdrücklich, dass wir keine Partei im hergebrachten Sinne sein wollen, keine Partei unter vielen. Wir wollen die Keimzelle einer neuen Gemeinschaft unseres Volkes bilden. Unsere Bewegung soll alle Schichten unseres Volkstums und namentlich die Jugend umfassen und innerlich lebendig machen.

Was wollen wir?

Wir wissen um die Kraft des christlichen Glaubens. Wir wollen den nationalen Gedanken in uns bewusst stärken, ihn aktiv machen und ihn für jeden Deutschen zur Richtschnur nehmen. Daraus folgt, dass wir uns mit Zuversicht zur Erneuerungsbewegung unseres Volkes bekennen.

Unsere Aufgaben liegen jedoch in diesem Lande. Wir wollen die streng nationale Volksgemeinschaft schaffen und die Lauen gewinnen oder abstossen. Daraus folgt die unbedingte Abkehr vom Minderheitsgedanken als Lebensform für unsere Volksgemeinschaft. Das Wort Minderheit ist für uns eine bedeutungslose mathematische Feststellung, aus der gewisse nützliche öffentlich-rechtliche Folgerungen gezogen werden können, nicht mehr, keineswegs die Grundlage des Lebensrechtes in unserem Lande. Die nationale Volksgemeinschaft soll bestehen aus Deutschen, die stolz darauf sind, Deutsche zu sein, bereit, jeder Art Opfer dafür zu bringen. Der nationale Gedanke soll seinen ganzen ursprünglichen Sinn in Zusammenhalt und Abwehr wiedererhalten und sich nicht in den Begriffen „Sprache“ und „Kultur“ erschöpfen.

Wir wollen soziale Gedankengänge in Tat und Haltung lebendig machen. Wir sind uns darüber klar, dess unser Werk getragen werden muss von den weiten Schichten des Volkstums. Das bedeutet, dass wir nicht Fürsorge treiben, sondern den Geist, der uns trägt, in weiten Kreisen lebendig machen wollen.

Wir achten das lettische Volk. Das Eindringen des Geistes, der sich heute in Presse, Intelligenz, Politik breitmacht, werden wir bekämpfen. Unsere Stellung zum Staat wird sich streng im Rahmen der Gesetze halten. Es gilt eine gerechte und dauerhafte Basis für unser Zusammenleben zu finden.

Wir wollen uns in unserer Linie durch nichts abbringen lassen und uns namentlich nie dazu hergeben, durch Nachgiebigkeit und Kompromiss eine Milderung des Eingriffes zu erzielen, weil wir glauben, dass wir mehr verlieren, wenn wir von unserer Linie abgehen, als wenn uns etwas mit Gewalt genommen wird. Gegen Gewalt sind wir ohnmächtig. Verloren ist nur, was wir selbst aus der Hand geben.

Wir werden uns in dem Willen, auf diesem Wege weiterzugehen, durch nichts beirren lassen. Wir wenden uns an alle Schichten unseres Volkstums, insbesondere an die Jugend, uns mitzuhelfen. Wir wollen eine geistige Front aufbauen, an der alle Angriffe von aussen zerschellen sollen. Wir wollen um unsere Bodenständigkeit kämpfen.

UMSCHAU

Dreierlei Nationalgefühl

Für die eine Empfindungsweise erschöpft sich die Bestimmung des Volksganzen in der Pflege seiner Kulturgüter, im Erlebnis seines inneren geistigen Besitzes. Da die Freiheit der kulturellen Entfaltung in Europa durch den Nationalismus bedroht wird, besteht die Notwendigkeit, im Kampf gegen den Nationalismus eben diese Auffassung der Bestimmung des Volksganzen möglichst nachdrücklich zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Aus den nationalen Gemeinschaftsidealen muss grundsätzlich das Machtstreben ausgemerzt werden. Wenn der Satz Geltung erlangt hat: die nationalen Güter sind aus der Sphäre des Herrschaftsanspruchs zurückzuziehn in den Bereich friedlichen Wettbewerbs, ist alles erreicht, was der national empfindende Mensch wünschen kann. Der im Grunde einzige Weg zur Sicherung kultureller Freiheit ist die Verkündigung der Rechtsidee: der Staat frei vom Nationalismus, das Volk frei von Machtgelüsten. Das Ziel: der anationale Staat — dem einen schlechthin als Erfüllung einer sittlichen Forderung, dem andern als Voraussetzung für einen

neuen Frühling der Völker. Wenn der anationale Staat verwirklicht ist, können ungehindert, reich, mannigfaltig Wissenschaft und Kunst gedeihen — der ganze blühende Garten der Volkskultur. Man kann das Volkhafte sehr tief und stark dabei empfinden, als Heimat, als Reichtum, ewigjung, unendlich, unverlierbar.

*

Ein anderes Nationalgefühl sieht die Bestimmung des Volksganzen darin, innerhalb seines geschichtlichen Raumes alle Insignien der Herrschaft zu tragen. Es genügt nicht, dass die Pflege geistiger Güter gesichert ist, es kommt darauf an, dass ein Land, ein geschichtliches Territorium eindeutig die Kulturfarbe des Volkes trage, das zu seiner Beherrschung berufen ist. Volkskultur ist hier nicht Selbstzweck, sondern Attribut der Volksherrschaft, untrennbar von ihr. Wer dem herrschenden Volke das Recht verweigert, sein Land national einheitlich zu gestalten, tritt der Würde des Nationalen zu nahe. Assimilierung fremden Volkstums kein Unrecht, sondern Erfüllung harter Notwendigkeit, das Ziel der Nationalstaat, ein von allen Impulsen des Nationalgefühls durchglühtes geschlossenes Ganzes, stark nach aussen, männlich und kriegerisch. Beuge dich, gib deine Muttersprache auf, gib dich innerlich dem anderen Volke hin — der Auslanddeutsche kennt die Unerträglichkeit dieses Anspruchs — und du hast teil an der Hoheit und Kraft dieses nationalen Staates. Willst du das nicht — gut, so bleibe draussen und schaue zu durch ein Loch im Zaun, wie das Heer, die Jugend des Staates, Träger seiner Macht, mit klingendem Spiel vorüberzieht.

*

Es ist ein unter uns weit verbreiteter Irrtum, als ob sich die Möglichkeit nationalen Empfindens in diesem Gegensatz erschöpfe: hier anationaler Staat und freie volkhafte Kultur, dort Nationalstaat, nationale Herrschaft mit Zwang und Unterdrückung fremden Volkstums.

Dem Gedanken des anationalen Staates fehlen die politisch-psychologischen Voraussetzungen in so hohem Grade, dass seine Verkündigung heute gewiss nicht eine politische, sondern nur eine akademische Angelegenheit ist.

Der Gedanke des Nationalstaats ist mindestens in der Randzone des europäischen Ostens eine offene Sinnwidrigkeit. Wo mehrere Kulturen neben- und miteinander bodenständig sind, führt der Versuch einer Verwirklichung von Nationalstaaten zur Barbarei, zum Chaos.

Es gibt noch eine dritte Möglichkeit der Sinngebung des Nationalen. Man kann davon ausgehn, das Gott die Völker verschieden hat werden lassen und ihnen verschiedene Aufgaben gegeben hat. Die Aufgaben sind den Völkern aus ihrer Geschichte zugewachsen, sie sind orts- und zeitgebunden. Das deutsche Volk ist im Begriff, sich mit einem sehr starken Missionsbewusstsein zu durchdringen. Das Nationalgefühl, das ihm zu Grunde liegt, lässt sich etwa so umschreiben:

Macht hat zur Voraussetzung ihre bewusste Bejahung. Nicht jeder, der Macht anstrebt, gewinnt sie, aber nur der hat sie, der sie will. Der einzige Machtwille, der dem bolschewistischen mit Aussicht auf Erfolg entgegengesetzt werden kann, ist der vom nationalen Selbstbewusstsein erzeugte.*) Macht ist nicht Selbstzweck, sondern soll Recht gestalten, ein Recht, unter dem alle

*) „Die Geschichtsschreibung wird den Spätnationalismus unserer Zeit als pädagogischen Nationalismus charakterisieren — im Unterschied zu dem naiv imperialistischen Nationalismus früherer Zeitalter." (Dr. Walther Schotte im „Ring", 5. Mai 1933).

Volkskulturen blühen sollen. Recht ist nur, wo es sich mit Macht verbindet. Das grosse deutsche Volk, der Aufgabe des Reiches eingedenk, Bürge der mitteleuropäischen Völkergemeinschaft, bereit zur Zusammenarbeit mit jedem Volk, das sich zur gleichen Aufgabe bekennt. Alle Völker im geschichtlichen Bezugsraum des deutschen Volkes sollen in ihrer Staatlichkeit vor dem Zugriff moskowitischer Imperialismen gesichert sein. Das ganze deutsche Volk im Bewusstsein dieses Dienstes, dieser Sendung ist die deutsche Nation.

*

Es ist zu erwarten, dass einem Nationalgefühl dieser Art die nächste Zukunft gehört. *R. W.*

Ferdinand von Uexküll zur Lage

Im Leitaufsatz des Aprilheftes der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Nation und Staat" schreibt F. v. Uexküll über „Das neue Deutschland". Zum Schluss hebt er hervor, worin der Nationalsozialismus sich vom Faschismus unterscheidet: im Inhalt des Nationsbegriffs. „Nation ist für den Nationalsozialismus die Gemeinschaft der Deutschen und nicht die des Staatsterritoriums. Dieser Nationsbegriff bedeutet die Ablehnung der Aufsaugung fremden Volkstums. Von einem solchen Ausgangspunkt, der dem neuen Deutschen Reich mit dem Auslanddeutschtum gemein ist, muss es möglich sein, auch in der Verwirklichung des siegreichen neuen Nationsgedankens innerhalb wie ausserhalb Deutschlands Wege zu finden, die für beide nicht nur theoretisch, sondern auch realpolitisch gangbar sind. Das Gesamtvolksdenken bringt es mit zwingender Notwendigkeit mit sich, dass dem Nationalitätenproblem die ernsteste Aufmerksamkeit zugewandt werden wird... Wir haben immer die Überzeugung vertreten, dass das deutsche Volk berufen ist, für sich und gleichzeitig auch für andere Völker Lebensformen zu suchen, welche die Volksgemeinschaft in Einklang bringen mit den Notwendigkeiten des Staates. Heute ist unsere Hoffnung zuversichtlicher denn je, dass das deutsche Kernvolk diesen Weg auch finden und zum grundsätzlichen und aktiven Kämpfer für die natürlichen Rechte der Volkstümer werden wird... Gerade in dem grundsätzlichen deutschen Kampf für die Rechte der Volkstümer wird es sich zeigen, dass es nicht die Aufrichtung des Faustrechtes ist, was die Welt von Deutschland nach der Hasspropaganda seiner Feinde angeblich zu erwarten hat, sondern die Erfüllung einer höheren Sendung."

Theaterbilanz

Deutsches Schauspiel zu Riga Spielzeit 1932/3

Das also war es. Schauen wir zurück! Welch weiter und mühsamer Weg! Wieviel der Anstrengung und der Sorgen, wieviel Freude und auch Ärger, wieviel Lust und auch Unlust! Aber vielleicht gerade darum ist uns diese Wanderung so lieb geworden, weil sie oft beschwerlich fiel, weil sie dennoch vollbracht wurde aus dem stachelnden Bewusstsein heraus, dass sie vollbracht werden müsse. Und weil wir wissen, dass der vom Jahreskreis bedingte Haltepunkt, an dem wir nun endlich stehen, kein Abschluss sein darf, sondern nur eine Ruhepause, ein Atemholen, ein Sichbesinnen über den Weg, der in der Zukunft gegangen werden muss.

Was in solcher Lage gesagt werden soll, darf nicht als Kritik, als leidige Besserwisserei empfunden werden. Es geht nicht um ästhetische Rückschau, nicht um literarische Prognose. Es geht um den zukünftigen Bestand unseres „Deutschen Schauspiels", und da lässt sich nur aus fruchtbarer Kritik ein po-

sitiver Standpunkt gewinnen. Unser „Deutsches Schauspiel“ gehört nicht einem bestimmten Verein, nicht einem Theaterdirektor; es gehört uns allen, ist unsrer aller Angelegenheit. An diese Gemeinsamkeit des ideellen Besitzes muss zuerst gedacht werden; erst dann dürfen in weitem Abstand persönliche Wünsche laut werden.

Was bedeutet uns Deutschen in Riga das „Deutsche Schauspiel“, richtiger vielleicht gefragt: was sollte, was muss es uns bedeuten? Ich sehe zwei Aufgaben vor allen anderen: Zusammenschluss und Werbung. Zusammenschluss, das heisst Einigung aller Deutschen unter dem Motto deutscher Dicht- und Bühnenkunst, heisst gemeinsames Erobern und Bewahren unserer Sprachkultur und alles dessen, was im Gefüge unserer Sprache an guten Ideen, an dichterischer Weisheit geformt wurde. Werbung, das heisst Mut zum Bekenntnis: „So sind wir!“, verantwortungsvoller Stolz über das Vollbrachte: „So wollen wir sein!“, gläubig-ernste Zuversicht und Hoffnung: „So müssen wir werden!“ Zusammenschluss und Werbung, das sind Aufgaben, sind Pflichtenkreise. Das Deutsche Schauspiel in Riga, wie es heute ist, lässt sich nicht mit früheren Perioden seiner Wirksamkeit, nicht auch mit irgend welchen Bühnen im Reich vergleichen. Es hat seine eigene Mission, sein besonderes Ethos.

Zusammenschluss und Werbung: das Schwergewicht der einen Verpflichtung liegt beim Publikum, das der anderen bei der Theaterleitung. Wie war es in diesem Winter?

*

Seien wir ehrlich: das Publikum hat seine Aufgabe lässig erfüllt, vielleicht nicht einmal klar und richtig gesehen. Weitgehend noch immer in dem Wahne befangen, dass unser Theater eine Stätte des Vergnügens sei, hat es, unzufrieden mit manchen gebotenen Leistungen oder missmutig über den einen oder andern Fehlgriff, das „Deutsche Schauspiel“ sich selbst überlassen. Die meisten Vorstellungen gingen vor knapp halbgefülltem Saale in Szene; nur die Gastspiele und einige lustige oder seit alters beliebte Nichtigkeiten („Morgen geht's uns gut“, „Alt-Heidelberg“!) sahen volle Häuser. An den übrigen Abenden wirkte die gähnende, unfestliche Leere lähmend auf Darsteller und Zuschauer (vom Kassenerfolg ganz zu schweigen!). Die erste, wichtigste Pflicht blieb unerfüllt; grosse Teile des deutschen Publikums haben versagt.

Die Gründe dafür? Natürlich sind Gründe vorhanden. Mittelmässige Aufführungen. Mittelmässiger Spielplan. Der Revolteskandal. Die Unbeliebtheit des einen oder anderen Darstellers. Gewiss, gewiss. Aber man sieht: all diese Gründe liegen ausserhalb des eigentlichen Aufgabenkreises. Es geht zunächst nicht darum, wie weit uns unser „Deutsches Schauspiel“ befriedigt, sondern es handelt sich in erster Linie darum, dass wir ihm die Möglichkeit geben zu bestehen und zu wirken. Man sollte sich in den Gedanken hineinsteigern, dass das hiesige deutsche Theater unser künstlerischer Sachwalter, ein Pflegegarten unserer Muttersprache und ihrer Wortkunst ist. Nicht nur für uns, sondern auch für unsere Kinder. In dieser Hinsicht reiht es sich mit Kirche und Schule in einen grossen Zusammenhang.

Es ist deutlich, dass diese Lage auf die Dauer nicht tragbar ist. Wenn das deutsche Publikum nicht von selbst zur Einsicht der dringenden Notwendigkeit kommt, muss es zu dieser Einsicht erzogen werden. Es bestehen Besucherorganisationen, aber, auf den Weg öffentlicher Werbung beschränkt, sind sie klein geblieben. Man müsste diese Or-

ganisationen ausbauen und kräftigen, um der Theaterleitung die Möglichkeit einer planmässigen Arbeit zu gewährleisten. Ich könnte mir denken, dass die „Deutschbaltische Volksgemeinschaft" diese Aufgabe zu der ihrigen macht; wert wäre sie es gewiss. Die Wege, die man dabei im einzelnen gehen könnte, würden nicht schwer zu finden sein; Vorbilder sind vorhanden, und Teilanregungen sind auch an dieser Stelle schon gegeben worden (S. 237). Studenten und Schüler, Vereine und Verbände müssten erkennen, dass es ihre eigenste Angelegenheit ist, die hier verhandelt wird. Ich glaube, dass eine solche Notgemeinschaft des deutschen Schauspiels vieles bessern könnte, was in dieser Spielzeit traurig versagte. Ob aber aus freiwilligem Entschluss oder durch aufbauende Organisation: eine solche Notgemeinschaft muss entstehen. Im Grunde ist sie schon vorhanden. Das deutsche Publikum in seiner Gesamtheit ist diese Notgemeinschaft. In dem Augenblick, in dem das gewusst und erkannt wird, ist der schwierigste Punkt der Krise überwunden.

*

Die Theaterleitung ihrerseits hat, an unserer Zielsetzung gemessen, aber ebenso versagt. Direktor Beug hat in seiner Antrittsrede versprochen, gepflegtes Theater zu bieten. Dieses Versprechen hat er, wenn man die Technik der Aufführungen ins Auge fasst, gehalten. Was dargeboten wurde, war immer durchdacht und nach Massgabe der vorhandenen Kräfte mit reifem künstlerischem Ernst durchgeführt. Aber das Wort vom „gepflegten Theater" geht doch wohl über das Reintechnische hinaus. Die Gestaltung des Spielplans war nicht gepflegt; man hatte zu oft die Empfindung eines Schwankens, einer zu starken Abhängigkeit von den wandelbaren Launen des Publikums. Was sahen wir? Je ein klassisches und realistisches Drama (Lessing; Anzengruber); der deutsche Naturalismus war mit drei Stücken vertreten, deutsche zeitgenössische Dramatik kam sechsmal zu Wort, wovon nur zwei Aufführungen („Die einsame Tat", „Der 18. Oktober") ernsterer Betrachtung standhielten, während zwei weitere („Revolte im Erziehungshaus", „Die Marquise von O...") offenbare Entgleisungen waren; das übrige („Reifeprüfung", „Hellseherei") war blasse Mittelware. Der leichteren Muse, zeitgenössischen Lust-, Sing- und Kriminalstücken, wurde neunmal Tribut gezollt, an ausländischen Stücken sahen wir, abgesehen von dem Gastspiel der Engländer, sechs, darunter zwei ziemlich belanglose französische Schmarren. Die Liste zeigt zwei grosse, wie mir scheint, symptomatische Lücken: die grossen Werke unserer literarischen Vergangenheit sind mit einer, noch dazu durch ein Gastspiel veranlassten Ausnahme so gut wie gar nicht, die bedeutenden Stimmen der Gegenwart überraschend selten zu Wort gekommen. Man hat etwas den Eindruck, als wäre das multa dem multum vorgezogen worden. Es fehlte eine einheitliche Linie — und ohne eine Linie ist künstlerische Werbung nicht denkbar.

Vom Standpunkt des Niveaus der Aufführungen muss man sagen, dass neben den leichtbeschwingteren Darbietungen, von denen einige ganz ausgezeichnet gelangen („Morgen geht's uns gut", Fuldas „Jugendfreunde" usw.), die Werke des Naturalismus den Kräften unseres Schauspiels am besten lagen: die beiden Hauptmannaufführungen („Die Ratten", „Kollege Crampton") waren durchaus einwandfrei und ein künstlerischer Genuss. Aber auch in den übrigen Gegenwartsschauspielen wurde im Grossen und Ganzen saubere, solide Arbeit geleistet. Auch aus dieser Perspektive heraus muss also

gesagt werden: an der Leistungsfähigkeit lag es nicht; es hätte also mehr geschehen können.

Obwohl natürlich auch die zur Verfügung stehenden Kräfte die Auswahl der Stücke mitbedingt haben. Die ohnehin kleine Schar ist weiter zusammengeschmolzen: Eva Klein-Donath und Lundt sind von uns gegangen, reife Künstler beide, ein Verlust, der für uns schwer tragbar ist. Dafür ist Lucy Heim neu in das Ensemble eingetreten, eine tüchtige, befähigte Charakterspielerin mit feinen Abtönungen, im Spass manchmal noch zu derb, aber im Ernst von grosser Stille und Vornehmheit der Gesinnung — aber eben doch sehr anders als die Klein-Donath und jedenfalls kein Ersatz für sie, sondern ein Neues, das wir gern und dankbar als Gewinn buchen wollen. Von den übrigen hat sich Else Schulte de Serno unsern Beifall nicht erwerben können; dürftiges Mienenspiel und ewig gleiche Gesten machten ihr Spiel meist matt und unerfreulich; nur in lebhafteren Rollen gelangen ihr Erfolge (z. B. in Franks „Nina", in der „Revolte", in Hinrichs „Metzelsuppe"). Auch Cosack konnte nicht durchweg gefallen; zu weich und unausgeprägt, spielte er zu viel sich selbst und zu wenig die Gestalten seiner Dichter; in Graffs „Einsamer Tat" hatte er wohl seinen Höhepunkt. Hendrich blieb als Regisseur und Darsteller eine feste, nie versagende Stütze, neben und wohl auch vor Lundt von den männlichen Spielern der beste und reifste. Irene Rées fröhliches Temperament wirkte meist wohltuend und belebend; auch sie steht in der ersten Reihe unserer Kräfte. Aus der Schar der übrigen sind eigentlich nur noch zwei zu nennen, beide — Hoffnungen für die Zukunft: Sigrid Hamar, die Volkstypen kernig und überzeugend auf die Bühne zu stellen weiss, und Ruschmann, der Ideen und Fähigkeiten hat, die wohl entwickelbar scheinen. Kubitzky, der gute Schalk, darf nicht vergessen werden; manchmal zu gleichförmig, gelingen ihm doch immer wieder treffliche Typen, wenn man ihn an die rechte Stelle setzt. — Man sieht: ein kleiner, ein sehr kleiner Stab. Aber seine Führer (Beug, Hendrich, Kubitzky — Lucy Heim, Irene Rée) haben wohl das Zeug, zu führen und anzuleiten, wo es noch Not tut. Von hier droht keine unmittelbare Gefahr.

Gedankt müssen der Theaterleitung besonders die Gastspiele werden; dass wir Wüllner, Moissi, die Terwin hören und sehen durften, welch ein Gewinn für Publikum und Schauspieler!

*

Haben wir also Grund zum Verzweifeln? Gewiss nicht. Aber wir müssen den Weg klar sehen, der beschritten werden soll. Zusammenschluss und Werbung: es sind erreichbare Ziele. Vielleicht musste uns erst dieser Theaterwinter zeigen, wo sie eigentlich liegen. Dann soll er gesegnet sein.

Es bleibt uns keine Wahl: wir müssen vorwärts blicken. Und wir tun das im guten Vertrauen auf unser Deutschtum und mit dankbarer Zuversicht zu den Künstlern, die uns in diesem Winter die schwere Treue gehalten haben. *Lutz Mackensen*

Deutsches Schauspiel zu Riga

Schluss der Spielzeit. Ein müdes Rad macht seine letzten Umdrehungen, aber da die Kurve abwärts führt, rollt es mit überstürzender Geschwindigkeit. Man will noch einmal, ehe die Tür auf Monate hinaus ins Schloss fällt, zeigen, wie schön das Haus, wie reich die Besitzer, wie abwechslungsreich die Gaststunden in diesen Räumen. Eine Gebärde der Einladung; sie ist leicht verkrampft. Man spürt: es ist Werbung, ist dringende Zukunftsbitte, was ihr die eckige Form gibt. Man wird

nachdenklich, und man möchte, dass viele diese Gebärde sehen, richtig deuten und nachdenklich würden.

Was kann in einem Aprilmonat alles geschehen! Kein andrer Mond grenzt seine Möglichkeiten so unbekümmert weiträumig ab. Wollte das „Deutsche Schauspiel" ein Spiegelbild des viellaunigen Herrn bieten? Es gab englische und spanische Stücke, in der Ursprache und in Übersetzungen, und natürlich auch einiges deutsche; man sah bewährte, wohleingerittene Bühnenpferde und ganz junge, zeitgenössische Fohlen (leider von nicht besonders erlesener Rasse); Kunst ward geboten, Künstlichkeit und Kitsch — wirklich, man trug vielerlei Geschmack Rechnung. Der Rezensent, der aus Pflichtgefühl teils, teils aus Neigung sich über alles, was über ihn erging, seine Gedanken machen muss, ging nach vollbrachtem Werk durch Mondenschein, Regenguss oder Schneegestöber heimwärts und fand diese Abende, alles in allem, recht einheitlich — soweit sich eben beim April von Einheitlichkeit reden lässt. Es gibt so etwas wie einen Aprilstil.

Man hatte sich die English Players verschrieben, eine tüchtige Truppe englischer Komödianten, die englische Bühnenkunst dem Kontinent nahebringen wollen; sie haben vor Jahren in Berlin für Sheriffs „Journey's End" tatkräftig und erfolgreich geworben. Sicher ein Gewinn, sie hier sehen zu dürfen, besonders deshalb, weil ihre Auffassung vom einzelnen Kunstwerk so sehr von der unsrigen abweicht. Sie spielten Shaws „Candida", das wir als ernstestes Problemstück zu sehen geneigt sind, als comedy; an den Stellen, die in guten deutschen Aufführungen mit schlichter Zartheit oder in grüblerischem Nachdenken geformt zu werden pflegen, ging bei ihrer Darbietung ein fröhliches Schmunzeln durch die Zuschauerreihen, das sich nicht selten zu befreiendem Gelächter steigerte. Es wäre verfehlt, hier das Für oder Wider der einen oder der anderen Interpretation zu erörtern. Man lernte wieder die Existenz eines völkischen Bühnenstils, und bei aller Hochachtung für das fein abgewogene Spiel der Gäste sehnte man sich schmerzhaft nach der deutschen Candida, die uns so viel mütterlicher, reifer, gütiger und weiser dünkt. Das andere Stück, das die Engländer boten, war eine Gesellschaftskomödie von John Ervine, „The first Mrs. Fraser", wesentlich unproblematischer als die „Candida", gut und in kultivierter Abstimmung gespielt; dagegen lässt sich nichts sagen. Dennoch macht man sich einige Gedanken. Das Theater war — seltener Eindruck! — gut gefüllt; die englische Kolonie war stark vertreten, auch sonst hörte und sah man vieles Nichtdeutsche. Gewinn für das „Deutsche Schauspiel"? Ohne Frage. Aber eine leise Bitterkeit bleibt zurück: benötigen wir wirklich englische Gäste, um unser Theater zu füllen? Und man denkt mit Wehmut an die mancherlei deutschen Wandertruppen, die sich gerade in letzter Zeit zusammengeschlossen haben, viele im Rang den English Players ebenbürtig, einige ohne Zweifel ihnen überlegen. Warum finden sie nicht den Weg nach Riga? Warum nicht?

Und dann waren wir wieder unter uns, d. h. drei Viertel der Sitzreihen erwiesen sich als überflüssig, und der Rest beschäftigte sich mit Sudermann. „Die Ehre"! Ach, der gute, alte Sudermann! Wie rührend „echt" hat er das Leben doch gezeichnet: Vorderhaus und Hinterhaus, Infamie und wahre Herzensgüte, und das böse Geld ist der königliche Held des Ganzen. Aber, o Wunder, auch im schlimmschlimmen Vorderhaus gedeiht durch Zufall ein treues Herz, und die ausgleichende Weltgerechtigkeit erzwingt es, dass dieses einzig treue Herz das einzig treue Herz des Hinterhauses findet und nimmer, nimmer lassen will. Welch eine soziale Syn-

these! Man ist versucht, mit dem Dichter auszurufen: „Also dergleichen gibt es in der Tat!", und dann fragt man sich leicht erstaunt, was man damit anfangen soll. Die Aufführung war — unter Direktor Beugs Regie — sauber und solide; Lucy Heim als alte Frau Heinecke (aus dem Hinterhaus) bot sogar eine ausgezeichnete Leistung, und Sigrid Hamar und Irene Rée (die sich im dritten Akt sogar einen berechtigten Sonderbeifall auf offener Szene holte) standen ihr als ihre missratenen Töchter wacker zur Seite. Aber der leichtfüssige, bitterböse Curt (aus dem Vorderhaus) war Erich Ruschmann, recht naturgetreu und überzeugend; solche Rollen liegen ihm. Die andern fügten sich brav ein; Kurt Rentsch als Reserveleutnant trug freilich zu stark auf, und das edle Liebespaar (Gottfried Cosack — Else Schulte de Serno) liebte mir zu blass. Aber das ist ja schliesslich Geschmackssache.

Eine Kriminalkomödie von Walter Maria Espe, „Der Fall Grootmann" interessierte durch die geistreiche Kombination eines formaljuristischen Sonderfalls und enttäuschte durch den platten, kinoartigen Schluss. Das Publikum durfte aber (soweit es sich hatte bereit finden lassen zu erscheinen) in der grossen Pause raten, wer nun eigentlich der Mörder sei, und bekam sogar Preise dafür, natürlich nur, wenn es richtig riet. So etwas macht ja immer Spass. Die Aufführung war — wieder unter Beugs Leitung — durchdacht und gut; Cosack war als Verköperer der Titelrolle tragender Faktor, Kubitzky (Gerichtspräsident), Rentsch (Ede Bollmann) und Sigrid Hamar (Portiersfrau) schufen packende Charakterstudien, Else Schulte de Serno als Helen Waldmann war wieder die in mehr als einer Hinsicht blasse Geliebte des Titelhelden; dass sie eigentlich sein böser Dämon sein sollte, konnte nur ahnen, wer das Stück selbständig durchdachte. Dämonisch war sie jedenfalls nicht.

Ach, und dann brach die köstliche Zeit der Benefize an. Zuerst Lundts Abschiedsabend, der diesmal (allem Vernehmen nach) leider einen endgültigen Abschied bedeuten soll; brechend volles Haus, Blumen und Geschenke und sogar eine kleine Abschiedsrede des Gefeierten. Es gab die „Tageszeiten der Liebe" von Niccodemi, ein witziges Dialogstück, unterhaltsam und fröhlich; Nina Kolbs temperamentvolles Mitspiel hob Lundts frisches, sympatisches, flottes Tun auf der Bühne in wirksamste Beleuchtung. Schade, dass er geht; wenn er spielte, war immer Leben, Bewegung und Jugend auf den Brettern. Wir werden ihn schmerzlich vermissen; die Liebe seines Publikums, die ihm an diesem letzten Abend noch einmal so stürmisch ins Bewusstsein gerückt wurde, nimmt er als schönsten und unverlierbaren Lohn seines hiesigen Bemühens mit hinaus in seinen neuen Wirkungskreis.

Das Benefiz für Hendrich und Cosack bedeutete den künstlerischen Höhepunkt des Monats und, wenigstens was Hendrichs Spiel anbelangt, vielleicht den künstlerischen Höhepunkt der ganzen Spielzeit überhaupt (von den Gastspielen natürlich abgesehen). Die Wahl von Hauptmanns „Kollege Crampton" war ein glücklicher Griff, Hendrichs Gestaltung der Titelrolle ein Erlebnis. Das einsame Künstlertum dieses ewigen Jungen, sein stürmisches Ringen mit der Oberflächlichkeit seiner banausenhaften Umgebung, an der der Übertemperamentvolle zu zerbrechen, an der er vor namenloser Enttäuschung in Haltlosigkeit zu versinken droht, seine in gewollte Herbheit versteckte Zartheit und Innigkeit in allem guten und feinen Empfinden, all das hat Hendrich so stark, so ehrlich und mit so behutsamen Händen geformt, dass wir ihm für diese Deutung einer der liebenswertesten Hauptmannschen Gestalten immer dankbar bleiben müssen. Cosack als sein Lieblingsschüler Strähler blieb neben

dieser starken Leistung matt und farblos, dagegen boten Kubitzky als altes Faktotum und Direktor Beug als ironischer, dennoch herzensguter Bruder Strähler treffliche Studien. Irene Rée übertrieb diesmal und wirkte verkrampft, wo sie hätte lustig und harmlos sein sollen, und Léon Laurs Architekt war ausgesprochen schlecht. Die übrigen spielten wacker mit; Lucy Heim zeigte als Agnes erneut dass ihr auch ernste, stille Rollen gut lie-' gen. Der Eindruck des Ganzen war stark und nachhaltig.

Zwischenhinein, um die Ostertage, inszenierte Couété eine Kinderoper „Die Reise um die Erde" von Wetzig und Pozelka. Das war ein vorzüglicher Einfall: einfachste Handlung mit einfachsten Mitteln dargeboten, und nur Kinder als Darsteller. Es machte allen Freude, den kleinen Schauspielern und den kleinen und grossen Zuschauern; leuchtende Augen überall.

Ja — und schliesslich erwies es sich also als notwendig, Meyer-Försters unsterbliches Schauerdrama „Alt-Heidelberg" noch einmal in das Bewusstsein des Rigaer Publikums zu rücken. Benefiz für die Kassiererin, ausverkauftes Haus; heftige Bewegung der Taschentücher, frenetische Begeisterung. Sollte man nicht lieber ganz zur Operette übergehen? O dieser schrecklich limonadenartige Prinz (Cosack), o diese unmöglichen deutschen Corpsstudenten (sie reiben ihren Salamander wie Fortbildungsschüler, und sie verschenken ihre dreifarbigen Bänder an hübsche Wirtstöchter!), o diese beleidigende Verzeichnung des alten, ewig jungen Heidelberg! Die Darstellung fügte sich dem gegebenen Rahmen ein; man gestatte es mir, zu schweigen. Nur Hendrich als Erzieher brachte etwas Trost dem schmerzlich bewegten Herzen; auch Beug (Lutz) und Kubitzky (Kellermann) übertrieben diesmal. Weinend ging man auseinander.

Dann, schon nach Schluss der eigentlichen Spielzeit, gab es noch eine Vorstellung, die der „Deutsche Frauenbund" veranstaltete. Wie war man auf Georg Kaisers „Hellseherei" gekommen? Eine langweilige, witzlose Angelegenheit, weder tief noch amüsant, noch dazu (unter Viktor Günthers Regie) nicht eben sehr flott dargestellt. Irene Rée mühte sich mit einer Rolle, die ihr nicht liegt (Vera), Kurt Rensch (Viktor) blieb ganz farblos; Else Christiansen als „Dame" war mehr am Platz. Am besten Ruschmann als Hellseher, der wirklich eine prächtige Charakterstudie schuf. Ruschmann kann etwas und wird noch mehr können. In dieser Hinsicht war auch dieser Abend eine leise Verheissung.

Die Türen fielen zu, das Rampenlicht erlosch. In Sorgen ging man voneinander: was wird sein, wenn es Zeit ist, die Türen wieder zu öffnen? Was wird sein?

Lutz Mackensen

BUCHBESPRECHUNG

Das Revaler Bürgerbuch

Band I 1409—1624, herausgegeben von Otto Greiffenhagen; Band II 1624—1690 nebst Fortsetzung bis 1710, herausgegeben von Georg Adelheim. Publikationen aus dem Revaler Stadtarchiv Nr. 6 u. 7; Reval, Revaler Estn. Verlagsgenossenschaft.

Soeben ist der II. Band der auf 3 Bände berechneten Ausgabe des „Revaler Bürgerbuches" erschienen; Band I kam vor Jahresfrist heraus; Band III (für die Jahre 1710—1889) soll demnächst folgen. Er wird das grossangelegte Werk, das die gesamte Revaler Bürgerschaft innerhalb eines Zeitraumes von 480 Jahren umfasst, zum Abschluss bringen.

Die Bearbeitung des I. Bandes lag in den Händen des rühmlichst bekannten Revaler Stadtarchivaren O. Greiffenhagen. Der Band bringt eine mit absoluter wissenschaftlicher Zuverlässigkeit besorgte Wiedergabe des ältesten Revaler „Bürger-Eydt-Buches". Diese Publikation bietet wertvollstes Material zur Personen- und Verfassungsgeschichte des alten Reval und räumt z. T. mit alteingewurzelten Anschauungen auf. So kommt Greiffenhagen u. a. zum Schluss, dass es — entgegen der Auffassung aller älteren Forscher — im mittelalterlichen Reval kein eigentliches Patriziat gegeben hat, und stellt fest, dass „Undeutsche" (Esten, Schweden und Finnen) zum Revaler Bürgereid zugelassen waren. Aus Esten rekrutierten sich besonders die Bauhandwerker, Angehörige des Transportgewerbes und Kleinkaufleute. „Erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts ist es zu einer Art von deutscher Oberschicht mit vorwaltendem Einfluss in der Bevölkerung Revals gekommen" (Greiffenhagen), während sich estnische Bürger am meisten in der Mitte des 15. Jahrhunderts nachweisen lassen.

In anderer Weise bedeutend ist der zweite von Adelheim herausgegebene Band des Bürgerbuchs: er beschreitet methodisch neue Wege, die vorbildlich für alle ähnlichen künftigen baltischen Publikationen sein sollten.

Unseres Wissens zum ersten Mal wird von Adelheim die Herausgabe eines baltischen Bürgerbuches planmässig in den Dienst der Siedlungsgeschichte gestellt und die Genealogie damit einer höheren Aufgabe dienstbar gemacht. Eine Karte am Schluss des Buches (sie ist noch verbesserungsfähig; einige ihr anhaftende Mängel werden beim dritten Bande gewiss beseitigt werden) soll das veranschaulichen.

Wir ersehen aus der Karte und aus der Adelheim'schen Einleitung, dass die Revaler Kaufmannschaft, d. h. die Vertreter der Grossen Gilde und des Rats „ein ganz ausgesprochen niederdeutsches Gesicht" zeigen, wobei die Hafenstädte der Nord- und Ostsee (vor allem Lübeck) das Menschenmaterial liefern. In niederdeutschen Händen (mit einem übrigens nicht unbedeutenden skandinavischen Einschlag) liegt mithin das Regiment der Stadt.

Ganz anders die Zusammensetzung des Handwerkerstandes, der bekanntlich bei der strengen Abgeschlossenheit der Revaler Stände kein Connubium mit den „Grossgildischen" hatte. Die Handwerker rekrutieren sich (da spielt der Wanderbrauch hinein) fast aus allen Teilen Deutschlands, am meisten aber aus den thüringisch-sächsischen Landen. Anders ist die Lage in Kurland und Südlivland, wo die Handwerkerschaft vornehmlich aus Ostpreussen einwandert, wodurch (da die ständische Abgeschlossenheit der Kaufmannsgilden von den Zünften im Südbaltikum — so auch in Riga — lange nicht so streng war, wie in Reval) viel weitere Kreise des südbaltischen Bürgertums ostpreussischen Blutes sind, als im Norden. Auffallend ist, dass die Revaler Weber ausgesprochenermassen aus skandinavischen Ländern kommen. Die Fleischer stammen (wie übrigens durchweg im Baltikum) vornehmlich aus Thüringen, wo Mühlhausen und Langensalza die Mutterstädte sehr vieler alter baltischer Fleischerfamilien sind. Von den Literaten haben bekanntlich auch in Reval nur die wenigsten sich um das Bürgerrecht beworben. Das Literatentum stammt in Reval (gleich wie im Südbaltikum) vornehmlich aus Sachsen-Thüringen. Vielleicht, dass da der Umstand mitspielt, dass die Ahnen der alten baltischen Literatenfamilien meist als evangelische Geistliche ins Land kamen. In Sachsen-Thüringen aber befanden sich

die Hochburgen der evangelischen Lehre.

Beschreitet Adelheim durch das Hineinbeziehen der Siedlungsgeschichte mithin neue, ausserordentlich aufschlussreiche Wege, so tut er das auch noch in einer zweiten Hinsicht. Er fügt in seiner Edition, soweit nachweisbar, bei sämtlichen Bürgern ergänzend folgende Daten von sich aus hinzu: Heimatsort (falls dieser im Bürgerbuch fehlt), späterer Beruf, Datum von Tod und Eheschliessung, Name der Frau, Tod der Frau, Vater der Frau. Da es sich hierbei durchweg um urkundliches Material handelt, so ist dieses Bürgerbuch in Wahrheit nicht nur ein Verzeichnis der neuaufgenommenen Bürger, sondern es gibt in knappsten Umrissen auch die wichtigsten Daten aus dem Leben dieser Bürger, womit es zu einem geradezu idealen Nachschlagebuch für jede personenkundliche Arbeit und zu einer unübertrefflichen Grundlage für die baltische ständegeschichtliche, siedlungsgeschichtliche und rassenkundliche Forschung wird. Dieser Wert fällt um so mehr ins Gewicht, als — wie Adelheim feststellt — „für die Geschlechterkunde Revals das vorliegende Bürgerbuch von besonderer Bedeutung ist; denn ... die Geschlechter dieser schwedischen Zeit leben im Blute der heutigen Generation in viel höherem Masse fort, als früher vielfach angenommen wurde."

Doch es soll einer Vertiefung in das Revaler Bürgerbuch nicht vorgegriffen werden. Wir dürfen nach dieser vorbildlichen Leistung auf das Erscheinen des abschliessenden dritten Bandes gespannt sein. Reval wird dann über eine Bürgerbuchedition eigenster Art verfügen, um die es beneidet werden kann.

Wolfgang Wachtsmuth

VON DER SCHRIFTLEITUNG

Die drei Aufsätze über „Die geistige Lage des baltischen Deutschtums" und „Christentum und Idealismus als Problem der deutschen Schule" entsprechen Vorträgen, die von den Verfassern in der Osterwoche auf dem Deutsch-baltischen Lehrertag in Riga gehalten worden sind.

*

Die „Baltischen Monatshefte" haben bisher nie soweit in die Tagespolitik eingegriffen, dass sie Parteierklärungen veröffentlichten. Wenn sie in diesem Heft von ihrem Prinzip abgegangen sind, so geschah es in der Erkenntnis, dass es sich bei den Ausführungen über die „Nationalpartei" nicht um ein Parteiprogramm handelt, sondern um den Ausdruck eines neuen Lebenswillens in der jungen baltischen Generation, der zu Wort kommen muss.

Immer deutlicher zeigt sich die Notwendigkeit, die baltische politische Linie neu zu begründen. Die Baltischen Monatshefte werden ihre Bemühungen in dieser Richtung fortsetzen.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Direktor W. **Stillmark**, Reval / P. Dr. **H. Girgensohn**, Dozent am Herderinstitut, Riga / Dr. **L. von Middendorff**, Dorpat / Schriftleiter **H. Nietz**, Berlin / Rechtsanwalt Dr. **E. Kroeger**, Riga / Prof. Dr. **L. Mackensen**, Herderinstitut, Riga / Dr. **W. Wachtsmuth**, Chef des deutschen Bildungswesens in Lettland, Riga.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. **Reinhard Wittram**
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

Beilage der „Baltischen Monatshefte“
Jahrgang 1933, Heft 5

AUS BALTISCHER ARBEIT
BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Deutsch-baltische Volksgemeinschaft in Lettland

9. Delegiertentag am 30. April 1933 in Riga

Die Eröffnungsansprache des Präsidenten beginnt mit dem Wunsche, die Tagung zu einer Arbeitstagung zu gestalten. Alle, die Interesse an dem Werk haben, sollten sie besuchen. Es geht eine tiefe Unruhe durch unser Volkstum, allenthalben und namentlich innerhalb der jüngeren Generation ist das Erwachen eines neuen Geistes zu spüren. Wenn es bisweilen, und namentlich in der letzten Zeit, so scheint, als wenn die weltanschaulichen Gegensätze so gross geworden sind, dass eine Einigung kaum möglich erscheint, so gilt doch gerade in schweren Zeiten das Gebot, das Trennende vor dem Einigenden zurückzustellen. Mitarbeit ist die Parole, unter der alle geeint marschieren sollen. Wenn ein hartes Wort fällt, so darf das nicht verletzen, denn die Not der Zeit erklärt die tiefe Unruhe und den Wunsch nach neuen Formen.

Vor Eintritt in die Tagesordnung gedenkt der Präsident eines schweren Verlustes: Prof. Rohde, Vorsitzender des Landesverbandes Niedersachsen des Vereins für das Deutschtum im Auslande, ist kürzlich gestorben. Die Versammlung ehrt sein Gedächtnis durch Erheben von den Sitzen.

Den grossen Bericht über die Gesamtlage verliest der Geschäftsführer. Die beiden Mächte, die im vorigen Berichtsjahr an den Fundamenten unserer Existenz gerüttelt haben, die Wirtschaftskrisis und der nationale Chauvinismus, stehen noch immer drohend hinter uns, schwer lastet die Ungewissheit einer undurchsichtigen Zukunft. Der Ernst der Lage, durch diese Umstände bedingt, spricht aus den Berichten der Ämter und der ausserrigischen Arbeitsgemeinschaften.

Das Fürsorgeamt hat als wichtigste Leistung die Errichtung der deutschen Volkshilfe zu verzeichnen.

Die Erträge der Selbstbesteuerung sind in dem Berichtsjahr zurückgegangen, wenn auch glücklicherweise die schwersten Befürchtungen nicht in Erfüllung gegangen sind.

Das Jugendamt ist in seiner Tätigkeit durch den Mangel an Mitteln besonders beengt gewesen, die landischen Ortsgruppen konnten nicht systematisch besucht werden. Trotzdem muss die Arbeit dieses Amtes als besonders erfreulich bezeichnet werden, ist es doch weitgehend gelungen, die Jugend aller Schichten zu erfassen und sie in die Volkstumsarbeit einzubeziehen. Immer grössere Dimensionen nimmt das Jugendherbergewerk, das Wandern der Jugend an.

Das Berufsberatungsamt beschäftigte sich vornehmlich mit der Erfassung der kaufmännischen Angestellten. Die Aufnahmefähigkeit dieser Berufsgruppe ist zurzeit sehr gering. Soeben abgeschlossen ist die Untersuchung hinsichtlich der Textilindustrie. Die Aussichten sind hier, fachmännische Vorbildung vorausgesetzt, als wesentlich günstiger zu bezeichnen.

Das Landamt hatte angesichts der

sehr schweren Lage der Landwirtschaft von besonderen Schwierigkeiten zu berichten.

Aus den Berichten der ausserrigischen Arbeitsgemeinschaften klingt tiefe Müdigkeit und Nidergeschlagenheit. Das bodenständige Fundament in den kleinen Städten, das Handwerk, bröckelt in erschreckendem Masse ab. Auf der andern Seite ist der zum Teil musterhaften Durchführung der Volkstumsarbeit gerade in den kleinen Städten zu gedenken.

Tiefe weltanschauliche Gegensätze gehen durch unser Deutschtum. Im Rigaer Theaterstreit vom Dezember 1932 kamen sie erstmalig zum Ausdruck, in den die Volksgemeinschaft schlichtend eingriff. Die Hoffnung, dass der Verantwortungssinn für das Ganze sich als die stärkste Kraft erweisen wird, darf nicht aufgegeben werden.

In der Debatte, an der sich die Herren E. Kroeger, P. Vockrodt, H. Schlau, H. Barth, C. Baron Hahn u. a. beteiligten, kommt namentlich zum Ausdruck, wie weit die Zerklüftung unseres Volkstums vorgeschritten ist, und dass die starke Bewegung namentlich unter der jüngeren Generation es als ihre erste Aufgabe ansieht, nationales und soziales Denken in alle Schichten unseres Volkstums zu tragen.

Der Haushalt für des Jahr 1933/34 wird einstimmig angenommen.

Einstimmig angenommen wird ein Antrag des Präsidenten, demzufolge Personen, die an der Spitze zentraler Ämter gestanden haben, in das Präsidium gewählt werden können. In Ausführung dieses Beschlusses werden Pastor D. O. Schabert und D. K. Keller in das Präsidium gewählt.

Desgleichen wird ein Antrag des Präsidenten angenommen, eine Kommission zu wählen, deren Aufgabe es sein soll, die Überorganisation auf dem Gebiete der Volkstumsarbeit zu vereinfachen und eine Verbilligung der Geschäftsführung zu erzielen.

(Rig. Rdsch.)

†

Wilhelm Baron v. d. Recke-Neuenburg

geb. den 20. Mai 1875 in Neuenburg
gest. den 4. April 1933 in Prenzlau

Der Convent
der
Baltischen Brüderschaft

†

Wilhelm Baron v. d. Recke-Neuenburg

geb. den 20. Mai 1875 in Neuenburg
gest. den 4. April 1933 in Prenzlau

Das Kapitel
der
Baltischen Brüderschaft

1. Joh. 3, 16

Die glückliche Geburt eines gesunden Jungen

Claus Romo

zeigen hocherfreut an

Wedig von Glasenapp
Gisela von Glasenapp
geb. Poppe

Rio, 28. März 1923
Rua Barroso, 70
Copacabana

Das neue Deutschland und die Sovetunion

Von Herbert Schroeder

Die nationale Revolution in Deutschland, die einen Wendepunkt in der Nachkriegsgeschichte Europas darstellt, macht es notwendig, sich auch über den augenblicklichen Stand und die künftige Entwicklung der deutsch-russischen Beziehungen Rechenschaft abzulegen. Zwar ist die Revolution, die sich in ihrer Totalität eng an das faschistische Beispiel anlehnt, zunächst ein vorwiegend innerdeutscher Vorgang. Es ist aber nicht zu verkennen, dass die innerpolitische Erneuerung des Reichs auch aussenpolitische Folgen haben muss. Ob dabei diese aussenpolitischen Folgen durch die innerpolitische Entwicklung diktiert sein werden, wie etwa aus dem Versuch einer Annäherung des neuen Deutschland an Italien geschlossen werden könnte, oder nicht, lässt sich zurzeit noch kaum übersehen. Die Regierung Hitler hat sich zunächst als frei von einseitiger Festlegung auf starre Grundsätze und als durchaus manövrierfähig erwiesen. Es ist daher anzunehmen, dass auch in der Aussenpolitik Deutschlands die rein sachlichen Gesichtspunkte auf die Dauer die Oberhand behalten werden.

Die Rapallo-Linie

Die Einhaltung einer rein sachlichen aussenpolitischen Linie ist aber gerade der Sovetunion gegenüber ausserordentlich schwierig. Russland war einerseits nach Rapallo die einzige Grossmacht, die sich in einem ähnlichen Interessengegensatz zu den Versailler Mächten befand wie Deutschland. Eine deutsch-russische Zusammenarbeit setzte ausserdem die aussenpolitische Tradition Bismarcks, der den Draht nach St. Petersburg nicht abreissen lassen wollte, fort. Es war ferner verständlich, wenn die deutsche Wirtschaft sich die Gelegenheit, am Neubau des russischen Produktionsapparats teilzunehmen und mit den Russen Geschäfte zu machen, nicht entgehen lassen wollte.

Auf der anderen Seite durfte dagegen nicht übersehen werden, dass diese Interessengleichheit doch nur eine höchst äusserliche und von taktischen Gesichtspunkten beherrschte war. Das neue Russland hat einen Januskopf. Während es auf der einen Seite den Anspruch erhebt, als gesittetes Mitglied der Völkerfamilie gewertet zu werden, zeigt es auf der anderen die Fratze des Kommunismus, der der geschworene Todfeind dieser Völkerfamilie ist. In diesem Doppelgespann von Staat und Partei ist dabei bisher die Kommunistische Partei Russlands als Kerntruppe der Dritten Internationale mit ihrem stets aufrecht erhaltenen Anspruch auf die kommunistische Weltrevolution immer der stärkere Teil gewesen. Die deutsche Ostpolitik der Rapallo-Linie war daher ein sehr gefährliches Spiel. Sie versuchte den Teufel mit Beelzebub auszutreiben.

Die taktische Berechtigung dieser Politik soll keineswegs verkannt werden. Man hatte kaum eine andere Wahl. Die Gefahr setzte aber dort ein, wo man in Deutschland, namentlich im jungen Deutschland, immer mehr den Blick für die ausserordentliche Bedingtheit des Zusammenspiels mit der Sovetunion verlor und im Begriff war, sich diesem Partner mit Haut und Haaren zu verschreiben. Es entstand die Idee des „Nationalbolschewismus": man sah in der russischen Wandlung in erster Linie eine nationale und nicht eine kommunistische Revolution und träumte von einem gemeinsamen deutsch-russischen Freiheitskampf gegen den Westen. Zahlreiche sehr rührige Kreise der jüngeren Generation in Deutschland, wie z. B. Niekisch mit seinem „Widerstand", die „Kommenden", die „Schwarze Front" Otto Strassers, der „Nahe Osten" und schliesslich auch der „Tat-Kreis", arbeiteten seit Jahr und Tag an der Herstellung einer solchen deutsch-russischen Front. Ihr Einfluss, so bedenklich er auch war, darf aber nicht überschätzt werden. Er beschränkte sich doch im wesentlichen auf literarische Gruppen. Die deutsche Wirtschaft hat dem Russlandgeschäft gegenüber immer eine sehr nüchterne Haltung gezeigt, und vor allem hat man im nationalsozialistischen Lager stets unmissverständlich Front gemacht gegen den Kommunismus und Kulturbolschewismus.

Sehr zwiespältig und undurchsichtig war dagegen lange die Haltung der amtlichen deutschen Aussenpolitik. Sie hielt an der Rapallo-Linie fest, ohne den sich ständig wandelnden aussenpoliti-

schen Voraussetzungen genügend Rechnung zu tragen. Moskau, dessen Aussenpolitik sich stets von jeglicher falschen Sentimentalität frei gehalten hat, dachte längst nicht mehr daran, Deutschland als unentbehrliche Hilfe beim Eindringen in normale aussenpolitische Beziehungen zu den übrigen Mächten zu betrachten. Für den Kreml hatte Deutschland seine Schuldigkeit getan. Man hatte inzwischen direkte Beziehungen angeknüpft und bedurfte vor allem nach dem Abschluss der Nichtangriffsverträge mit Polen und Frankreich nicht mehr der diplomatischen Unterstützung durch das Reich. Die verstärkten Bemühungen einer russisch-polnischen Annäherung kamen in der Entsendung einer russischen Wirtschaftsdelegation nach Warschau und des polnischen Obersten Miedzinski nach Moskau zum Ausdruck. Miedzinski, Chefredakteur der offiziösen Gazeta Polska, steht Pilsudski nahe und ist der Vorkämpfer einer russisch-polnischen Verständigung, wobei er der Annäherung der beiden Staaten wiederholt in Reden und Aufsätzen eine eindeutige Spitze gegen die deutsche Politik zu geben versucht hat. Die russisch-französischen Wirtschaftsverhandlungen stehen unmittelbar vor dem Abschluss, wobei die französische Regierung die Garantie für 50% der den Russen gewährten Kredite übernimmt, vorausgesetzt, dass die Russen die Guthaben für ihre Lieferungen an Frankreich als Sicherung für diese Kredite in Frankreich stehen lassen, d. h. also die Erlöse aus ihrem Frankreich-Geschäft ausschliesslich zu Einkäufen in Frankreich verwenden.

Inzwischen haben die Wirtschaftskrise und in ihrem Gefolge die Schrumpfung des internationalen Handels den Wert geregelter internationaler Beziehungen für die Sovetunion stark herabgesetzt und ihren fast begrabenen Hoffnungen auf die Weltrevolution neue Nahrung zugeführt. Im ganzen ist die russische Aussenpolitik immer sehr elastisch und anpassungsfähig gewesen, während die deutsche Aussenpolitik — insbesondere die Ostpolitik — dogmatisch und starr blieb. Man hielt an dem von Stresemann und Brockdorff eingeleiteten Kurs fest. Welche Nachteile dieses starre Festhalten an der Rapallo-Linie insbesondere für die deutsche Randstaatenpolitik im Gefolge hatte, braucht hier im einzelnen nicht ausgeführt zu werden. Deutschland konnte natürlich nicht Moskau als seinen Haupttrumpf ausspielen und zugleich Randstaatenpolitik mit Eigengewicht treiben. Für die Randstaaten und die Erhaltung ihrer Selbständigkeit wird es sich schliesslich immer darum handeln, einen Ausgleich mit dem

stärkeren der beiden Nachbarn, Russland oder Deutschland, zu finden. Als der Stärkere musste bisher ohne Frage die Sovetunion erscheinen, sie schrieb der deutschen Ostpolitik den Kurs vor. Mit ihr musste man sich daher verständigen, umso mehr als die deutsche Aussenpolitik unberechenbar war und von dort keine Unterstützung gegen den Osten erwartet werden konnte.

Das neue Deutschland und der Osten

Die Machtergreifung durch den Nationalsozialismus wird wie auf so vielen anderen Gebieten so wohl auch im Bereich der deutschen Ostpolitik eine Wende mit sich bringen. Dass diese nicht in der Aufnahme eines Kreuzzuges gegen die Sovetunion bestehen kann, dürfte dabei auch ohne die aussenpolitischen Erklärungen des Reichskanzlers Hitler klar sein. Auch der Faschismus hat sich darauf beschränkt, den Kommunismus im eigenen Hause auszurotten, und im übrigen mit der Heimat des Kommunismus ausgedehnte Geschäftsbeziehungen angeknüpft.

Für die nationalsozialistische Ostpolitik dürften folgende Momente von Bedeutung sein. Einmal ist das nationalsozialistische Deutschland durch seine dem Aufbau der Sovetunion nicht unähnliche Verschmelzung zweier an sich verschiedener Dinge — des Staates und der Partei — dem Osten gegenüber viel manövrierfähiger geworden. Während bisher nur die Sovetunion in der Lage war, auf zwei Mühlen zu mahlen und die Sovetregierung von jeder Verantwortung für die Tätigkeit der Dritten Internationale frei zu halten, wird künftig auch Deutschland in der Lage sein, diesen Gegensatz aussenpolitisch auszuspielen. Während die nationalsozialistische Bewegung im Innern den Kommunismus auf das unerbittlichste bekämpft, kann die deutsche Regierung mit der Sovetregierung durchaus geregelte Beziehungen unterhalten, und ebenso ist die deutsche Regierung nicht dafür verantwortlich zu machen, wenn die nationalsozialistische Bewegung in ihrem Kampf gegen den Kommunismus auch über die Reichsgrenzen hinausgreifen sollte, wie es der Kommunismus in seinem Kampf gegen die bürgerliche Welt tut. In Russland wie in Deutschland sind nun Regierung gegen Regierung und Partei gegen Partei aufmarschiert, was ohne Zweifel eine sehr nützliche Klärung des beiderseitigen Verhältnisses bedeuten kann.

Nationalsozialistische Ostpolitik ist Ostraumpolitik. Das heisst, dass der Nationalsozialismus in sehr viel stärkerem Masse als die bisherigen deutschen Regierungen einen Blick für die raumpolitische Bedingtheit der deutschen Ostposition hat. Deutsche Ostpolitik in diesem Sinne ist in erster Linie Randstaatenpolitik und erst in zweiter Linie deutsch-russische Geschäftspolitik. Sie kann nur territorial und über ein Zusammengehen mit den Randstaaten vorgetragen werden. Die augenblickliche Wirtschaftslage, die wohl noch für absehbare Zeit anhalten wird, arbeitet dabei einer solchen Ostraumpolitik in die Hand. Die geschäftliche Verknüpfung Deutschlands mit dem Sovetreich, deren Bedeutung in den letzten Jahren keineswegs verkannt werden soll, dürfte infolge der Wirtschaftskrise in der nächsten Zeit wohl erheblich zurückgehen und damit den rein politischen Gesichtspunkten im Bereich der deutsch-russischen Beziehungen mehr Spielraum gewähren. Die Bedeutung des russischen Marktes für die deutsche Wirtschaft bestand in den letzten Jahren darin, dass die Sovetunion der einzige krisenfeste Absatzmarkt su sein schien, dessen Bedarf von den Schwankungen der Konjunktur unabhängig war und sich nach einem festen Plan richtete. Die Sovetwirtschaft glaubte mit ihrem Plansystem die der kapitalistischen Wirtschaft anhaftende Krise ein für alle mal überwunden zu haben. Ihre Tragik ist es, dass sie nun selbst in den Strudel dieser Krise gezogen worden ist, wenn auch später als die kapitalistischen Länder.

Das deutsch-russische Geschäft

Die Absicht der Sovetmachthaber war, durch einen möglichst reibungslosen wirtschaftlichen Austausch mit den kapitalistischen Ländern einen neuen russischen Produktionsapparat aufzubauen, der die Union schliesslich unabhängig machen sollte. Für die Dauer der Fünfjahrpläne mussten die weltrevolutionären Bestrebungen in den Hintergrund treten. Die Einfuhr aus den kapitalistischen Ländern konnte aber nur durch eine entsprechende russische Ausfuhr bezahlt werden. Hier setzte die Krise ein. Der Sturz der Rohstoffpreise traf gerade die russische Ausfuhr besonders empfindlich und zwang die Sovetunion, immer grössere Mengen auf den Weltmarkt zu werfen, wollte sie die zur Durchführung des Fünfjahrplanes erforderlichen Einfuhrgüter im vorgesehenen Umfange importieren. Gleichzeitig sperrten sich die ausländischen Absatz-

märkte durch immer höhere Zollmauern von dieser russischen Ausfuhr ab. Aber auch die Einfuhr nach der Sovetunion machte Schwierigkeiten, denn die Sovethandelsvertretungen waren meist nur in der Lage, mit ausserordentlich langfristigen Wechseln zu zahlen. Nur die Industrien der Länder, die in der Lage und gewillt waren, das Russengeschäft staatlich zu fördern, konnten daher in nennenswertem Masse nach Russland liefern.

Unter diesen Partnern der russischen Aussenhandelsbeziehungen stand in den letzten Jahren Deutschland an erster Stelle. Das gilt insbesondere von der russischen Einfuhr, wo Deutschland seine Vorkriegsstellung wieder erreicht hat, nachdem es eine Zeitlang von den Vereinigten Staaten überflügelt zu werden schien:

Einfuhr der Sovetunion in v. H.

	1913	1928	1930	1931	1932	1933 I Vj.
Aus: Deutschland	47,5	24,9	23,7	37,1	44,3	52,5
England . . .	12,6	4,4	7,6	6,6	12,9	7,1
U. S. A. . . .	5,8	19,5	25,0	20,8	4,5	4,4

Auch in der Ausfuhr der Sovetunion steht Deutschland mit England an erster Stelle, wenn es hier auch noch lange nicht seine Vorkriegsbedeutung als Absatzmarkt für russische Waren wiedererlangt hat, obwohl besondere Abkommen zur Steigerung der russischen Ausfuhr nach Deutschland getroffen wurden. Die entsprechenden Zahlen sind hier folgende:

Ausfuhr der Sovetunion in v. H.

	1913	1928	1930	1931	1932	1933 I Vj.
Nach: Deutschland	29,9	23,6	19,8	15,9	17,5	23,7
England . . .	17,8	20,4	27,9	32,8	24,0	19,4
U. S. A. . . .	0,9	5,7	3,9	2,8	3,0	2,2
Persien . . .	3,8	9,6	5,8	4,0	4,5	3,2

Interessant ist übrigens, dass die asiatischen Länder China, Mongolei und Persien eine stetig wachsende Bedeutung sowohl in der Ein- als der Ausfuhr Russlands erlangen und zum Beispiel im I. Vierteljahr 1933 mit einem Anteil von zusammen 14,5% an der Einfuhr und 13,6% an der Ausfuhr Russlands unmittelbar hinter Deutschland bzw. hinter Deutschland und England rangieren.

Gegenüber diesem sehr erheblichen Anteil Deutschlands an der russischen Ein- und Ausfuhr spielte das Russlandgeschäft im Rahmen der Aussenhandelsbeziehungen Deutschlands nur eine sehr

untergeordnete Rolle. Eine Reihe von Jahren hindurch verkaufte Deutschland in den drei Randstaaten Estland, Lettland und Litauen mit einer Gesamtbevölkerung von rund 5 Millionen fast ebenso viel wie in dem Riesenreich Russland mit seinen 160 Millionen Konsumenten. In den letzten Jahren ist jedoch der Anteil der Sovetunion an der deutschen Ausfuhr erheblich gestiegen und hat den Vorkriegsanteil sogar übertroffen. In der Einfuhr ist der Vorkriegsanteil allerdings kaum zur Hälfte erreicht:

	1913	1924	1926	1928	1930	1931	1932	
Deutschlands Ausfuhr	880	89	266	403	431	762	626	Mill. Mk.
nach Russland	8,7	1,3	2,5	3,3	3,6	7,9	10,9	v. H.
Deutschlands Einfuhr	1425	126	323	379	436	303	271	Mill. Mk.
aus Russland	13,2	1,4	3,2	2,7	4,2	4,5	5,8	v. H.
Bilanz	−545	−37	−57	+24	−5	+459	+355	

Diese Zahlen zeigen einen ganz gewaltigen Anstieg der deutschen Ausfuhr nach der Sovetunion, der auf verschiedene Ursachen zurückgeführt werden kann. Deutschland hat von jeher schon durch seine geographische Lage, durch die geschichtliche Entwicklung seiner Beziehungen mit Russland und durch seine Kenntnis der russischen Produktionsverhältnisse einen Vorsprung vor allen anderen Nationen auf dem russischen Markt gehabt. Diese Vorzugsstellung ist heute in besonderem Masse gegeben, da die Fünfjahrpläne eine Einfuhr gerade solcher Produktionsgüter wie Maschinen, elektrotechnischer Erzeugnisse, Chemikalien, Walzwerkprodukte usw. bedingen, in denen Deutschland besonders leistungsfähig ist. Von der deutschen Maschinenausfuhr nach Russland entfielen etwa die Hälfte auf Werkzeugmaschinen. Nur auf dem Gebiet landwirtschaftlicher Maschinen hatten die Amerikaner einen grossen Vorsprung, da die agrarischen Produktionsbedingungen der Sovetunion denen der Vereinigten Staaten ähnlicher sind als denen Deutschlands. Inzwischen ist aber die Eigenproduktion landwirtschaftlicher Maschinen in der Sovetunion selbst soweit fortgeschritten, dass die amerikanische Einfuhr stark gesunken ist.

Die Steigerung der deutschen Ausfuhr nach Russland gerade in den letzten Jahren entsprang jedoch auch anderen Ursachen. Während alle anderen Märkte sich abschlossen, hatte die Sovetunion nach wie vor einen krisenfesten Einfuhrbedarf, der lediglich von den Planziffern abhängig war. Für eine ganze Reihe bedeu-

tender deutscher Werke war daher gerade in der Krise das Russengeschäft ausserordentlich wichtig und konnte sie vor Verlustabschlüssen oder gar vor dem Zusammenbruch bewahren. Viele Tausend deutscher Arbeiter konnten durch die Beschäftigung der deutschen Werke mit russischen Aufträgen vor der Arbeitslosigkeit bewahrt werden.

Dieses Russengeschäft hatte aber auch seine Kehrseite. Seine Entwicklung war nicht ein Zeichen der Expansionslust der deutschen Wirtschaft, sondern bitterster Not. Die Problematik dieses Geschäfts lag bei seiner Finanzierung. Es ist bekannt, dass die Russen ihre Aufträge nur gegen ausserordentlich langfristige Kredite erteilen können. Die Russenwechsel haben im allgemeinen eine Laufzeit von 20—24 Monaten, vielfach kommen aber auch erheblich längere Fristen vor. Kredite auf so lange Sichten zu geben war die deutsche Privatwirtschaft, dazu noch bei dem grossen Risiko, nicht in der Lage. Es musste daher ein umfangreicher öffentlicher Kreditapparat in die Finanzierung des Russlandgeschäfts eingebaut werden. Das geschah in der Weise, dass das Reich und die Länder für 70% des Betrages der Russenwechsel eine Ausfallbürgschaft übernahmen, ein Anteil, der neuerdings auf 60% herabgesetzt worden ist. Die Bereitstellung der Gelder selbst erfolgte durch Bankenkonsortien unter Führung der Reichsbank und anderer Grossbanken. Zur Umwandlung der langfristigen Russenakzepte in diskontfähige kurzfristige Wechsel wurde die Industrie-Finanzierungs-Aktiengesellschaft-Ost (Ifago) eingeschaltet, die die Russenakzepte in ihr Portefeuille übernahm. Auf diese Weise ist Deutschland der grösste Kreditgeber Russlands geworden, und das gesamte Kreditobligo Russlands in Deutschland wird zurzeit auf 1—1,25 Milliarden Reichsmark geschätzt, ein ganz enorm hoher Betrag, wenn man berücksichtigt, dass das gesamte ausländische Kreditobligo der Sovetunion sich auf 2,5—2,75 Milliarden Mark beläuft. Das heisst also, dass auf Deutschland allein ebenso viel entfällt wie auf das gesamte übrige Ausland zusammengenommen.

Kredit-Krise

Nun ist bisher die Sovetunion ihren Verpflichtungen durchaus pünktlich nachgekommen, die Wechsel aus den ersten Kreditabkommen sind restlos getilgt worden. Das lag natürlich im ureigensten Interesse der Sovets, denn der geringste Verzug bei Erfüllung

ihrer Zahlungen hätte ihren internationalen Kredit zerstört und damit die Durchführung der Industrialisierung des Landes in Frage gestellt. Im laufenden Jahr gestaltet sich jedoch ihre kreditpolitische Lage ganz ausserordentlich schwierig. Diese Kredite sind nämlich so ungünstig disponiert, dass in Deutschland allein im Jahre 1933 750 Millionen Mark fällig werden, davon im zweiten Quartal allein 300 Millionen Mark. Die Russen haben daher bereits zu Prolongationen greifen müssen und sogar zu Bevorschussungen künftiger Lieferungen, ja selbst der russischen Goldproduktion, die jährlich etwa 175 Millionen Reichsmark beträgt. So hat kürzlich ein deutsches Bankenkonsortium den Russen einen Kredit von 140 Millionen Mark auf die Goldproduktion von 1934 eingeräumt. Da die Sovetregierung in den Jahren 1931 für 250 Mill. Mark und 1932 für 196 Mill. Mk. Gold in Deutschland verkauft hat, d. h. also mehr als ihre jährliche Goldproduktion, so nimmt man an, dass dieses auf Kosten der Goldreserven der Staatsbank geschehen ist, was sich natürlich verhängnisvoll für die Währung auswirken kann. Die nicht durch die Ausfallbürgschaft des Reichs gedeckten Russenwechsel, die im freien Markt begeben werden müssen, werden daher heute in Deutschland wieder mit etwa 28% diskontiert, nachdem der Satz vor einigen Monaten schon auf 18% zurückgegangen war. Früher, als die Russen noch über grössere Mittel verfügten, wurde der Diskontsatz dadurch gesenkt, dass die Sovethandelsvertretung selbst als Diskonteur auftrat. Dazu ist sie jetzt aber nicht mehr in der Lage.

Das deutsch-russiche Geschäft steht somit gegenwärtig in einer sehr kritischen Phase und erfordert eine klare Erkenntnis des grossen Risikos, das damit auf der deutschen Wirtschaft lastet.

Fünfjahrplan-Dämmerung

Der russische Aussenhandel ist im Gefolge der Weltkrise sehr erheblich geschrumpft, und, was noch bedenklicher ist, sehr stark passiv geworden. Betrug der Gesamtumsatz des russischen Aussenhandels 1930 noch 2 Milliarden Rubel, gegen 3,9 Milliarden 1913, so sank er 1931 auf 1,9 Milliarden und 1932 auf 1,2 Milliarden Rubel. Im I. Vierteljahr 1933 sank die Ausfuhr Russlands auf 112,1 Mill. Rubel gegenüber 144,5 im Vorjahr und die Einfuhr gar auf nur 88,4 Mill. Rbl. gegenüber 192,1, also auf weniger als die Hälfte. Wenn sich der Fünfjahrplan also das an sich bescheidene Ziel ge-

setzt hatte, das Niveau des russischen Vorkriegshandels wieder zu erreichen, so hat er hier völlig Schiffbruch erlitten. Während 1913 der russische Aussenhandel mit 146 Millionen Rubeln aktiv war, weist er 1931 ein Passivum von 294 Millionen und 1932 ein solches von 135 Millionen Rubeln auf.

Das ist eine äusserst bedenkliche Situation, wenn man berücksichtigt, dass die Durchführung der Fünfjahrpläne vom Aussenhandel abhängig ist. Es ist daher in der letzten Zeit auch sehr still geworden um die russischen Fünfjahrpläne. Es ist bekannt, dass der erste dieser Pläne gerade auf den wichtigen Gebieten des Transportwesens, der Kohle- und Eisenproduktion nicht erfüllt worden ist, ganz abgesehen davon, dass die Erfüllung auf fast allen anderen Gebieten meist nur eine rein rechnerische war und man höchstens von einer quantitativen, nicht aber von einer qualitativen Erfüllung sprechen kann. Auch vom zweiten Fünfjahrplan, der die Entwicklung der Leichtindustrie zum Gegenstand haben sollte, ist nicht viel zu hören gewesen. Es scheint, dass man sogar die unmittelbare Inangriffnahme dieses zweiten Planes zunächst zurückgestellt hat, um eine einjährige Ruhepause eintreten zu lassen, die der Konsolidierung der bisherigen Errungenschaften dienen soll. Da aber die meisten der geschaffenen Betriebe, wenn sie wirklich produzieren wollen, von weiteren Nachschubeinfuhren abhängig sind, so bleibt Russland auch unter Verzicht auf das bisherige Plantempo auf eine erhebliche ausländische Einfuhr vor allem auch aus Deutschland angewiesen.

Inzwischen nimmt jedoch die Zerrüttung der russischen Wirtschaft immer schärfere Formen an, und die Versorgung der Bevölkerung wird immer schwieriger. Da der Explosionspunkt in Russland jedoch stets sehr viel höher gelegen hat als in anderen Ländern, so ist von dieser wahren Lage der Dinge zunächst nach aussen nur wenig zu merken. Ein grelles Schlaglicht fällt darauf jedoch durch den Prozess gegen die englischen Vickers-Ingenieure. Es ist bekanntlich eine alte russische Gepflogenheit, für innere Schwierigkeiten einen auswärtigen Blitzableiter zu suchen und die Aufmerksamkeit des Volkes dadurch von den eigentlichen Ursachen seiner beklagenswerten Lage abzulenken. So war es zuletzt auch 1928, als man den Schachty-Prozess gegen die deutschen „Schädlinge" inszenierte, und man kann jetzt aus der Grösse der aussenhandelspolitischen Konsequenzen, die die Sovetregierung

ohne weiteres auf sich nimmt, indem sie den wirtschaftlichen Bruch mit England riskiert, ermessen, wie ernst es im Innern der Union aussehen muss. In dem Handelskrieg, der zwischen England und der Sovetunion ausgebrochen ist, ist die Sovetunion der bei weitem schwächere Teil. Die Ausfuhr Englands nach Russland spielte im Gesamtrahmen des englischen Aussenhandels so gut wie gar keine Rolle. Ebenso betrug die Einfuhr der Sovetunion aus England nur einen relativ unerheblichen Bruchteil der russischen Gesamteinfuhr und stieg erst 1932 auf 12,9%, um im I. Vierteljahr 1933 auf 7,1% zu sinken. Dagegen ist England bisher der beste Kunde Russlands gewesen, der 1931 32,8% und 1932 24% der russischen Gesamtausfuhr aufnahm. Bereits im I. Vierteljahr 1933 sank die Ausfuhr Russlands nach England von 37,2 Mill. Rbl. (1932) auf nur 21,7 Mill. Rbl., d. h. auf 19,4% der Gesamtausfuhr, so dass auch als Kunde der Sovetunion jetzt Deutschland mit einem Anteil von 23,7% an erster Stelle steht. Der Verlust dieses englischen Absatzmarktes ist für die Sovetunion ein gar nicht wieder gut zu machender Schlag, und man begreift nicht, wie die Sovetregierung es dazu hat kommen lassen, wenn sie überhaupt noch an eine Fortsetzung ihrer Wirtschaftsplanung denkt.

Wende der deutschen Ostpolitik?

Auch der deutsch-russische Handel dürfte im Jahre 1933 keineswegs so günstig aussehen wie im Vorjahr. Wenn 1932 noch für 626 Millionen Mark nach Russland ausgeführt wurde, so sank die Summe der im Jahre 1932 neu erteilten Bestellungen, die also 1933 zur Ausführung gelangen, auf nur 420 Millionen Mark, gegenüber 900 Mill. Mk. im Jahre 1931. Im I. Vierteljahr 1933 führte Russland aus Deutschland trotz der anteilsmässigen Steigerung nur für 46,5 Mill. Rbl. ein, gegen 84,4 im Vorjahr. Die Abwicklung dieser Lieferungen ist durch das deutsch-russische Rahmen-Lieferungsabkommen vom 15. Juni 1932, das bis Ende 1933 verlängert ist, geregelt.

Der Verlust des englischen Absatzmarktes und der Ausfall der Devisenguthaben muss natürlich auch dahin wirken, dass die Russen künftig in Deutschland werden weniger kaufen können.

Wir fassen zusammen: der russische Aussenhandel schrumpft; die Kreditlage ist kritisch geworden; der Ausfall des englischen Absatzmarktes kann zur Katastrophe werden; die Bestellungen in

Deutschland gehen zurück; der zweite Fünfjahrplan stockt, nachdem der erste nicht erfüllt worden ist; die Not und die Ernährungsschwierigkeiten in der Sovetunion wachsen. Oder, mit anderen Worten, die rein wirtschaftlichen Gesichtspunkte, die bisher auch in der Aussenpolitik der Sovets ausschlaggebend waren, treten immer stärker zurück und können schliesslich, wenn nicht von irgendeiner Seite her sich andere Perspektiven eröffnen, einer Verzweiflungspolitik Raum geben.

Dieses ist aber auch der Augenblick, in dem die deutsche Aussenpolitik sich die Frage vorlegen muss, ob der bisherige Kurs der deutschen Ostpolitik beibehalten werden kann, oder ob nicht auch hier wieder andere als die rein wirtschaftspolitischen Gesichtspunkte in den Vordergrund geschoben werden müssen, nachdem die Sovetregierung auf diesem Wege vorangegangen ist.

Zwei Länder waren es bisher in der Hauptsache, die unbeirrt durch wirtschaftliche Vor- oder Nachteile der Sovetunion gegenüber eine konsequente, sachliche, aber unnachgiebige Politik geführt haben, eine Politik, die den Ursprung dieses Sovetsystems aus dem grössten Verbrechen der Weltgeschichte nie aus den Augen verlor: die Vereinigten Staaten und England. Beider Politik war zudem durchaus erfolgreich, und insbesondere haben die USA trotz Verweigerung der diplomatischen Anerkennung der Sovetunion mit dieser z. T. bessere Geschäfte gemacht als Deutschland, — denn die Union war ja auf geschäftliche Beziehungen mit den kapitalistischen Ländern angewiesen.

Bei der deutschen Russlandpolitik, die, wie eingangs dargelegt, unter einem anderen Vorzeichen eingeleitet wurde als die Ostpolitik der Westmächte, bestand demgegenüber oft die Gefahr, dass die rein wirtschaftlichen Gesichtspunkte zu sehr die Oberhand gewannen. Daraus kann für die Vergangenheit in Anbetracht der schwierigen Lage Deutschlands vielleicht kein Vorwurf hergeleitet werden. Diese Aera der Beziehungen Deutschlands zum russischen Raum ist aber heute zu Ende. Die Stellung Deutschlands zu den anderen Weltmächten ist jetzt eine solche, dass es einer Unterstützung durch die Sovetunion kaum noch bedarf, zumal der Wert dieser Unterstützung immer problematischer wird. Umgekehrt ist auch Deutschland für die Sovetunion uninteressant geworden. Es ist daher an der Zeit, dass auch in der deutschen Ostpolitik neben den wirtschaftlichen Gesichtspunkten wieder die ethischen und

raumpolitischen Erwägungen, ohne die eine Politik auf lange Sicht nicht erfolgreich sein kann, zur Geltung kommen. Eine solche deutsche Ostpolitik, zu der im neuen Deutschland alle sachlichen Voraussetzungen gegeben sind, würde den deutsch-russischen Handelsbeziehungen kaum Abbruch tun, denn diese entwickelten sich auf Grund von natürlichen wirtschaftlichen Voraussetzungen, die auch in Zukunft bestehen bleiben und von denen die Sovetunion weit mehr abhängig ist als Deutschland. Sie würde aber darüber hinaus den Weg frei machen für eine positive deutsche Politik im benachbarten Ostraum, in dem die Frage der politischen Orientierung heute wieder aktuell ist.

So kann sich in absehbarer Zeit alles auf die alte Frage zuspitzen, welche von den beiden Grossmächten — die Sovetunion oder das neue Deutschland — den Interessen der europäischen Randzone mehr gerecht zu werden vermag.

Kirche, Volk, Politik

Von Arnold Schabert

1.

Der mit den Schlagworten: Kirche und Volk, Staat und Christentum, Theologie und Politik umschriebene Fragenkreis wird in den geistig interessierten Kreisen Deutschlands als aktuell empfunden. Die Entwicklung der letzten Jahre hat das Problem mit einer grossen Unabweisbarkeit vor die jetzt lebende Generation deutscher Menschen gestellt. Und es gehört zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit, dass das angedeutete Problem nicht nur auf das Interesse theologischer Fachkreise stösst, sondern auch von Seiten der Politik her klar gesehen wird — ja noch mehr, dass man sich auch von dieser Seite her um eine gedankliche Klärung ernstlich müht.

Dass die Theologie in der Klärung dieser Frage einen wichtigen Dienst erblickt, den sie im gegenwärtigen Augenblick sowohl der Kirche als auch dem Volkstum zu leisten hat, braucht nicht besonders betont zu werden. Namen wie Althaus, Gogarten, Hirsch, der des emeritierten westfälischen Generalsuperintendenten Zoellner und anderer haben in diesem Zusammenhang viel zu sagen.*)

*) Auch die folgenden Ausführungen beruhen z. T. auf ihren Arbeiten.

In unserer baltischen Situation ist der erwähnte Fragenkomplex angesichts der Beschränkungen, die unserem Volkssplitter bei der Gestaltung seines politisch-kulturellen Lebens und der Formung seiner Geschicke auferlegt sind, nur in einer unsern Verhältnissen eigentümlichen Abwandlung vorhanden. Immerhin — auch in unsern Verhältnissen sind diese Fragen lebendig. Die Stellung der Kirche zu dem, was unsere Politik ausmacht, nämlich der Führung unseres Volkstums in den uns gesteckten Grenzen und der Vertretung seiner Rechte einem anderen Volke und einem wesentlich andersvölkischen Staat gegenüber, wird als eine aktuelle Angelegenheit empfunden. Und es kommt noch etwas hinzu: es mehren sich in letzter Zeit die Anzeichen, dass bei uns gerade auch auf dem Gebiet der Politik nach 14-jähriger mehr oder weniger einheitlicher Linienführung eine gewisse Krisis Platz greift, — ein Umstand, der eine Klärung des Standpunktes der Kirche nur um so zwingender macht. Ein Wort der Kirche zu diesen Fragen wird erwartet, vielfach vermisst, und wo es nicht mehr vermisst wird, da ist solches nur ein umso deutlicheres Zeichen dafür, dass es erfolgen sollte.

Nun muss von vornherein einem nur allzu leicht entstehenden Missverständnis begegnet werden. Es handelt sich bei der Frage nach der Stellung der Kirche zu unserm Volkstum und seinen Organisationen und der möglichen Anteilnahme der Kirche an der Volkstumsarbeit nicht um eine Angelegenheit der sog. „Kirchenpolitik". Das heisst, es geht hier nicht primär darum, wie etwa die empirische Grösse „deutsche Kirche Lettlands" und ihre Organe ihren Einflussbereich in unserer deutsch-baltischen Volksgemeinschaft und der von dieser geleisteten Arbeit ausdehnen und erweitern könnten. Eine Verschiebung der Frage auf die Ebene der Kirchenpolitik birgt immer die Gefahr in sich, dass die Kirche lediglich als eine immanente, in der Geschichte gestaltend wirkende weltanschauliche Richtung verstanden wird, die zur Erlangung des grösstmöglichen Einflusses sich von den gegenwärtigen Konstellationen bestimmen lässt. Konkret gesprochen: bei einer Frage wie der nach der Mitarbeit der Kirche an unserer Volksgemeinschaft auf politischem und kulturellem Gebiet dürfen weder die der Kirche von der gegenwärtigen Führung unseres Volkstums eingeräumten Wirkungsmöglichkeiten, noch das Bestreben, der Kirche als Trägerin eines bestimmten geistig-kulturellen Gutes einen mög-

lichst grossen Einfluss zu sichern, massgebend sein. Primär steht vielmehr zur Entscheidung die Frage nach der Verpflichtung der Kirche dem Volkstum und seiner Politik gegenüber von ihrem ureigensten Besitz aus, nämlich vom Evangelium aus. Von hier aus ergeben sich dann sekundär Richtlinien auch für das Verhalten in praktischen Gegenwartsfragen. Deswegen wenden wir uns der von uns in diesem Zusammenhang für unerlässlich gehaltenen grundsätzlichen Besinnung zu.

2.

Ohne hier auf eine systematische Erörterung der Frage nach dem Wesen der Kirche näher eingehen zu können, stellen wir fest, dass Kirche nach evangelischem Verständnis nur deshalb ist, weil es eine Offenbarung Gottes in der Zeit gibt: Kirche ist die durch das Offenbarungswort Gottes wachgerufene Schar von Menschen, die dem sie in Christo berufenen Gott die Ehre geben, d. h. ihm glauben. Kirche ist, wo das Wort Gottes ist, und in diesem ist der Herr der Kirche selbst gegenwärtig.

Kirche ist demnach eine religiöse Grösse, d. h. eine vom Glauben erfassbare Grösse. Zwar schafft sie sich eine Organisation, die mit allen Merkmalen menschlich-unzulänglicher Organisationen behaftet ist und zu der auch „Ungläubige und Heuchler" gehören. Und sie muss sich diese Organisation schaffen, weil zu ihr Menschen gehören, die in der Zeit leben, aber sie ist und bleibt doch eben eine religiöse Grösse, und ihre Organisation hat nach evangelischem Verständnis niemals eine Berechtigung in sich selber, sondern eine solche immer nur von dem in ihr beschlossenen Leben, vom Reich Gottes her. Die so verstandene und sich selbst verstehende Kirche hat nur eine einzige Aufgabe: Menschen in das Reich Gottes zu rufen, bzw. von ihrem Herrn durch sie rufen zu lassen.

Gegenüber allen Meinungen, die dahin gehen, dass die Kirche eine „auch soziale" oder eine „auch pädagogische" Aufgabe habe, muss mit aller Entschiedenheit die grosse Einseitigkeit der Kirche betont werden. Sie erfüllt ihre einseitige Aufgabe durch das Wort, das als das Wort vom Kreuz Jesu Christi den Menschen in seiner Sündhaftigkeit enthüllt und richtet und dem Glaubenden Gottes ewige Gnade zuspricht. Dieser Ruf der Kirche trifft immer den einzelnen Menschen, der, in einer letzten und tiefsten Einsamkeit vor Gott stehend, die Entscheidung fällt, ob er dem ihn im

Worte rufenden Gott die Ehre geben will, d. h. sich unter sein Gericht beugt und seiner Gnade glaubt, oder ob er diesem Ruf aus dem Wege gehen will. Mit dieser Entscheidung bringt der Mensch das Gericht Gottes an sich selbst zum Vollzug. Der Ruf ergeht an den einzelnen und zwingt ihn in die letzte Einsamkeit vor Gott. Hier heisst es immer: Gott und ich waren dabei und sonst niemand, hier heisst es immer, dass der Mensch bereit sein muss, Vater und Mutter, Weib und Kind, Volkstum und Heimat zu verlassen. Jeder Versuch, eines von diesen in die letzte Einsamkeit vor Gott mitzunehmen, ist genau so illusorisch wie der Versuch, eines von diesen im Tode mitzunehmen. Ihr Ruf ergeht von Gott und führt zu Gott. Unsichtbar ist Gott, nicht festzustellen auch der Glaube an ihn.

Niemals wird daher in dieser Zeit der Kreis der zu Gott Gerufenen und der diesem Ruf Gefolgten sich irgendwie zu einer Darstellung, zu einer Abgrenzung führen lassen; Gottes Herrschaft sichtbar werden zu lassen ist einem kommenden Aeon vorbehalten. Niemals wird Kirche aus einer geglaubten, religiösen Grösse zu einer empirischen, gegenständlichen Grösse in dieser Zeit werden können. Wir werden niemals feststellen können, welchen Erfolg der Ruf der Kirche gehabt hat.

Das aber bedeutet, dass es bei einem ewigen unlösbaren Spannungsverhältnis zwischen Kirche und Welt, Kirche und Volk, Kirche und Gesellschaft bleiben muss. Und dieses um der der Kirche verliehenen Art willen, um ihres Auftrages, um ihres Wesens willen. Diese Spannung kann nur aufhören, wenn die Kirche ihr Wesen verleugnet und den ihr erteilten Auftrag durch andere von ihr selbst gewählte Aufgaben ersetzt.

3.

Was aber ist dann Volk, ein Volkssplitter wie wir es sind, eine Gesellschaft? Es kann sich hier in diesem Zusammenhang natürlich nicht um eine soziologische Bestimmung dieses Begriffes handeln, es handelt sich vielmehr um eine theologische Ortsanweisung für die Grösse „Volk“ in dem uns offenbarten Heilsplan Gottes, von der Kirche aus gesehen.

Und da ist zu sagen: Volk ist Gottes gnädige Schöpfungsordnung, vermittelst deren er die Menschheit hält und erhält, in der sein Gebot sie aufsucht und in der sein Gnadenruf durch das Wort sie

trifft. Volkstum hat aber auch eine Nachtseite an sich: das Einander-nicht-verstehen-können von Volk zu Volk ist ein Fluch, der auf der Menschheit lastet. Im Kampf zwischen Volk und Volk, im Hass von Nation zu Nation bricht immer wieder diese Nachtseite auf, dieser Gerichtscharakter durch. Der Traum vom Völkerbund und ewigen Völkerfrieden, der durch all die Jahrhunderte der Menschengeschichte bis auf den heutigen Tag geträumt wird, ist Ausdruck einer tiefen Sehnsucht, dem Fluch, der auf den Völkergrenzen liegt, zu entgehen.

Aber über all dem stehen wir doch auch hier wiederum vor einem unergründlichen Geheimnis göttlichen Waltens, einem Geheimnis, das gerade die grossen Erzähler der ersten Bibelbücher (Sündenfall, Sintflut usw.) anbetend verehren und dem Leser so eindrucksvoll vor Augen führen: auch in der dunkelsten Nacht göttlichen Gerichts zittert ja auch schon das Licht eines neuen Morgenrotes mit. Dieses alle Erkenntnis übersteigende Beieinander von Gericht und Gnade im Walten des Allmächtigen — ohne dass doch das eine von beiden durch das andere aufgehoben oder auch nur abgeschwächt wird — dürfen wir auch im Blick auf das Volkstum erkennen. Volk ist Gericht, aber auch gnädige Ordnung. In dieser Ordnung und — aller Volksverachtung zum Trotz, von welcher Seite und aus welchen Motiven heraus sie auch immer kommen mag — nicht losgelöst von ihr, ist es dem Menschen gesetzt, Gottes Gebot zu gehorchen, sein Ich dem Du unterzuordnen in Ehe und Familie und Stand und durch diese Unterordnung, durch diesen Dienst Gott gehorchend zu leben, zu existieren. Gott hat dieses Gebot jedem Volk in Herz und Gewissen geschrieben und, da es durch die Sünde verdunkelt wurde, dem einen Volk, nämlich dem auserwählten, noch einmal in leuchtender Klarheit offenbart. Das gesunde Volk ahnt die eherne Geltung des göttlichen Gebots des Dienstes und der Unterordnung, und erst dem dekadenten, dem am Abgrunde stehenden und sich selbst in furchtbarer Verblendung vernichtenden Volk ist es vorbehalten geblieben, die Bindung, der Gott das Ich unterworfen, in Frage zu stellen und sich damit selbst von innen zu bolschewisieren.

Und Gott bekennt sich zu seiner Ordnung, indem er den Völkern eine Geschichte gibt. Durch die Geschichte, die ja eine creatio continua, eine fortwährende Schöpfung ist, baut und bildet er das Volk, verleiht ihm sein Gepräge, gibt ihm seine Kultur. Das Volk

oder die Gesellschaft, die eine Geschichte hat, darf in dieser ein Bekenntnis Gottes zu seiner Ordnung erblicken, in ihr Gottes bildende Hand sehen. Und deshalb ist Verachtung geschichtlicher Tradition gerade vom Standpunkt des Gottesglaubens aus gesehen widernatürlich.

Wir fassen zusammen: Volk ist eine Ordnung des Schöpfers, unter die er die Menschheit getan und in der seine Gnade diese duldet und trägt. In der er dieser seine Gebote gibt, damit sie daraus leben soll, zu der er sich in seinem Geschichtswalten bekennt und in der er sie zu seiner Erlösung, für sein Reich aufbehält. Volk ist nicht Reich Gottes, ist nicht Kirche, sein Lebensprinzip ist nicht ἀγάπη, sondern φιλία und ἔρος, es ist eine Grösse der gefallenen Welt, aber so wie Gott den Sünder auch nach dem Fall in Gnaden trägt und seine Gnade erfahren lässt, so ist Volk eine Ordnung, in der er ihn trägt und seine Gnade erleben lässt. Jede Internationale ist Ausdruck menschlicher Auflehnung gegen Gott, sie steht immer unter dem Motto: „Lasst uns sein wie Gott", sie ist Gott-los und deshalb bindungslos und geschichtslos.

4.

Dieser Ordnung „Volk" und seiner Politik steht nun die Kirche gegenüber — nein, „gegenüber" ist ein falsches Wort, es ist gar kein distinktives Verhältnis: hier Kirche, hier Volk — an diese Ordnung „Volk" ist die Kirche in einer ganz eigentümlichen Weise verhaftet.

Wenn wir es oben als die eigentliche Aufgabe der Kirche bezeichneten, Menschen durch das Wort zum rechtfertigenden Glauben zu rufen, so müssen wir nun hinzufügen — ohne den ersten Satz damit auch nur im geringsten abzuschwächen —: die Kirche muss sich dessen bewusst bleiben, dass sie aus dem Volk, aus der Gesellschaft die Menschen zum rechtfertigenden Glauben herausruft. So gewiss die Kirche übernational ist und „in Christo" weder Jude noch Grieche, weder Mann noch Weib ist, so gewiss ist auch, dass, solange es ein Leben in der Zeit geben wird, sowohl Griechen wie Juden, sowohl Männer wie Weiber sein werden. Und an diese Juden und Griechen, Freie und Knechte, Männer und Weiber ist die Kirche Jesu Christi verhaftet. D. h. in unserm Zusammenhang, dass die Kirche, und zwar um ihres Berufes, um des Wortes willen, das ihr anvertraut ist, volkstümlich, konkret gesprochen: deutsch,

baltisch sein muss. Das ist einfach Voraussetzung für die Erfüllung ihrer eigensten Sendung. Die Kirche, die nicht volksverbunden, gesellschaftsverbunden ist, und zwar in der Weise, dass sie mitten drin steht in der Gegenwartsproblematik einer bestimmten Gesellschaft, fehlt die Liebe und damit die Voraussetzung ihrer Verkündigung. Sie hat Volkskirche zu sein — nicht in dem Sinne, dass sie Kirche eines „christlichen" Volkes ist, das ist eine Fiktion, auf deren Unhaltbarkeit wir nur zu unmissverständlich gestossen werden, — wohl aber in dem Sinne, dass sie offen für das Volk und mit diesem verbunden ist. Und gerade in dieser Verbundenheit weiss sie sich eins mit Jesus Christus selbst, der sein Heilandswerk als eine Erlösung für viele wusste, der sich aber in seinem Wirken auf Erden an die Ordnung seines Volkes hielt.

5.

Nun ist mit dem obigen dieses Verhaftetsein der Kirche an das Volk doch nur von der einen Seite beschrieben. In dem Gesagten lag ja auch schon enthalten, dass die Kirche auch in einem sozusagen überindividuellen Verhältnis zu dem ihr verbundenen Volke bzw. zur Gesellschaft steht. Dieses überindividuelle Verhältnis soll nun des näheren ausgeführt werden.

Zunächst ist da zu sagen: es gehört zum Beruf der Kirche, über der Erhaltung der Gottesordnung „Volk" zu wachen.

Wir sahen schon, dass Volk die Ordnung ist, in der Gott die Menschheit für sein Reich aufbehält und aus der er seine Gemeinde ruft. Daraus ergibt sich zunächst, dass es Pflicht der Kirche ist — nicht aus politischen oder nationalen Gründen, sondern einfach um des ihr anvertrauten Evangeliums willen —, das Recht des ihr anvertrauten Volkes auf Leben auch von sich aus unermüdlich geltend zu machen. Es ist absolut konsequent gehandelt, wenn die Kirche Deutschlands immer wieder gegen den volksvernichtenden Versailler Friedensvertrag ihre Stimme erhoben hat, und zwar als Kirche. Darin ist nicht irgendein politischer Schritt zu sehen, den die Kirche aus irgendwelchen Gründen über ihren eigentlichen Beruf hinaus gewagt hat, nicht ein Übergriff auf ein fremdes Gebiet, sondern hier ist etwas aus dem ureigentlichsten Beruf der Kirche heraus geschehen. Es ist kein Zufall, wenn das im Januar d. J. veröffentlichte Bekenntnis der 21 Altonaer Pastoren in einem Passus auch auf die durch den Versailler Vertrag geschaffene Notlage ausdrücklich eingeht. Und zwar geschieht hier solches in einem

Bekenntnis, das in seiner Form etwa mit den Bekenntnissen der Reformationszeit verglichen werden kann und das durch die ständig wiederkehrende Formel „das glauben, lehren und bekennen wir" den Glaubensbesitz der Kirche in einer für die damalige reichsdeutsche Lage aktuellen Form zum Ausdruck bringen wollte.

Damit ist eine durchaus auch für unsere baltische Situation aktuelle Frage berührt. Die Geschichte der letzten 14 Jahre ist doch nur von der einen Seite gesehen die Geschichte des Wiederaufbaues gewesen; der uns gelassenen Möglichkeit der Selbstverwaltung und Selbstgestaltung unseres kulturellen Lebens steht auf der Passivseite die ständig fortschreitende Vernichtung unserer Bodenständigkeit gegenüber. Unsere Jugend hat — mit Ausnahme der zahlenmässig sehr geringen landischen Jugend — bald nichts mehr, was sie als das Ihre lieben könnte. Der Inhalt ihrer Verantwortung und ihrer Liebe ist weithin spiritualisiert worden. Boden und Besitz sind in weitestem Umfange durch reine Geistigkeit ersetzt. Sie ist auf dem Wege der Entwurzelung schon weit fortgeschritten. Diese gewaltsame Lösung vom Boden zeitigt bereits ganz deutliche Spuren in der seelischen Gesamthaltung unseres Volkstums: Depression greift um sich, Unlust, irgend etwas anzupacken und zu schaffen, Unvermögen, sich wirklich zu begeistern und sich für eine Sache einzusetzen. Wir sind in Gefahr, dass eine seelische Sterilität über uns die Herrschaft gewinnt. Wer nichts mehr als das Seine lieben kann, der wird steril. Hier tut sich vor unserer Kirche eine Aufgabe auf: sie hat sich mit der ihr gegebenen Autorität zum Recht unseres Volkstums auf Lebensraum im weitesten Sinne dieses Wortes zu bekennen und dieses Recht an der Öffentlichkeit in geeigneter Form unermüdlich zu betonen. Ohne in die politischen Tagesfragen einzugreifen — was nicht ihres Amtes ist — hat sie hier eine Norm für alle deutsche Politik in unserm Lande und eine Grenze für alle undeutsche Politik mit uns ganz klar herauszustellen.

Volk und Staat und Gesellschaft sind Schöpfungsordnungen. Als solche aber stehen sie in der Mitte zwischen dem Reich Gottes und dem Reich des Bösen. Sie sind der Ort, auf dem der Kampf der beiden Reiche ausgetragen wird. Die Schöpfungsordnung wird nicht nur von aussen her, sondern noch viel eher durch die Sünde bedroht. Das Volk als Schöpfungsordnung lebt von dem Gehorsam gegenüber dem göttlichen Gebot, Gott hält und erhält sein Volk

durch das Gebot. In einem letzten Sinn ist auch hier immer die Sünde der Leute Verderben. Gegen das Gebot, gegen das göttliche „du sollst" lehnt sich die menschliche Hybris auf, gleichviel, ob sie sich auf die autonome Vernunft, auf die Freiheit der Persönlichkeit beruft oder mit dem Anspruch auftritt, ein Reich der Wohlfahrt und der ungetrübten Glückseligkeit aufzurichten. In totaler Verblendung entzieht die menschliche Hybris durch die Auflehnung gegen das göttliche „du sollst" dem Volk seine eigene Lebensgrundlage. Sie triit auf im Namen der Freiheit und Menschenwürde und übt doch Selbstmord, ohne es selber zu wissen. Demgegenüber ist es die Schuld der Kirche gegen das Volk, diesem das eherne „du sollst" Gottes vorzuhalten, wo es missachtet wird, damit es wieder geehrt, wo es gehalten wird, damit es nicht übertreten wird.

Dass hier auch unserer Kirche eine unabweisbare Aufgabe erwächst, ist ganz offensichtlich. Schier unabsehbar sind die Gebiete des öffentlichen und häuslichen Lebens, auf denen es des Wortes der Kirche als eines Hinweises auf das Gebot Gottes bedarf. Nur einiges sei genannt: Ehe und Familie werden auch unter uns zerstört, indem der Mensch in sich selbt, seinem Glück und seiner Bequemlichkeit einen Freibrief seines Verhaltens gegen das Du erblicken zu dürfen meint. Oder, um das Gebiet des Wirtschaftlichen und Sozialen zu berühren: Gehälter sind weder ins Belieben des Arbeitgebers gestellt, noch sind sie allein durch die Menge des Arbeitsangebotes normiert. Hungerlöhne können Sünde sein, und das Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer erschöpft sich nicht im Geschäftlichen, sondern ist immer auch Angelegenheit der Verantwortung für den anvertrauten Menschen. Sodann: die Ehre ist ein Hinweis auf das Ebenbild Gottes im Menschen. Es geht nicht an, dass etwa politische oder andere Gegnerschaft zum moralischen Mord führt. Hier überall hat die Kirche auf das Gebot Gottes hinzuweisen, aus dem allein ein Volk oder eine Gesellschaft leben kann.

Und über all das einzelne hinaus ist es ja das „du sollst" Gottes allein, das unserm Volk das Leben, Wirken und Kämpfen in diesem Lande sinnvoll zu machen vermag — alle andere Sinngebung reicht nicht mehr aus, kann immer nur höchstens zu einer verkrampften Heroik, nicht aber zu wirklicher Freudigkeit führen. Und dieses „du sollst" zu sagen ist die Schuld der Kirche auch an unser Volk in einer Zeit, wo viele unter uns hier keine Ziele mehr sehen.

6.

Damit ist der Kreis des kirchlichen Wirkens auf das Volk hin wenigstens andeutungsweise umschrieben, auch Kreis und Grenze jedes politischen Wirkens der Kirche. Wir sahen: die Kirche ist ans Volk verhaftet, und zwar die Kirche in ihrem ureigentlichsten Sinne, eben als die Kirche Jesu Christi auf Erden. Nie kann sie sich von dieser Ordnung Gottes lösen.

Nun aber muss auch das andere gesagt werden und zwar mit allem Nachdruck: nie dürfen die Kirche Jesu Christi und das Volkstum zueinander in das Verhältnis der Identität gebracht werden. Das Verhältnis beider ist vielmehr das der ewigen polaren Spannung, deren Lösung in dieser Zeit niemals erfolgen kann und wird; das ist einem kommenden Aeon vorbehalten durch Gott selbst. Es ist weder das Verhältnis der Identität, noch das Verhältnis zweier Kreise, die, auf der gleichen Ebene liegend, einander mehr oder weniger schneiden, noch das Verhältnis der stabilen Überordnung, wie es etwa die katholische Kirche vertritt. Das Verhältnis der polaren Spannung äussert sich darin, dass niemals Kirche auf der Ebene der Schöpfungsordnung, in Volk, Staat oder Gesellschaft zur Darstellung gebracht werden kann, dass man nirgends und niemals sagen kann: hier ist sie, und dass doch der Glaube immer sagen wird: sie ist da. Die Spannung kommt darin zum Ausdruck, dass die Liebe, als des Gesetzes Erfüllung, niemals das ein Volk, Gesellschaft oder Staat beherrschende Prinzip ist und dass doch für jedes Volk und jede Gesellschaft die Liebe in jedem Augenblick ihres geschichtlichen Daseins die Erfüllung bedeutet. Mit der Bergpredigt lässt sich nicht eine Gesellschaft aufbauen, und doch ist deshalb die Bergpredigt nicht um einen Deut weniger verpflichtend.

7.

Nun ist es aber so, dass die Menschen diese Spannung nicht ertragen zu können meinen, dass sie ständig bestrebt sind, diese Polarität zur Entladung zu bringen, aus ihr irgendwie herauszukommen. Die Geschichte der christlichen Kirche und der abendländischen Völker ist, wie das Zoellner in seinem Aufsatz „Der Gedanke vom christlichen Staat“ *) so eindrucksvoll gezeigt hat,

*) Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung 65. Jahrg. Nr. 34 ff.

geradezu die Geschichte der grossen und kleinen Versuche, dieser Spannung zu entgehen.

Auch unter uns sind geistige Strömungen lebendig, die auf eine Lösung der Spannung abzielen. An erster Stelle wäre da die Auffassung zu nennen, die in der Kirche einen integrierenden Bestandteil unserer gesellschaftlichen Kultur erblickt. Etwa von der bekannten These ausgehend, dass Baltentum eine innige Verbindung von deutschem Idealismus und Christentum ist, kommt man zur Wertung der Kirche als des einen Grundpfeilers baltischer Tradition, um dann von hier aus das Bekenntnis zur Kirche — wobei nun Kirche selbst säkularisiert und zum Kulturfaktor geworden — in Wort und Tat als Dokumentierung baltischer Gesinnung anzusprechen. Es ist nur eine konsequente Folgerung dieser Auffassung, wenn die organisatorische Einfügung auch der Kirche in die Wiederaufbauarbeit unserer Volksgemeinschaft gefordert wird.

Unter gänzlich anderer Akzentverteilung kann die Aufhebung der Spannung im Ordensgedanken erfolgen. Wenn auf der einen Seite eine Säkularisation der Kirche durch ihre Bewertung als Kulturfaktor erfolgt, kann hier wiederum das Bestreben erwachen, Kultur und Politik mit einzubeziehen in ein Reich, das nicht von dieser Welt ist.

Genau so aber erfolgt auch Aufhebung der Spannung, wenn die Kirche, wie das in ihrer Geschichte wiederholt geschehen ist, sich mit einer bestimmten Staatsführung bzw. Staatsform — etwa der gerade geltenden — identifiziert und dadurch dem Staat das Prädikat der Christlichkeit verleiht. Wenn unter unseren Verhältnissen die Kirche auch fern jeder Versuchung ist, für eine bestimmte Staatsform mit verantwortlich zu zeichnen, so steht ihr doch die Möglichkeit offen, das für eine bestimmte Volkstumspolitik zu tun. Und sie begibt sich tatsächlich in diese Gefahr, sobald sie — wie das gefordert wird — als Kirche in Institutionen, Organisationen und Vereinen tätigen Anteil an der Arbeit des Volkstums nimmt. So gewiss die Kirche vor Gott für das Volkstum, zu dem ihre Glieder gehören, verantwortlich ist, so gewiss sie an das Volk als die vom Schöpfer in Gnaden gehaltene Ordnung um des ihr verliehenen Wortes willen verhaftet ist, so gewiss darf sie gerade um der ihr verliehenen Verantwortung willen keinerlei Programm aufstellen bzw. sich mit keinerlei Programm als dem ihren identifizieren. Es ist in diesem Falle irrelevant, ob es sich um ein Bildungs-, Sied-

lungs- oder Wirtschaftsprogramm handelt. Und was vom Programm gilt, das gilt im selben Masse auch von den ein Programm vertretenden Institutionen, von den Trägern eines politischen Systems, einer wie immer gearteten Richtung. Sobald die Kirche als solche in die politische Tagesarbeit hineingeht, sei es nun mitratend, mittatend oder auch nur beobachtend, zeichnet sie für die Politik verantwortlich und tritt damit aus dem ihr auferlegten Spannungsverhältnis zu dem Reich dieser Welt wenn auch nur an einer Stelle heraus, d. h. sie relativiert sich selbst. Uns will scheinen, dass ein Urteil wie dieses: die Kirche hätte seit 1919 in der Volkstumsarbeit mit dem deutschen Elternverbande gewetteifert, für die Kirche u. U. auch kein Lob sein kann.

So gebunden die Kirche auch an das Volk ist, so hat sie doch als Kirche weder nationale noch politische Aufgaben. Sobald sie dennoch auf einem dieser Gebiete glaubt bestimmte Aufgaben als die ihren in Angriff nehmen zu müssen, kann das immer nur um den Preis der ihr von ihrem Herrn verheissenen und verliehenen Salz- und Lichtkraft geschehen. Denn alles Handeln in der Zeit, und damit natürlich auch das politische Handeln, ist durch die Sünde bestimmt und trägt dadurch den Keim der Vergänglichkeit schon in sich, d. h. es tritt immer in seiner Relativität in Erscheinung: jedes Handeln hat Kompromisscharakter, jedes Programm muss sich eine Antithese gefallen lassen, jede Führung hat eine Opposition. Jeder Mensch ist eben als ein in der Zeit lebender Mensch in diesen Zusammenhang von Sünde, Vergänglichkeit und Tod hineingezogen; wenn aber die Kirche als solche sich diesem Zusammenhange ausliefert, dann erfährt sie auch an sich selbst den Fluch der Sünde, indem sie ihre Salz- und Lichtkraft verliert. Sie wird zur Partei unter andern und proklamiert ein Programm unter andern.

Konkret gesprochen: die Kirche Deutschlands hat durch das Bündnis mit dem Thron mit dazu beigetragen, dass der vierte Stand sie nicht mehr verstand und sich dem Marxismus zuwandte. Unsere Kirche läuft Gefahr, dem zur jeweiligen Führung unseres Volkstums in Opposition stehenden Teil unserer Volksgenossen unverständlich zu werden und diesem das von ihr verkündete Wort zu verdunkeln, wenn sie sich mit dieser Führung als Kirche identifiziert. Sobald sie eine wie immer geartete Volkstumsarbeit oder Politik zu der ihren macht, läuft sie Gefahr, ein berechtigtes

Ärgernis am Evangelium abzugeben. Uns will scheinen, dass es heute neben dem uns beschäftigenden Problem: wie kommen wir an unsere „Gebildeten", an die sog. führenden Kreise unseres Volkstums, heran, auch noch ein anderes gibt: wie kommen wir an die der Führung fremd oder ablehnend gegenüberstehenden Kreise heran. Mit jenen sprechen wir als Pastoren vielfach die gleiche Sprache, bei diesen ist die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen, dass sie unter den Einfluss der Kirche feindlicher Geistesströmungen geraten: ich denke dabei an den marxistischen Sozialismus, ein primitives Freidenkertum, oder auch an eine völkische Pseudoreligion.

8.

Es bleibt dabei: das Verhältnis von Kirche und Volkstum ist das einer ewigen Spannung. Die Kirche, der das seligmachende Evangelium anvertraut ist, hat zum Glauben zu rufen, sie hat darüber hinaus am Volk und an der Gesellschaft einen Dienst zu üben, indem sie diese als unter der Gnade Gottes stehend sich verstehen lehrt. Mehr als das aber darf sie nicht tun — jenseits der hier gezogenen Grenze liegt das Ärgernis. Einen christlichen Staat, eine christliche Gesellschaft, eine Politik mit kirchlichen Vorzeichen kann es nicht geben.

Auf einer anderen Seite steht die Frage der Mitarbeit der kirchlichen Amtsträger an unserer Volksgemeinschaft. Da gilt wohl — um dieses nur anzudeuten — als Norm, dass alles zu unterbleiben hat, was denen, die uns anvertraut sind, irgendwie zu einem Ärgernis nicht nur an der Person des Amtsträgers, sondern auch an der von dieser vertretenen Sache, nämlich der Botschaft von Jesus Christus werden könnte.

Aus dem Dargelegten mag der Eindruck erwachsen, dass ich der Kirche einen zu geringen Raum bei der Gestaltung unseres nationalen Lebens und bei der Führung unserer Volksgenossen zugestanden habe. Ich glaube gegen diesen Vorwurf gesichert zu sein. Denn wo durch Treue auf ihrem eigensten Gebiet, nämlich der Wortverkündigung, die Kirche dem Volkstum auch nur einen Christen zum Führer schenkt, da ist mehr für unser Volkstum getan, als jemals durch die Durchführung kirchlich bestimmter Programme oder durch Mitarbeit an Institutionen geschehen kann. Ich möchte schliessen mit einem Wort Emanuel Hirschs, das die Verantwortung der Kirche für unser Volkstum in ein helles Licht rückt:

„Das Evangelium hat uns Deutsche nicht nötig, aber wir haben das Evangelium nötig, wenn wir rechte Deutsche bleiben wollen, wenn wir nicht entarten wollen. Kein Volk, zu dem je das Evangelium gekommen ist, kann es aus seinem Leben als an ihm gestaltende Macht verlieren, ohne dass es daran verdirbt."

Meinungskampf oder Kompromiss?

Von Irene Neander

Wenn in folgendem einige Eindrücke vom 9. deutsch-baltischen Lehrertag wiedergegeben werden, so geschieht das unter zweierlei Gesichtspunkten. Erstens: was hat der Lehrertag an Charakteristischem für unsere gesamtbaltische geistige Situation gezeigt? und zweitens: was für Folgerungen ergeben sich daraus?

Eine Lehrertagung, auf der so aktuelle Themata behandelt wurden wie u. a. die Auseinandersetzung zwischen dem deutschen Idealismus und den geistigen Mächten der Gegenwart, rückt damit aus der Reihe rein fachmännischer Besprechungen und darf als Symptom unserer allgemeinen Geisteshaltung gewertet werden.

Was hat nun die Tagung gezeigt? Zunächst eine scheinbar recht scharfe Scheidung der Generationen, wenigstens insofern als sich für den Idealismus keine jüngere Stimme erhob. Wie wurde nun die Frage: ist der Idealismus noch ein unantastbarer Bildungswert oder nicht — auf beiden Seiten beantwortet? Auch dieses war sehr charakteristisch: auf Seiten der Jüngeren strikte Ablehnung, meist rein gefühlsmässig, mit dem einen Argument: das passt nicht zu uns. Auf der anderen Seite Objektivität: immer wieder Versuche, Brücken zu schlagen, die doch immer wieder gleichsam in der Luft hängen blieben, ohne das andere Ufer zu erreichen, weil man sie drüben gar nicht haben wollte.

Ist das heute nicht überhaupt charakteristisch für geistige Auseinandersetzungen zwischen den Generationen? Die fast dogmatische Starrheit der Jungen, die sich meist gar nicht auf Auseinandersetzungen einlassen wollen, weil sie das Gefühl haben, dass sie bei dem geringsten Eingehen auf die anderen den Boden unter den Füssen verlieren könnten, und das konziliante Bestreben der Älteren, ihnen immer wieder klarzumachen: wir wollen ja im Grunde dasselbe, ihr seid nur zu einseitig, um das zu sehen, und zu einseitig in der Ablehnung der Werte, die wir euch übermitteln wollen,

sie lassen sich sehr gut mit eurer „neuen" Weltanschauung vereinigen. Wie die Jungen nicht die Brücken sehen wollen, die zu ihnen geschlagen werden, so wollen die anderen die Kluft nicht sehen, die sie tatsächlich trennt. Diesem tragischen Nicht-sehen-wollen auf beiden Seiten begegnen wir heutzutage auf allen Gebieten. Woraus erklärt sich das?

Es hat vielleicht selten eine so führergläubige und doch so autoritäts- und traditionslose Jugend gegeben wie heute. Selten ist soviel von Unterordnung, Disziplin und Glauben die Rede gewesen, und selten hat man so wenig Achtung gehabt vor der Leistung anderer und so ehrfurchts- und kritiklos Persönlichkeiten und Werte abgelehnt, von denen man meinen sollte, sie sprächen mächtig genug für sich. Scheinbar ein Widerspruch, aber ich glaube, man wird zugeben müssen: es stimmt. Was für Autoritäten erkennt nun die Jugend an? Ich glaube, immer nur solche, die sie sich selbst gewählt hat, daher die so oft beobachtete Erscheinung, dass Schüler, die eine bündische Disziplin restlos bejahen und anerkennen, in der Schule sich oft gar nicht fügen können oder wollen. Die heutige Jugend fügt sich keiner Autorität, die bloss mit dem Anspruch, Autorität zu sein, an sie herantritt, ohne ihr irgendwie auf ihr geheimstes Sehnen Antwort zu geben, ohne dass sie der Jugend die Möglichkeit gibt, auch im restlosen Aufopfern ihrer selbst (wieviel spricht man doch heute vom Opfer!) irgendwie sich selbst zu finden und zu erlösen.

Denn dieses ist der heutigen Jugend klarer als kaum einer anderen: mit uns fängt eine neue Welt an. Jugend fühlt sich immer unverstanden und einzigartig, und ich glaube, keine mit so viel Recht wie die heutige. Das hat zur Folge, dass die Jungen nur die Kluft sehen, die sie vom Alten trennt, und dass sie keine Brücken sehen und annehmen wollen. Es ist eine Art Selbstschutz, denn dieses Gefühl von der Einzigartigkeit des Eigenen ist wohl stark und tief, aber noch viel zu verschwommen und unsicher, um eine Auseinandersetzung mit anderen Mächten auszuhalten, besonders wo man die Überlegenheit der Älteren genau erkennt, denen gegenüber für die ganz Jungen manchmal die einzige Rettung ein recht patentes Auftreten ist. Man fürchtet mit Recht, dass, wenn man auch nur ein Stückchen seiner Position aufgegeben hat, leicht die ganze verlorengehen kann in diesem Kampf ungleicher Mächte. Und doch spürt man, dass es etwas gibt, was man verteidigen

muss, was eben dieses Neue ist, das man so schwer definieren, geschweige denn logisch verteidigen kann, wie man ja überhaupt leichter sagen kann, was man nicht ist, als was man ist.

Und nun die Älteren. — Mit dem berechtigten Gefühl der Werte, die sie besitzen, können sie sich schwer vorstellen, dass es eine Jugend gibt, die sich gegen diese Werte sträubt. Sie sehen in der Jugend das Unfertige, das ihnen zur Formung Aufgetragene und machen doch immer die schmerzliche Erfahrung, dass die Jugend diese Formung nicht will, aus irgendeinem unerklärlichen Grunde. Man greift gern zur Erklärung dieser Haltung aus der Ungeistigkeit unserer Zeit oder politischer Suggestion und glaubt der Jugend beweisen zu müssen und zu können, wie unrecht sie hat. Dabei glaubt man Verständnis (ein etwas mitleidiges Verständnis manchmal) für die anderen zeigen und die Werte, die man überliefern will, dem sogenannten Zeitgeist anpassen zu müssen. Man will auf keinen Fall die Verständigungsmöglichkeit aufgeben, wie es auf der anderen Seite geschieht, schon weil man die erzieherische Verpflichtung in sich fühlt. Man glaubt, mit Objektivität einer Jugend beikommen zu können, die nichts so sehr verabscheut als Objektivität! Mit Recht spürt die Jugend darin eine Verkennung ihrer tiefsten Eigenart und will eine solche Führung nicht. Eine bis in den tiefsten Kern ihres Wesens kämpferisch gesinnte Jugend wird nie von jemandem verstanden und geführt werden können, der auf Vereinigung gegensätzlicher Standpunkte ausgeht. Wenn man sie dazu bringen will, dass sie sich mit irgendwelchen Werten einer anderen Zeit oder einer anderen Geistigkeit auseinandersetzt, so muss man sie ihr möglichst krass entgegenstellen, erst dann wird sie stutzig werden, und wenn sie dann merkt, dass es auch Menschen gibt, die für diese Ideale zu kämpfen bereit sind, wird sie sich mit ihnen auseinandersetzen.

*

Es ist auf der Tagung sicher für viele schmerzlich gewesen zu sehen, wie wenig verhältnismässig gekämpft wurde. Man hatte so oft das Gefühl, jetzt müsste flammender Protest kommen, weil Werte angegriffen wurden, die vielen von den Älteren ein Stück ihres Lebens bedeuten müssten, und es kam doch nur immer Objektivität und Versuche einer Synthese, wo es doch zwischen zwei Meinungen nur einen Kampf und nie eine Synthese geben kann, zum mindesten nicht in einer so gegensatzreichen Zeit wie der unsrigen, die auf

dem Standpunkt steht: wer nicht für mich ist, ist wider mich, — und nichts Halbes duldet.

So ziehe man doch endlich die Konsequenzen daraus und kämpfe, wenn man das Recht und die Pflicht dazu zu haben glaubt! Man hat oft das Gefühl, als sei man besonders bei uns zu Lande sich immer noch nicht recht klar über den ganzen revolutionären Ernst unserer Zeit. Man glaubt, aus ihr das mitmachen zu können, was einem sympathisch ist, und das andere (was man leicht als peripher bezeichnet) ablehnen zu können, und will nicht sehen, dass eine solche Haltung einer in allen ihren Äusserungen so ganzen Zeit gegenüber fruchtlos ist. Man kann eben nur entweder ganz umlernen und sich vorbehaltlos in den Zeitstrom hineinstellen, oder den Mut haben und für seine alten Ideale kämpfen, wenn sie dessen wert sind. Man gebe sich nicht der Illusion hin, man könne auch nur eines von ihnen kampflos in die neue Zeit hinübernehmen, es sei denn, dass man das Wesen des einen oder des anderen verkennt. Die Zeit erkennt nur Kämpfer an, für oder wider sie, keine Mitläufer.

Ein Kämpfer wird seine Ideale nicht mit denen des Gegners vereinigen wollen, sondern sie ihm entgegenstellen in ihrer ganzen Unerbittlichkeit. Das kann man tun, ohne die Gesinnung des anderen herabzusetzen, was man heute vielfach vergessen hat. Und ich glaube, gerade der deutsche Idealismus ist in seinen Forderungen unerbittlich genug, um einer noch so unerbittlichen Zeit entgegengestellt zu werden. Besonders seine sittlichen Forderungen stehen in einem unüberbrückbaren Gegensatz zu einer Zeit, die bereit ist, die objektive Ethik einer ganz diesseitigen aufzuopfern.

Nicht seine Ideale in den Zeitgeist einbauen und Halbheiten erzeugen soll man, sondern sie ihm scharf entgegenstellen. Dann wird keine Jugend an ihnen vorbeigehen können. Sie braucht sie nicht anzunehmen, aber sie muss wissen, wogegen sie kämpft, was sie aufgibt. Sie verlangt ja auch gar nicht, dass man ihr recht gibt, nur dass man um sie weiss, um ihr tiefstes Sehnen, sie will ernst genommen werden, das ist ihr die Hauptsache, und in allen halben Annäherungsversuchen spürt sie nur zu deutlich heraus, dass die Älteren um ihr eigentlichstes Wesen gar nicht wissen. Darum spricht man ja auch heute so viel aneinander vorbei auf verschiedenen Ebenen und wundert sich, dass so wenig Verständigung möglich ist, selbst wo man dasselbe zu verfechten meint.

*

Es ist viel von Jugend im allgemeinen die Rede gewesen, und die Frage ist berechtigt: wie steht es eigentlich mit unserer baltischen Jugend? Merkwürdigerweise wurde auf der Tagung diese Frage gar nicht berührt. Sollte man ihre Wichtigkeit übersehen haben? Was auf der Tagung an „Jugend" zu Worte kam, kann doch nur bedingt als solche angesehen werden.

Ist es nun zu schwarz gesehen, wenn man behauptet, dass von allen modernen Welten, die Litt charakterisierte, die Welt des „Chauffeurs" in unserer baltischen Jugend sich am stärksten durchgesetzt hat? Man weiss kaum etwas von moderner Kunst und Geistigkeit, auch der eben vergangenen Epoche, bis vor kurzem auch kaum etwas von politischen Weltanschauungen, die in den letzten Jahren die reichsdeutsche Jugend bewegten, und ist jetzt gern bereit, die eine zu bejahen und die anderen zu verdammen, ohne sie je richtig kennengelernt zu haben. Dagegen haben sich moderne Technik und Mode und in letzter Zeit auch der Sport ganz durchgesetzt und stehen im Mittelpunkt des Interesses. Gibt das nicht zu denken? Ist es ein ganz subjektiver Eindruck, wenn ich behaupten möchte, dass trotz allem, was auf der Tagung von Seiten der Jüngeren vorgebracht wurde, in unseren Schulen von einem ernsthaften, gesinnungsmässigen Widerstand gegen den Idealismus nicht die Rede ist? Die grosse Masse lässt die Dinge wortlos über sich ergehen, ohne sich mit ihnen ernstlich auseinanderzusetzen, geschweige denn zu rebellieren, als ginge es sie im Grunde gar nichts an. Es hat immer ein Missliches, Problematik künstlich an die Jugend heranzutragen, aber ist es nicht manchmal erschreckend, wie wenig Probleme unsere baltische Jugend im allgemeinen kennt, wie wenig revolutionär sie ist, heute, wo alles gärt? In einer reichsdeutschen Zeitung las ich neulich das Wort: „Es ist wieder ein grosser Ernst in allen Dingen, es ist fast wie im Kriege", und bei uns findet man es vielfach noch ganz selbstverständlich, dass ein Teil unserer studentischen Jugend ein sorgloses Studentenleben im Stil der Vorkriegszeit führt. Da stimmt doch etwas nicht. In einer Privatunterhaltung dieser Tage fiel das schöne Neuwort Aufjungung. Sollte uns nicht wirklich solch eine allgemeine Aufjungung Not tun?

Denn was steht letzten Endes für uns auf dem Spiel bei einer solchen Einstellung der Jugend, die teils in der ungeistigen Welt des Chauffeurs aufgeht, teils ihre Zeit in leerer Geselligkeit verliert?

Ich glaube, diese Einstellung rührt an die Grundlagen unserer baltischen Existenz. Inwiefern? — Wir können unsere Position nur behaupten und haben auch nur dann eine Existenzberechtigung, wenn wir eine geistige Elite bleiben, die wir bisher letzten Endes doch gewesen sind. Wir sind nun einmal kein „Volk", ich fürchte, daran werden auch alle modernen Versuche nichts ändern, und nicht im „Volkstümlichen" liegt unsere Stärke, sondern im Kulturell-Geistigen, und dieses gilt es zu erhalten. Kann man das, wenn ein grosser Teil der Jugend sich der Ungeistigkeit zuwendet? und wird eine ungeistige Jugend imstande sein, den schweren Kampf um nationale Existenz weiterzuführen, der die restlose Einordnung des einzelnen in die eine Front fordert? Wird sie überhaupt Verständnis aufbringen für die eigentümliche Lage jedes baltischen Deutschen, der schon durch die Tatsache seiner Geburt als ein solcher in einen ganz engen Zusammenhang hineingestellt wird, aus dem er einfach nicht heraus kann, der von vornherein dazu bestimmt ist, ein „öffentliches" Leben zu führen, ein Leben „auf dem Präsentierteller"?

Was bedeutet aber jene andere Gruppe baltischer Jugend für uns, die Gruppe derer, die mit durstigen, sehnsüchtigen Augen auf das grosse Geschehen jenseits der Grenze schauen? Sie sieht nur den grossen deutschen Zusammenhang und hat begreiflicherweise keinen Blick für unsere kleine, bescheidene Aufgabe hier auf halb verlorenem Posten. Dort drüben gibt es glänzenden Kampf und Sieg und grosses glänzendes Opfer, hier immer nur dieses stille ruhmlose Ausharren um einer jahrhundertealten Tradition willen. Im Grunde ist dieser Teil der Jugend bei aller Überbetonung des Nationalen fast ebenso traditionslos wie der andere, aber er ist der wertvollere, und darf man da ruhig zusehen, dass er der baltischen Zukunft verloren geht? Es scheint manchmal, als sei man sich des Ernstes der Lage noch nicht ganz bewusst, oder glauben auch die Älteren nicht mehr an eine baltische Aufgabe? Schon früher war die Abwanderung der Jugend ins Reich besorgniserregend, aber sie geschah meist blutenden Herzens aus materiellen Gründen. Jetzt ist es anders, jetzt wird die Jugend auch geistig dem Lande und seinen Traditionen entfremdet, jetzt ist es nicht bittere Notwendigkeit allein, die einen zum Auswandern zwingt, jetzt liegt für viele erst drüben die eigentliche Erfüllung ihres Lebens. Diese Jugend fühlt keine Verpflichtung dem Lande selbst

gegenüber, die doch bisher unsere Geschichte bestimmt hat. Wir haben ja bisher nicht nur Volkstums-, sondern auch Landespolitik getrieben, und je weiter man in der Geschichte zurückgeht, desto deutlicher tritt gerade die letztere hervor. Sind wir nun wirklich am Ende unserer Geschichte, am Ende unserer Aufgabe angelangt, und fängt auch für uns ein neuer Zeitabschnitt an?

*

Dass auf dem Lehrertage alle diese Fragen entweder gar nicht oder nur andeutungsweise berührt wurden, bleibt bedauerlich. Man griff den Idealismus an und man verteidigte ihn, aber kam es wirklich zum Bewusstsein, dass in ihm mehr ist als ein wesentlicher Bildungsstoff der deutschen Schule, dass wir seine Gesinnung nicht verlieren dürfen, wenn wir unsere Jugend nicht der Ungeistigkeit oder dem politischen Aktivismus nicht-baltischer Prägung ausliefern und durch diesen für eine baltische Zukunft verlieren wollen? Das eine wurde einem auf der Lehrertagung klar: wer heute noch in dem Idealismus einen Wert sieht, befindet sich in Kampfesstellung, nun, so kämpfe man auch! Es ist wahrlich nichts Geringes, worum es geht, und ein kämpfender Idealismus wird Jugend wecken, wenigstens zu bewusstem Widerstand, aber auch daran wird sie reifen. Man kann nicht mit einem bedeutenden Gegner kämpfen, ohne dass man etwas von ihm lernt. Das Schlimmste ist dieses wortlose und kampflose Aus-dem-Wege-gehen, das man jetzt allgemein in der Schule beobachten kann. Das erste, was verlangt werden muss, ist eine genaue Kenntnis der Jugend, und zwar eine Kenntnis, die nicht aus theoretischen Erwägungen, sondern aus dem Leben gewonnen ist. Es ist gewiss eine fast unerfüllbare Forderung an den Erzieher, dass er das Leben der Jugend mitleben soll, doch das eine muss er sich sagen: solange nicht seine Ideale in ihm selbst den Kampf um Sein oder Nichtsein mit den Mächten der Gegenwart durchgemacht haben, wird er den wirklichen Zugang zur Jugend nicht finden können. Immer wieder wird er dem einen Argument begegnen, mit dem heutige Jugend mit Recht allen Einwirkungen begegnet: was weisst du von uns? Weisst du, was wir brauchen? Leben kann sich nur an Leben entzünden, mit Tradition allein ist der heutigen Jugend nicht gedient, die wie kaum eine andere vor die Unmittelbarkeiten des Lebens gestellt ist.

*

Dasselbe gilt auch vom Christentum. Es ist bisher gar nicht davon die Rede gewesen, obgleich es im Zentrum der Diskussion auf dem Lehrertag stand. Es geschah aus verschiedenen Gründen, vor allem aus dem einen: Christentum ist heute nicht eine Weltanschauung unter anderen, etwas, was man haben oder nicht haben kann, sondern eine Realität schlechthin. Christentum ist wieder, auch in den Augen der Nichtchristen, etwas, das, wenn es da ist, den ganzen Menschen erfüllt und verpflichtet. Vom Christentum sprechen darf nur einer, dem es zu dieser Realität geworden ist, den anderen sollte es die Ehrfurcht verbieten. Und nur ein lebendiges Christentum eines begnadeten Menschen wird irgendeine Wirkung auf andere ausüben können, ein Christentum, das nicht bloss Tradition, sondern das hindurchgegangen ist durch die Hölle der Zeit. Wie jede Überzeugung muss auch die religiöse diesen Kampf um Sein oder Nichtsein bestanden haben, wenn sie für andere wirksam werden soll. Man kann vielleicht für sein Privatleben Genüge finden in ererbten religiösen Formen und Inhalten, wer andere wecken will, muss mehr haben, wenn er nicht eine Franziskusnatur ist.

Kann religiöse Weckung aber nur durch solche erfolgen, denen das Evangelium wirklich eine Gotteskraft geworden ist, so sollten die anderen sich lieber damit begnügen, Handlangerdienste zu tun, den Boden vorbereiten helfen, auf den der Same fallen kann, das ist schon sehr viel und wahrlich wichtig genug. Dazu kann auch ein recht verstandener Idealismus dienen. Er lehrt uns menschliches Leben und Handeln von einem überweltlichen Standpunkt betrachten, lehrt uns in dem Menschen mehr sehen als ein Produkt seiner Umwelt, als welches man ihn in veränderter Form vom Naturalismus bis heute anzusehen pflegt. Der Idealismus sieht in dem Menschen die sittliche Persönlichkeit, die für ihre Handlungen gerichtet wird. Und dann noch etwas kann man von ihm lernen, etwas, wofür gerade Goethe den schönsten Ausdruck gefunden hat: Ehrfurcht vor dem Göttlichen überhaupt. Man lese doch einmal wieder, was in der pädagogischen Provinz im Meister über die drei Ehrfurchten und die drei Religionen gesagt ist, unter anderm auch über das Christentum. Natürlich ist das alles noch keine Religion, erst recht kein Christentum. Es kommt für den denkenden Menschen irgendwann ein Sprung in einen Abgrund, aus dem es nur die Rettung durch Gnade gibt. „Religion ist

immer ein Wagnis", das Wort stammt, glaube ich, von Kierkegaard, der von Hegel zum Christentum fand. Mit diesen letzten Dingen hat die Schule nichts mehr zu tun, aber wenn ihr das letzte auch nicht gegeben ist, darf sie ruhig zusehen, dass die Jugend ihr entgleitet und von rein diesseitigen Mächten ergriffen wird? Wir haben in der Regel 2 Wochenstunden Religion und 4—5 Deutsch in unseren höheren Schulen, liegt nicht auch schon darin eine gewisse Verpflichtung?

Dies liesse sich vielleicht noch einmal zusammenfassend über das Ergebnis der reichen Ostertage dieses Jahres sagen: es werben auch bei uns verschiedene Mächte um die Seele der Jugend, und es steht viel auf dem Spiel, die Schule muss sich mit diesen Mächten auseinandersetzen. Fruchtbar wird diese Auseinandersetzung aber nur sein, wenn sie klare Fronten und nicht verschwommene Synthesen schafft. Nur durch klare Stellungnahme ist heutige Jugend zu gewinnen. Radikalismus kann nur durch Radikalismus überwunden werden.

Mitarbeit?

Von Baron Wilhelm Fircks

„Baltischer Landesdienst — Was wir wollen". — Mit diesen Schlagworten tritt die neugegründete „Nationalpartei der deutschen Balten" im Heft Nr. 5 der Baltischen Monatshefte an die Öffentlichkeit und entwickelt ihr Programm.

Die hinter der neuen Partei stehenden Kreise sind offensichtlich tiefgehend beeinflusst durch die völkische Erneuerungsbewegung, die das deutsche Volk im Reich ergriffen und revolutioniert hat. Das kann nicht Wunder nehmen, denn es ist wohl kaum anders möglich, als dass überall dort, wo Deutsche leben, die Wogen des nationalen Erwachens hoch gehen. Vor bald zwei Jahren hatte die politische Leitung Gelegenheit genommen, in ihrem Referat vor der Delegiertenversammlung der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft auszuführen, dass es unverständlich erscheinen würde, wenn die grosse nationale Erneuerungsbewegung, die das deutsche Volk von seinen Wurzeln aus ergriffen hat, bei uns keinen tiefern Eindruck hinterlassen, unsere Gemüter nicht ergreifen und mit neuen Hoffnungen erfüllen und vor allem unserer Jugend keinen

neuen Lebenswillen einflössen würde. Die Bewegung wurde damit auch in unserer Mitte von leitender Stelle begrüsst, aber vor dem schablonenmässigen Nachahmen des Vorgehens im Reich, vor dem Sicheingliedern in etwas Parteimässiges, musste gewarnt werden.

Die neugegründete Nationalpartei der deutschen Balten unterstreicht es, dass sie keine Partei, sondern eine Bewegung sein will, die es sich zum Ziele setzt, auch hier in der Heimat neues deutsches Leben in den weitesten Schichten unseres Volkstums zu erwecken, um dadurch eine wirkliche innere Zusammenfassung desselben in die Wege zu leiten. Der Wille zur Mitarbeit bei der Erstrebung eines so gesteckten Zieles kann nur auf das wärmste begrüsst werden, denn ein jeder aus unserer Mitte, der bisher beiseite gestanden hat und nun auch Hand anlegen will an die gemeinsame Arbeit, ist immer willkommen. Ganz besonders willkommen aber ist die Mitarbeit unserer Jugend, auf der unsere Zukunft ruht.

Soweit die positiven Seiten der programmatischen Veröffentlichung, in deren Wertschätzung der neuen Partei (Bewegung) fraglos weitgehende Bejahung und somit auch eine zunehmende Bedeutung vorausgesagt werden könnte. In der hier zu besprechenden Programmveröffentlichung muss aber auch leider vieles konstatiert werden, dem nicht zugestimmt werden kann und das nicht unwidersprochen bleiben darf:

Man ist offensichtlich in denselben Fehler verfallen, vor dem, wie das bereits ausgeführt wurde, schon vor Jahr und Tag gewarnt wurde, nämlich in den Fehler des Nachahmens. Wir haben bei uns zu Lande kein „System von Weimar" zu bekämpfen gehabt, und doch wird durch den Aufruf in vollkommener Analogie mit den Vorgängen im Reich die Bekämpfung eines Systems, wie es die Führung den deutschen Balten in den letzten 14 Jahren aufgezwungen haben soll, ganz offensichtlich in den Vordergrund der zu leistenden Arbeit gestellt. Dieses verwerfliche und zu bekämpfende System habe es gezeitigt, dass wir deutschen Balten heute eine auseinanderfallende Volksgemeinschaft darstellen, der jeglicher innere moralische Zusammenhalt fehle und die daher gar nicht mehr imstande sei, die Angriffe abzuwehren, die ihr von aussenher drohen. In diese verzweifelte Lage sei die Volksgemeinschaft der deutschen Balten gebracht worden, „weil man im Glauben, dass das Zeitalter des Nationalismus zu Ende gehe, den

Sinn der deutschen und einer beginnenden baltischen nationalen Auflehnung nicht verstanden und ironisiert hat. Man hat die deutsche Erneuerungsbewegung und das neuentstehende Deutschland mit allen Mitteln zu bekämpfen gesucht. Man hat uns für den baltischen Gedanken ein Ersatzmittel gereicht: der Minderheitsgedanke wurde zur Grundlage unseres Lebensrechtes in diesem Lande gemacht." Nach einer Exkursion in das Gebiet der Einstellung zum lettländischen Staat schliesst dieser mit „unserem Weimarer System" abrechnende Teil der Publikation mit den Worten: „Man hat uns so geführt, dass wir nicht mehr die Fähigkeit und die Stärke haben unglücklich zu sein und diesem nationalen Unglück klar in die Augen zu sehen. Unsere Jugend sieht im Lande keine Ziele mehr. Das muss anders werden."

Zu diesen Ausführungen, die ein restloses Verdammen der Tätigkeit der bisherigen deutschbaltischen Führung in sich schliessen, muss Stellung genommen werden. Manches kann hierbei zu sagen erspart werden, denn Dr. B. v. Hollander hat zu den hier zu behandelnden Themen bereits in der „Riga am Sonntag" vom 28. Mai Stellung genommen, und zwar in einer Richtung, der man sich nur vollkommen anschliessen kann.

Wenn behauptet wird, dass wir Deutschbalten hier in der Heimat heute eine aufgelockerte, zerfallende Masse darstellen, die jegliche Widerstandskraft verloren hat, so ist das eine falsche Behauptung. Noch nie haben wir es erleben dürfen, dass das Deutschbaltentum nach aussen hin ein so fest geschlossenes Ganzes dargestellt hat, wie in den Jahren, die seit 1919 vergangen sind. Innerlich haben wir immer unsere Meinungsverschiedenheiten und Kämpfe gehabt, national haben wir aber so geschlossen dagestanden, wie niemals früher. Man denke nur an die Zeiten zu Ausbruch des Weltkrieges, und man wird es sich eingestehen müssen, dass damals unser Volkstum, das sich vor eine ganz schwere Entscheidung gestellt sah, wirklich gefährdet erschien, weil es innerlich schwankte. Der Ausgang des Krieges mit seinen für unser Volkstum so ganz besonders schweren Folgeerscheinungen hat erst einen Zusammenschluss zu einem organisierten Volkstum erzwungen, einen Zusammenschluss, an den in Zeiten des früheren breiten materiellen Wohllebens nur wenige gedacht haben mögen. Wenn in den Jahren nach 1919 es eine Zeit gegeben hat, in welcher der nationale Behauptungswille innerhalb unseres Volkstums, wenn auch nur in vereinzelten Fällen,

abzuflauen begann, so waren es die Jahre der wirtschaftlichen Hochkonjunktur nach 1923. Damals wurden wohl Stimmen bei uns laut, die baten: „Macht uns doch keine unnützen Schwierigkeiten beim Anknüpfen unserer wirtschaftlichen Beziehungen, indem Ihr immer wieder Eure nationalen Belange an den ersten Platz stellt.“ Heute sind diese Stimmen verstummt, denn bei der übergrossen Schrumpfung unserer Wirtschaft gibt es in unserem Lande kaum noch irgend welche Geschäfte, die durch eine Betonung unserer nationalen Forderungen behindert werden könnten. Heute stehen wir aber nicht nur unter einem wirtschaftlichen, sondern auch vor allem unter einem nationalen Druck, und der schweisst ein Volkstum mehr zusammen, als alles andere. Der starke nationale Impuls, der fraglos in der Gründung der neuen Partei zu Tage tritt, ist, abgesehen von anderen Ursachen, sicherlich auch zu keinem geringen Teile als eine Folge dieses Druckes zu werten.

Dass die günstigen Umstände des äusseren Druckes, der die Handhabe zum Zusammenschliessen unseres Volkstumes bot, ausgenutzt worden sind, um unserem Volkstum eine Organisation zu geben, wie wir sie heute haben, eine Organisation, die es allen ermöglicht, sich an der gemeinsamen Arbeit zu beteiligen, das ist fraglos das Verdienst der bisherigen Leitung der deutschen Balten.— Man könnte den Einwand erheben, dass die Form wohl ausgebaut sei, man aber dabei auf den Inhalt vergessen habe. — Damit sind wir nun mitten darin, uns mit den schweren Vorwürfen auseinanderzusetzen, die gegen die bisherige Leitung erhoben worden sind.

Wenn es behauptet wird, dass die bisherige Führung das deutsche nationale Erwachen ironisch behandelt habe und das neuentstehende Deutschland bekämpft habe, so wird eine solche verallgemeinernde Behauptung durch das im Voraufgehenden in die Erinnerung Gerufene widerlegt. Die Einstellung zur nationalen Erneuerungsbewegung des Nationalsozialismus in Deutschland ist bei uns eine sehr verschiedene gewesen und hat alle Nuancen gezeigt. Auch innerhalb der Führung sind die Meinungen nicht auf einen gleichen Nenner zu bringen gewesen, wenn wohl auch keine der führenden Persönlichkeiten dem nationalen Auftrieb ablehnend gegenüber gestanden hat. Gegen das Nachäffen des Beiwerks, gegen das Hinüberziehen des Parteistreites in unsere Reihen dagegen hat aber die gesamte Führung sich verpflichtet gefühlt, geschlossen Stellung zu nehmen.

Die bisherige Führung hat den baltischen Gedanken totgeschlagen und an seine Stelle das Surrogat des Minoritätenrechtes gesetzt, und hierdurch ist ein jeglicher Sinn unserer Existenz hinfällig geworden. So lautet die Hauptanklage, die erhoben wird. Dass das Minoritätenrecht, auf welchem wir zu fussen uns gezwungen sehen, wenn wir irgend welche Schritte zu unternehmen gewillt sind, um unsere angetasteten Rechte vor ein internationales Forum zu bringen, innerlich nichts mit den Rechten zu tun hat, welche uns unsere Geschichte hier in der Heimat gibt, das ist bisher noch immer von allen führenden Persönlichkeiten bejaht worden. Es ist immer und immer wieder betont worden, dass unsere Rechte an die Heimat und in der Heimat andere sind, als diejenigen vieler, die mit uns hier zusammen wohnen. So hat zum Beispiel der jeweilige Sprecher der deutschen Fraktion in einer ganzen Reihe von Kundgebungen im Parlament den Standpunkt vertreten, dass wir Deutschen hier in der Heimat, ganz abgesehen davon, dass wir in vielen Landesteilen heute die zeitlich ältesten Bewohner darstellen, den Anspruch auf alle Rechte, die einer wahrhaft bodenständigen Bevölkerung zustehen, in vollem Masse besitzen und geltend zu machen verpflichtet sind, denn unsere Altvorderen und wir haben das Land und seine Bevölkerung vor dem Untergange im asiatischen Slaventum bewahrt und der europäischen Kultur erhalten.

Speziell die politische Führung soll durch ihre hier skizzierte verbrecherische Tätigkeit so furchtbar demoralisierend gewirkt haben, dass die Geführten sogar die Fähigkeit verloren haben sollen, das über ihr Volkstum hereingebrochene nationale Unglück zu empfinden und unglücklich zu sein. Die Jugend verzweifle und sehe hier im Lande keine Ziele mehr vor sich. Ein geradezu furchtbares Bild, das da entrollt wird; aber man soll es nicht übelnehmen, wenn der Glaube an dessen Naturwahrheit nicht aufkommen will. Noch nie ist der politische Drang und der politische Betätigungswille gerade unter den jüngeren Elementen unseres Volkstums so stark gewesen wie heute, und gerade die Betonung des Nationalen steht überall an erster Stelle. Wer mit unserer Studentenschaft in Kontakt ist und mit ihr politische Aussprachen gepflogen hat, der weiss es, dass sie keine Anhäufung von demoralisierten, dekadenten Jünglingen darstellt, die sogar die Fähigkeit verloren haben, unglücklich zu sein. Sehr im Gegenteil gärt es heute innerhalb unserer Studentenschaft politisch mehr denn je, und wie es bei der Jugend

nicht Wunder nehmen kann, stossen die extremsten Gegensätze aufeinander: hier die Nurbalten, die unsere Eigenart von jeglicher Beeinflussung von aussenher rein halten wollen, und dort die Alldeutschen, die die Betonung unserer baltischen Eigenart als etwas Lächerliches beiseite schieben, und zwischen ihnen alle nur denkbaren Nuancen. Das brodelt und wallt und prallt hart auf einander, aber etwas Abgestorbenes, unter die Füsse Getretenes ist das nicht; das ist etwas Lebensvolles, dem die Lebensbedingungen nicht unterbunden, sondern dem sie extra geschaffen und für das sie erhalten und ausgebaut worden sind. Wenn es wirklich so fürchterlich um uns Balten stünde, wie man das uns glauben machen will, wo käme dann der grosse nationale Elan her, den die neue Partei selbst konstatiert und auf den sich die Hoffnungen ihrer Weiterentwicklung stützen.

Grosse Worte und schwer belastende Worte sind gebraucht worden, die man lieber nicht hätte gebrauchen sollen, denn sie können der allgemeinen Sache nicht nützen. Wenn die junge Partei, oder wie sie sich lieber nennt: Bewegung, wirklich mitarbeiten will, dann wird sie sehr bald zur Überzeugung gelangen, dass sie auf den vorhandenen, freilich von anderen gelegten Fundamenten weiter zu bauen hat. Da ist es, zum mindesten gesagt, nicht weitsichtig zu nennen, wenn diese Fundamente jetzt als etwas Morsches, Untaugliches verschrien werden.

Unsere Jugend soll es nicht mehr wissen, wozu sie auf der Welt da ist und welche Ziele sie sich zu stecken hat. — Die Aufgaben, die wir hier in der Heimat haben und zu deren Erfüllung sich unsere Jugend vorzubereiten hat, können in die kurzen Worte zusammengefasst werden: „Dienst in der Heimat, an der Heimat und am Deutschtum.“ Dass das Verständnis für die Grösse unserer Aufgaben in der Jugend geweckt und wach erhalten werde, das ist Sache der Erziehung durch Familie, Kirche und Schule, und nur wenn hier ein Geist zu herrschen beginnen würde, der auf Abwege leitet, dann wäre Gefahr im Verzuge.

Wenn eine gemeinsame Arbeit zum Wohle des Ganzen erstrebt wird, so wie sie bisher von der Führung, ungeachtet aller häufig unvermeidlichen Gegensätze, geleistet worden ist, dann führt der Weg hierzu nicht über wegwerfende Verurteilung fremder Initiative und Arbeit, sondern über den Willen, fremdes Tun gerecht zu beurteilen und zu verstehen. Und so sollen denn die Absichten und

Ziele der neuen Bewegung so verstanden und beurteilt werden, dass eine nutzbringende Zusammenarbeit mit ihr möglich erscheint, d. h. wir wollen hoffen, dass ein neuer Anstoss aus unserer Mitte gekommen ist, der uns bei rechter Richtunggebung neue Stärkung im Kampf um unsere nationale Existenz und um unsere Rechte in der Heimat zu geben geeignet erscheinen kann.

Riga, Juni 1933

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Boykott der Juden und Sozialdemokraten gegen Deutschland

Unabhängig von einander führen die Juden und die Sozialdemokraten Lettlands seit einiger Zeit eine scharfe Kampagne gegen Deutschland. Eine alllettländische jüdische Konferenz, die kürzlich getagt hat, beschloss die Boykottkampagne in eine neue Phase treten zu lassen. Durch Aufrufe und Meetings soll die Kampfstimmung unter der jüdischen Bevölkerung erhalten werden; eine besondere Kommission aus Fachleuten soll die Frage der Umschaltung des Handels von Deutschland auf die anderen Staaten bearbeiten, ein besonderes Informationsbüro alle Nachrichten für die neue wirtschaftliche Orientierung des Judentums sammeln. Das Judentum sagt allen, die versuchen sollten, die jüdische Einheitsfront zu durchbrechen, einen schonungslosen Kampf an. Die Namen der Personen und Firmen, die sich dem Beschluss des Judentums Lettlands nicht fügen wollen, sollen bekannt gegeben werden, und — wenn diese Massnahme nicht wirkt — dieselben Namen in Proskriptionslisten eingetragen werden, die in Synagogen und anderen jüdischen Versammlungsorten ausgehängt werden sollen. Zu den Aufgaben des lettländischen jüdischen Komitees gehört auch die Herstellung eines direkten Kontaktes mit den entsprechenden Boykottkomitees im Auslande, wobei das Judentum hofft, dass es einer einzuberufenden jüdischen Weltkonferenz gelingen kann, einen allgemeinen Plan zur Finanzierung des Weltaussenhandels auszuarbeiten.

In gleich scharfer Weise wenden sich die lettischen Sozialdemokraten gegen Deutschland. Das Zentralkomitee der sozialdemokratischen Partei fasste, zusammen mit dem Zentralbüro der Gewerk-

schaften in Lettland, den Beschluss, den wirtschaftlichen Boykott Deutschlands in jeder Hinsicht zu unterstützen. In gross angelegter Weise ist bereits mit der Durchführung dieses Beschlusses begonnen worden.

Die deutsche Reichsregierung hat daraufhin mit Wirkung vom 12. Juni an zunächst die Buttereinfuhr aus Lettland gesperrt. Es wird — heisst es in der amtlichen Mitteilung — von der weiteren Entwicklung der Dinge abhängen, ob und welche ergänzenden Massnahmen gegenüber dem lettischen Handel nach Deutschland angezeigt erscheinen, um den in Lettland hervorgetretenen Boykottbestrebungen wirksam entgegenzutreten.

Wenn das Blatt des Bauernbundes die Meldung über die deutsche Massnahme mit „Die Folgen der unverantwortlichen Handlung der Sozialdemokraten" überschreibt, so spricht das dafür, dass der Bauernbund den Urhebern des Konflikts entgegentreten wird. Scharfe innerpolitische Auseinandersetzungen sind zu erwarten. Über den Fortgang der Angelegenheit wird im nächsten Heft berichtet werden.

Der Bildungsminister

Minister Kehninsch hat die durch den Austritt des Demokratischen Zentrums aus der Regierungskoalition für ihn eintretenden letzten Stunden seiner Tätigkeit zu deutschfeindlichen Massnahmen ausgenutzt. Seit der Befreiung Rigas von den Bolschewisten im Jahre 1919 finden in den deutschen Schulen am 22. Mai Feiern statt. In diesem Jahre hat der Minister diese Feiern zum Anlass genommen, um allen deutschen Schuldirektoren Rigas einen Verweis für eine „ungesetzliche Handlung" zu erteilen. Ausserdem hat der Minister dem Chef des deutschen Bildungswesens Dr. Wachtsmuth und Ministerialrat v. Radecki einen strengen Verweis mit Eintragung in die Dienstliste erteilt. Den Direktor des deutschen Klassischen Gymnasiums zu Riga W. Wulffius hat der Minister fristlos entlassen, weil er seinerzeit seinen Schülern Stunden freigab, um sie im Radio den Potsdamer Staatsakt anhören zu lassen.

Eines Kommentars bedürfen diese Massnahmen nicht. Der Deutsch-baltische Lehrerverband hat den Gemassregelten in einer Kundgebung seine Sympathie ausgesprochen.

Riga, 10. Juni 1933. *T. v. W.*

ESTLAND

Übergangsregierung / Zerfall der Agrarpartei

Die Ende April ausgebrochene Regierungskrise dauerte dieses Mal selbst für estländische Verhältnisse aussergewöhnlich lange. Die Gegensätze innerhalb der beiden grossen bürgerlichen Parteien, das Durcheinander der Meinungen über die eingeschlagene Wirtschaftspolitik, persönliche Intriguen usw. bewirkten zusammen eine derart verworrene Lage, dass es zeitweilig schien, als könnte überhaupt keine Regierung mehr gebildet werden. Tõnisson, Einbund, Päts, Uluots, Rei — alle versuchten ihr Heil und mussten ihre Versuche erfolglos abbrechen.

Während der Dauer der Krise fanden Parteitage sowohl der Nationalen Mittelpartei (wie schon berichtet) als auch der Agrarpartei statt. Bei der Agrarpartei kam es zu einer Spaltung, die vereinigte Partei zerfiel wieder in ihre ursprünglichen Bestandteile — die Parteien der Altlandwirte und der Ansiedler. Die Vereinigung der beiden Gruppen zu einer Agrarpartei zu Beginn des Jahres 1932 hat also dem Druck der heutigen schweren Zeit nicht standhalten können. Die Ursache zum Zerfall sind scheinbar weniger prinzipielle Meinungsverschiedenheiten gewesen, als vielmehr persönliche Kämpfe der Führer der beiden Gruppen um die Macht. Eine kleine Gruppe von Personen (7 Abgeordnete unter Einbunds Führung), die früher zur Partei der Altlandwirte gehört hatten, ist dabei diesmal bei den Ansiedlern geblieben, deren Gruppe sich daraufhin weiter als die „Vereinigte" Agrarpartei bezeichnet, allerdings zu Unrecht, da die überwiegende Mehrzahl der Altlandwirte (17 Abgeordnete) sich von der „Vereinigten" Agrarpartei gelöst und der neugebildeten eigenen Partei angeschlossen hat. Die Fraktion der Ansiedler stellt jetzt mit 25 Abgeordneten immerhin die stärkste Fraktion der Staatsversammlung dar.

Nachdem die tatsächlichen Kräfteverhältnisse innerhalb der Agrarier durch die Spaltung der Partei eine Klärung erfahren hatten, gelang es schliesslich Tõnisson eine Regierung zu bilden, die sich am 18. Mai dem Parlament vorstellte und bei der Abstimmung mit 51 gegen 40 Stimmen bei 6 Enthaltungen das Vertrauen der Staatsversammlung erhielt. Für die Regierung stimmten die Nationale Mittelpartei, die Ansiedler und die deutsch-schwedische

Fraktion, gegen sie die Altlandwirte und die Sozialisten. Wie der Abgeordnete der deutsch-schwedischen Fraktion Baron Schilling im Parlament erklärte, hat seine Fraktion nur deshalb für die Regierung gestimmt, weil sie der Ansicht war, dass die Beendigung der regierungslosen Zeit oberstes Postulat der Stunde war, dass die Fraktion durch diese Stimmabgabe aber keineswegs in den Streit der estnischen Parteien habe eingreifen wollen und ihre Stimmabgabe daher auch nicht im Sinne einer Unterstützung bestimmter estnischer Parteien zu werten sei.

Alles in allem wird man das Kabinett Tõnisson wohl nur als eine Übergangsregierung betrachten dürfen, welche die Staatsgeschäfte zu führen hat, bis die Frage der Verfassungsänderung geklärt ist.

Um die Verfassungsänderung

Am 10. Juni kommt der Entwurf des Parlaments für eine Verfassungsänderung zur Volksabstimmung.*) Bekanntlich haben für diesen Entwurf alle estnischen bürgerlichen Fraktionen der Staatsversammlung gestimmt, während die Sozialisten gegen jede Verfassungsänderung sind. Damit nun der vorliegende gemässigte Entwurf des Parlaments nicht wieder, wie es im Vorjahre geschah, bei der Abstimmung durchfällt, haben die Führer der estnischen bürgerlichen Gruppen einen Aufruf zur Unterstützung dieses Entwurfs erlassen, den auch die Führer der Altlandwirte mit unterzeichnet haben, obgleich sie zur derzeitigen Regierung in Opposition stehen. In Anbetracht des drohenden radikaleren Entwurfes der Freiheitskämpfer haben die Sozialisten ihre Gegenpropaganda sehr gemässigt und begnügen sich damit, gegen die Freiheitskämpfer zu agitieren.

Die deutsch-baltische Partei und dementsprechend die Revalsche Zeitung haben sich für den Entwurf des Parlaments ausgesprochen, während der „Aufstieg" seinen politischen Freunden empfiehlt, dagegen zu stimmen.

Im Zusammenhang mit der nahe bevorstehenden Volksabstimmung ist die politische Agitation in der letzten Zeit sehr rege geworden. Dabei ist es bisweilen zu heftigen Zusammenstössen gekommen. Zu einem grossen Skandal kam es auf einer Versamm-

*) Der Entwurf ist in der Volksabstimmung abgelehnt worden. Die Schriftleitung.

lung in Dorpat, wo der jetzige Staatsälteste Tõnisson für den Parlamentsentwurf sprach. Mitten in seiner Rede wurde er durch einen wüsten Lärm unterbrochen, wobei sogar Schüsse aus Platzpatronen abgegeben wurden. Aus Anlass dieses Zwischenfalles ist über Stadt und Kreis der Schutzzustand verhängt worden und sind der Präfekt und sein Gehilfe ihrer Ämter entsetzt worden. Auch ist der Dorpater Verband der Freiheitskämpfer in diesem Zusammenhang von der Regierung aufgelöst worden. Ob diese Massnahme zweckentsprechend ist, darf wohl bezweifelt werden. Sehr zu bedauern ist es aber, dass Kreise der Freiheitskämpfer sich zu diesem Exzess in Dorpat haben hinreissen lassen, während sie sonst bisher immer sehr diszipliniert aufgetreten sind.

Dorpat, 7. Juni 1933 *Leo von Middendorff*

DEUTSCHES REICH

Fortgang des ständischen Aufbaues

Der innere Neubau des Reiches schreitet weiter fort. Durch die feierliche Vereidigung der Reichsstatthalter ist eine neue Klammer zwischen Reich und Ländern organisch in den deutschen Staatsaufbau eingefügt und mit ihr die Möglichkeit einer einheitlichen Reichspolitik geschaffen.

Hand in Hand mit dem staatlichen Neubau geht die ständische Neugliederung des Volkes. Zu allererst wurde die Landwirtschaft mit ihren wirtschaftspolitischen Verbänden und Genossenschaften sowie dem Landwirtschaftsrat, der bisherigen obersten Berufsvertretung der Landwirtschaft, einheitlich zusammengefasst. Wenige Tage darauf tagte der erste deutsche Angestellten-Kongress, der die Angestelltenschaft statt in bisher ca. 100 Verbänden in 9 grossen Gruppen einheitlich umfasste. Wieder einige Tage später trat erstmalig der grosse Arbeitskonvent der deutschen Arbeitsfront zusammen, der die Grundlinien der künftigen Berufsausbildung, Sozial- und Lohnpolitik guthiess.

Zur vorläufigen Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen ist von der Reichsregierung ein Gesetz über Treuhänder der Arbeit verabschiedet worden. Ihm zufolge ernennt der Reichskanzler auf Vorschlag und im Einvernehmen mit den Landesregierungen für grössere Wirtschaftsgebiete Treuhänder der Arbeit, die bis zur Neuordnung der Sozialverfassung Lohn- und Arbeitsbedingungen

rechtsverbindlich regeln. Nach dem vollständigen Aufbau einer berufsständischen Wirtschafts- und Arbeitsverfassung sollen diese Aufgaben von den Berufsverbänden übernommen werden.

Hand in Hand mit dem Aufbau ständischer Lebensformen geht der Abbau der vielfältigen Kampfformationen mit nationalsozialistischem Parteicharakter, die entweder ganz aufgelöst werden oder als Kerntruppe innerhalb der neuen Ordnung erhalten bleiben. Ihre Aufgabe besteht jetzt darin, die Neuorganisation zu verlebendigen.

Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit

Die ständische Neuordnung hat ihre Form in vielerlei Beziehung im Hinblick auf die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit gefunden, wie überhaupt das Arbeitsbeschaffungsproblem im Mittelpunkt der innerpolitischen Bemühungen der Reichsregierung steht. Wohl ist die Arbeitslosigkeit seit dem Höchststand im vergangenen Winter bereits wesentlich — um 800 000 Arbeitslose — gesunken, die Zahl der Beschäftigten hat sogar noch stärker — um 1,2 Millionen — zugenommen. Immerhin werden noch immer über 5 Millionen Arbeitslose gezählt. Durch die Anfang Juni veröffentlichten grossen Arbeitsprojekte soll einem wesentlichen Teil dieser Arbeitslosen direkt und durch die daraus resultierende Wirtschaftsankurbelung einem noch grösseren Prozentsatz indirekt Arbeit verschafft werden.

Der Reichsminister der Finanzen ist durch einmütigen Beschluss des Kabinetts ermächtigt worden, Arbeits-Schatzanweisungen im Gesamtbetrage bis zu einer Milliarde Reichsmark zwecks Förderung von Instandsetzungs- und Ergänzungsarbeiten an öffentlichen und privaten Gebäuden, ferner für Standrandsiedlungen, landwirtschaftliche Siedlungen, Flussregulierungen, Gas-, Wasser- und Elektrizitätsversorgung, Tiefbauarbeiten und Sachleistungen an Hilfsbedürftige auszugeben. Das Arbeitsbeschaffungsgesetz enthält ferner Bestimmungen über Steuerfreiheit für Ersatzbeschaffungen, über eine freiwillige Spende zur Förderung der nationalen Arbeit, über die Überführung weiblicher Arbeitskräfte in die Hauswirtschaft und über die Bereitstellung von Ehestandsbeihilfen und Ehestandsdarlehen. Darüber hinaus wird ein umfassendes Bauprogramm im Wohnungs- und Strassenbau und eine nachhaltige staatliche Förderung von zusätzlicher Produktion angeregt. Eine

Kommission unter der Führung des Reichsbankpräsidenten ist autoritativ bevollmächtigt, alle den Geld- und Kapitalmarkt betreffenden Angelegenheiten zu regeln und zu überwachen.

Durch das Gesetz werden bereits in den nächsten Wochen ca. 400000 Arbeitslose beim Strassenbau beschäftigt werden können. Die grossen Auswirkungen, die die Arbeitsbeschaffung auf den übrigen Gebieten haben wird, lassen sich im einzelnen noch nicht zahlenmässig festlegen, doch erwartet man von ihnen eine umfassende Erleichterung der Arbeitsmarktlage.

Das gleichfalls im Reichskabinett verabschiedete Gesetz zur Regelung der landwirtschaftlichen Schuldenverhältnisse bringt eine grundlegende Neugestaltung des landwirtschaftlichen Kreditwesens und erleichtert die Zinsenlast der Landwirtschaft um ein beträchtliches. Auch dieses Gesetz wird indirekt zu einer Entlastung des Arbeitsmarktes beitragen.

Auf dem Wege zur Arbeitsdienstpflicht

In die Berichtszeit fällt die Ausgestaltung der Richtlinien für die kommende Arbeitsdienstpflicht. Am 1. Oktober soll der freiwillige Arbeitsdienst in seiner bisherigen Form liquidiert werden und bis Ende des Jahres nach der bisherigen Methode ein staatlicher Arbeitsdienst mit 120000 Mann durchgeführt werden. Mit dem Januar 1934 wird dann die Arbeitsdienstpflicht einsetzen. Zunächst soll ein halber Jahrgang für den Zeitraum von 6 Monaten eingezogen werden. Nach Ablauf dieser Frist wird die zweite Hälfte des Jahrgangs für die restlichen 6 Monate einberufen, der weitere Ausbau soll dann zur einjährigen Arbeitsdienstpflicht führen. Man rechnet damit, dass ein Jahrgang Arbeitsdienstpflichtiger durchschnittlich 600000 Mann stark sein wird. Die Ausbildung soll neben 6 Stunden täglicher produktiver Arbeit noch etwa 3 Stunden geistiger und körperlicher Ertüchtigung der Dienstpflichtigen umfassen. Der Umfang der Arbeiten — in erster Linie landwirtschaftliche Kultivierungsarbeiten und ähnliche Arbeitszweige — soll im Jahresdurchschnitt 85 Millionen Tagewerke betragen.

Der Kampf um die Kirche

Schreitet auf dem Gebiet der sozialen Neuordnung und der Arbeitsbeschaffung das Reformwerk rüstig fort, so setzt sich die neue Ordnung auf geistigem Gebiet langsamer und unter schweren

Erschütterungen durch. Der Kirchenkonflikt ist erneut in ein akutes Stadium getreten. Der Plan, die evangelischen Landeskirchen zu einer lutherischen und einer reformierten Kirche zusammenzufassen, hat sich nicht verwirklichen lassen. Das Schwergewicht der Uniierten hat sich als so stark erwiesen, dass ihnen innerhalb der kirchenreformatorischen Bestrebungen nach wie vor eine wesentliche Bedeutung zukommt. Jede der drei Gruppen hatte einen Vertreter in ein Gremium entsandt, das in Zusammenarbeit mit dem Beauftragten des Reichskanzlers und Schirmherrn der Deutschen Christen, Wehrkreispfarrer Müller, die Grundzüge für die künftige Verfassung der deutschen evangelischen Kirche ausarbeiten sollte. In mehrwöchigen Beratungen, die in Loccum bei Hannover stattfanden, sind die Grundzüge der neuen Kirchenverfassung festgelegt worden. An der Spitze der evangelischen Kirche steht ein lutherischer Reichsbischof. Ihm tritt ein geistliches Ministerium zur Seite, wobei das reformierte Mitglied dieses Ministeriums in allen Fragen des Bekenntnisses zu selbständigem Handeln berechtigt ist. Die Mitwirkung bei der Gesetzgebung und der Bestellung der Kirchenleitung liegt einer deutschen Nationalsynode ob, die zum Teil durch Wahl, zum Teil durch Berufung eines Kreises von Persönlichkeiten gebildet wird, die sich im kirchlichen Leben hervorragend bewährt haben. Die im deutschen evangelischen Volkstum lebendigen Kräfte der inneren Mission, der Elternbünde, der Jugend, des evangelischen Auslanddeutschtums usw. nehmen in beratenden Kammern an der Arbeit der Kirche teil. Die Landeskirchen werden ausdrücklich anerkannt, wenn auch die räumliche Zersplitterung des deutschen Protestantismus beseitigt werden soll. Als unantastbare Grundlage der kirchlichen Verfassung wird das Bekenntnis ausdrücklich festgestellt.

Um das Recht zur Benennung des Reichsbischofs und um seine Person ist der Kampf zwischen den Deutschen Christen und den übrigen Gruppen der evangelischen Kirche neu entbrannt. Die Deutschen Christen trachten danach, den Reichsbischof durch das gesamte Kirchenvolk wählen zu lassen und haben als unverrückbare Kandidatur für den Posten des Bischofs Wehrkreispfarrer Müller aufgestellt. Die übrigen evangelischen Gruppen sind der Ansicht, dass eine Wahl nach demokratischen Prinzipien weder dem Geist der neuen Verfassung, noch der augenblicklichen Situa-

tion angemessen sei und haben den Pastor D. von Bodelschwingh durch die im Amt befindliche Kirchenleitung zum Reichsbischof designiert. Die Forderung, dass die Gestalt der Kirche nur vom Glauben her ihre neue Form gewinnen soll, wird von beiden Parteien anerkannt. Die Gegensätze beginnen dort, wo es darum geht, den Glauben und das Bekennen entweder aus der Gemeinschaft der Gläubigen, d. h. aus der Kirchengemeinde, oder aus der politischen Gemeinschaft des Volkes erwachsen zu lassen. Der Ausgang des Konflikts lässt sich noch nicht übersehen. Die Tendenzen zur Herausstellung einer völkisch betonten Nationalkirche sind in letzter Zeit sehr stark geworden.

Aussenpolitik und Transferkrise

Angesichts der drängenden Aufgaben, die auf dem Gebiet der inneren Politik einer Lösung harren, mehren sich im Deutschen Reich die Stimmen, die einer Passivität der deutschen Aussenpolitik das Wort reden und sich um die Darlegung bemühen, dass gegenüber dem oft betonten Primat der Aussenpolitik in Zeiten der Neugestaltung innerpolitischen Lebens die Innenpolitik den natürlichen Vorrang beanspruchen müsse, zumal Deutschland die einzige wesentliche Aufgabe einer auswärtigen Politik, die Überwindung von Versailles, erst nach Vollendung seines inneren Neubaues in Angriff nehmen könne. Der Ablauf der Beziehungen Deutschlands zu den grossen Mächten hat im Verlauf des letzten Monats diese Überlegungen ad absurdum geführt.

Die bevorstehende Weltwirtschaftskonferenz ist von deutscher Seite zum Anlass genommen worden, die in den letzten Monaten immer dringlicher gewordene Transferfrage aufzuwerfen. Um ein Moratorium und eine Zinssenkung für die deutschen Auslandsschulden zu vermeiden, sah sich Reichsbankpräsident Dr. Schacht genötigt, den in Berlin versammelten Vertretern der deutschen Auslandgläubiger eine Reihe von Vorschlägen zu machen, die darauf hinausliefen, die Transferkrise zu beseitigen. Der Ursprung dieser Krise leitet sich aus den Reparationszahlungen her. Die Reparationen sollten nach dem Willen der Väter des Versailler Vertrages durch Steigerung des deutschen Exports möglich werden. Gegen einen deutschen Exportüberschuss machte sich aber schon frühzeitig der Widerstand der ausländischen Industrien geltend. Da die Reparationszahlungen trotzdem weiter geleistet werden

sollten, blieb kein anderes Mittel, als die Gelder, die durch Auslandkredite hereinkamen, zur Bezahlung der Reparationen zu verwenden. Von den rund 20 Milliarden Mark Auslandkrediten sind reichlich die Hälfte für Reparationszahlungen verwendet worden. Als nach der amerikanischen Oktoberkrise des Jahres 1929 keine Anleihen mehr nach Deutschland flossen, musste dieses System zu einer fortwährenden Schwächung des deutschen Devisenvorrates führen. Nach dem Zusammenbruch der Österreichischen Creditanstalt im Mai 1931 sah Deutschland sich veranlasst, die Devisenzwangswirtschaft einzuführen. Dadurch wurde die Mark stabil erhalten, eine Regulierung des Geld- und Devisenmarktes durch eine elastische Reichsbankpolitik war aber in dem Augenblick nicht mehr möglich, in dem der wesentliche Teil der Devisenreserven aufgebraucht war. Die Entlastung von den Reparationszahlungen brachte aus diesem Grunde nicht die gewünschte Erholung, zumal die deutschen Schuldner in den letzten Jahren in Erfüllung ihrer Verpflichtungen an Zinsen und Rückzahlungen nicht weniger als 10 Milliarden Reichsmark an das Ausland abgeführt haben. Dieser Aderlass hat naturgemäss zu einer starken Dezimierung der Gold- und Devisenreserven der Reichsbank geführt.

Die Unfähigkeit der Reichsbank, die zur Transferierung der Anleihezahlungen an das Ausland erforderlichen Devisen zur Verfügung zu stellen, ist somit eine Folge der ungünstigen Entwicklung des deutschen Aussenhandels. Um den Zinsen- und Tilgungsdienst leisten zu können, muss Deutschland 1,2 bis 1,5 Milliarden jährlich in Devisen zur Verfügung stellen. Deutschland müsste also aus der Handelsbilanz monatlich einen Ausfuhrüberschuss von 80 bis 90 Mill. RMark erzielen. In den ersten Monaten des laufenden Jahres erreichte der Aussenhandelsüberschuss durchschnittlich weniger als 40 Mill. RMark.

Entscheidungen über die künftige Gestaltung des Transferproblems sind zurzeit noch nicht getroffen. Nach Lage der Dinge kann es sich aber nur darum handeln, entweder dem deutschen Export neue Absatzmöglichkeiten zu schaffen, oder die fälligen Zahlungen an das Ausland in Deutschland und in Reichsmark zu leisten.

rankreich im Angriff

Die wesentlichen Verhandlungen auf der Genfer Abrüstungskonferenz sind wieder einmal bis zum Juli vertagt worden. In der

Behandlung der Abrüstungsfrage ist man nicht einen Schritt vorwärts gekommen. Die französische Verschleppungstaktik, der es darauf ankommt, das neue Deutschland um jeden möglichen internationalen Erfolg bei der Behandlung des Abrüstungsproblems zu bringen, hat sich bewährt. Der Kampf zwischen der französischen Delegation, die die militärische Machtstellung ihres Landes uneingeschränkt aufrecht zu erhalten bestrebt ist, und dem Präsidenten der Abrüstungskonferenz Henderson, der bis zum Beginn der Weltwirtschaftskonferenz am 12. Juni einen sichtbaren Erfolg der seit nunmehr 17 Monaten tagenden Genfer Versammlung aufzuweisen bestrebt ist, wurde bisher auf dem Rücken Deutschlands ausgetragen, wobei französischerseits die bekannte Taktik angewandt wurde, die Beratungen solange zu verzögern, bis in einem günstigen Moment die Schuld an der Verschleppung der Abrüstung der deutschen Gleichberechtigungsforderung zugeschoben werden konnte. Dass diesen französischen Bestrebungen von Anfang an verantwortliche Persönlichkeiten des englischen Kabinetts nach Kräften sekundierten, kennzeichnet die internationale Situation. Die grosse aussenpolitische Rede des Reichskanzlers am 17. Mai und die anschliessende Erklärung Nadolnys, dass die deutsche Regierung bereit sei, den englischen Abrüstungsentwurf nicht nur als Verhandlungsgrundlage, sondern als Grundlage für die abzuschliessende Konvention anzunehmen, schlug Deutschlands Gegnern zwar für einige Zeit die Waffen aus der Hand, doch bereits nach einer Woche erklärte Paul-Boncour dem Sinn nach eindeutig, dass die alte Tardieu-These: „Erst Sicherheit, dann vielleicht Abrüstung" aufrechterhalten bleiben müsse. Nach der ersten Lesung des englischen Konventions-Entwurfs sind die öffentlichen Verhandlungen in Genf bis zum Juli vertagt worden. Frankreich hat auch in dieser Etappe der Abrüstungskonferenz sein Ziel erreicht: seine militärische und rüstungspolitische Vormachtstellung ist nicht angetastet worden. Demgegenüber wollen einzelne französche Schlappen, wie die Ablehnung des Versuchs, die deutsche Hilfspolizei als militärischen Verband hinzustellen, nicht viel besagen.

Wien — Berlin

Nicht zuletzt auf französischen Einfluss sind auch jene Schwierigkeiten zurückzuführen, die sich zwischen Österreich und Deutschland ergeben haben. Der Nationalsozialismus hat in Deutsch-

Österreich im letzten Jahr einen beispiellosen Siegeszug hinter sich. Im Mai 1932 wurde der Wiener Gemeinderat neu gewählt, und die zum erstenmal kandidierenden Nationalsozialisten erhielten 20% aller Stimmen und 15 Mandate. Die steirischen Heimwehren schlossen sich den Nationalsozialisten an. Die Innsbrucker Gemeinderatswahlen, die bald darauf stattfanden, sahen bereits 41% aller Wähler auf Seiten der Nationalsozialisten, die zur stärksten Partei geworden waren. Die christlich-sozialen Kreise Österreichs und die restlichen Teile der Heimwehr sahen dieser Entwicklung einmal aus finanzpolitischen, dann aber auch aus innerpolitischen Gründen mit Besorgnis zu. In Österreich begann die Angst vor dem Anschluss und der Kampf gegen ihn. Die Grossdeutsche Partei zog daraus die Folgerung, sich den Nationalsozialisten anzuschliessen. Die übrigen bisherigen Verfechter des Anschlussgedankens wurden jedoch zu Anschlussfeinden. Das Österreichertum wurde gegen den grossdeutschen Gedanken mobil gemacht. Ein Uniformverbot betraf im wesentlichen die Nationalsozialisten, Presse- und Versammlungsverbote suchten ihre Agitation lahmzulegen. Der Besuch deutscher Länderminister anlässlich eines Juristentages in Wien wurde offiziell und ausdrücklich als unerwünscht bezeichnet, der Reichsjustizkommissar und bayrische Justizminister Dr. Frank im Anschluss daran aus Österreich ausgewiesen. Der Empfang deutscher Rundfunksendungen wurde der österreichischen Beamtenschaft und dem Militär verboten. Deutscherseits wurden diese gehäuften Unfreundlichkeiten mit Massnahmen erwidert, die praktisch einer Grenzsperre gegen Österreich gleichkommen und den österreichischen Fremdenverkehr völlig lahm zu legen drohen.

Der Kampf steht zurzeit. Man kann sich aber keiner Täuschug darüber hingeben, dass die nationalsozialistische Welle in Österreich ebenso im Wachsen begriffen ist, wie in Danzig, wo die Christlich-Sozialistische Arbeitsgemeinschaft, deren Programm nationalsozialistisches Gedankengut enthält, bei ihrem ersten Auftreten anlässlich der Stadtverordnetenwahlen 49% aller Stimmen erhielt. Der Geist der deutschen Erneuerung wirkt über die Grenzpfähle von Versailles hinaus und durchdringt als revolutionäres Prinzip selbst andere nationale Staaten. Damit entsteht die unabweisliche Forderung nach einer neuen Form des Zusammenlebens der Nationen. Der Reichskanzler hat dieser Tatsache in seiner Reichstagsrede, Vizekanzler von Papen hat ihr anlässlich der

volksdeutschen Tagung auf der Iburg Ausbruck gegeben. Die Frage ist gestellt, mit dem deutschen Volk wartet Europa auf Antwort.

Berlin, 7. Juni 1933 *Harald Nietz*

UMSCHAU

Einheitsfront

Jeder Feind unserer deutschbaltischen Volksgruppe soll sich jederzeit über eines im klaren sein: unser einheitliches Vorgehn nach aussen werden wir uns zu erhalten wissen. Wie wir in den Wahlkämpfen der vergangenen Jahre nur dank unserer disziplinierten Geschlossenheit Erfolg gehabt haben, so wird auch in Zukunft nichts unsere Abwehrfront erschüttern.

Zur Aufrechterhaltung einer Einheitsfront gehört es sich, dass Trennen des zurückgestellt, Gemeinsames betont wird. Je mehr wir gemeinsam haben, desto stärker ist unsere Volksgruppe. Was verbindet uns heute, was soll uns verbinden?

Politischer Druck, dem wir ausgesetzt sind, lässt uns stets daran denken, dass wir das gleiche Schicksal haben: Deutsche zu sein, deren kulturelle, wirtschaftliche und politische Stellung gefährdet ist. Man wird sagen dürfen, dass wir in der Defensive einmütig sind.

Die Meinungsverschiedenheiten setzen dort ein, wo wir unsere positive baltische Aufgabe erkennen und beschreiben wollen. Jede Aufstellung, die einem politischen Glaubenssatz entspringt, ist einseitig. Hier liegt die politische Bedeutung der Weltanschauung. Die eigentliche Schwierigkeit besteht darin, dass wir uns vor verbindlichen Forderungen, die über Allgemeinheiten hinausgehen, scheuen, weil wir damit die Einheit unserer vielgestaltigen Volksgruppe zu gefährden fürchten. Andrerseits aber: der Einsatz der jungen Generation ist nur dann zu gewinnen, wenn sie die Unerbittlichkeit, den Glaubenscharakter einer Forderung spürt. Es ist völlig vergeblich, heute mit weltanschaulichem Relativismus eine aktive Jugend politisch führen, an eine grosse Aufgabe binden zu wollen.

Damit ist ein Problem gegeben, das nur auf dem Hintergrund der geistigen Lage unserer Zeit verständlich wird — einer Zeit, die sich von der vorausgegangenen Epoche durch den neuen Rang des Weltanschaulichen unterscheidet.

So wenig eine geistige Diktatur für uns in Rede steht, so sicher scheint es uns, dass der Versuch einer stärkeren Durchdringung unserer Volksgenossenschaft mit einer richtunggebenden politischen Gesinnung gemacht werden muss. Erst dann werden wir eine Einheitsfront haben, die nicht nur in der Abwehrfunktion vorhanden ist, sondern auch die Belastung durch eine verbindliche Ausrichtung des ganzen deutschbaltischen politischen Willens tragen kann. *R. W.*

Abkehr vom „anationalen Staat"!

Eine reichsdeutsche Stimme

In der „Rigaschen Rundschau" vom 1. Juni d. J. hat Professor Dr. K. Stavenhagen über die notwendige „Abkehr vom nationalstaatlichen Prinzip" geschrieben und dabei die Rede des Herrn von Papen zur Grenzlandtagung des VDA auf der

Iburg für die sogenannte „baltische Theorie“ vom „anationalen Staat“ ins Feld zu führen gesucht. Als Reichsdeutscher, der von der Notwendigkeit deutscher Volkstumspolitik unabhängig vom deutschen Staat und über den deutschen Staat hinaus durchdrungen ist, fühle ich mich verpflichtet, auf wichtige Unterschiede hinzuweisen zwischen der von Prof. Stavenhagen vielfach glänzend formulierten Theorie vom „anationalen Staat“ und den Vorstellungen von einer deutschen Volkstumspolitik, wie sie in der jungen Generation Deutschlands lebendig sind und wohl auch in der Iburger Rede des Herrn von Papen Ausdruck fanden.

Die Theorie vom „anationalen Staat“ erscheint als zumindest unzeitgemäss im tiefsten Sinne, und zwar nicht nur von einem engen reichsdeutschen Staatsdenken der vergangenen Zeit aus. Diese Theorie ist zweifellos einseitig von den Bedürfnissen der nationalen „Minderheit“ aus gedacht und nicht von den Notwendigkeiten der werdenden Gesamtnation. Das deutsche Mutterland ist heute an die Lösung einer lange versäumten Aufgabe gegangen, einen sehr grossen Teil seiner deutschen Bewohner der Nation zu gewinnen, und braucht dazu, anders als die im Volkstumskampf der Grenze längst national erprobten deutschen Volksgruppen des Auslandes, den harten und machtvollen nationalen Staat. Niemand kann im übrigen übersehen, dass die im Volkstumskampf des Aussendeutschtums erwachsenen Werte und Anschauungen an dem geistigen Aufbau dieses nationalen Staates mitbeteiligt sind. Unterscheidet er sich doch vor allem dadurch vom bisher vorherrschenden westlich-demokratischen Nationalstaat, dass er die Eigenart fremden Volkstums unbedingt achten will. In diesem Sinn allein konnte Herr von Papen von der „Überwindung des Nationalstaatsgedankens“ sprechen, womit eben der assimilierende, liberal-demokratische des europäischen Westens gemeint ist, niemals aber im Sinne eines anationalen Staates. Denn die Nation ist heute die Kraft, auf die allein sich „Staat“ gründen kann, nachdem Königtum und Adel und zuletzt das Bürgertum als Träger des Staates — nicht am wenigsten vom liberalen Denken einer vergangenen Zeit — für Deutschland wie für viele andere Länder zerstört worden sind. Niemand sonst ist da, dem „anationalen Staat“ Macht zu verleihen, ohne die auch das Recht in dieser Welt nicht leben wird. Deutschland verdankt das Versailler Friedensdiktat nicht zuletzt dem blinden Vertrauen der Deutschen auf das Recht, das sich schon von selbst durchsetzen werde und müsse, einem tief eingewurzelten nationalen Irrtum, und nicht weniger der Schicksalslast, dass sein Staat in dem Völkersturm des Weltkrieges nicht von der ganzen Nation getragen wurde.

Von Moeller van den Bruck stammt das Wort: „Wir müssen die Kraft haben, in Spannungen zu leben.“ Das gilt auch von der Spannung zwischen staatsgesichertem und staatsgeprägtem Volkstum und einem der nationalen Staatlichkeit entbehrenden „autonomen“ Volkstum, die dem deutschen Gesamtvolk vom Schicksal aufgetragen ist, ohne die Möglichkeit einer restlosen Überwindung. Erzieherische Wechselwirkung soll die wertvolle Frucht dieser Spannung sein. Diese wird aber zerstört, wenn eine im Kampf aussendeutscher Volksgruppen mit dem westlichen Nationalstaatsgedanken entstandene radikale Theorie Allgemeinheitsansprüche erhebt. Mit dieser Theorie vom „anationalen Staat“ kann dem Gedanken einer Volkstumspolitik über den Staat hinaus im heutigen Deutschland nur der schlechteste Dienst erwiesen werden. Der „ana-

tionale Staat" würde uns unsere nationale Unzufriedenheit mit den Versailler Grenzziehungen nehmen können und unsere nationalen Lebens- und Machtansprüche, die sich gegen ein ungerechtes Friedensdiktat des Hasses richten, bagatellisieren. Er verneint das tragende Prinzip des wiedererstarkenden Deutschlands. Denn das deutsche Recht auf Lebensraum ist immer auch eine Machtfrage und kann heute nur von der Macht eines nationalen deutschen Staates erkämpft werden.

Die Theorie vom „anationalen Staat" kann aber auch in keiner Weise als „balsche Theorie" schlechthin bezeichnet werden. Es sei an baltische Volkstumspolitiker wie M. H. Boehm erinnert, der in seinem Werk „Das eigenständige Volk" einer radikalen und absoluten Volksgruppenpolitik ihre Grenzen gewiesen hat, und an W. Hasselblatt, der z. B. in einem Königsberger Vortrag über „Nationalismus und Staatspolitik" (1931) die Aufgabe der staatlichen Wiedererstarkung Deutschlands durch die Nation anerkannteund die Aufgabe der Nationalitätenbewegung ausdrücklich dahin begrenzte, das Bild der „Inkongruenz von Staat und Volkstum" lebendig zu erhalten, also nicht einen besonderen Staatsgedanken der Minderheiten zu schaffen. Auch das vorige Heft der „Baltischen Monatshefte" zeigte in feinen Formulierungen über „Dreierlei Nationalgefühl", dass wir nicht zwischen westlichem Nationalstaat und anationalem Staat zu wählen haben. Auch nach der im vorigen Heft dieser Zeitschrift vertretenen baltischen Ansicht müssen wir über die genannte Alternative hinauskommen — zu einer ohne nationalen Imperialismus auf Recht und gegenseitige Achtung begründeten Gemeinschaft von Völkern und Staaten in Mitteleuropa, deren Vorkämpfer und Garant ein wiedererstarkter nationaler Staat der Deutschen ist.

Das Schicksal verlangt eine gemeinsame kultur- und weltpolitische Ausrichtung aller mitteleuropäischen Völker und Staatlichkeiten. Sie ist also ebenso die Aufgabe der nationalen Staaten in Deutschlands Nachbarschaft. Eine solche gemeinsame Ausrichtung lag z. B. für das Baltikum in der Zeit des Deutsche, Letten und Esten verbindenden Abwehrkampfes gegen den Bolschewismus bereits vor. Heute sollte sie wiederentstehen in der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Erneuerung der mit uns schicksalsverflochtenen Völker Mitteleuropas. Es scheint an der Zeit, auf die Doktrin vom „anationalen Staat" Verzicht zu leisten.

Heinrich Schaudinn

Minderheiten, Judenfrage und das neue Deutschland

Max Hildebert Boehm schreibt hierzu im „Ring" (28. April 1933) u. a.: „Im Ausland, und insbesondere auch in ausländischen Kreisen, die dem Deutschtum und namentlich auch den deutschen Minderheitsgruppen bislang mit Wohlwollen gegenüberstanden, wird die Auffassung laut, die gegenwärtige Politik des Reiches gegenüber den jüdischen Bevölkerungsteilen nähme uns die Möglichkeit, in der bisherigen Weise vor internationalem Forum als Anwalt der Minderheitenrechte überhaupt, und insbesondere auch der deutschen Volksgruppeninteressen im Ausland, aufzutreten." Im Zusammenhang mit einer Analyse des ganzen Problems weist Boehm im Sinne der von ihm seit Jahren vertretenen konservativen Einstellung auf die Notwendigkeit einer Überprüfung der bisherigen deutschen Minderheitenpolitik hin und bemerkt zur Judenfrage am Schluss: „So zeigt es sich, dass die enge Verbindung, die jetzt die deutschfeindliche Propaganda

zwischen der Judenfrage und dem deutschen Minderheitenproblem zum Zwecke der Herabsetzung des deutschen Rufes in der Welt zu stiften sucht, grossenteils auf einem Verfahren beruht, das die Logiker „Erschleichung" nennen... Wenn also uns vorgeworfen wird, die Ausnahmebehandlung, die unter anderem auch die deutschen Juden im Übergang von einer liberalistischen zu einer nationalsozialistischen Volksordnung im heutigen Deutschland trifft, machten uns unfähig, für den Schutz bedrohten Volkstums im Auslande einzutreten, dann richten wir an die deutschen Juden die Gegenfrage: Könnt und wollt ihr euch als eine Volksgruppe eigenen Stammes und eigener Art vom deutschen Volk trennen? Sucht ihr tragbare Formen, um im Deutschen Reich eurem vom unserigen verschiedenen Volkstum artgerecht und traditionsgetreu leben zu können? Dann, aber erst dann beginnt zwischen uns ein neues Gespräch, an dem auch unsere deutschen Volksgruppen im Ausland beteiligt sind. Vorher können wir die Tragik eurer Sonderlage von Fall zu Fall mit so viel Verständnis und Mitgefühl anerkennen, wie der einzelne dazu aufzubringen vermag. Wir verbitten uns aber ein rabulistisches Verfahren, das uns als Sachwalter echter Volksgruppenpolitik auf die in Wahrheit entgegengesetzten Interessen des Assimilationsjudentums festlegen will. Wenn das Judentum im Reich Volksgruppenrechte beansprucht, um die im Rahmen der Minderheitenfrage gekämpft wird, soll es diese Forderung anmelden. Es wird sich dann freilich schlüssig werden müssen, auf welcher Schulter es fortan das Wasser tragen will. Echte Volksgruppeninteressen aber und kritiklose Verehrung einer liberalen Toleranzpolitik sind nie miteinander identisch gewesen."

Berliner Monatshefte

herausg. von Dr. h. c. Alfred von Wegerer. 11. Jahrg. 1933. Quaderverlag G. m. b. H. Berlin W 15.

Das Maiheft bringt u. a. einen Aufsatz des ehemaligen österreichischen Gesandten in Belgrad v. Giesl: „Konnte die Annahme der serbischen Antwortnote den Ausbruch des Weltkrieges verhindern?", der ein Reihe wertvoller neuer Einzelheiten zur Beurteilung der Vorgänge, die zum Ausbruch des Weltkrieges führten, enthält. Nach Ansicht des Verf. wäre ein Krieg zwischen Österreich und Serbien vermieden worden, wenn der russische Gesandte in Belgrad, N. v. Hartwig, an sich ein fanatischer Feind Österreichs, während der kritischen Tage noch am Leben gewesen wäre (H. starb bekanntlich am 10. Juli am Herzschlage in der Wohnung Giesls). „Hartwig ... hielt die serbische Armee nach den Balkankriegen sowohl nach Menschen als auch nach Kriegsmaterial für erschöpft und unfähig, den Kampf mit Österreich-Ungarn aufzunehmen, zumal er dessen Heer sehr hoch einschätzte und Russland ... zu diesem Zeitpunkte noch nicht für genügend gerüstet hielt, um Serbien erfolgreich Waffenhilfe zu leisten. Nach dem Morde in Sarajevo, der Hartwig zu sehr ungelegener Zeit kam, war es ihm klar, dass Serbien jede von Österreich-Ungarn verlangte Genugtuung zu leisten, seine Kräfte zu sammeln und für die Zeit aufzusparen hatte, wo Russland selbst zum Entscheidungskampfe mit dem Rivalen antrat. Und Hartwig war der Mann, um Serbien seinen Willen aufzuzwingen und demselben auch in St. Petersburg Geltung zu verschaffen". — Von besonderer Wichtigkeit dürfte sein, dass aus den Mitteilungen Giesls über die Vorgänge am Nachmittag des 25. Juli – um 6 Uhr wurde ihm die

serbische Antwortnote überreicht — klar hervorgeht, dass Serbien schon v o r der Überreichung seiner Note mit einem kriegerischen Vorgehen Oesterreichs gegen Serbien gerechnet hat und der Unterstützung Russlands sicher war.

Sehr interessant ist ein Briefwechsel zwischen dem russischen Botschafter in Berlin, dem Grafen Osten-Sacken, und dem russischen Aussenminister Grafen Muraviev aus dem Jahre 1898, der in demselben Heft in deutscher Übersetzung veröffentlicht wird (die russischen Originalbriefe sind im 56. Band des „Krasnij Archiv" erschienen). Die Betrachtungen des Botschafters und des Ministers bestätigen die Berechtigung der von der deutschen Regierung gehegten Befürchtung, dass eine allzu enge Anlehnung an England die Gefahr eines Krieges mit Russland zur Folge haben könnte. *W. W.*

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Heinrich Bosse, Der livländische Bauer am Ausgang der Ordenszeit. Mitteilungen aus der livl. Geschichte, hrsg. von der Gesellschaft f. Gesch. u. Alt. zu Riga. Band 24, 4. H. 281—511. Riga 1933. Kommissionsverlag von E. Bruhns.

Die literärische Produktion auf dem Gebiet der baltischen Agrargeschichte ist stark angewachsen. Seit etwas über einem Jahrzehnt erscheinen, neben vereinzelten Arbeiten deutscher Gelehrter, in steigendem Masse Schriften lettischer Autoren. Es finden sich darunter ernst zu nehmende Arbeiten. Dazwischen freilich fällt dem Leser mit wissenschaftlichen Ansprüchen an dieser Literatur (wenn man von gelegentlicher nackter Tendenz ganz absieht) Folgendes auf: eine eigentümliche Rückständigkeit des Urteils und der Betrachtungsweise, die dadurch bedingt ist, dass die Autoren sich von dem Einfluss der Schriften der Aufklärer vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrh. und des Panslavisten Juri Samarin nicht freimachen können, weiter ein stark verbreiteter, durch Mangel an Kritik gekennzeichneter Dilettantismus, der mit wenig Kenntnissen und ohne methodische Hemmungen die schwierigsten agrar- und rechtsgeschichtlichen Fragen behandelt, endlich eine gewisse Neigung, die geschichtliche Vergangenheit nach modernen Masstäben und heutigen Wünschen zu messen und zu beurteilen. So kommt es, dass Behauptungen aus dem Arsenal der Aufklärung oder der panslavistischen oder der sozialen Bewegung des 19. Jahrh., neuerdings auch des Nationalismus, immer wieder eindringende und solide Studien ersetzen müssen.

Erwähntermassen gibt es aber auch Arbeiten ernster zu nehmender Autoren, wie A. Švābe, J. Vīgrabs und M. Stepermanis, wenn auch lange nicht alle ihre Ausführungen der wissenschaftlichen Kritik standhalten, teilweise auch einige der oben erwähnten Schwächen zeigen. Doch haben z. B. A. Švābes Schriften, obwohl darin sehr vieles zu beanstanden ist, u. a. d a s Gute, dass sie uns, kurz ausgedrückt, in die Welt des Pagasts oder der Wacke führen, d. h. neben dem am meisten und am liebsten traktierten gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnis ausführlich die eigentlich bäuerlichen Zustände auseinandersetzen, die den deutschen Forscher bisher relativ wenig beschäftigt haben.

Anregungen und Materialien der zuletzt erwähnten Art haben nun auch in Bosses Buch, um diesen Punkt gleich vorwegzunehmen, ihren reichen Niederschlag gefunden, und besonders der die

lettische Literatur nicht beherrschende Leser wird nunmehr bei Bosse alles finden, wodurch sich das bäuerliche Dasein in Altlivland von demjenigen Deutschlands unterschieden, was es z. T. aus alten Zeiten als nationales Erbe durch die Jahrhunderte bewahrt hat.

Gegenstand der Darstellung sind die bäuerlichen Verhältnisse in Altlivland (d. h. dem jetzigen Lett- und Estland) im letzten halben Jahrhundert der livländischen Selbständigkeit, also ca. 1500—1561, wobei aber fast alle agrargeschichtlichen Einrichtungen bis zu ihrem ersten greifbaren Auftreten, also vielfach bis ins 13. Jahrhundert, zurückverfolgt werden. Auf Grund eines grossen gedruckten Urkundenmaterials und durch Erschliessung weiteren recht umfangreichen ungedruckten Materials aus den Archiven in Riga, Reval und Dorpat, unter Benutzung der in- und ausländischen Literatur, von der anscheinend nur wenig Hierhergehöriges vermisst wird, zwischen zahlreichen eignen Untersuchungen und Übernahme oder motivierter Ablehnung fremder Ansichten sucht die Darstellung ihren Weg zur Erkenntnis der geschichtlichen Wirklichkeit. Nur stellenweise wünschte man eine stärkere Konzentration des Stoffes. Dass schliesslich mehr Druckfehler stehengeblieben sind, als wir in unseren Büchern gewohnt sind, darf nicht übergangen werden.—

Zuerst werden in einer „Einführung", die durch ein nützliches kleines „agrarhistorisches Wörterbuch" auf S. VI—VIII ergänzt wird, die livländischen agrargeschichtlichen Grundbegriffe erläutert: Gesinde (Bauerhof), Wacke (bäuerlicher Abgabentermin und -bezirk, gleichbedeutend mit Pagast) und Haken (Steuer- resp. Landmass-Einheit). Darauf folgt die sehr eingehende und genaue Schilderung der Bauerverhältnisse in folgenden Abschnitten (denen man im Inhaltsverzeichnis freilich eine stärkere Auflockerung durch Stichworte mit Seitenangaben wünscht): soziale Gliederung, Hörigkeit, Rechtsleben, Leistungen. Ein sehr viel Vorarbeiten erfordernder Abschnitt über die allgemeinen kulturellen Zustände in der Bauerschaft, sowie die noch niemals im Zusammenhang untersuchte und dargestellte Landwirtschaftstechnik Altlivlands sind auch diesmal bei Seite gelassen.

Den Schluss bildet eine Gesamtbewertung S. 447 – 456. Daran schliesst sich ein Anhang über das altlivländische Landmass, den Haken, dessen 4—5 Arten bestimmt und in Hektar umgerechnet werden. Danach gab es Haken zu 6,25 oder 13 oder 39 oder 108 bezw. 101 oder 85 ha. Die hier zutage getretenen Berechnungsschwierigkeiten lassen verstehen, warum manche agrargeschichtliche Artikel sich bisher ohne genaue Vorstellung von den ehemals gebräuchlichen Landmassen beholfen haben, während die aufgezeigte aussserordentliche Verschiedenheit derselben abermals eine Warnung vor generellen Schlussfolgerungen bildet.

Eine Beilage enthält etwa 18 sehr willkommenene, bislang fast sämtlich ungedruckte Urkunden zur bäuerlichen Rechts- und Wirtschaftslage. Wegen der ausserordentlichen Armut von Quellen zu Rigas und auch Kurlands Haltung in der Läuflingsfrage sind die drei auf Kurland und auf Riga bezüglichen Urkunden von 1440, 1489 und 1491 besonders wichtig; umso ungerner vermisst man aber die beiden auf S. 367 bloss zitatweise angeführten Stücke von 1542 Februar und 1558 Apr. aus dem Rigaer Stadtarchiv.

Von den zitierten 5 Hauptabschnitten lässt keiner den Leser unbelehrt über den derzeitigen Forschungsstand in der deutschen wie in der lettischen diesbezüglichen Literatur, und bleibt eigentlich

keiner ohne irgend ein grösseres oder kleineres, mehr oder weniger wesentliches Neuergebnis in dieser oder jener strittigen oder doch ungelösten Frage, wobei manchmal mit Nutzen Parallelen aus Westfalen und Ostdeutschland herangezogen werden. M. M. n. war es dabei ein freilich unverschuldetes Missgeschick, dass H. Maybaums „Entstehung der Gutsherrschaft im nordwestl. Mecklenburg," 1926, ungenutzt blieb. — Einige Beispiele für Neues oder Neugesichertes: im Abschnitt „Soziale Gliederung" S. 339 ff. wird der so oft erwähnte „Einfüssling" (später auch hortulanus, „Parthöker") untersucht und sein Ursprung im mittelalterlichen Estland, sein ursprüngliches Wesen als das eines kleinen Randsiedlers auf unvermessenem Lande ausserhalb des Dorfes festgestellt. Im Kapitel „Hörigkeit" S. 365 ff. und im Schlussabschnitt wird auf der von A. v. Transehe geschaffenen Grundlage: Entstehung der Schollenpflichtigkeit aus bäuerlicher Verschuldung nach dem Grundsatz: „Rückgabe des entlaufenen Mannes, oder Bezahlung seiner Schuld" —*) an der Hand einer von A. Švābe herrührenden Ansicht weitergebaut, der eigentliche Grund zur immer weiteren Ausdehnung der prinzipiellen Bodenpflicht (auch ohne Verschuldung) im Streben der dienstpflichtigen Vasallen nach Sicherung der Ertragsfähigkeit ihrer mit Heerdienst belasteten Lehnsgüter gegen Verödung durch das Läuflingswesen gesucht, und der Abschluss dieser Entwickelung durch allmähliche Umstellung der Wirtschaft etwa seit der Wende des 15./16. Jahrh. erklärt.

Die Überlassung (Verkauf, Verleihung, Austausch) von Bauern ohne ihre Gesinde hält Bosse S. 377 ff. im Gegensatz zu A. Švābe, der solche Möglichkeit bestreitet, seit dem Anfang des 16. Jahrh. für erwiesen, wobei derartige Verkäufe nur mit, nicht gegen den Willen der Betreffenden (weil sie sonst ihren neuen Herren sofort wieder entlaufen wären) praktisch möglich gewesen sind, und nur ohne Trennung der Familien erfolgten.

Im Kapitel „Rechtsleben" gelangt Bosse inbezug auf die bäuerlichen Besitzrechte am Lande zu einem mehr positiven Schluss, als A. v. Transehe, während S. 393 ff. die von A. Švābe aufgestellte vermeintliche Zweiteilung des landischen Gerichts in ein Herren- und ein rein bäuerliches Dorfgericht widerlegt, und das Bestehen nur eines einzigen Bauergerichts unter Vorsitz des Grundherrn oder seines Beamten aufs neue erwiesen wird. Im Kapitel „Leistungen" wird in die ungeheure Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit der Bauerabgaben durch eine Übersicht über deren Arten wenigstens grössere Klarheit gebracht, aber auf S. 420 ff. die Frage der Entstehung und die Geschichte der bäuerlichen Fronarbeit in Livland vom 13.—16. Jahrh. und zwar aus Quellenmangel, leider kaum über den bisherigen Kenntnisstand hinausgebracht. Ein anfangs nur sehr langsames Ansteigen der Fronpflichten, unter grösster Verschiedenheit der örtlichen Verhältnisse, wird aufgezeigt: im 13. Jahrh. leistet ein Vollgesinde (Ganzhäker) 4 Arbeitstage im Jahr, Ende des 14. Jahrh. wird in Kurland ein Besitz von $9^1/_2$ Haken= 600 Lofstellen= 117 ha. von ganzen 23 Dörfern bestellt, doch Ende des 15. Jahrhunderts werden hier und da in

*) Hierbei ist ein äusserst charakteristisches Zeugnis über den engen Zusammenhang zwischen bäuerlicher Verschuldung und Schollenpflichtigkeit oder Erbuntertänigkeit von Bosse ungenutzt geblieben: 1415 verlangt der Ordensvogt zu Oberpahlen von Reval die Auslieferung oder die Schuldenbezahlung eines entwichenen Mannes, den er seinen „Schuldner und Erbmann" nennt (P. Johansen, Beiträge zur Kunde Estlands 14, 1928 S. 16 ff.)

Estland 9 Arbeitstage jährlich, und um 1550, ebenfalls in Estland und auch in Kurland, 6 Arbeitstage wöchentlich vom Ganzhäker (also 4½ bezw. 3 vom Halbhäker) gefordert. Vergleichshalber sei erwähnt, dass damals in Deutschland das Maximum 14 Arbeitstage im Jahr waren. Man sieht also, wie viel Fragen sich hier noch erheben.

In den ansteigenden Zahlen der Frontage aber drückt sich der von Bosse S. 385 ff. 420 ff. behandelte Wechsel des Wirtschaftssystems aus, der für die Hörigkeit der Bauern von entscheidender Bedeutung war: der Übergang von der patriarchalischen Grundherrschaft, bei welcher der Grundherr von den Abgaben seiner Gesindebauern existiert, zur kapitalistisch arbeitenden Gutsherrschaft, die z. T. mit Lohnknechten, aber hauptsächlich mit bäuerlicher Fronarbeit bewusst für den Markt produziert.

Dieser Wirtschaftssystemwechsel und seine Gründe gehören zu den kompliziertesten Fragen der Agrargeschichte, seitdem G. Knapps berühmte Theorie von der durch Änderungen der Kriegstechnik erzwungenen Umwandlung der beruflos gewordenen Ritter zu Landwirten von Max Lenz schon 1896 (in der Hist. Zeitschr. Bd. 71) in dieser Allgemeinheit für eine „Schnurre" erklärt, und für Livland von A. v. Transehe als unzutreffend und unannehmbar erwiesen worden ist.

In Altlivland erschliesst Bosse eine bewusst für den Auslandsmarkt gedachte Getreideproduktion aus den 1515 und wieder 1521, 1532, 1546 bezeugten Streitigkeiten der Harrisch-Wierischen (und stiftisch Dorpater) grossgrundbesitzlichen Vasallen — mit Reval bezw. Dorpat wegen Eigenhandels mit Korn und (1513) wegen eines Getreideschutzzolles. Bosse bestimmt demgemäss als Beginn des sich nur sehr langsam vollziehenden Übergangs von der mittelalterlichen Grund- zur kapitalistischen Gutsherrschaft die Wende des 15. und 16. Jahrh., womit auch der Beginn der (über Schollenfesselung durch blosse Verschuldung hinausgehenden) bäuerlichen Hörigkeit zusammenfällt. Soweit Bosses Darstellung.

Bei alledem bleibt völlig rätselhaft, warum dieser ganze Entwickelungsprozess Nachrichten nur aus Reval und Harrien- Wierland, auch ein wenig aus Dorpat, aber aus dem Erzstift und der Stadt Riga und aus Kurland sogut wie gar keine Spuren in den Landtagsakten des 16. Jahrh. hinterlassen hat.

Das alles sind agrargeschichtlich ausserordentlich wichtige Dinge, die die gründlichste Behandlung erfordern. Man versteht daher nicht ganz, warum der Verf. auf S. 387 ein näheres Eingehen „auf die interessante Frage des grundherrlichen Eigenhandels," als nicht am Orte, ablehnt, da wir m. M. n. doch zunächst kein anderes Mittel zur indirekten Aufhellung jenes so bedeutsamen Wirtschaftssystemwechsels in Livland besitzen. So ergeben sich also einige Fragen und Anmerkungen, die dies Thema selbstverständlich auch nicht erschöpfen, aber wegen seiner Wichtigkeit notiert sein mögen: z. B.: Hat in Altlivland nur ein Übergang von der Grundherrschaft zur kapitalistisch für den Markt produzierenden Gutsherrschaft existiert und auf die Verknechtung der Bauern eingewirkt? Oder gab es nicht auch noch eine frühere Zwischenstufe, eine zunächst für den Eigenbedarf des Gutes gedachte Eigenproduktion, die das mittelalterliche Bedarfdeckungsprinzip noch nicht durch das moderne Erwerbsprinzip ersetzte, aber durch vermehrten Arbeitsbedarf für das Gut die Fesselung der Bauern an die Gutsgesinde (auch abgesehen von ihren Abgaben und Schulden) för-

derte? Mir scheint die Existenz dieser Zwischenstufe dadurch angedeutet, dass einerseits Bestrebungen zur Bindung auch nichtverschuldeter Bauern schon ca. 1458 und 1482 feststellbar sind, andrerseits das Programm aller versammelten Ritterschaften zu Wemel 1482 offenbar noch nicht den gutsherrlichen Eigenhandel berücksichtigt.

Weiter liesse sich fürs 16. Jahrh. vielleicht durch Ausnutzung der Daten der seit 1497 erhaltenen Sundzollregister (vgl. D. Schäfer, Hansische Gesch.-bll. 1908) über den ost-westlichen Schiffsverkehr aus der Ostsee nach Westeuropa, worin auch der langsam sich entwikkelnde Getreideexport zum Ausdruck kommt, sowie durch Verwertung der in G. Wiebes „Gesch. der Preisrevolution des 16. u. 17. Jahrh." (1895) gegebenen Daten über das spät, erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. einsetzende, dann aber bis 1590 unaufhaltsame allgemeine Steigen der Kornpreise, und vielleicht auch noch durch Ausnutzung anderer Anregungen aus den Agrarverhältnissen Norddeutschlands, das ganze Bild unserer Wirtschaftszustände vervollständigen, und dadurch auch der Aufhellung der bäuerlichen Hörigkeit wieder um einen Schritt näher kommen. Dabei sind natürlich auch alle restriktiven Anzeichen zu berücksichtigen: man weiss z. B., dass in Wierland, das bekanntlich zu den agrargeschichtlich am meisten fortgeschrittenen Provinzen gehörte, einer der grössten Grundherren noch im Jahre 1526 ganz im Rahmen der uralthergebrachten Grund- (nicht Guts-) Herrschaft eine ganze Reihe Bauergesinde zwecks Vermehrung seiner Einkünfte aus deren Abgaben neu gründete — das betr. Land also nicht als moderner Gutsherr zwecks Vergrösserung der Eigenwirtschaft zum Hofslande zog (P. Johansen, Beiträge zur Kunde Estlands 14, 1928, S. 29). Das Fortbestehen der Gemengelage von Hofes- und Bauerland im Ordensterritorium Liv- und Kurlands laut dem Privilegium Sigismundi Augusti von 1561 Art. 13 bedeutet doch, dass dortselbst der Übergang zur geschlossenen Gutswirtschaft ebenfalls noch nicht vollzogen war.

Auf rechtsgeschichtlichem Gebiet wünschte man sich ein näheres Eingehen auf das dem livländischen Privilegium Sigismundi Augusti vom 28. XI. 1561 entsprechende Privileg König Erichs XIV. für die nordestländische Ritterschaft vom 4. VI. 1561, das u. a. deren bisherige Jurisdiktion über ihre Bauern bestätigte, und auch ein Eingehen auf die z. T. damit zusammenhängenden Zeugnisse in Schirrens „Quellen z. Untergang livl. Selbständigkeit" Bd. 8, von denen S. 455 Anm. 4 nur eins benutzt worden ist.

Dass bei einer derart komplizierten Materie, wie der livländischen Agrargeschichte, bei der verhältnismässigen Jugend dieses Wissenschaftszweiges und der leider stark fühlbaren Rückständigkeit in unserer Quellenedition auch Bosses Buch gewiss noch nicht alle Fragen restlos klärt, noch ein endgültig abgeschlossenes Bild ohne Irrtümer gibt, versteht sich ganz von selbst. Vieles ist noch zu tun geblieben. Aber der Verf. darf sich sagen, durch geduldige Forscherarbeit, unter Vermeidung von Konstruktionen und vorschnellen Urteilen, uns dem Ziel wieder um einen sicheren Schritt nähergebracht zu haben. Dass kein Forscher auf diesem Gebiet an dem Bosseschen Buch vorübergehen kann, braucht kaum gesagt zu werden. Auch jedem anderen, der sich über unsere mittelalterlichen Agrarzustände möglichst zuverlässig unterrichten will, z. B. den Lehrern, wird diese Darstellung nützen. In keinem anderen deutschen Buch ist bisher die mittelalterliche Agrargeschichte Altlivlands so gründlich und so ausführlich dargestellt worden.

Man kann wünschen, dem Verfasser auf demselben Gebiet noch öfter zu begegnen.

L. Arbusow

Album Curonorum 1808—1932 bearbeitet von Wilhelm Räder, herausgegeben von der Historischen Kommission der Curonia; Riga im Dezember 1932.

Wir leben in einer Zeit, wo alles nach „Bindungen" ruft, wo die Notwendigkeit, sich freiwillig in eine Gemeinschaft einzufügen, „Dienst" zu tun, von immer weiteren Kreisen erkannt wird. Auch bei uns im Lande werden diese Stimmen immer lauter und gerade bei uns Baltendürften sie eines — ich möchte fast sagen selbstverständlichen — Widerhalls gewiss sein. Denn dem Ganzen zu dienen, indem man seiner Gemeinschaft dient und sich ihr hingibt, ist altbaltische Art. Die 700jährige Geschichte seines Selbstbehauptungskampfes hat dem Balten die Notwendigkeit der Bindung (gerade auch der ideellen, inneren Bindung) an eine Gemeinschaft in unzweideutigster Weise immer wieder und wieder vor Augen geführt, hat den Balten in solchen Bindungen gross werden, ihm diese Bindungen zur Tradition werden lassen. So erklärt es sich, dass Ritterschaften und Zünfte, Gilden und ständisch geprägtes Literatentum sich bei uns so stark entfaltet und bis in die jüngsten Tage erhalten haben. So erklärt es sich auch, dass unsere studentischen Korporationen im Leben unseres Volkstums eine Bedeutung besitzen und die geistige und seelische Haltung der Korporationsglieder in einer Weise bestimmen, die immer wieder das Staunen des Aussenstehenden, zumal des Ausländers, erregt.

Es ist heute nicht meine Aufgabe, auf das Wesen der baltischen studentischen Corps des näheren einzugehen. Es ist auch nicht meine Aufgabe, die Gefahren, die ihnen aus einer drohenden Erstarrung in formaler Tradition erwachsen können, zu beleuchten. Darüber ist auch an dieser Stelle schon mehrfach geschrieben worden. Aber allein schon aus der historischen Bedeutung der Korporationen und aus der Hoffnung, die wir — trotz der Gefahren — für die Zukunft auf sie setzen, erklärt sich das Interesse an den Lebensschicksalen ihrer Mitglieder, deren Lebensstellung und Haltung dann ihrerseits rückwirkend die Bedeutung der Korporation mitbestimmt. Und all diese Fragen gewinnen erhöhtes Interesse, wenn es sich — wie hier — um die älteste studentische Korporation des Landes handelt und um die einzige, bei der die Traditionsgemeinschaft durch Aufrechterhaltung des „landsmannschaftlichen Prinzips" noch gesteigert erscheint. So sei in diesem Zusammenhang nur erwähnt, dass bereits im Jahre 1901 der erste Urgrossohn (Artur Baron Heyking) eines Curonen-Philisters Landsmann wurde, und im Jahre 1929 der erste Ur-Urgrossohn (Hans von Hoerner)! Am meisten Landsleute haben der Curonia die Familien v. Boetticher und Kupffer gestellt: je 24; es folgen mit je 18 die Familien Bernewitz und Barone Hahn; dann die Tiling mit 16; Barone Sacken mit 15; Becker und Kleinenberg mit je 14; Adolphi und Boettcher mit je 13; Barone Behr, Büttner und Schulz mit je 12. Es würde zu weit führen, auch die Familien etwa mit 11 und 10 Landsleuten aufzuzählen, da deren Zahl naturgemäss schnell wächst. Die obigen Daten sollten nur ein kurzes Schlaglicht auf die starke Verbundenheit des Landes mit der Landsmannschaft werfen.

In das Jahr 1933 (8. September) fällt das 125-jährige Jubiläum der Curonia. Das gab den äusseren Anlass für das Erscheinen des „Album Curonorum". Die innere Notwendigkeit für die Heraus-

gabe des Werkes leitet sich jedoch ab aus dem Umstande, dass seit dem Erscheinen der vorigen Auflage fast 30 Jahre vergangen sind. In die letzten 2 Jahrzehnte „fallen die Ereignisse, die die Verhältnisse in unserer Heimat von Grund aus umgestaltet und im Leben fast aller Landsleute einschneidende Veränderungen hervorgerufen haben. In dieser Zeit hat der Tod in unseren Reihen besonders reiche Ernte gehalten. Revolution, Krieg und bolschewistischer Terror haben unter den Landsleuten zahlreiche Blutopfer gefordert." So schreibt Räder in der Einleitung zu seinem Buche. Sind doch der Revotion von 1905 nicht weniger als 8 und dem bolschewistischen Morden nicht weniger als 24 Curonen zum Opfer gefallen! — Aber noch etwas anderes. Es ist nach dem Kriege Baltenschicksal geworden, über die ganze Welt zerstreut zu werden. Soll die Gemeinschaft erhalten bleiben, dann darf man kein Mittel unerprobt lassen, die sich lockernden Bande wieder neu zu knüpfen. Dazu dient auch dieses Album, das von den Schicksalen der Glieder dieser Gemeinschaft berichtet, die einzelnen Personen einander näher bringt und dadurch das Ganze fester verbindet.

Der Verfasser des „Album Curonorum" Wilhelm Räder ist mit ähnlichen Arbeiten bereits hervorgetreten und hat sich mit ihnen einen sehr guten Namen gemacht. Es sei hier nur an die gemeinsam mit O. Stavenhagen herausgegebene „Bürgerliste und Ratslinie der Stadt Goldingen bis zum Jahre 1889" (im „Jahrbuch für Genealogie", Mitau 1909/10) und an die gemeinsam mit E. Bettac bearbeitete vorige Auflage des „Album Curonorum" (1903) erinnert. So durfte man von vornherein dessen gewiss sein, dass auch diese Arbeit strengsten Anforderungen gerecht werden wird. Man ist darin nicht getäuscht worden. Mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit und einer Unsumme an Fleiss und Zähigkeit ist das ausserordentlich umfangreiche Material gesammelt, gesichtet und verarbeitet worden. Schon drucktechnisch waren grosse Schwierigkeiten zu überwinden. „Den jetzigen pekuniären Verhältnissen entsprechend musste das Album auf einen möglichst kleinen Umfang reduziert werden, ohne dabei an Inhalt zu verlieren." Umfasste die Auflage vom Jahre 1903 nicht weniger als 468 Seiten für 1517 Landsleute, so sind dieses Mal 1793 Landsleute auf 303 Seiten untergebracht worden. Das ist durch kleinere Schrift, Umgruppierung des Stoffes, verkürzte Ausdrucksweise und Abkürzungen erreicht worden. Ja, der Stoff hat sogar eine ausserordentlich wertvolle Erweiterung erfahren dürfen. Zum ersten Mal haben die Namen der Frauen der Landsleute im Album Platz gefunden, mit Angabe des Jahres der Heirat, des Todesjahrs der Frau, des Namens und des Berufs des Vaters der Frau. Und Räder ist es gelungen, bei nicht weniger als 93,5% der Curonen für den Zeitraum von 125 Jahren festzustellen, ob die Betreffenden verheiratet waren oder nicht! Nur dadurch, dass Räder die grosse Mühe nicht gescheut hat, an die Quellen heranzugehen und Kirchenbücher und andere Archivalien zu studieren, konnte er so bemerkenswerte Resultate für seine Arbeit erreichen. Die Einbeziehung der Frauen in die Biographien der Landsleute bedeutet eine viel präzisere Einordnung der Korporationsglieder in die soziale Gemeinschaft des Landes und erhöht den Wert des Albums als personenkundliches Quellenwerk ganz ausserordentlich. Nun heisst es, dieses ausgezeichnete Quellenwerk auszunutzen und es in den Dienst der Forschung zu stellen.

Wolfgang Wachtsmuth

Paul Campe, Ein neuaufgefundenes Fragment des zerstörten Grabmals Bischof Meinhards im St. Marien-Dom zu Riga. Latvijas Universitātes Raksti. Acta Universitatis Latviensis. Architektūras Fakultātes Serija I. 5. Rīgā 1932. Text in deutscher, Zusammenfassung in lettischer Sprache. 24 Seiten, 11 Abb.

Es sind ihrer nicht viele, die sich forschend und darstellend mit der älteren baltischen Kunstgeschichte beschäftigen. Architekt Paul Campe, Dozent an der lettländischen Universität, gehört mit seinen fleissigen und immer höchst sorgfältigen Arbeiten zu den fruchtbarsten unter diesen wenigen. Ihm sind die Denkmäler vergangener Tage lebendig und reizen ihn zu Frage und Beantwortung. In den letzten Jahren hat er eine ganze Reihe grösserer und kleinerer Abhandlungen veröffentlicht, die der Referent erst jetzt einzusehen Gelegenheit hatte. Von besonderem Interesse die kleine Schrift über das Grabmal des Bischofs Meinhard im Rigaer Dom, über das schon viel geschrieben worden ist. Campes Arbeit bringt trotzdem Neues, denn sie geht von einem glücklichen Funde aus, den der Verfasser im Sommer 1929 machen konnte. Bei Ordnungsarbeiten im sogen. Steinmuseum des Dom-Kreuzgangs, die im Auftrage der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde vorgenommen wurden, entdeckte er ein Kalksteinfragment, das sich bei näherer Untersuchung mit Sicherheit als ein Stück der 1786 bei einer Kirchenremonte entfernten Umrahmung des wohl um 1390 errichteten Grabmals erwies. Bemerkenswert ist dieser Fund nicht nur durch die Herkunft und das Alter des Fragments, das jetzt im Dommuseum Aufstellung gefunden hat, sondern vor allem durch die Tatsache, dass sich aus ihm neue Schlüsse über das frühere Aussehen des kunstgeschichtlich bedeutsamen und in Alt-Livland einzigartigen Denkmals haben ziehen lassen. Über diese Frage herrschte bisher im einzelnen wenig Klarheit. Die bekannten vor 1786 (vielleicht 1772) von Brotze angefertigten Zeichnungen, die allein noch darüber Aufschluss gaben, konnten immerhin für die Details nur mit Vorsicht benutzt werden, und so glaubte Wilhelm Neumann bei seinem Rekonstruktionsentwurf, nach welchem 1896 die reiche Umrahmung der Grabnische wiederhergestellt wurde, diese Zeichnungen nicht unwesentlich korrigieren zu sollen, ohne sich freilich für die Abweichungen von der Brotzeschen Skizze auf anderes als sein Formgefühl beziehen zu können. Der Fund vom Jahre 1929 veranlasste nun Campe, die Frage nach dem ursprünglichen Aussehen des Meinhardgrabes erneut aufzuwerfen. Nachdem er zu der räumlichen Versetzung des Denkmals, die auf Neumanns Vorschlag gleichzeitig mit der Erneuerung desselben erfolgte, kritisch Stellung genommen hat, analysiert er die Folgerungen, die sich aus Form und Massen des Steinfragments für das Aussehen des ursprünglichen Grabmals ergeben, und kommt dabei zu dem Resultat, dass die Brotzesche Zeichnung, trotz gewisser formaler Missverständnisse, den alten Zustand erheblich genauer wiedergebe, als es die Rekonstruktion von Wilhelm Neumann tut. Als Ergebnis seiner Untersuchung legt der Verfasser schliesslich eine eigene Skizze vor, die das Grabmal, wie es vor 1786 ausgesehen haben mag, darzustellen versucht und durchaus überzeugend wirkt.

Die 11 der Abhandlung beigegebenen sehr instruktiven Abbildungen entsprechen in der drucktechnischen Wiedergabe nicht dem hohen Niveau, das wir sonst bei den Arbeiten der Staatsdruckerei gewohnt sind. *Heinz Loeffler*

VON DER SCHRIFTLEITUNG

Zu unseren Aufsätzen

Der Aufsatz von P. Arnold Schabert entspricht einem Vortrag, den der Verfasser auf der Synode der deutschen Gemeinden Lettlands am 22. Febr. 1933 gehalten hat.

*

Die Betrachtungen von Fräulein Dr. I. Neander scheinen uns durch die Schärfe ihrer Gesichtspunkte bedeutsam. Worin die Schriftleitung mit der Verfasserin nicht übereinstimmt, braucht im einzelnen kaum ausgeführt zu werden; verwiesen sei auf die Aufsätze „Deutsch und baltisch" und „Die geistige Lage des baltischen Deutschtums" in den letzten beiden Heften; auf die politische Bewertung unseres sozialen Problems kommen wir noch zurück. In einem glauben wir mit der Verfasserin, wenn wir sie richtig verstehen, letzten Endes doch einer Meinung zu sein. Die baltische Aufgabe ist im Grunde eben nicht ein ruhm- und glanzloses Ausharren auf halb verlorenem Posten, sondern ein sinnvoll besonderes Stück deutscher Gegenwartsaufgabe, die bis in die kleinste und entlegenste Pflicht hinein neu durchleuchtet werden kann. Dafür muss die Jugend gewonnen werden, und sie wird dafür zu gewinnen sein, wenn sie die Unerbittlichkeit dieser Forderung spürt.

*

Zu den Ausführungen von Baron W. von Fircks möchten wir, ohne den politischen Standpunkt der Schriftleitung, der seit Jahren unverändert ist, hier entwickeln zu wollen, nur folgendes bemerken. Wir wissen, dass innerhalb der politischen Führung des Deutschtums in Lettland verschiedene Richtungen vertreten gewesen sind. Ein abschliessendes Urteil über die deutschbaltische Politik der vergangenen 14 Jahre halten wir für verfrüht, weil uns der geschichtliche Abstand zu den Dingen fehlt. Ausser Frage scheint uns zu stehen, dass der „nationale Auftrieb" in der politischen Konzeption des Leaders der deutschen Fraktion und Chefredakteurs der Rigaschen Rundschau — unbeschadet seiner Verdienste — keinen Platz gehabt hat. Die Erziehung zum Verständnis der baltischen Aufgaben, die Baron Fircks von Familie, Kirche und Schule fordert, muss auch von der Presse zu ihrer Sache gemacht werden. Unsere Gesamtansicht von der Verfassung unserer Volksgruppe ist ungünstiger als die des Verfassers. Vergleiche mit früheren Jahrzehnten sind schwierig, weil die psychologischen Voraussetzungen völlig andere geworden sind. Die neue Bewegung, die bisher nur mit einer kurzen Erklärung — nicht einem Programm — an die Öffentlichkeit getreten ist, will sich positive baltisch-deutsche Aufgaben stellen. Dass sie mit der Darlegung ihrer ideellen Forderungen nicht zögern wird, kann nicht bezweifelt werden.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Dr. **H. Schroeder,** Berlin / P. **A. Schabert,** Riga / Dr. **J. Neander,** Riga / Abgeordneter **Baron W. Fircks,** Riga / Dr. **L. v. Middendorff,** Dorpat / Schriftleiter **H. Nietz,** Berlin / Dr. **H. Schaudinn,** Königsberg Pr. / Prof. D. Dr. **L. Arbusow,** Riga / Dr. **W. Wachtsmuth,** Chef des deutschen Bildungswesens in Lettland, Riga / Dozent Dr. **H. Loeffler,** Direktor des Dommuseums, Riga.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. **Reinhard Wittram**
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

Übervölkerung in Ostmitteleuropa

Von Theodor Oberländer

I

Das Problem und die russische Lösung

Jeder Agrarstaat mit einer dichten, stark zunehmenden landwirtschaftlichen Bevölkerung ist gezwungen, entweder durch Ausbau des Gewerbes dem Bevölkerungsüberschuss Arbeit und Brot zu geben, oder durch Begünstigung der Auswanderung eine Übervölkerung zu vermeiden. Ist keiner dieser beiden Wege denkbar, so muss ein Teil der landwirtschaftlichen Bevölkerung für die Produktion überflüssig, wirtschaftlich passiv und mehr oder weniger arbeitslos werden. Die Wirkungen eines solchen passiven Menschenüberschusses können schwere soziale Umwälzungen hervorrufen. Durch die konsumtive Belastung wird die Kapitalbildung erschwert, es fehlen die Mittel zur Intensivierung der Landwirtschaft. Die Landbevölkerung verarmt, der Lebensstandard sinkt, die Kaufkraft wird geschwächt. Wir wissen, dass es ohne diese agrarische Übervölkerung*) und den sprichwörtlichen Landhunger des russischen Bauern der kleinen Industriearbeiterschicht in Russland nicht gelungen wäre, den Bolschewismus durchzuführen. In Russland hielt die gewerbliche Entwicklung nicht Schritt mit der Zunahme der agrarischen Bevölkerung. Wer die agrarische Übervölkerung als eine schwere soziale Krankheit Russlands in der Vorkriegszeit anerkennt, der sieht heute in der forcierten Industrialisierung Russlands, wie sie uns im Fünfjahresplan entgegentritt, eine zwingende Notwendigkeit, der sich keine Regierung entziehen konnte, wenn sie nicht in kurzem von neuem vor einem unlösbaren Problem stehen wollte. Natürlich muss eine plötzliche Industrialisierung mit grossen Schwierigkeiten verbunden sein, besonders in Russland.

*) Theodor Oberländer: Das russische Agrarproblem. Baltische Monatshefte, Heft 12, Dezember 1932.

Denn die Menschen, die man einmal durch die Mechanisierung vom Boden gelöst hat, wandern von einer Fabrik zur anderen, ohne irgendwo eine Fachausbildung abzuschliessen. Man erzieht die Jugend zur Masse und verlangt individuelle Leistungen, wie sie bei jeder gewerblichen Konzentration gefordert werden müssen. Hierin liegt ein ungeheurer Trugschluss. Wenn trotz der gewaltigen, unsagbaren Opfer des russischen Volkes für die Industrialisierung heute nicht mehr erreicht ist, so liegt es an der Unzulänglichkeit des Menschenmaterials. Wenn man am Ende des Fünfjahrsplans Opfer und Leistung vergleicht (und nur so kann man den Fünfjahrsplan beurteilen), so fällt das Urteil über die Leistung negativ aus. Was würde der Kapitalismus mit den gleichen Mitteln geschafft haben? Von der Ausbildung des Menschenmaterials hängt es in erster Linie ab, ob Russland in seiner Industrialisierung Fortschritte macht, die es ihm erlauben, den Bevölkerungsüberschuss durch die Industrie zu lindern. Immerhin gelingt es durch die Industrialisierung, Menschenmengen entsprechend den augenblicklichen Geburtenüberschüssen in den gewerblichen Arbeitsprozess einzuschalten. Russland hat deutlich gezeigt, dass man auch mit der radikalen Umänderung der Agrarstruktur allein eine agrarische Übervölkerung nicht wirksam beseitigen, ja nicht einmal auf längere Zeit in ihren Auswirkungen mildern kann. Der Gewinn von 20 % Grossgrundbesitzerland war 1928 schon wieder durch die Zunahme der bäuerlichen Bevölkerung kompensiert. Die Kollektivisierung verbunden mit der Industrialisierung bedeutet den Ausweg aus der Krise, in die die russische Landwirtschaft durch die Bodensplitterung der ausgleichenden Landumteilung und der Zugeständnisse der „Neuen ökonomischen Politik“ geraten war. Russland setzt heute zwangsweise einen Teil der agrarischen Übervölkerung frei und zwingt ihn zur Abwanderung in die Industrie, Russland versucht eine gleichzeitige Hebung der Produktivität der Ardeit in Industrie und Landwirtschaft, ein Prozess, der sich bei uns allmählich durch die Binnenwanderung durchsetzt und zu einem Ausgleich führt. Auch in der Kollektivisierung sind die Hindernisse bezüglich der verantwortlichen Führer und Facharbeiter wie auf anderen Gebieten sehr gross. Trotzdem ist die Gründung kapitalistisch betriebener Grossbetriebe in Verbindung mit Industrialisierung für die frei werdenden Arbeitskräfte ein gangbarer Weg zur Bekämpfung der Übervölkerung, den der Kom-

munismus in der Industrialisierung aus zwingenden wirtschaftlichen und sozialen Notwendigkeiten, in der Kollektivisierung wohl zunächst aus innerpolitischen Gründen, begangen hat. Man muss einmal versuchen, diese Vorgänge rein wirtschaftlich zu sehen, ohne Kritik an den sozialen Formen, die für die Untersuchung unserer Frage nichts besagen. In der wirtschaftlichen Struktur werden sich Russland und Amerika immer ähnlicher, Kommunismus (Staatskapitalismus) und Kapitalismus erhalten ein ähnliches Gesicht.

II

Die Lage in Ostmitteleuropa

Zwischen dem industrialisierten Westeuropa oder dem industrialisierten Kern Mitteleuropas (Deutschland, Deutsch-Österreich, Böhmen) und der sich industrialisierenden Sovetunion bildet Ostmitteleuropa eine Übergangszone, in der die Übervölkerung, speziell die agrarische Übervölkerung, erst jetzt allmählich stärker hervortritt. Vor allen Dingen interessiert uns der Nordosten, insbesondere Polen. So wie in Oesterreich-Ungarn sich Industrie und Landwirtschaft das Gleichgewicht hielten und harmonisch ergänzten, so hätten auch die von Russland abgetretenen Gebiete an einer Industrialisierung Russlands Teil haben können. Ostmitteleuropa verfügt im wesentlichen nicht über ausreichende Bodenschätze, um sich selbst genügend industrialisieren zu können — am wenigsten gilt das für jeden einzelnen Staat. Eine Arbeitsteilung auf der Basis des Austauschs von Agrar- gegen Industrieprodukte, wie sie sich zwischen Deutschland und Russland entwickelt hatte, ist zwischen Westeuropa und Ostmitteleuropa nur noch in sehr engen Grenzen möglich. Die westeuropäischen Länder sind beinahe Selbstversorger, der englische Markt, auf dem die ostbaltischen Staaten noch einen grossen Teil ihrer Agrarerzeugnisse absetzen, wird immer mehr den englischen Dominions vorbehalten. Die Möglichkeiten zur Arbeitsteilung und zur Kapitalbeschaffung sind also sehr gering.

Die Bevölkerungsdichte und der Bevölkerungszuwachs sind dagegen teilweise recht bedeutend. In der Dichte der Bevölkerung steht Polen unter den östlichen Agrarstaaten an erster Stelle mit 82,70 je qkm, es folgen Rumänien mit 61,11, Südslavien mit 56,02, Litauen mit 42,5, Lettland mit 29,02 und Estland mit 23,5%. Wenn

wir die Landbevölkerung auf die Fläche beziehen, so steht in diesem ganzen Raum ebenfalls Polen mit 59,9 je qkm an erster Stelle, es folgt Rumänien mit 47,7, Südslavien mit 41,3, Lettland mit 18,6 und Estland mit 17,4. Etwas anders verhält sich die Reihenfolge bei der agrarischen Dichte, d. h. bei dem Verhältnis der landwirtschaftlich Erwerbstätigen zur landwirtschaftlichen Nutzfläche. Auch hier steht Polen mit 40,29 je qkm an erster Stelle, es folgt Litauen mit 26,11, Lettland mit 20,93 und Estland mit 14,65.

III

Polen

Gemessen an den geringen Industrialisierungsmöglichkeiten, an den sinkenden Absatzziffern für agrarische Produkte und dem Kapitalmangel ist die Bevölkerung in Ostmitteleuropa ausserordentlich dicht, vor allem in Polen. Hier sind es die galizischen und ein Teil der Zentralwojewodschaften, wo die Landbevölkerung eine Dichte von 100 und mehr je qkm erreicht hat. Die Auswanderung nach Übersee ist so gut wie ganz versperrt. Die Sachsengängerei nach Deutschland — einst eine wichtige Einnahmequelle der agrarischen Übervölkerung — ist völlig unterbunden. Eine Abwanderung in die Industrie ist nicht möglich. Wo soll diese Bevölkerung bleiben? Um 4,5 Millionen Menschen hat das polnische Volk in den letzten 10 Jahren zugenommen. Polen steht heute in der durchschnittlichen jährlichen Zunahme 1920/30 unter allen mitteleuropäischen Ländern an erster Stelle. Die Bevölkerung Polens vermehrte sich in diesem Zeitraum jährlich um 1,66%, die Südslaviens um 1,47%, die Litauens um 1,23%, die Rumäniens um 1,03%, Lettlands um 0,59%, Estlands um nur 0,13%. Polen gehört zu den sechs volkreichsten Staaten Europas, in der Dichte steht es an neunter Stelle in Europa. Innerhalb Polens sinkt die Dichte von Südwesten und Süden nach Nordosten. Die innenbedingte Tragfähigkeit des polnischen Staatsgebietes, d. h. die Menge der Bevölkerung, für welche die zur Befriedigung ihrer naturgegebenen und kulturellen Bedürfnisse gegebene Beschaffenheit des eigenen Lebensraumes ausreicht, wurde auf 33 Millionen oder 85 Einwohner je qkm geschätzt. Nach der polnischen Bevölkerungszählung von 1931 hat Polen bereits eine Bevölkerung von 32 Millionen oder 83 Einwohner je qkm. Polen hat also damit bald die Grenze des unter den heu-

tigen Verhältnissen gegebenen Bevölkerungsdichtemaximums erreicht, und dasselbe können wir für andere ostmitteleuropäische Staaten, z. B. Rumänien, feststellen, wenn wir den Kulturstand und die Kapitalverhältnisse gebührend berücksichtigen. Diese Übervölkerung wird für Polen und dieses Gesamtgebiet zu einer innen- und aussenpolitischen Gefahr. In Polen beschäftigt man sich viel mit diesen ernsten Fragen, und auch für Polens Nachbarn besteht aller Grund, diese Tatsachen einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Man scheint aber in diesen Ländern noch nicht die Parallele zu Russland gefunden zu haben. Auch Russland litt vor dem Kriege trotz seiner grossen Land- und Rohstoffreserven an einer agrarischen Übervölkerung, da es an Kapital fehlte und der Kulturstand ausserordentlich tief war. Auch dort lenkte man den Landhunger der agrarischen Übervölkerung auf das Land der Nachbarn und forcierte die Rüstungen, statt das kulturelle Niveau zu heben, genau so wie heute in Polen. Mit Ausnahme von einigen Wojewodschaften (Polesien), in denen der Grossgrundbesitz noch weite Flächen einnimmt, ist der Grossgrundbesitz in Polen und seinen Nachbarländern aufgeteilt. Die östlichen Agrarreformen haben die agrarische Übervölkerung nicht gemildert, sondern verschärft. Die Agrarreformen haben den Landlosen Grund und Boden gegeben, aber sie haben die bäuerliche Bevölkerung weiterhin ohne genügend Arbeitsvieh und Kapital gelassen. 14,2% der landwirtschaftlichen Betriebe Polens besitzen keine Kuh, 46,7% 1 Kuh, 27,7% 2 Kühe, 7,1% 3 Kühe und nur 4,3% mehr als 3 Kühe. 23,0% aller landwirtschaftlichen Betriebe Polens besitzen 1 Kuh, aber kein Pferd, 30,7% besitzen keine Schweine und 5% aller Wirtschaften besitzt überhaupt kein Vieh. Aus diesen Ziffern geht klar hervor, dass die Kapitalschwäche der polnischen Landwirtschaft für Polen von viel grösserer wirtschaftlicher Bedeutung ist als die relative Bodenknappheit. Arbeitskräfte sind im Überfluss vorhanden, Boden mit Ausnahme von Galizien in genügender Menge, Kapital (Vieh und Inventar) im Minimum. Ähnliches lässt sich für Rumänien nachweisen; die Landwirtschaft aller Staaten, in denen die Agrarreform durchgeführt wurde, leidet an einem akuten Kapitalmangel, da durch die Massengründung neuer Wirtschaften der Kapitalbedarf stark vermehrt wurde. Während man in Amerika Höchsternten pro Arbeitseinheit, in Deutschland und Westeuropa pro Flächeneinheit zu erzielen sucht, muss es in Polen und ganz

Ostmitteleuropa das Ziel sein, Höchsterträge pro Kapitaleinheit zu erreichen. Die ungeheuren Ertragsunterschiede zwischen Westpolen und Ostpolen — letzteres erntet nur die Hälfte von dem Ertrage Westpolens je Bodeneinheit — zeigen, welche Arbeit in der kulturellen Hebung noch geleistet werden kann.

IV

Die politischen Auswirkungen

Die Übervölkerung kann ein Mass erreichen, bei dem die Abwehrmittel des Staates sich allmählich erschöpfen. Z. B. hat in Japan die landwirtschaftliche Kultur eine Höhe erreicht, dass eine wirksame Ausdehnung des Nahrungsspielraumes kaum noch möglich ist. Solche Völker können vielleicht mit einigem Recht handeln unter der Devise: Not kennt kein Gebot. Russland vor dem Kriege hatte dringendere Aufgaben, um seine Übervölkerung zu beseitigen, als Festungen zu bauen und Riesenarmeen auszurüsten. Und Polen? Ein Blick auf den polnischen Haushalt zeigt die ausserordentlich grosse Ähnlichkeit zwischen dem russischen und dem polnischen Problem. Beinahe 1/3 der Haushaltungsausgaben dienen militärischen Zwecken, während die Zahl der Schulen im Verhältnis zur Bevölkerung zurückgeht. In ganz Polen entfiel 1921/22 auf 986 Einwohner eine Schule, 1929/30 dagegen auf 1211 Einwohner. Hier muss Polen einsetzen, um seine Übervölkerung zu beseitigen. Der Nahrungsspielraum Polens ist gross genug, wenn alle Möglichkeiten genutzt werden. Die verständigen Stimmen, die diese Möglichkeiten sehen und nutzen wollen, setzen sich nicht durch. Die inneren Schwierigkeiten werden nach aussen abgelenkt. Hierin liegt eine ernste Gefahr für alle Nachbarn Polens. Die Dinge drängen notwendig zur Entscheidung.

Polen hat sich im Osten die Möglichkeit zu einer Union mit der Ukraine durch eine selbstmörderische Minderheitenpolitik verbaut. Statt die Freiheitsbewegung des auf vier Staaten verteilten ukrainischen Volkes zu begünstigen, statt Kirche und Schule der Minderheiten zu schützen und so die propagandistische Wirkung der kulturzerstörenden Leninschen Nationalitätenpolitik abzuwehren, hat man das Gegenteil getan und sich hier festgerannt. Bildet schon der Bevölkerungsdruck der Ukrainer und Weissrussen innerhalb Polens eine Gefahr für das polnische Volkstum, so ist ein Hinaus-

dringen über die Grenzen nach Osten unter der Flagge des Nationalstaates unmöglich.

Die Auseinandersetzung mit Russland muss durchaus nicht eine militärische sein. Polens Landwirtschaft leidet nicht nur an einem akuten Kapitalmangel, sondern auch seine Agrarstruktur ist sehr ungünstig. 34% der landwirtschaftlichen Betriebe haben eine Ausdehnung von 0—2 ha, 30,7% von 2—5 ha, 22,5% von 5—10 ha. Kapitalmangel und die rückständige Bodenbebauungstechnik sind in diesen Kleinbetrieben die Ursachen einer dauernden Verelendungsgefahr. Es besteht keine Aussicht, hier schnell und wirksam zu helfen. Besonders in den an Russland grenzenden fremdnationalen Gebieten sieht es in dieser Beziehung trostlos aus. Genau so waren die Verhältnisse in Russland.

Man muss einmal das soziale Zerrbild der Kollektivisierung ausschalten und die nackten Tatsachen und wirtschaftlichen Möglichkeiten sehen. Noch fehlen Russland die Menschen, um die Kollektive zu leiten. Aber an sich sind die Kollektive kapitalistische Grossbetriebe, die einen geringeren Kapitalbedarf haben als die Masse der Kleinbetriebe und die die Masse der abhängigen Bauern sehr viel schneller erziehen können als die individuellen Bauern. Es bleibt bei allen Fehlern in den sozialen Formen die Tatsache der Intensivierung, der Durchführung der Fruchtwechselwirtschaft und der Mechanisierung des Produktionsverfahrens. — Warum sollte nicht doch eines Tages der Lebensstandard des ukrainischen und weissrussischen Kolchosbauern über dem seines Landmannes in Polen stehen? Die katastrophalen Folgen einer solchen Entwicklung für Polen und ganz Ostmitteleuropa liegen auf der Hand.

Polen muss froh sein, wenn es im Osten seinen Besitz verteidigen kann. Der Druck richtet sich nach Norden und Westen. Und da man wenig tut, um den Nahrungsspielraum innerhalb der Landgrenzen auszudehnen, muss einmal der Tag kommen, an dem eine Regierung ähnlich wie im alten Russland innerer Schwierigkeiten nur noch durch ein Nachgeben nach aussen Herr wird. Wie der Kampf auch ausgehen mag, er wird in keinem Falle den landhungrigen Bauern den versprochenen Gewinn bringen. Der betrogene und enttäuschte Bauer ist dann reif für die Revolution. Polen treibt ein gefährliches Spiel, eine falsch verstandene Abwehr des Bolschewismus, die einmal ihm und ganz Ostmitteleuropa teuer

zu stehen kommen kann. Ein Vorstoss gegen Westen kann auch nur mit einer Schwächung enden, die sich Polen angesichts Russlands nicht leisten kann. Das Übervölkerungsproblem ist heute eine Kernfrage für Polen und ganz Ostmitteleuropa.

Ostpreussen

Von Heinrich Bosse

1.

Ostpreussen — es ist erstaunlich, welche Wandlung dieser Begriff binnen wenigen Monaten erfahren hat. Noch vor kurzem die Vorstellung: Schmerzenskind des ganzen Reiches, die durch schwerste wirtschaftliche und politische Bedrohung dauernd gefährdete Aussenprovinz; heute der Brennpunkt, in dem sich deutscher Aufbauwille zur entscheidenden Tat zusammenballt. Dazwischen liegt die deutsche Revolution.

An der äusseren Situation hat sich dabei noch wenig genug geändert. Genau so begehrlich wie in den ganzen letzten Jahren liegt der bis an die Zähne bewaffnete Pole über die Grenzen, lugt auf eine Gelegenheit, sich der willkommenen Beute zu bemächtigen. Noch immer blutet die Weichselgrenze, schiebt sich entrissenes deutsches Land als sogenannter Korridor (welch harmlose Bezeichnung für ein Gebiet, zu dessen Durchmessung der D-Zug Königsberg—Berlin 2½ volle Stunden braucht!) trennend, lähmend, abtötend zwischen das Netz lebenswichtigster Verflochtenheiten, durch welche die Ostmark dem Reiche verbunden ist.

Das Bewusstsein für die schwärende Wunde im Osten brauchte im Reiche nicht erst durch den Märzumschwung geschaffen zu werden. Und wenn es auch vorher nicht in so breiten Schichten des Volkes lebendig gewesen sein mag, wie heute, es war wirksam und hat manche Ansätze zu tätiger Linderung der Ostlandnot erwachsen lassen. Es gab die Osthilfe, welche in erster Linie eine Stützung der ostpreussischen Landwirtschaft bezweckte, und eine besondere Propaganda machte sogar Anstalten, einen regeren Ferienverkehr in die Provinz zu ziehen. So mancher wohlmeinende Berliner, Magdeburger oder Kasseler Bürger hat auf diese Weise Gelegenheit erhalten, für seine Person das Nötige zur Stützung des bedrohten Ostens zu tun, um dann, durch gewaltiges Staunen über

die landschaftlichen Schönheiten des Landes belohnt, in seinen Laden, ins Büro und an den Schreibtisch zurückzukehren. Dass die Provinz einer Stützung bedürftig, ja dass sie vielleicht sogar einer besonderen Förderung wert sei, diese Erkenntnis hatte sich freilich bereits Bahn gebrochen.

Aber diese Erkenntnis ist es nicht, die heute dem Begriff Ostpreussen seine besondere Note gibt.

2.

Ein Vorgang, dessen Tragweite kaum abzusehen ist, vollzieht sich unaufhaltsam vor unseren Augen: die Ostwendung des deutschen Volkes. Das bedeutet nicht Aufnahme eines ostwärts gerichteten Imperialismus, wie es furchtsame Gemüter so häufig zu besorgen pflegen. Sie übersehen, im Denken einer versinkenden Epoche befangen, allzuleicht, dass das deutsche Volk wichtigere Aufgaben hat, als undurchführbare Raub- und Eroberungszüge über die Grenzen der Nachbarstaaten es je sein könnten, dass es diesem Volke doch zunächst vor allem darum zu tun sein muss, den eigenen ausgebluteten und von Menschen entblössten Ostraum sich wieder zurückzugewinnen, in ihm wieder sesshaft zu werden. Es gab eine Zeit, da meinte man das Nötige zu tun, wenn man nur dem bedrohten deutschen Osten gleichsam wieder auf die Beine helfe. Die Zeit ist vorbei, und die Blicke, die sich aus dem Reiche heute ostwärts richten, wissen nichts mehr von wohlwollendem Mitgefühl, sondern es ist Zuversicht und Hoffnung in ihnen zu lesen. Und wer in Deutschland zweifeln möchte an der wirklichen Durchführung der gewaltigen Ziele, die die Revolution sich stellte: Ostpreussen ist ihm Gewähr dafür, dass nun, nachdem der Rausch der ersten Begeisterung abgeebbt ist, ein fester Wille die Wirklichkeit zu zwingen vermag, dass dieser Wille es ist, der die Tat gebiert. Denn für alles, was notwendig ist und neu und voller Zukunft, es handle sich um die Beseitigung der Arbeitslosigkeit, Inangriffnahme einer grossangelegten Planwirtschaft, Durchführung des Arbeitsdienstes oder was es sonst sein mag, überall gilt das Wort: Ostpreussen geht voran!

3.

Es ist ganz gut, sich einmal hineinzudenken in das gewaltige Werk, das als ostpreussische Arbeitsschlacht unter der Anteilnahme des gesamten deutschen Volkes heute in der Ostmark

geleistet wird. Die deutsche Revolution hatte den Beweis erbracht, dass das Volk imstande und willens war, mit Vergangenem zu brechen und sich dem Führer zu unterstellen, der ihm eine neue Sinngebung bringen und ihm die Wege weisen konnte aus der trostlosen inneren und äusseren Verelendung der Jahre seit Versailles. Ein wirklicher Aufstieg aber muss illusorisch bleiben in einem Lande, wo das Gespenst der Erwerbslosigkeit umgeht, Millionen von Männern zu tatenloser stumpfer Resignation verdammt, ihre Familien dem Hunger und der Not preisgibt. Unter den deutschen Problemen war seit langem das brennendste das der Wiedereinordnung des Gesamtvolkes in einen geregelten Arbeitsprozess geworden. Und was für ganz Deutschland galt, musste erst recht und in besonderem Masse für seine Ostmark gelten.

Am 16. Juli begann der Kampf. Er war nur denkbar unter der Voraussetzung, dass ein jeder, der Mitträger dieses Werkes sein durfte, nicht nur den strengsten Anforderungen der auferlegten Pflichten genügte, sondern darüber hinaus seine Kräfte bis an die Grenze des Möglichen in den Dienst der Sache stellte. Es ist in den Behörden bis in die späten Abendstunden durchgearbeitet worden, selbst die Sonntagsruhe musste geopfert werden; durch Presse, Rundfunk und persönliche Werbung ist die Bevölkerung in den Kampf hineingezogen worden, ja es hat in jenen Wochen tatsächlich über der ganzen Provinz so etwas wie Frontstimmung gelegen. Und wenn jetzt das Ergebnis gesichert erscheint, so ist es wiederum nicht eine begrenzte Zahl von Männern, die ihr Äusserstes zur Erreichung des gesteckten Zieles getan haben, nein es ist das ganze ostpreussische Volk, das sich Sieger fühlt im Kampf gegen seinen drückendsten Feind, die Arbeitslosigkeit.

Da wird in einem Kreise seit langem schon ein Strassenbauprojekt bearbeitet. Die Mittel sind bereitgestellt, aber es kann nicht begonnen werden, weil das übliche Feilschen der betroffenen Bauern um Lage, Güte und Preis des abzutretenden Landes die Inangriffnahme der Arbeit immer wieder ins Endlose hinauszuziehen droht. Eingaben häufen sich zu dicken Aktenstössen, wollen alle einzeln behandelt, bewertet, entschieden sein. Und nun geschieht auf einmal etwas Unerwartetes. Die Leute spüren plötzlich, welche Verantwortung auf ihnen ruht, dass von ihren kleinlichen Privatinteressen Hunderte von Volksgenossen dem Elend preisgegeben werden. Ein Wort steht auf: Gemeinnutz geht vor

Eigennutz. Und so geht im Landratsamt eine neue Eingabe ein, die Bauernschaft des Kreises erkläre sich geschlossen bereit, freiwillig das zum Strassenbau benötigte Land zur Verfügung zu stellen, und bitte nur um sofortigen Beginn der Arbeiten. Und zwei Tage später klirren Hunderte von Spaten, klingen die schweren Hämmer der Steinschläger, ächzen die Fuhrwerke mit Material heran, rattern die Loren über eilig gelegte Feldbahnschienen.

Oder aber es ladet irgendwo im Südosten der kommissarische Landratsvertreter die grösseren Grundbesitzer seines Kreises zusammen, um mit ihnen die Möglichkeit neuer Einstellungen von Arbeitskräften zu besprechen. Tags darauf aber strömen in Scharen die kleinen und kleinsten Bauernwirte ins Landratsamt: sie hätten von den Besprechungen gehört und wollten sich aus dem grossen Werk nicht ausschalten lassen. Wenn es ihnen auch schlecht genug ginge, den einen oder den andern Arbeiter könnten sie immer noch unterbringen und bäten daher, nicht hinter dem Grossgrundbesitz zurückstehen zu müssen.

Solcher kleiner Vorfälle gäbe es noch unendlich viele zu berichten; ja letzten Endes ist die erfolgreiche Durchführung der Arbeitsschlacht ein einziger machtvoller Beweis für das neue und aktiv wirksame Verantwortungsbewusstsein des ostpreussischen Volkes. Und hier liegt die ungeheure Bedeutung jenes Heeres der 16.000 Amtswalter, der Führer der überall bestehenden nationalsozialistischen Betriebszellen, deren einzige Aufgabe es ist, in zäher und unermüdlicher Kleinarbeit, in persönlicher Werbung von Mann zu Mann die Massen dem Willen der neuen Staatsführung gegenüber aufgeschlossen zu machen und aus ihnen das seiner selbst bewusste Volk zu formen, das nicht länger regiert, sondern geführt sein will.

4.

Es gibt nichts, das für die neue Haltung der deutschen Jugend, und in diesem Falle der ostmärkischen Jugend, so bezeichend sein kann, wie die praktische Durchführung des freiwilligen Arbeits- und Landdienstes. Es gibt in Ostpreussen allein ca. 160 Arbeitsdienstlager mit einer Belegschaft von insgesamt etwa 6000 Mann. Auf den weiblichen Arbeitsdienst kommen davon etwa 20 Lager mit 400 Dienstwilligen. Träger des Dienstes ist der nationalsozialistische Arbeitsdienstverein und der ihm gleichgeschaltete Stahlhelm. Die Zusammensetzung der Lager ist unendlich gemischt,

alle Berufe und Stände sind vertreten, in der Mehrzahl natürlich Erwerbslose. Jedoch arbeiten im ostpreussischen Arbeitsdienst bereits über anderthalb Tausend Abiturienten, und im kommenden Winter werden die dritten und vierten Semester der Studentenschaft in den Arbeitsdienst einberufen werden. Sie werden mit Arbeitern und Bauern, Handwerkern und Angestellten zusammen praktischen Dienst am Spaten tun, bei einer Löhnung von 30 Pfennig für den Arbeitstag, und werden erkennen lernen, dass nicht die sogenannte Bildung, sondern der menschliche Wert und die Leistung es sind, die den Rang des Menschen im neuen Staate bestimmen.

Es ist viel Müssiges und Unsinniges über den deutschen Arbeitsdienst zusammengeschrieben worden; namentlich die ausländische Linkspresse leistete sich darin die sonderbarsten und gehässigsten Auslegungen. Man sprach von erpresster Zwangsarbeit oder verkapptem Militarismus, und heute noch sind Millionen namentlich englischer und französischer Zeitungsleser davon überzeugt, es bereite sich dort die heimliche Ausbildung der fürchterlichen deutschen Revanchearmee vor, die dermaleinst zur Unterjochung Europas ausmarschieren werde. Es würde sich nicht lohnen, auf dergleichen Sinnlosigkeiten einzugehen, wenn sie nicht tatsächlich allzuviel Gläubige fänden, denen heute noch eine nichtmilitärische Erziehung, die dennoch vom Gedanken einer straffen und selbstgewollten Disziplin getragen ist, schlechterdings unausdenkbar erscheint.

Das aber ist der Sinn des deutschen Arbeitsdienstes: er will die deutsche Jugend zum deutschen Sozialismus erziehen, zur Achtung vor der Werkarbeit der Faust, zur Unterordnung und Disziplin, welche Voraussetzung sein muss zum Aufbau des dritten Reichs. Denn sein tragender Gedanke ist der des Dienstes.

Zwischen Arbeits- und Landdienst bestehen grundsätzlich keine wesenhaften Unterschiede. Wohl aber ist zu sagen, dass der Landdienst sich in einer viel intensiveren Weise, als dies beim allgemeinen Arbeitsdienst möglich ist, der Siedlungsplanung einfügt. Durch Beschäftigung mit landwirtschaftlichen Arbeiten, Vorflutregulierung und Bodenverbesserung, durch eine bewusste Siedlerschulung während der Wintermonate soll die deutsche Jugend der geistigen Atmosphäre der Stadt entrückt und der Bodenständigkeit zugeführt werden. Hier wie dort aber bleibt das Schwer-

gewicht gelegt auf die Gemeinschaftserziehung durch die Lagerkameradschaft, auf die Betonung des verbindenden Dienstgedankens.

5.

Oberpräsident von Ostpreussen ist Erich Koch, gleichzeitig Gauleiter der NSDAP, ein Mann, der mit statthalterähnlichen Vollmachten zu schalten in der Lage ist, seitdem das sog. Delegationsrecht Ostpreussens Wirklichkeit wurde. Hitler hat gewusst, warum er einen seiner besten Leute der Ostmark zur Verfügung stellte, und die Provinz weiss es heute bereits auch.

Am 26. Juli dieses Jahres rief Koch die Landräte der ostpreussischen Kreise zusammmen, um ihnen das vorläufige Ergebnis der Arbeitsschlacht mitzuteilen: innerhalb von 10 Tagen war es gelungen, in 30 Kreisen, das heisst in drei Vierteln des Landes, die Arbeitslosigkeit zu beseitigen, und dies ganz aus eigenen Mitteln der Provinz, ohne finanzielle Unterstützung seitens des Reiches. „Ich habe", so führte er dann wörtlich aus, „durch diesen Erfolg dem Reiche vorexerzieren wollen, wozu die Provinz imstande ist, was sie vermag, wenn ein einheitlicher Wille sie führt." Gleichzeitig aber sollte der Bevölkerung, die erstmalig als Trägerin einer derartigen wirtschaftlichen Mobilmachung herangezogen worden war, das sichere Vertrauen gegeben werden, das die Grundlage ist für die zweite und fast ungeheuerlich anmutende Tat: die grosse ostpreussische Landesplanung, die binnen weniger Jahre die Schaffung einer bodenständigen Industrie vorsieht und die Ansiedlung von $1^1/_2$ Millionen Menschen.

„Mit diesen anderthalb Millionen Fressern ist die Frage der ostpreussischen Landwirtschaft gelöst." In dem einen lapidaren Satz ist alles Wesentliche gesagt. Ostpreussen ist durch die bis in die letzten Jahre laufende Abwanderung nach dem Westen von Menschen entblösst. Seine Landwirtschaft kann vom Inlandmarkte nicht leben. Die grossen Entfernungen nach dem Reich ergeben eine derartige Mehrbelastung durch Transportunkosten, dass die Rentabilität in Frage gestellt ist. Denn das Land kann, zumal bei der heutigen allgemeinen Landwirtschaftskrise, seine Erzeugnisse nicht zu erträglichen Bedingungen auf den Märkten im Reich absetzen, an dieser Sachlage ist nichts zu ändern. Die Lösung musste auf anderem Wege gefunden werden. Westdeutschland, der Sitz einer bis an die Grenzen des Erträglichen zusammengeballten

Industrie, leidet an ausgesprochener Übervölkerung. War es denkbar, durch grosszügige Verpflanzung bestimmter Industriezweige nach dem Osten Abhilfe zu schaffen? Der Gedanke ist nicht neu, dahinlautende Pläne und Denkschriften gilbten schon lange in den Schubfächern der einschlägigen Behörden; es bedurfte nur eines tatbereiten Willens, um sie greifbare Wirklichkeit werden zu lassen. Und dieser Wille ist heute da. „Unser ganzes Geheimnis liegt eigentlich in einem kurzen Wort beschlossen", meinte ein enger Mitarbeiter Kochs, „und das heisst: nur ein bischen anpacken!"

Die selbstverständliche Voraussetzung für die ostpreussische Landesplanung bleibt freilich, dass ihre Durchführung in dem ohnehin überindustrialisierten Deutschland keine Übersättigung des Inlandmarktes heraufbeschwört, mit anderen Worten, dass die neu zu schaffende Industrie Ostpreussens nicht als schädliche Konkurrentin den bereits bestehenden Betrieben des Reiches gegenübertritt. Und hier gibt es nur einen Ausweg, an dem unter allen Umständen festgehalten werden wird: für jede im Osten neu entstehende Fabrik muss ein entsprechender Betrieb im westlichen Deutschland geschlossen werden. Und dass dieser Weg wirklich gangbar ist, dafür bürgen die bisher zahlreich eingegangenen Angebote bedeutender Wirtschaftsführer, ihre Unternehmungen in die Ostmark verpflanzen zu lassen. Massgebend dafür sind natürlich weniger ideale Beweggründe, als sehr konkrete rechnerische Erwägungen, in erster Linie vielleicht der Umstand, dass der Provinz für die Dauer von 8 Jahren das Vorlieferungsrecht auf alle Reichsaufträge zugebilligt worden ist.

Kennzeichnend für das neue Denken ist die Art und Weise, wie in der ostpreussischen Landesplanung den bevölkerungspolitischen Notwendigkeiten Rechnung getragen wird. Mit den 1500000 Zuwanderern, auf die der Plan berechnet ist, soll wohl ein bodenständiges Arbeitertum, aber kein Proletariat im bisherigen Sinne des Wortes geschaffen werden. Es werden daher die Fabriken nach Möglichkeit am Rande der Mittel- und Kleinstädte, ja soweit es irgend geht, direkt auf dem flachen Lande errichtet. „Denn wir müssen und werden dahin gelangen", sagt Koch, „dass ein jeder ostpreussische Arbeiter auf seiner eigenen Stelle von 2—4 Morgen Landes leben kann, die ihn vorübergehenden Absatzkrisen gegenüber unabhängig macht und gleichzeitig jene Bindung an

die Heimatscholle gewährleistet, ohne die kein Volk auf die Dauer lebensfähig bleibt."

Freilich, soll dies Ziel wirklich erreicht werden, so erfordert es eine gar nicht zu umgehende Sichtung des in Frage kommenden Menschenmaterials. Diese Auslese nach körperlicher (rassischer) und geistiger Eignung wird Aufgabe bestimmter Kommissionen sein, auf denen die ganze Verantwortung dafür ruht, dass Ostpreussen, heute Bannerträger des dritten Reiches, auch in Zukunft seiner Aufgabe gewachsen bleibt.

6.

Ist es denkbar, dass ein politisches Geschehnis, und sei es von noch so weittragender Bedeutung, ein ganzes Volk entscheidend umzuformen vermag? Oder liegt es vielleicht eher so, dass der unterirdische Vorgang einer inneren Wandlung in politischen Taten erst zum äusseren Durchbruch gelangt? Eine Diskussionsfrage, zur „Stellungnahme" verlockend. Was wir aber wissen müssen, ist dies: dass die Tatsache der Wandlung nicht mehr auf der Ebene der Diskussion liegt. An ihr ist nicht zu rütteln. Wer, von Osten kommend, heute Königsberg besucht, kann sich dem Eindruck der eigentümlich soldatischen Haltung, der für Stadt und Provinz so bezeichnend ist, nicht mehr entziehen. Es sind damit nicht die Aufmärsche und Bannerweihen gemeint und auch nicht die zahllosen Uniformen der SA, SS, Stahlhelm, NSDAP-Amtswalter, Jungvolk und Hitlerjugend, die dem Strassenbilde seine eigene Note geben. Man kann all dies als Äusserlichkeiten ansprechen, obwohl es mehr bedeutet. Denn der bürgerliche Mensch ist seinem Wesen nach Zivilist, und alle Uniformierung ist letzten Endes doch nur der äussere Ausdruck für die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, die Beschlag auf den einzelnen zugunsten des Ganzen legt und einer diesem Ganzen innewohnenden Idee. Gemeint ist eigentlich der seltsam straffe Zug, der immer wieder auf den Gesichtern und im Wesen dieser deutschen Menschen zum Ausdruck kommt, gemeint die voraussetzungslose Bereitschaft, von heute auf morgen ihren privaten Bequemlichkeiten zugunsten einer jählings als Notwendigkeit anerkannten Idee zu entsagen, sich einzuordnen, einfach Dienst zu tun. Und gemeint ist vor allem die immer wieder gehörte Antwort auf die Frage, wie es denn möglich sei, die ungeheure Mehrbelastung, die aus den neuen Ver-

pflichtungen dem Volksganzen gegenüber für den einzelnen erwächst, mit seinen persönlichen Neigungen und Bedürfnissen zu vereinen: „Ach wissen Sie, eigentlich legen wir auf diese Dinge ja gar nicht mehr so viel Wert."

Ostpreussen, das heisst heute Anspannung aller Kräfte im Dienst am Wiederaufbau der Ostmark und des deutschen Volkes, heisst Zurückstellen der Persönlichkeit hinter die Idee. Ostpreussen, das heisst: deutscher Sozialismus auf dem Wege der Tat.

Die deutsche Revolution und die Theologie

Von Hans Schultz

I.

Die deutsche Revolution ist ein sehr komplexer und umfassender Vorgang. Darum ist jeder Versuch, diesen Vorgang heute schon zu verstehen und zu deuten, ein Wagnis. Für historische Urteile, geisteswissenschaftliche Rubrizierung ist heute auch bestimmt noch nicht der Zeitpunkt gekommen. Wir können sie getrost der Forscherarbeit kommender Jahrzehnte überlassen.

Trotzdem ist es gerade heute, wo alles im Werden ist, von schicksalhafter Bedeutung, dass alle, die irgendwie an diesen bewegenden Vorgängen teilnehmen, sich zu verständigen suchen über den Standort der jeweiligen Phase des Geschehens. Das verlangt nicht ein geistesgeschichtliches, sondern ein geistespolitisches (wenn man so sagen kann) Interesse. Der überstürzenden Fülle der äusseren Ereignisse gilt es auch gedanklich dicht auf den Fersen zu bleiben, um die Wucht der Vorstösse durch Verstehen zu vermehren — um vor allem die Richtung dieses Vormarsches nicht abgleiten zu lassen in Nichtigkeit und Leerlauf. In diesem Sinne ist schon heute, ja, gerade heute die Stunde der Diagnose, solange der Prozess noch nicht abgelaufen ist. Unaufhörlich muss das Lot ausgeworfen werden, um den Kurs zu sichern.

*

Die deutsche Revolution ist der grossartige äussere Ausdruck einer Umwälzung, die sich schon lange im deutschen Bewusstsein anbahnte. Wir wollen sie als Abwendung von der Idee und als Hinwendung zur Existenz bezeichnen. Die Wendung der deutschen Revolution will eine totale sein. Die gesamte Substanz der Nation

soll von ihr umfasst werden. Nicht nur die dünne Schicht des Politischen im engeren Sinne, auch alle tieferen Schichten des soziologischen, philosophischen und auch religiösen Seins sind von diesem revolutionären Umschwung erfasst.

Wir versuchen im folgenden das Wesentliche dieser revolutionären Wendung näher zu bestimmen, ohne bei der gebotenen Kürze auf Details und Historisches näher eingehen zu können, auch ohne uns aus demselben Grund gegen Missverständnisse völlig sichern zu können.

In der philosophischen und theologischen Literatur hat sich in letzter Zeit ein Terminus verbreitet, der für den gemeinten Vorgang kennzeichnend ist. Man spricht von existenziellem Denken. Dieser Ausdruck, den Kierkegaard eingeführt hat, meint eine Denkhaltung, die von der des vorrevolutionären Menschen grundsätzlich verschieden ist.

Für das vom Idealismus und Liberalismus in seinen Anschauungen massgeblich bestimmte Zeitalter ist der Geist der souveräne Herr der Welt. Die sich in sich selbst bewegende Vernunft ist die Substanz der Welt. Vom reinen Denken her soll die Welt gestaltet werden. In der Abstraktion wird das Bild vom reinen Menschentum entworfen und das Ideal eines gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen konzipiert. Die empirische Welt, das „Fleisch", der konkrete Mensch gelten, soweit sie diesem Bilde der Vernunft inkongruent sind, als noch nicht vernünftig, als untergeistige Stadien der Entwicklung. Es ist „der Erdenrest zu tragen peinlich." Auf dem Wege zu der Welt der reinen Rationalität müssen diese Fesseln immer mehr abgestreift werden.

Hiergegen wendet sich die Philosophie der Existenz. Ludwig Feuerbach und Friedrich Nietzsche haben entscheidende Stichworte für diesen Aufstand gegen den „reinen" Geist gegeben. Man wendet sich vom Geist zum Leben, vom Abstrakten zum Konkreten, von der Idee zur Existenz. Man will das Sein nicht mehr von der Idee her, sondern aus ihm selbst heraus verstehen. Man will ja sagen zu dieser Welt in ihrem irrationalen Sosein. An die Stelle der eisigen Luft des Spiritualismus tritt ein erd- und lebensnaher Realismus. — Man empfand die Nichtigkeit und Falschheit dieses Lebens aus der Abstraktion. Man war vor allem auf dem Gebiet der soziologischen Spekulation überwunden durch die Erfahrung, dass das Leben sich immer als mächtiger erwies als alle Versuche,

es von einer Idee her zu korrigieren. Die Wirklichkeit in ihrer irrationalen Tiefe lernt man wieder als Herrin der Substanz des Denkens anerkennen. Existenziell denken heisst: nicht abstrakt, nicht autonom, sondern „bionom", existenzgebunden und existenzbestimmt denken. Man leugnet nicht die Tatsache des Geistes, wie es etwa der vulgäre Materialismus tut. Man leugnet nur, dass wir einen Geist „an sich", einen „objektiven" Geist kennen. Aller Geist ist subjektiv, ist von seinem Träger nicht abzulösen, steht in notwendiger Kommunikation mit den Lebensinteressen dieses Trägers.

Diese Richtung, die sich schon seit Jahrzehnten in mancherlei Abwandlungen in der deutschen Geistesgeschichte vorbereitete, ist in der deutschen Revolution an das Licht politischer und soziologischer Gestaltung durchgebrochen. Wir können hier nur andeuten. An zwei wesentlichen Anliegen der deutschen Revolution soll das aufgewiesen werden.

*

Der Nationalismus ist für den liberalen Menschen im Grunde ein Greuel. Die Idee, der man hier allein nachstreben kann, ist eine grosse Verschmelzung der Völker zu einer harmonischen, die Menschheit umfassenden Gemeinschaft. In der Wirtschaft ist es die Weltwirtschaft. Nationale Schranken sind ein ärgerliches Hindernis auf dem Wege zur Erreichung dieses Zieles. Eigentlich ist die Tatsache, dass es Nationen gibt, die sich untereinander befehden und den Körper der Menschheit zerspalten, eine Unbegreiflichkeit, denn sie ist unvernünftig. Nationale Separationsbestrebungen können darum nur als „Eierschalen der Entwicklung" aufgefasst werden, die möglichst bald abgestreift werden müssten.

Der Nationalismus bejaht die Existenzform des Nationalen nicht darum so leidenschaftlich, weil er der Menschheitsidee eine nationale Idee von annähernd gleicher rationaler Anziehungskraft entgegenzusetzen hat. Darum war auch die nationale Ideologie stets so viel weniger beredt als die liberale. Der Nationalismus hat sich nicht willkürlich der Idee der Nation verschrieben. Er hat in seinem nationalen „Sosein" eine Gegebenheit seiner Existenz erkannt (vielfach unbewusst), der man sich unterordnen muss, zu der man ja sagen und ja tun muss, wenn man leben will. Die Zweckmässigkeit oder Schädlichkeit dieser Tatsache ist nicht mehr Gegenstand der Überlegung. Existenziell denken heisst ja, sich an

seine Existenz gebunden wissen. — Konkret gesprochen heisst das, in seinem Deutschsein, in der Eigenart seines blutsmässig und historisch Bestimmtseins nicht eine Fessel und Schranke, sondern das lebendige Gefäss seiner Existenz sehen. Eine Überschreitung dieser Grenze bedeutet nicht nur Untreue an der Existenz, sie ist zugleich mehr und Gefährlicheres: Vertauschung des Wirklichen gegen ein Phantom.

*

Der Sozialismus als Ziel der deutschen Revolution bedeutet eine gleiche Wandlung. Für die abstrakte Ratio der liberalen idealistischen Humanität ist Mensch gleich Mensch. Die Gesellschaft ist aufgebaut aus Individuen, Monaden, Menschatomen. Diese sind grundsätzlich frei und in sich geschlossene Persönlichkeiten. Jeder ist auf sich gestellt. Jeder soll seinen Vorteil erstreben, dann wird aus dem Kampf aller gegen alle, aus dem Prinzip der freien Konkurrenz die grösstmögliche Wohlfahrt aller resultieren. Im Zusammenleben der Menschen muss diese freie Entfaltung der Selbstsucht des einzelnen, soweit es die Lebensnotwendigkeiten der Gesellschaft erfordern, hier und da beschnitten werden. Das Ziel der Entwicklung kann nur eine möglichst weitgehende Verwirklichung der idealen Freiheit und Gleichheit der Menschen und eine progressive Aufhebung aller vorläufigen Ungleichheit und Unfreiheit sein.

Der deutsche Sozialismus hat hinter dem Phantom dieser rationalen Humanität den konkreten Menschen wieder entdeckt. Dieser Mensch ist nicht Atom, sondern „politisch". Politisch hier im weiten Sinne verstanden als Bezeichnung aller der Verhältnisse, in denen es der Mensch nicht mit sich selbst, sondern mit „dem Andern" zu tun hat. Nicht vom einzelnen, sondern vom Ganzen aus wird Staat und Wirtschaft verstanden. Das Ganze ist mehr als die Summe aller Teile. Man gewinnt wieder Verständnis dafür, dass alle Gebilde menschlichen Zusammenwirkens organisch angelegt sind. Kein Mensch kann ohne den andern bestehen. Jeder ist Glied am Ganzen. Jedes Leben hängt an dem richtigen Zusammenspiel aller Kräfte, an dem Dienst, den ein Glied am andern tut, an dem Dienst aller an allen. Darum ist Mensch nicht gleich Mensch, so wenig die Glieder eines Körpers einander gleichen. Darum haben auch nicht alle Glieder gleiche Bedeutsamkeit und Würde. Der marxistische Klassenegoismus ist

ebenso auszumerzen, wie das bourgeoise, parasitäre Dasein, das sich aus dem Volkskörper Kräfte pumpt zur Befriedigung der Selbstsucht des einzelnen. Der Wahlspruch: Gemeinnutz geht vor Eigennutz bedeutet die Besinnung auf die politische Anlage unserer Existenz.

Auch hier wird nicht gefragt nach der Erfreulichkeit dieser Bindung an den „Anderen", dieser Unmöglichkeit, sich in reiner Selbstgenügsamkeit in sich abzuschliessen. Man denkt auch nicht deswegen politisch, weil man das für vernünftig hält, sondern weil man wieder weiss, dass allein das politische Denken des Sozialismus in diesem Sinne wirklichkeitsgemäss ist. Das existenzielle Denken hat sich vom Homunculus rationaler Provenienz wieder leidenschaftlich der wahren Konstitution seines Seins zugewandt, weil es dem Leben treu, der Existenz gehorsam sein will.

II

Wir brauchen für Existenz nur Schöpfung zu sagen, um zu sehen, wie nahe sich Revolution und Theologie in dieser Wendung begegnen.

Gewiss gibt es sehr untheologisches Existenzialdenken. Trotzdem hat auch die neue Theologie in vielem die Revolution des gesamten Seins mitgemacht. Ja, man kann mit vielem Recht diese Wendung als eine Hinwendung zu theologischem Denken verstehen. Das Wort existenziell hat schon einen eminent theologischen Klang.

Wer sich an seine Existenz gebunden weiss, wer sich also nicht als souveränen Herrn seiner selbst versteht, sondern als „gesetzt" in sein „So-" und „Hiersein", der ist demütig — bereit zu hören und gehorsam zu sein. Ob er diese hohe Herrin Existenz nun Gott oder sonstwie nennt. Gerade die junge protestantische Theologie hat seit dem Kriege besonders deutlich die Nichtigkeit der idealistischen Anmassung und des Souveränitätsdünkels der Menschen bekämpft. Sie hat mit neuer Klarheit erkannt, dass der Mensch Geschöpf ist — vorbehaltlos ausgeliefert an die gewaltige Hand seines Schöpfers.

Auf dem Boden des ersten Glaubensartikels treffen sich Theologie und Revolution der Sache nach. Sie glauben beide an eine „Gesetztheit" der Welt und ihrer selbst und sind willens, sich den Ordnungen dieser Schöpfung zu ergeben. Auch in der Bestimmung des Menschen als einer politischen Existenz treffen sich Theologie und Revolution. Auch die neue Theologie will in gewissem Sinne

politische Theologie sein, in der weiten Bedeutung, die wir oben dem Wort „Politik" gaben. Auch die neue Theologie sieht den Menschen, besonders in der Ethik, nicht mehr als isoliertes Einzelwesen, als „Robinson" an. „Das Von-einander-her- und Für-einander-Dasein des menschlichen Lebens" (Gogarten) steht wieder im Vordergrund der theologischen Anthropologie. Bücher wie die „Politische Ethik" von Gogarten gehören somit bestimmt zu den tiefsten Grundlagen des deutschen Sozialismus.

*

Wir haben die deutsche Revolution als Hinwendung zur Existenz verstanden. In der Tiefe dieses Vorgangs wohnt noch ein entscheidendes Problem — das Problem der Sünde.

Die neue protestantische Theologie hat nicht nur die Botschaft vom Schöpfergott mit neuer Kraft verkündet. Neu gepredigt wird auch der zweite Artikel „von der Erlösung". Nicht nur, dass wir unserer Existenz verhaftet sind und ihr durch keinen Gedankenflug entfliehen können, — dass wir einer verdorbenen und verlorenen Existenz verhaftet sind, ist die Verkündigung dieser Theologie. Das dritte Kapitel der Genesis — die Geschichte vom Sündenfall — wird zum Schlüsselpunkt für das Verständnis der Welt. Die Schöpfung ist einmal dem Schöpfer untreu geworden, sie hat sich einmal von dem frevelhaften Wunsch verführen lassen, zu sein wie Gott. Damit ist ein Riss in die Welt getreten, damit ist in undurchdringlichem Geheimnis die Schöpfung gefallen, gottlos geworden. Die Sünde und der Tod sind in die Welt eingebrochen. Seither ist die Stellung der Welt zu Gott ganz zwiespältig. Sie ist Schöpfung, hinter allen ihren Erscheinungen leuchtet noch die göttlich unmittelbare Vollkommenheit hervor. Sie ist aber zugleich ganz korrupt. Es gibt in dem Bezirk des Weltlichen keine Unschuld, keine reine Schöpfung, vor allem — kein reines Menschentum mehr. Alles ist verwuchert, alles ist dämonisiert. Neben und in dem schöpfungsmässigen Dienst aller an allen findet sich nun die Sucht aller, über einander zu herrschen. Neben der Bereitschaft, anderes Leben zu mehren und zu erhalten, ist allem Menschlichen tief die Selbstsucht verwurzelt. Der „unsozialistische", zerstörerische Trieb, ihren Existenzbereich zu erweitern auf Kosten des „Andern", anderes Leben zu verzehren, zu ersticken, zu töten, ist unserer Natur unveräusserlich mitgegeben. Das Bild des Leibes, dessen viele Glieder

einander dienen und so gegenseitig in hierarchischer Anordnung ihre Bedeutsamkeit bedingen und erhalten, ist verdorben. Sie fördern und zerstören sich zugleich. — Diese Zwiespältigkeit lässt keine Ruhe in die Welt kommen. Die Welt hat keinen Frieden, sie kann sich nicht in sich beruhigen. Sie muss unaufhörlich, von dem Stachel des Todes und der Sünde getrieben, Ausschau halten nach einer Erlösung. Christus ist gekommen, die Schöpfung zu „rekapitulieren", wiederherzustellen. Der „zweite Adam" kam, das Unheilswerk des „ersten Adam" durch ein Heilswerk wiederherzustellen. Er verkündet das Vergehen dieses Aeons und den Anbruch des kommenden, in dem der Zwiespalt zwischen Sünde und Göttlichkeit, zwischen Leben und Tod aufgehoben ist. Dieser Aeon ist dualistisch bestimmt. Hier kämpft der Herr dieser Welt gegen das Heer des Lichtes, gegen die Macht des Geistes Christi. Die Wirklichkeit Gottes steht gegen die Wirklichkeit der Sünde.

*

Wer die Existenz bejaht, der muss auch wissen, dass diese Existenz verdorben, krank, sündig ist. Es gibt Kreise in der gegenwärtigen revolutionären Bewegung, die den Wunsch haben, sich nun, nach der „Rückkehr zur Existenz", zu beruhigen. Sie wissen nichts von der geheimen, aber tödlichen Krankheit in uns. Nach dem grossen Irrweg des Geistes in die Abstraktion soll er nun ruhen und genesen an seinem metaphysischen Heimatort. Nun sei in der Harmonie zwischen Denken und Sein die Integrität der Existenz wiederhergestellt. Deutsch sein heisst nun wesentlich, erlöst, — göttlich sein.

In dem gegenwärtigen Stadium der Erneuerungsbewegung zögert sie gleichsam, ob sie nun stehen bleiben soll und sich in ihrem wiedergefundenen Sein beruhigen, oder ob sie zu einer letzten, äussersten Erkenntnis in der Bejahung der Existenz hindurchdringen soll. Wo das Geheimnis des Sündenfalles übersehen wird, wo man sich der Hoffnung ergibt, nun die Schöpfung in ihrer Reinheit wiedergefunden und aufgerichtet zu haben, — da ist man bereit, das Erreichte für endgültig, absolut zu halten. Dort wird der Riss zwischen Gott und Welt nicht mehr gesehen, man leugnet die Dualität dieses Aeons und glaubt in seiner Existenz auch wieder in Gott zu sein. Von dem Schmerz der Vorläufigkeit und Zwiespältigkeit, des Verfluchtseins der Zeitalter weiss man dann nichts. Die Gleichung erscheint nun

berechtigt: zwischen Gott und Volk, Staat und Kirche, Politik und Religion. Die Identität zwischen Kreatur und Schöpfer ist ja wiederhergestellt.

An diesem Punkt beginnt das leidenschaftliche Gespräch zwischen der Theologie und der Revolution. Hier ist die Stunde der Theologie gekommen. Das Ja zur Schöpfung muss auch bis zum Ja zur Gefallenheit dieser Schöpfung ehrlich und erkenntnistief sein. Die junge, radikale protestantische Theologie muss heute die Avantgarde der deutschen Revolution sein. Sie darf den Menschen nicht früher zur Ruhe kommen lassen, als bis er hindurchgestossen ist zur Einsicht in die Sündhaftigkeit der Existenz, die er zu fassen sucht. Sie muss den metaphysischen Charakter des Staates und der nationalen Formationen als eines Schutzbaues zur Bewahrung der menschlichen Existenz vor den Dämonien des Bösen sichtbar machen. Sie erkennt zwar dem Staat als dem Wehrer des Bösen und dem Erhalter des Lebens die Würde eines Gotteswerkes zu. Dies Werk ist aber kein „opus proprium", kein „eigen" Werk, sondern ein „opus alienum", ein „fremd", ein vorläufiges Werk Gottes neben Schöpfung und Erlösung.

Die Existenz trägt eine Wunde. Die schmerzhafte, aber schicksalhafte Aufgabe der Theologie ist es, diese Wunde offen zu halten.

Wer heute glaubt, nun sei die Zeit gekommen, diese Wunde sich schliessen zu lassen, dem gilt die Verkündigung: wo der Mensch das aus eigner Vollmacht versucht hat, da ist die Wunde furchtbar wieder aufgebrochen mit tausend Schmerzen.

*

Wir sehen eine klare Linie von dieser Erkenntnis der deutschen Revolution vorgezeichnet, und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird sie auch tatsächlich beschritten. Der Tag von Potsdam war ein Bekenntnis zu dieser Linie.

Preussen ist die Gestalt eines seiner Existenz bewussten und ihr gehorsamen Staates. Das Preussen, das Friedrich Wilhelm I. geschaffen hat. Diesem König lag nichts ferner als eine Apotheose des Staates. Er war ein strenger Haushalter Gottes, der sein Gesinde in Zucht zu halten wusste, für den Tag, da sein Herr von ihm Rechenschaft über seine Tätigkeit fordern würde. Dieses Preussen ist sich nüchtern seiner Vorläufigkeit wohl bewusst. Hier weiss

man, dass Staat eine harte Notwendigkeit in dieser Welt des Todes und der Sünde ist und ohne den Glorienschein vollendeter Dinge. Hier kennt man aber auch das Pathos des Staates in dem Ernst und der Würde der Vollmacht Gottes für die Dauer dieses Aeons.

Das Gespräch zwischen Revolution und Theologie ist noch nicht zu Ende. Seinen Ausgang kennen wir daher nicht, doch mehren sich die Anzeichen, dass die Stimme der Theologie durchdringt und gehört wird. Solange der Herr der Kirche seinen Geist und seine Kraft nicht ganz von den Seinen zurückzieht, wird die Theologie nicht aufhören, den Schleier zu zerstören, der denen, die an die Gesundheit ihrer Existenz glauben, die letzten und entscheidenden Tiefen verhüllt.

Der Faschismus

Von Gerhard Dobbert

I

Die faschistische Bewegung und die faschistische Partei

Der Faschismus bedeutet eine neue Epoche in der Geschichte Italiens. Er ist, wie Mussolini sagt, „Ausfluss eines tiefen Bedürfnisses unserer Rasse, die sich in der Grundlage ihres Daseins bedroht fühlte." Die permanente Krise des liberalen parlamentarischen Staates, die Enttäuschung über den kargen Erfolg des siegreichen Krieges und die schwere wirtschaftliche Lage, in die das Kriegsabenteuer Italien gestürzt hatte, führten zu einer Radikalisierung der Massen. Die Regierung war in keiner Weise mehr Herr der Lage: andauernde Streiks, Strassenunruhen, Verbrechen. Im Süden belagerten die landhungrigen Bauern die Schlösser der Grossgrundbesitzer, im Norden besetzte die Arbeiterschaft die Fabriken. Das Land schien dem Chaos preisgegeben. Als Protest gegen diesen Zerfall entstand die faschistische Bewegung. Am 23. März 1919 gründete Mussolini in Mailand den ersten Kampfbund der Frontsoldaten (fascio di combattimento), eine revolutionäre, aber durchaus national gesinnte Truppe, die ohne festes Programm gegen alle bolschewistischen und sozialistischen Elemente Front machte. „Sie wussten nur, dass dieser machtlose Apparat, der der inneren Zersetzung keinen Einhalt gebieten konnte und nach aussen hin die Positionen des Sieges verlor, nicht ihr Vaterland war. Sie glaubten an ein höheres Vaterland: an die italienische

Nation und an ihre grosse Vergangenheit." (W. Heinrich). Hier liegt der Ausgangspunkt der faschistischen Revolution. Sie ist eine Revolution zur Rettung der Nation im Glauben an die Italianità — die historische Sendung des italienischen Vaterlandes. Um diese Mission zu erfüllen, bedarf es aber eines starken Staates. „Die italienische Nation ist ein Organismus, dessen Ziele, Leben und Wirkungsmöglichkeiten mächtiger und dauerhafter sind als die einzelner Personen oder der zu Gruppen vereinigten Individuen, aus denen sich die Nation zusammensetzt. Sie ist eine ethische, politische und wirtschaftliche Einheit, die sich in ihrer Totalität im faschistischen Staat verwirklicht." (Carta del lavoro Art. 1). Die ganze Aufbauarbeit des Faschismus vollzieht sich unter der Parole: „Alles für den Staat, alles im Staat, nichts ausserhalb des Staates" (Mussolini). Diese Betonung des Staatsgedankens entwertet das Individuum, sie nimmt ihm seine persönliche Freiheit, denn nur in seiner Verbundenheit mit dem Staat hat es Lebensberechtigung und Bedeutung. In diesem nach Totalität strebenden Staat, der alle Gebiete des öffentlichen Lebens bestimmt, herrscht das Gebot des Duce, des durch die Vorsehung bestimmten und durch sein Führerbewusstsein legitimierten Lenkers der Nation. Die Partei, die Elite des Volkes, ist seine persönliche Gefolgschaft und zu blindem Gehorsam verpflichtet. Der Führer irrt nie. „Die Masse hat ihre Direktiven von oben zu empfangen, wo die Einsicht der Fähigkeiten, der Aufgaben, der Funktionen und der Verdienste vollkommen ist". (Bekenntnis des Faschismus). „Wer nicht bereit ist, sein Ich, Körper und Seele, vorbehalts- und widerspruchslos dem Vaterland und dem Dienst des Duce (nicht des Königs — d. V.) zu weihen, ist nicht würdig, das schwarze Hemd zu tragen," lautet das zweite der 10 Gebote des Faschismus.

Der faschistische Staat ist ein diktatorischer, hierarchisch gegliederter Parteistaat, dessen Macht sich auf die ihm absolut ergebene Armee, die Miliz und die sonstigen militärischen und Parteiorganisationen stützt. Die faschistische Partei hat mit der kommunistischen Partei der UdSSR nicht nur im Aufbau und in der Organisation Ähnlichkeiten aufzuweisen, sondern vor allem in ihrer Funktion als politisches Machtmittel. Hier wie dort durchsetzt sie den ganzen Staatsapparat von oben nach unten. Was die faschistischen Beamten nicht aus Treue tun, tun sie aus Furcht. Missbräuche werden so streng bestraft, dass, wie Mussolini einmal er-

wähnt, Beamte, die zur Rechenschaft vor dem Regierungschef aufgefordert wurden, den Selbstmord der Rechenschaftsabgabe vorzogen. In der Person des Führers kommt die unlösbare Verbindung von Staat und Partei am deutlichsten zum Ausdruck: der Duce ist nicht nur das Haupt der Partei und der faschistischen Bewegung überhaupt, sondern auch der allmächtige Chef der Regierung, also Vorsitzender des Gran Consiglio (Grosser Faschistischer Rat), des obersten Organes des Staates und zugleich auch der faschistischen Partei, dessen Macht so ausserordentlich gross ist, dass er nicht nur die Nachfolge des Diktators zu bestimmen hat, sondern auch in allen wichtigen Fragen, so z. B. bei der Thronfolge, gehört werden muss. Die Partei — das Herz des Staates — strebt den Charakter eines Ordens an, nicht bloss in ihrem äusseren Gebaren, sondern gerade auch in ihrer geistigen und sittlichen Haltung. Um ihre Geschlossenheit beizubehalten, wird sie in der Regel nur noch aus den Jugendorganisationen ergänzt. Die Jugend bestimmt das Schicksal der faschistischen Bewegung, woraus sich der grosse Eifer erklärt, den der Staat bei der Erziehung der jungen Generation entfaltet. Diese erfolgt in streng nationalem Geist, sie ist sportlich, hart, kriegerisch und rational-technisch. Dieser sportlich-militärischen Erziehung gegenüber betont der Duce immer wieder das fachliche Wissen. Anlässlich einer Rede vor den Studenten zeigte er ihnen mit hocherhobenen Händen ein Buch und eine Flinte als Zeichen, dass beide zum Rüstzeug des jungen Faschisten gehören. Die einzige Jugendorganisation ist die staatlich geleitete und unter der Überwachung von Parteiorganen stehende opera nazionale balilla, ein Verband militärischen Charakters mit ca. 2 Millionen Mitgliedern, die die Jugend zu Sport und kriegerischen Übungen zusammenfasst und sie im Geiste des Regimes erzieht. Auf diese Weise wächst eine dem Duce blind ergebene, tüchtige, unproblematische und ganz dem realen Dasein zugewandte neue Generation heran. Dank dem Prozess der Verstaatlichung des Geistes, dem sie von Kindauf bis in die Hochschulen unterworfen sind (die Professoren müssen dem Duce und dem Regime einen besonderen Treueid leisten), weisen die jungen Menschen einen sehr ähnlichen geistigen Habitus auf; ihre körperlichen und technischen Fertigkeiten können aber auch hier über eine gewisse seelische Primitivität, dieses Kennzeichen der modernen Jugend fast aller Länder, nicht hinwegtäuschen.

II

Der faschistische Staat und die politische Mission des Faschismus

Zum Verständnis des folgenden ist es wesentlich zu betonen, dass der Faschismus nicht auf Grund einer bestimmten Doktrin oder eines festen Programmes entstanden ist, sondern als Improvisation eines revolutionären Genies, geboren aus einer besonderen historischen Konstellation. Der Faschismus von heute ist an kein festes Programm gebunden.*) Mit dem, was die Faschisten der Frühzeit als ihr „Programm" ausgaben**), hat er nicht das Geringste zu tun. Damals hätte Mussolini ebenso gut eine sozialistische statt eine nationale Revolution machen können, ja jene hätte seinem inneren Wesen vielleicht besser entsprochen als das, was er in der Folge schuf. Der Mussolini der Vorkriegszeit, dieser Revolutionär, der den Krieg als den Vater aller Dinge verherrlichte, predigte damals nicht Ordnung, sondern das Chaos und den Umsturz, aus dem eine neue Welt entstehen sollte. „Wir greifen (in den Weltkrieg — d. V.) als Umstürzler, Revolutionäre, als Verfassungsgegner ein, nicht als Reformisten, Nationalisten, Imperialisten."

Der Staat Mussolinis beruht auf einer ganz eigenartigen geistigen Grundlage: Altrömische Tradition wird mit liberal-demokratischen und sozialistisch-revolutionären Ideen verschmolzen. In faschistischer Formulierung lautet diese Synthese: „Der faschistische Staat enthält den Liberalismus und überwindet ihn: er enthält ihn, weil er die Freiheit anerkennt, soweit sie natürlich ist; er überwindet ihn, weil er die Freiheit zügelt, soweit sie schädlich ist. Der faschistische Staat enthält die Demokratie und überwindet sie: er enthält sie, weil er das Volk am Staatsleben teilnehmen lässt, soweit es nützlich ist; er überwindet sie, weil er die Entscheidung über die wichtigsten Lebensfragen des Staates denen vorbehält, die dazu fähig sind, weil sie sich über das Blickfeld der

*) „Wir glauben nicht an Programme, an Schemata . . . Wir glauben nicht, dass es nur eine Lösung gibt, weder im Wirtschaftlichen, noch im Politischen, noch im Sittlichen." (Mussolini.)

**) Aus diesem bunten Durcheinander seien nur einige Punkte hervorgehoben: Abschaffung der Monarchie, des Senats, aller Titel, der Wehrpflicht, Beschränkung des persönlichen Besitzes, Konfiskation der unproduktiven Einkommen, Auflösung der Aktiengesellschaften und Banken usw.

zufälligen Interessen der Individuen hinausheben. Und schliesslich enthält der faschistische Staat den Sozialismus und überwindet ihn: er enthält ihn, weil er wie jener die soziale Gerechtigkeit verwirklichen will; er überwindet ihn, weil er nicht zugibt, dass diese Gerechtigkeit aus dem brutalen Zusammenstoss der sozialen Kräfte entstehen kann . . ." (Alfredo Rocco).

Diese Synthese kommt im Aufbau des ständischen, korporativen Staates deutlich zum Ausdruck, der, syndikalistisch-anarchistischen, sowie staats- und zentralisationsfeindlichen Denkern entlehnt, in seiner heutigen Entwicklung jeden Rest von Genossenschaftlichkeit und Staatsfremdheit verloren hat: er ist eine gradlinige Fortbildung der spätrömischen Wirtschaftsverbände und steht nicht nur in völliger Unterwerfung unter den Willen des Staates, sondern seine Organe — die Korporationen — sind Staatsorgane (Kurt Singer in der Festschrift für Sombart 1933).

Die Wandlung Mussolinis vom sozialistischen zum nationalistischen Revolutionär liegt in seinem napoleonischen Machttrieb begründet. Mit genialem Scharfblick hat er die Stunde des Aufbruchs seiner Nation erkannt und die Notwendigkeit einer zweiten Revolution (der Weltkrieg ist für Mussolini bereits eine Revolution und der Auftakt zu weiterem revolutionären Handeln). Mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit und der Intensität seines südländischen Temperaments hat er sich für die Wiedergeburt des römischen Imperiums eingesetzt. „Rom ist unser Gedanke und unser Ziel, unser Symbol und unser Mythos. Wir erträumen das römische Italien, ein weites und starkes, zuchtvolles und imperiales. Der imperiale Geist Roms ist zu einem guten Teil im Faschismus wieder erstanden: römisch ist unser Kampfverband, römisch ist unser Ehrgeiz und unser Mut."

Diese Worte waren kurz vor dem berühmten Marsch nach Rom geschrieben. Damals wollte man Rom erobern, um die Herrschaft über die ganze italienische Nation zu erringen. Die nationalen Ansprüche Italiens sind aber bis heute nicht verwirklicht worden, daher rüttelt der Faschismus am Vertrag von Versailles und am Völkerbund als den Garanten des status quo und betont bei jeder Gelegenheit das Lebensrecht des italienischen Volkes. Seinen militanten Charakter behält der Faschismus durchaus bei. So schrieb Mussolini kürzlich folgendes über den Pazifismus in der italienischen Enzyklopädie: „Der Faschismus lehnt den Pazifismus ab,

der einen Verzicht auf den Kampf und eine niedrige Gesinnung in sich birgt. Denn der Krieg allein führt zur höchsten Spannung aller menschlichen Energien, er drückt den Völkern, die über die männliche Tugend verfügen, den Krieg zu wagen, den Stempel des Adels auf. Alle anderen Proben des Mutes sind Ersatzmittel .... Eine Doktrin, die den Frieden voraussetzt, ist dem Faschismus fremd, ebenso fremd sind ihm internationale, völkerbundartige Organisationen, obwohl diese wegen der Nützlichkeit, die sie in gewissen politischen Lagen haben, zeitweilig angenommen werden können." Der Faschismus hat nur in geschickter Anpassung an die heutige Lage seine Taktik geändert; statt kriegerische Verwirklichungen sucht er die Verbreitung seiner Ideen über den ganzen Kontinent, ja über die ganze Welt. Zwar lehnt man in der richtigen Erkenntnis, dass der italienische Faschismus eine spezifisch-italienische Angelegenheit sei, eine Kopie desselben durch andere Völker ab, begrüsst aber ähnlich geartete Bestrebungen in anderen Ländern. So steht er dem deutschen Nationalsozialismus mit grösster Sympathie gegenüber. Sein Erfolg wird als Beweis für die Richtigkeit der faschistischen Entwicklung und der Prophezeiung Mussolinis angesehen, dass das sozialpolitische System des Faschismus zwangsläufig von anderen Ländern übernommen werden würde. Man fühlt sich ideologisch mit dem jüngeren germanischen Bruder solidarisch. Wie stark sich diese positive Einstellung politisch auswirken wird, lässt sich z. Zt. noch nicht übersehen.

Der Faschismus sieht seine Aufgabe in einer Reformation des europäischen Bewusstseins. Die heutige Krise umfasse nicht nur die Wirtschaft, sondern alle Gebiete des gesellschaftlichen Lebens. Falls es Europa nicht gelinge, die bestehenden sozialen Gegensätze zu beseitigen, wie es Italien versucht, so sei der Untergang des Abendlandes gewiss. Rom — und dieses Mal das weltliche Rom — beansprucht nun die geistige Führung des neuen Europa. Es machte diesen Anspruch vor dem Forum seiner geistigen Führer, die die Akademie zur Dezennarfeier des Faschismus nach Rom geladen hatte (November 1932), in glänzender, echt römischer Formulierung geltend und unterstrich damit die Worte des Duce, der kurze Zeit vorher feierlich proklamiert hatte, dass die Rettung der Welt nur von Rom her kommen könne und werde. Ohne eine geistige Intervention des Faschismus befürchtet Mussolini ein Versinken des Abendlandes im Kommunismus. Unter diesem Aspekt sieht er die

Kulturmission des Faschismus als geistiges Bollwerk Europas gegen den „berüchtigten, chaotischen und resignierten Geist des Ostens."

III

Wirtschaftsverfassung und Wirtschaftsgestaltung

„La stato fascista è corporativo o non è fascista" (Der faschistische Staat ist ein korporativer Staat oder er existiert nicht). Aus diesem Ausspruch Mussolinis ist zu ersehen, dass er die ständische Ordnung als das Wesensmerkmal seines Staates ansieht. Es handelt sich hierbei nicht bloss um die Organisationsform der Wirtschaft, also um eine organisatorisch-technische Frage, sondern vielmehr um ein ganz prinzipielles Problem, nämlich um die Lösung der sozialen Frage. Der Faschismus übersieht keineswegs den Klassenkampf, er will ihn aber überwinden und die einander widerstrebenden Parteien versöhnen. An die Stelle des liberalen Klassenstaates, des parlamentarischen Parteienstaates, in welchem sich die Parteien als Repräsentanten der verschiedenen Klassen- und Interessengruppen bekämpfen, setzt er den diktatorischen, ständisch gegliederten Einparteistaat. Nur dieser, der Repräsentant der ganzen Nation, ist in der Lage, alle Elemente miteinander zu verschmelzen und über dem Kampf der Einzelinteressen das Wohl der Gesamtheit wahrzunehmen.

Die carta del lavoro vom 21. IV. 1927, dieses grundlegende Werk der faschistischen Revolution, bedeutet nun den Versuch, eine ständisch gegliederte Wirtschaft zu errichten, die alle Klassen und Berufe erfasst und sie organisch in den Staat einfügt. Sie ist ein Ausdruck für das Bestreben des Staates, alle sozialen und ökonomischen Gegensätze zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Produzenten und Konsumenten, staatlicher und privater Wirtschaft usw. aufzuheben; der Staat will sie so miteinander verbinden, dass sie nicht mehr gegeneinander wirken, sondern miteinander sich zum Wohl der Gesamtheit betätigen können. Es handelt sich nun bei der carta del lavoro in der Hauptsache um zwei Probleme: einmal um die Stellung des Arbeiters in Staat und Wirtschaft und um die Regelung der Arbeitsverhältnisse, zum anderen um die Eingriffe des Staates in die Wirtschaft, also um den Versuch, diesen bisher der freien Initiative überlassenen Bereich planmässig zu regulieren.

Das korporative System, dessen komplizierte Ordnung und Funktionen hier nur ganz kurz angedeutet werden können, trägt seinen Namen nach den Korporationen. Diese sind ständische Staatsorgane, die aus den Syndikaten gebildet werden. Die Syndikate sind Vereinigungen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, in denen die Vertreter jeder „Klasse" für sich organisiert sind. Ihre Zusammenfassung erfolgt in den Korporationen, die die entgegengesetzten Ansichten und Interessen beider Gruppen ausgleichen und das solidarische Zusammenarbeiten aller Berufe an der nationalen Produktion ermöglichen sollen. Die Korporationen können verbindliche Normen über die Regelung der Arbeitsbedingungen erlassen und sogar über die Produktion selbst bestimmen, die somit dem selbstherrlichen Willen des Unternehmers entzogen (was ein Wesensmerkmal der freien Wirtschaft des Kapitalismus ist) und im Interesse der Gesamtheit geregelt werden kann.

Syndikate und Korporationen sind hierarchisch gegliedert. Die oberste Spitze des korporativen Systems ist der Nationalrat der Korporationen, der Wirtschaftsausschuss des Staates, unter dem Vorsitz von Mussolini (wodurch die Machtfülle, die der Diktator auf sich vereinigt, wiederum deutlich wird), in dem die Vertreter der gesamten Wirtschaft sitzen und wo über die Grundlagen einer organischen Wirtschaftsführung beraten und beschlossen wird.

Durch die Vernichtung des Marxismus und seiner sichtbaren Exponenten, der sozialistischen und kommunistischen Parteiorganisationen, sowie aller typisch proletarischer Wirtschaftsunternehmen, Zeitungen usw. wurde die Position der Arbeiterschaft bis ins tiefste erschüttert. Es galt sie nun unter anderen Voraussetzungen wieder in den Staat einzuordnen und aus einem staatsfeindlichen Element zu einer Stütze der neuen Ordnung zu machen. Der Stand der Arbeitenden sollte nicht der Unterdrückung des Unternehmertums preisgegeben, sondern ihm als ein ihm gleichberechtigter Faktor in den Produktionsprozess eingeordnet werden. Die gesamte Produktion bildet vom nationalen Standpunkt aus eine Einheit. Die Interessen der Arbeiter und Unternehmer sind gleichgerichtet, zwischen ihnen soll eine natürliche Solidarität bestehen und nicht, wie bisher, Gegnerschaft. Die Arbeit ist nationale Pflicht, an der alle an der Produktion Beteiligten vereint mitzuwirken haben. In diesem Sinne ist das faschistische Arbeitsrecht gestaltet. Das Tarifrecht sichert den sozialen Frieden (Verbot des Streiks und

der Aussperrung, Einführung des Kollektivvertrags und der Arbeitsgerichtsbarkeit), während das Sozialrecht die soziale Position des Arbeiters dem Unternehmer gegenüber hebt (öffentliche Arbeitsvermittlung, Sozialversicherung usw.). Die Festsetzung des Lohnes wird nicht den Parteien überlassen, sondern vom Staate reguliert. Der Staat vertritt die Ansicht, dass der Arbeiter den „richtigen" d. h. den „gerechten" Lohn erhalten muss, er duldet also keine Übergriffe von seiten einer der beiden Gruppen, sondern bestimmt ihn in Übereinstimmung mit den normalen Lebensbedürfnissen, den Produktionsmöglichkeiten und dem Arbeitsertrag (c. d. l. Art. 12). Den Arbeitern wird kein irdisches Paradies versprochen, es wird eine durchaus reale Lohnpolitik getrieben: „Kein unerreichbares Ziel versprechen," lautet Mussolinis Mahnung, „sondern den Punkt genau bezeichnen, bis zu dem man höchstens gehen kann, und auf ihn mit Entschiedenheit und Festigkeit lossteuern."

Die faschistische Anschauung vom Staat als dem alles beherrschenden Prinzip, ausser dem es nichts Selbständiges gibt, hat auch auf die Wirtschaftsverfassung einen tiefgehenden Einfluss ausgeübt. Der Faschismus schuf ein Wirtschaftssystem ganz eigener Art.*) Der Staat vernichtet nicht die Einzelwirtschaften, aber er schränkt ihre Freiheit erheblich ein. Er geht nicht in der Weise vor wie der bolschewistische Staat, der die Privatwirtschaft enteignet und alles in seine Hand nimmt. Er stützt im Gegenteil den privaten Unternehmer, weil er die Privatinitiative auf dem Gebiet der Wirtschaft für zweckmässiger hält als die staatliche. „Der korporative Staat hält die private Initiative auf dem Gebiete der Produktion für das wirksamste und nützlichste Instrument im Interesse der Nation" (c. d. l. Art. 7). Das Privateigentum wird anerkannt und geschützt, es ist aber nicht bloss Eigentum des einzelnen, sondern zugleich auch Eigentum der Nation. Der einzelne hat es quasi als Lehnsgut erhalten und muss es produktiv im Interesse

*) Das faschistische Wirtschaftssystem kann mit Wagemann als „gebundene Ertragswirtschaft im Gegensatz zur freien Ertragswirtschaft" bezeichnet werden. Die Eigentumsordnung der freien Ertragswirtschaft (Privateigentum) bleibt bestehen, dem Gewinnstreben des einzelnen ist aber dadurch eine Grenze gesetzt, dass durch staatliche Regelung die Spielregeln der wirtschaftlchen Tätigkeit, wie sie sich in den anderen Staaten vollzieht, weitgehend abgeändert werden. Beschränkte sie sich lange Zeit auf das Gebiet der Warenpreise und Löhne, so greift der Staat neuerdings auch auf das Gebiet der Produktion über.

der Gesamtheit verwerten. „Der Organisator eines wirtschaftlichen Unternehmens ist stets dem Staat für die Richtung und Leitung der Produktion verantwortlich" (c. d. l. Art. 7). Der Staat greift nur dort unmittelbar ein, wo eine schlechte Wirtschaftsführung das Interesse der Gesamtheit schädigt. Neben der „Kontrolle" und der „Ermutigung" steht ihm als strengste Form der staatlichen Intervention die Übernahme des Betriebes in seine Regie zu.

Die Wirtschaftspolitik des Faschismus mit ihren Privilegien und Unterstützungen trägt durchaus merkantilistischen Charakter. Der Staat hebt die Landwirtschaft, er begünstigt den Zusammenschluss in der Industrie, er vergibt gewaltige öffentliche Arbeiten, um die Arbeitslosigkeit zu vermindern, er verhindert durch finanzielle Massnahmen den Zusammenbruch von durch die Krise notleidend gewordenen, an sich durchaus lebensfähigen Betrieben, er fördert die Ausfuhr usw. Ein Ausbau der Industrie ist nicht erwünscht, ganz im Gegensatz zur Landwirtschaft, da der Staat einen Ausgleich zwischen der industriellen und landwirtschaftlichen Entwicklung anstrebt, um das Land, soweit das die ungünstigen geographischen Voraussetzungen zulassen (Italien ist arm an Bodenschätzen, wie Kohle, Erz, Petroleum usw.), möglichst unabhängig vom Ausland zu machen.

Die Erfolge der faschistischen Wirtschaftspolitik sind erstaunliche, um so mehr, wenn man die Armut des Landes und die schwere Wirtschaftskrise berücksichtigt, der Italien infolge seiner Verflochtenheit mit der Weltwirtschaft nicht ausweichen kann. Ihr Hauptmangel ist, dass ihr noch ein streng einheitlicher Plan fehlt, so dass alle Entscheidungen von Fall zu Fall getroffen werden und die zahllosen Regelungen noch ungenügend auf einander abgestimmt sind. Aber alle Wirtschaftsmassnahmen laufen in einer Richtung und zielen auf eine immer stärkere Durchdringung und Umgestaltung der ganzen Volkswirtschaft nach zentralen Gesichtspunkten hin.

IV

Mittelstand und Arbeiterschaft

Der Faschismus ist aus einer Frontkämpferbewegung sehr bald zu einer Bewegung der national und im Grunde stets konservativ gesinnten Mittelschichten geworden, die die Furcht vor dem Bolschewismus dem Faschismus in die Arme trieb. Die soziologische

und ökonomische Struktur des Landes ist die einer ausgedehnten bürgerlichen Kleinwirtschaft: Bauern, Gewerbetreibende, Handwerker und Händler, alles Bevölkerungsschichten, die an der katholischen Kirche hängen und an allem Traditionellen, insbesondere an Familie und Privatbesitz, unerschütterlich festhalten. (Alljährlich schicken arme italienische Auswanderer Hunderte von Millionen in kleinen und kleinsten Summen zur Unterstützung ihrer Familien in die Heimat, und ein Stück Land zu besitzen, erscheint ihnen als höchstes Glück). Der Angriff des Faschismus auf die international eingestellte Arbeiterbewegung, seine Bemühungen um Ordnung und wirtschaftlichen Aufstieg gewannen ihm die Sympathien dieser Kreise.

Ganz im Gegensatz zum Bolschewismus, der den proletarischen Arbeiter- und Bauernstaat verwirklichen will, ist der faschistische Staat der Staat des Bürgertums und vornehmlich des Unternehmertums, als des Repräsentanten des Kapitalismus. Reupke bezeichnet ihn ganz zutreffend als den „Pfadfinder des kapitalistischen Systems", der die Verpflichtung hat, bei Strafe der eigenen Vernichtung Erfolge aufzuweisen. Stützte sich die leninistische Revolution auf das Industrieproletariat in den wenigen Grosstädten und auf die ländliche Dorfarmut, so fand die faschistische Bewegung bald die moralische und materielle Hilfe der mächtigen norditalienischen Industrie. Diese Hilfe hat der Staat ihr nicht vergessen und in den zehn Jahren seines Bestehens alles getan, um ihre Kapitalbildung und Produktionsentfaltung zu fördern. Das ist im wesentlichen der Inhalt der faschistischen Wirtschaftsmassnahmen, des s. g. produktivistischen Prinzips („concetto produttivistico"). Das Streben nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit (Autarkie), verbunden mit der Bevölkerungspolitik Mussolinis, die auf eine möglichst starke Vermehrung hinzielt, erfordern einen Ausbau der Wirtschaft, der nur auf Kosten der Lebenshaltung weiter Schichten möglich ist. Während seiner Herrschaft hat nun der faschistische Staat die durch die Sozialdemokratie an die Wand gedrückten Mittelschichten in weitestgehender Weise gefördert, letztlich wohl zunächst auf Kosten der Arbeiterschaft, die aus der Vorzugsstellung, die sie in der vorfaschistischen Zeit infolge besonders günstiger politischer Verhältnisse einnehmen konnte, hinausgedrängt wurde. Ihre ökonomische Stellung entspricht heute der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes und der Lage, die sich infolge der Wirtschaftskrise heraus-

gebildet hat. Politische Rechte stehen der Arbeiterschaft nur insofern zu, als sie sich zu Staat und Partei bekennt. Trotz aller Bemühungen, die Arbeiterschaft organisch und vollständig in den Staat einzufügen, ist dieses bis heute noch nicht restlos gelungen. Der sozialistische Gedanke ist in der italienischen Arbeiterschaft so tief verwurzelt, dass sie sich wohl mit dem heutigen Zustand abfindet, auch die Verdienste des Regimes anerkennt, ohne ihm aber im allgemeinen besondere Sympathien entgegenzubringen. Trotz aller Verfolgung ist der Kommunismus in Italien noch nicht restlos vernichtet (vgl. hierzu das Buch von Kurella: Mussolini ohne Maske). Nutzniesser der Revolution ist das Bürgertum, das in seiner kapitalistischen Haltung materiell wie geistig gestärkt wird und politisch zur tragenden Schicht geworden ist.

Der Faschismus beschränkt sich nicht darauf, eine neue Staats- und Wirtschaftsverfassung zu begründen, sondern er erhebt den Anspruch, ein neues geistiges Prinzip zu sein, das alle Gebiete des gesellschaftlichen Lebens erfasst und neu gestaltet. Die faschistische Bewegung bedeutet eine Renaissance des nationalen Italien, wobei die alte geistige und ökonomische Grundlage beibehalten wird. Die weitere Entwicklung Italiens, innerhalb bestimmter ein für allemal gesetzter Grenzen, ist frei und durch keine Lehre (wie etwa beim Bolschewismus) festgelegt. Hier hat die Praxis das Wort. Die Theorie wird erst nachher gemacht, um die vollzogenen Tatsachen zu erklären und zu rechtfertigen.

Die Zukunft des Landes wird heute ganz vom Diktator bestimmt. Die Partei, die seines Geistes Kind ist, wird erst geschmiedet. Sie ist das Schicksal des Landes, da es mehr als fraglich erscheint, ob es einen zweiten Mann vom Format Mussolinis hervorbringen kann. Mussolini selbst glaubt nicht daran, und wenn ein zweiter Duce käme, so würde ihn Italien nicht ertragen.

Der Faschismus ist für die Mehrzahl des italienischen Volkes nicht allein Staat, Regierung, Wirtschaft, sondern vielmehr heroisches Beispiel und innere Überzeugung. Man glaubt an den Führer, man ist durchdrungen von der kommenden Grösse der Nation und vertraut auf den guten Stern Italiens. Das neue Nationalbewusstsein erweist sich als ein stärkerer Glaube als alle kirchlichen

Bindungen. Der Katholizismus ist Tradition, eine ehrwürdige und schöne Form, eine heilige Sitte. Im Bewusstsein des Volkes bedeutet er die Sanktion zum heutigen Geschehen. Der weltliche Geist des neuen Italien, seine Diesseitigkeit und die durch den Faschismus erfolgte Belebung heidnisch-römischen Lebensgefühls haben in manchen Schichten eine Schwächung der moralischen Stellung der Kirche zur Folge gehabt. Bei den früher so zahlreichen Konflikten zwischen Kirche und Staat haben sich die Massen nicht auf die Seite des Vatikans gestellt, sondern die weltliche Macht unterstützt.

Trotz der inzwischen erfolgten Versöhnung zwischen Kirche und Staat, die der Kirche Möglichkeiten wiedergibt, sich innerhalb der vom Staate beherrschten Sphäre zu betätigen, steht heute Italien und seine Entwicklung nicht unter dem Zeichen des Kreuzes, dem Symbol des geistlichen Rom, sondern ganz unter dem Symbol des siegesgewissen Faschismus — dem Adler.

Mitte als Wagnis und Aufgabe des Balten

Von Herbert Petersen

In der geistig-politischen Diskussion und Auseinandersetzung innerhalb unseres Volkstums in der Heimat ist in letzter Zeit der Gedanke der Mitte stärker angeklungen. Gegenüber „radikalen" Tendenzen, die mehr und mehr an Boden gewinnen mögen, rückt man andererseits die Notwendigkeit der Mitte als des ruhenden Poles in der Erscheinungen Flucht bewusst in den Vordergrund und weist gleichzeitig darauf hin, dass nur diese Mitte allein die deutsch-baltische Mission erfüllen, die baltische Position halten könne. Die Mitte soll der Boden sein, von dem aus die radikalen Tendenzen ihre Milderung erfahren, von dem aus sie gebändigt werden; die Mitte soll der Ort der Besonnenheit und Ruhe gegenüber Leichtsinn und Unruhe, der Ort des vorsichtigen Wägens sein; der Ort, wo die „Traditionen" noch hoch gehalten werden; der Ort, wo der konservative, der bewahrende Gedanke verwirklicht ist. Die Mitte soll der Schoss sein, in den die radikalen Elemente sich flüchten können, wenn sie sich die Füsse wund gelaufen und die Stirn blutig geschlagen haben im Verfolgen ihrer Ideen, die den Gliedern dieser bergenden Mitte von vornherein als zwecklos und

inopportun vor Augen standen; Mitte soll der Ort sein, wo sich die Radikalen dereinst mit den Hütern der Tradition reuig wieder verbinden.

* * *

Wir meinen diese Mitte nicht. Das „wir" bedarf sogleich einer Erklärung. Nicht im Auftrag, wohl aber im Sinn von Menschen ist es gebraucht, deren Empfinden und Wollen die Haltung, in der unser baltisches Tun gehandhabt worden ist, nicht entspricht, denen der Minderheitsgedanke nicht „Lebensform für unsere Volksgemeinschaft" sein kann; im Sinn von Menschen, die irgendwie herausbewegt sind aus ihrer Zeit und nun nach ihren Kräften die Dinge zu bewegen suchen, die einer Änderung bedürfen. Auf ihre Zahl kommt es nicht an, wohl aber auf ihr Wollen und ihre Bereitschaft. In ihrem Sinn sind diese Zeilen geschrieben, und sie beziehen das Recht ihrer Existenz aus der Lebendigkeit der Gedanken, die in vielen baltischen Menschen aufgebrochen sind.

Wir meinen diese Mitte nicht. Der Gedanke der Mitte bedeutet für uns sowohl eine Absage als auch die Unterstreichung einer Aufgabe. Eine Absage — soweit der Gedanke der Mitte mit Ruhe und Kompromiss, Sattheit und spannungsloser Bürgerlichkeit gleichgesetzt wird. Und eine Aufgabe — soweit sich die Mitte als Ort der Gestalt, als Ort der Verwirklichung im Bewusstsein der baltischen Menschen dokumentiert; der Menschen, die nicht dazu in diese verworrene und verwirrende Zeit hineingestellt sind, dass sie sich bloss in ihr einrichten, sondern dazu, dass sie mithelfen, sie zu prägen.

Denn diese Zeit und diese Welt sind völlig anders geworden, als es viele von uns für wahr haben wollen, die mit ihren Wurzeln noch in der Zeit vor 1914 stehen. Es ist kürzlich von einem Balten gesagt worden, unsere Geschichte sei im Laufe der Jahrhunderte ein Werden und ein Sein gewesen. Standen die ersten drei Jahrhunderte nach der Aufsegelung des Landes unter dem Zeichen des Werdens, der Gestaltung, — so war die Folgezeit der 400 Jahre eine Zeit des Seins, der Gestalt und der geprägten Form; eine Zeit, von der her das resultiert, was wir gültig baltische Tradition nennen und nennen dürfen. Denn es war die Zeit, wo sich der Menschentyp bildete, fortpflanzte und in der Arbeit bewährte, den wir seither mit Stolz baltisch genannt haben und noch nennen. Ein Menschen-

typ, der das Land zu dem gemacht hat, was es in der Folgezeit war ,— und die Summe seiner Träger zu denen, die Schirren in den Worten festhält: „Eine arbeitsame Gemeine", die nach dem Grundsatz handelt, „feststehen, das wird unsere Aktion; ausharren, das soll die Summe unserer Politik sein".

Seit dem Umbruch des Jahres 1918 aber stehen wir wieder mitten drin in einer Zeit des Werdens. Unsere Stellung in der Heimat ist verändert. Mit dem Verlust der Bodenständigkeit wurde uns die politische Aufgabe aus der Hand geschlagen. Äusserlich gesehen, sind wir von der Verantwortung im Lande und für das Land in weitem Masse ausgeschaltet und zu einer Minderheit neben anderen Minderheiten gestempelt worden. Was schlimmer ist: diese äussere Tatsache begann sich innerlich in uns als Gegebenheit festzusetzen und unternahm von dort aus den Anspruch, unser Denken zu bestimmen. Ganz auf die Erhaltung des aus dem Zusammenbruch Geretteten und die Verhütung weiterer Eingriffe gerichtet, fehlt unserem Auge der Blick auf ein klares Ziel. Es mag vielleicht kein Wunder sein, dass die Entwicklung so gegangen ist. Denn die Kontinuität unserer Geschichte wurde im Jahre 1918 unterbrochen, und der Stoss in das Nichts, der uns versetzt wurde, war so stark, dass das kam, was wohl kommen musste: krampfhafte Versuche, sich in dieser Lage zu setzen, und zu retten, was noch zu retten war; ja für des Lebens Notdurft auch wieder etwas zu bauen, was zwar kein festes Haus war, uns aber die so notwendige Unterkunft auf der heimatlichen Erde bot. Die Arbeit der Männer, die in dem letzten Jahrzehnt gerettet und für Unterkunft gesorgt haben, soll hier nicht geschmälert werden; zu Kritik an einzelnem Tun ist auch in diesem Zusammenhang kein Raum. Wesentlich wäre eine solche Kritik auch nicht. Wesentlich ist jetzt doch nur, was weiter geschehen soll. Auf dieses „weiter" kommt es an, und dieses weiter ist heute — man mag es zugeben oder nicht —: ein Beginn und eine Entwicklung zugleich.

* * *

Entwicklung und Beginn. Es ist das, was der livländische Landmarschall Baron Friedrich Meyendorff einmal in dem Wort ausdrückt, darauf komme es an, nicht von heute auf morgen zu leben, sondern „auf dem Boden des Gewordenen stehend, dem Zuge der Zeit zu folgen". Ja mehr noch: dieser Zeit, dieser neuen Stunde,

die über uns steht, das Gepräge zu geben; heute ist unser Leben vielleicht mehr denn je Wagnis und Aufgabe.

Denn wir ringen ja in dieser Zeit neuen Werdens um nichts Geringeres als um eine neue Erscheinungsform, um eine neue Gestalt auch des baltischen Menschen. Es will heute in uns wieder etwas wachsen, was man „Kolonisten-Gesinnung" nennen könnte: ein Wissen um die unlösbare Verbundenheit mit diesem Lande und dabei doch das Bewusstsein, an neue Küsten verwiesen zu sein. Es will heute auf altem Grunde wieder ein neues Haus gebaut werden. Dazu aber gilt es, den Blick völlig frei zu halten für das, was vor uns liegt, und dann, reich gesegnet mit den unwandelbaren Gütern der Überlieferung, geleitet von den wirklichen „Göttern des Hauses", den Beginn wieder zu wagen.

Was diese Güter der Vergangenheit aber wirklich sind, bedarf ernstester Prüfung. Wir haben das Wort Tradition bis zum Überdruss gebraucht in den letzten Jahren, da eines um das andere zerbrach, was uns notwendig und unumgänglich schien. Wir haben den Inhalt des Begriffes gar zu oft mit der jeweiligen Form, die sich dieser Inhalt schuf, verwechselt und uns so stärker an absterbende Dinge geklammert, als es unserer Aufgabe gut war. Denn Tradition bedeutet Überlieferung — und war damit in der katholischen Kirche ursprünglich die neben der Heiligen Schrift mündlich fortgepflanzte göttliche Belehrung gemeint, oder die Annahme verbreitet, der Heilige Geist vermittele das rechte Verständnis der göttlichen Wahrheit, so fassten katholische Dogmatiker um die Wende des Jahrhunderts den Begriff der Tradition so, dass sie die stetige Leitung der Kirche durch den göttlichen Geist bedeute, also eine Entwicklung des kirchlichen Bewusstseins sei.

Unsere baltische Tradition kann demnach nichts anderes sein, als eine Arbeit und ein Leben für dieses Land, wie es die Väter taten, im christlichen Glauben und einer deutschen Verpflichtung, jure, sanguine ac fide coniuncti. Unsere baltische Tradition kann nichts anderes sein, als eine Fortführung und Entwicklung dieses Geistes, der vor Jahrhunderten schon lebendig war; alles was sich dieser Geist im Verein mit seiner Zeit an Formen geschaffen, ist erst sekundärer Natur, wir müssen diese Formen immer wieder fragwürdig erscheinen lassen und sie am Geist nach ihrem noch gültigen Gehalt prüfen. Und in dieser Zeit, die wir als ein Werden sehen, in der Epoche unserer Geschichte, in der sich Neues an-

kündigt, gilt zwar der Grundsatz des Ausharrens und Feststehens nach wie vor, über die Position der Verteidigung hinaus aber gilt ein weiteres, gilt es neu gestalten aus der unveränderlichen Substanz, gilt eine politische Willensbildung, gilt es an die Aufrichtung einer neuen kämpferischen Mitte zu gehen. Gilt es, das Wagnis wagen, heute wieder von vorn anzufangen, gemäss dem Wort:

„Wir tragen als Erben in Blut und Blick
erlosch'ner Geschlechter Kämpfergeschick
und müssen uns neu ihm verschreiben."

* * *

Mitte als Wagnis und Aufgabe! Was ist es denn überhaupt um diese Mitte, wenn wir anerkennen, dass eine Mitte heute notwendig ist, eine andere Mitte als die, welche man meint, wenn man den ruhenden Pol zu preisen unternimmt? Eine andere Mitte, als das Asyl der Mittelmässigkeit, die Zuflucht für Menschen, die immer nur rückwärts schauen, oder der Hort für solche, die aus Bequemlichkeit so oder auch anders können? Wilhelm Michel, der Darmstädter Dichterphilosoph, vertieft in einem kürzlich erschienenen im tiefsten Sinne aktuellen Buch*) den Gedanken der Mitte, indem er sie als den Ort der grössten Spannung und höchsten Leistung formuliert. „Mitte ist heute nicht der Ort der grössten Sicherung, sondern der grössten Gefahr. Sie ist nicht Ort der faulen Ruhe, sondern Ort der Verwirklichung. Sie ist nicht Ort der Vermengung, sondern Ort der Gestalt. An den Flügeln sammeln sich vielleicht die Kräfte, aber die Mitte ist das Feld der Bewährung. Hier werden die Siege erfochten, auf die allein es ankommt."

Es sammeln sich heute schon die Kräfte, die zur Gestalt drängen. Neue geistige Impulse haben auch uns hier im entlegenen Lande angerührt und drängen zu einer Verwirklichung dessen, was die Zeit des Werdens uns als Aufgabe auferlegt. Mag sich dieses Werden nun als neue Gruppenbildung und Gemeinschaftsform dokumentieren, mag es in der reichlich verkannten Jugendbewegung baltischer Prägung vor Jahren schon seinen ersten Ansatz gehabt haben, — wesentlich ist, dass Menschen da sind, die davon wissen, dass eine neue Stunde über uns steht, die der Auf-

*) „Wir heissen euch hoffen", Darmstädter Buch- und Kunstverlag. Betrachtungen zur neuen Weltstunde von Wilhelm Michel.

richtung einer neuen Mitte gehört. Der Aufrichtung einer kämpferischen Mitte, in der die Kräfte von den Polen her zusammentreffen, nicht aber einer „Mitte", die die Kräfte von sich weist, weil sie vielleicht Bestehendes oder mühsam Gerettetes in Frage stellen könnten. Eine Mitte, die das, was unumstösslich feststeht und gültig ist: die Tradition im besten Sinne des Wortes, mit dem andrängenden Neuen zu vermählen weiss und in der neuen Epoche unserer Geschichte eine neue Erscheinungsform des baltischen Menschen bilden soll. Wie dieser neue baltische Mensch aussehen wird, vermag heute, wo der Prozess der Gestalt erst eben beginnt, noch nicht gesagt zu werden. Fest steht heute nur, dass unser Schicksal, wie vor 700 Jahren auch, „Armut und Freiheit" ist. Mit dem Schwert (Baltenregiment und Landeswehr) ist es neu an dieses Land gebunden worden, um seine geistige Erfassung und Anerkennung ringen wir, und beidem — dem Geist und dem Schwert — folgt der Pflug, der Scholle um Scholle neu aufwirft, auf dass die Saat wieder Frucht bringe.

Mitte als Aufgabe und Wagnis. Wir haben die vergangene Zeit der Zerschlagung nicht vergeblich durchlitten. Mitte erscheint heute erst auf dem Grunde dieser Zeit notwendig und möglich. Denn diese Zeit hat uns erst unsere Armut gelehrt und uns unsere Freiheit ins Bewusstsein gerückt. Die Armut an jeder Habe, die Wandernde belastet, und die Freiheit zum Handeln, weil wir gleichzeitig reich sind an unwandelbaren geistigen Gütern. Sie hat uns das Rüstzeug wieder einmal unversehrt gezeigt, das wir im Schmerz um verlorene Güter und im Kampf um das tägliche Dasein immer wieder zu vergessen schienen, das Erbe unserer Väter: den baltischen Heimatgedanken, das evangelisch-lutherische Bekenntnis, den klassischen Geist von Weimar und den organischen Entwicklungsgedanken.*)

An uns wird es liegen, welcher von diesen wirklichen „Göttern der Hauses" die neue Gestalt am stärksten bestimmen wird. Diese Gestalt ist ein Wagnis. Wir werden uns aber zu diesem Wagnis einer neuen Mitte bekennen müssen, ohne uns dem Wahn hinzugeben, wir könnten etwa errechnen, wie dieses Wagnis auslaufen wird. Das ist ja — auf das Ganze gesehen — gar nicht entscheidend, dass uns Augenblickserfolge gelingen: entscheidend ist nur

*) Aus deutscher Geistesarbeit. Monatsschrift. Schriftl. Dr. R. v. Engelhardt.

das eine, dass wir ein Volksstamm bleiben, der unbeirrbar seinen Weg durch Armut und Verfolgung und Missverstehen hindurch geht; dass wir bei unserer seit jeher besonderen Stellung im deutschen Volkskörper um eine erneute Gestalt ringen, die diesem Volk etwas sagen und etwas sein kann; dass wir die Spannungen in unserer Mitte fruchtbar gestalten und sie nicht von uns weisen; weil wir nur so wieder zum Menschen der wirklichen Mitte kommen, dessen Ausbleiben für die künftige Gestaltung des deutschen Lebens eine Gefahr bedeuten könnte. Es ist selbstverständlich, dass wir uns in den grossen Strom der deutschen Erneuerungsbewegung mit einreihen. Es bedeutet das nicht ein blindes Übernehmen von Formen und Errungenschaften, wie sie im deutschen Mutterlande etwa sinnvoll sind. Es bedeutet vielmehr den Willen zur geistigen Erfassung der Dinge, die unser Volk im Innersten aufrühren, und eine Umwertung dieser Dinge für unsere Lage und in unserer Lage. Auch auf die Gefahr hin, lieb gewordene Positionen aufgeben zu müssen. Aber es bedeutet eben, dass wir in unserem Felde stehen und „keiner Kraft ausweichen, die von Schöpfungstagen her Anspruch an uns hat". In dieser Haltung werden wir auch unseren estnischen und lettischen Heimatgenossen zu zeigen bestrebt sein, dass wir in diesem Lande nicht eine Minderheit in geistigem Sinn sind, wie vielleicht andere auch; sondern dass wir ungeachtet aller Unbill nicht nur am Recht an der Heimat festhalten, sondern wissen, dass wir in einer unlösbaren Verpflichtung Verantwortung für sie tragen. Und zwar gleichgültig, ob das als bequem empfunden wird oder nicht. Darum werden wir auch ihnen zu zeigen bestrebt sein, dass wir den beiden Staaten gegenüber, die wir nicht als sentimentale, wohl aber als politische Angelegenheit empfinden, eine streng loyale Haltung bewahren.

Bauen wir so an einer neuen Gestalt des baltischen Menschen, an einer Gestalt der Mitte, so tun wir das in der Gewissheit, dass uns im Innersten nichts treffen kann, wenn wir wirklich gerüstet sind. Es muss uns zu dem allen dann die schlichte und selbstverständliche Form genügen, mit der einer, der unseres Volkes war und die geistige Freiheit seines Vaterlandes mit dem Tode erkaufte, den Dienst an ihm zusammenfasste: „Bleibt der Boden gesegnet, dem wir angehören und dem wir dienen, so gilt das Schicksal dieses Geschlechts, das seine Liebe zu ihm beweisen muss, nicht viel."

Die Bevölkerung einer livländischen Kleinstadt im Jahre 1786

Von Wilhelm Lenz

Der Zweck dieses Aufsatzes ist es zu zeigen, wie sich die Bevölkerung der Stadt Wenden Ende des 18. Jahrhunderts zusammensetzte. Das Jahr 1786 wurde gewählt, weil damals auf Grund der Städteordnung von 1785 ein genaues Einwohnerbuch zusammengestellt wurde[1]). Da die in der Stadt lebenden Beamten, alleinstehenden Frauen und Lettinnen nicht verzeichnet sind, lässt sich die Zahl der Einwohner nur ungefähr feststellen, es dürften gegen 650 gewesen sein[2]). Wohnhäuser gab es 94 (25 aus Stein und 69 aus Holz), von denen 42 Handwerkern, 28 Kaufleuten, 6 Beamten, 4 Arbeitern und 14 Personen ohne Beruf oder Auswärtigen gehörten.

Im 19. Jahrhundert unterschied sich Wenden von den anderen livländischen Kleinstädten dadurch, dass es vom Adel als Wohnort bevorzugt wurde. 1786 ist davon noch nichts zu bemerken. Es gab damals z. Z. der Statthalterschaft in jeder Kleinstadt ausser den städtischen Behörden noch das Kreisgericht (etwa dem Landgericht entsprechend), das Adlige Vormundschaftsamt, das Niederlandgericht (etwa das Ordnungsgericht) und die Niederrechtspflege (für Kronsleute der niederen Stände). Die Richter und Assessoren dieser Gerichte waren Edelleute, die — sofern sie nicht Güter in der unmittelbaren Nachbarschaft Wendens besassen — in der Stadt Wohnungen hatten, aber wohl meist auf dem Lande lebten. Ebenfalls Edelleute waren der Stadtvogt (Kommandant und Polizeichef) und der Kreisrentmeister; ausserdem lebten in Wenden noch einige adlige Witwen.

Der Literatenstand war durch den Pastor, den Kreisarzt, 2 Advokaten und die Sekretäre der Gerichte vertreten, bei denen es allerdings nicht feststeht, ob sie alle studiert hatten. Leider lässt

[1]) Dieses Einwohnerbuch befindet sich z. Z. im historisch-ethnologischen Museum in Wenden. Zur Ergänzung wurden ausser den Kirchenbüchern noch benutzt: A. W. Hupel, Die gegenwärtige Verfassung der Rigischen und der Revalschen Statthalterschaft. Riga 1789; Napiersky, Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Livland; Brennsohn, Die Ärzte Livlands; Lief- und Ehstländischer Staats- und Adress-Calender auf das Jahr 1785.

[2]) Wenn Hupel a. a. O. 1035 Seelen nennt, hat er wohl die Bevölkerung des Patrimonialgebiets mitgerechnet.

sich nicht bei allen ihre Herkunft nachweisen, der Pastor stammte aus Ostpreussen, der Arzt aus Kurland, von den Juristen der eine Advokat — auch zugleich Ratssekretär — aus Quedlinburg, die anderen scheinen Einheimische gewesen zu sein. Der Apotheker war auch Kaufmann, er hatte nicht studiert, kann also nicht zu den Literaten gezählt werden.

Beamte gab es ausser den genannten noch folgende: den Postmeister, den Kreisrevisor, den Kreiswundarzt mit 2 Gehilfen, den Stadtwachtmeister und die Kanzleibeamten und Bedienten der Gerichte und Behörden. Auch der aus Lübeck stammende Schulhalter und Kantor mag hier erwähnt werden.

Unter den eigentlichen Bürgern der Stadt spielten die Kaufleute die grösste Rolle. Das Stadthaupt und der Stadtälteste waren Kaufleute, ebenso alle Glieder des Magistrats, der z. Z. der Statthalterschaft ausschliesslich Gericht war, mit Ausnahme des Sekretärs. Es werden 18 Kaufleute III. Gilde genannt, daneben trieben noch 2 Kaufmannswitwen und 1 Russe Handel. Da nur 5 Kaufgesellen und 3 Lehrlinge in Wenden lebten, müssen die meisten Kaufleute ihren Handel allein betrieben haben, die Handlungen also sehr klein gewesen sein. Alle Waren für die Bedürfnisse der Stadt und des Kreises wurden aus Riga bezogen, daneben auf dem Lande Flachs, Leinsaat, Hanf, Hopfen, Häute, Honig und Wachs aufgekauft und nach Riga und Pernau versandt. Im Frühjahr konnten die Waren nach Riga auf der livländischen Aa befördert werden. Die meisten Kaufleute besassen wenigstens ein Haus und einen Garten ausserhalb der Stadtmauer, einige waren mehrfache Hausbesitzer, hatten grosse Gärten und Teile des Bürgerlandes. Einzelne Kaufmannsfamilien scheinen eine Art Patriziat gebildet zu haben. Sie waren schon in der 2. oder 3. Generation in Wenden ansässig, mehrfach im Rat vertreten und reicher als die übrigen. Vor allem wären die Familie Marnitz und die mit ihr verschwägerten Familien Huhn, Galander und Dresden zu nennen. Die Glieder der Familie Marnitz besassen zusammen 6 Wohnhäuser, 2 Hausplätze, 12 Gärten und einen grossen Teil des Bürgerlandes.

Von den 18 Kaufleuten stammten 10 aus Wenden, 5 aus dem übrigen Livland und je einer aus Preussen, Schwedisch-Finnland und Schweden; die Gesellen und Lehrlinge waren alle Wendenser. Die Frauen der Kaufleute waren zur Hälfte in Wenden, zur Hälfte im übrigen Livland geboren. Ein Gegensatz zwischen Einheimischen

und Fremden hat wohl kaum bestanden, es gab auch 2 eingewanderte Kaufleute im Rat, von denen der eine allerdings eine Wendenserin geheiratet hatte.

Zahlreicher als die Kaufleute waren naturgemäss die Handwerker, die fraglos zum grossen Teil von den Gutsbesitzern des Wendenschen Kreises beschäftigt wurden. Wenn man auch berücksichtigt, dass damals den Handwerkern noch keine Konkurrenz von Fabriken gemacht wurde, ist es doch auffallend, wie viele Meister ein und desselben Handwerks es in einer Kleinstadt gab. Nur die Schneider und Schuster hatten in Wenden ihr eigenes Amt; die übrigen zünftigen Meister mussten zu einem auswärtigen Amt gehören, die meisten gehörten natürlich zum entsprechenden Rigaer Amt, doch kamen auch Meister der Revaler und Pernauer Ämter vor. Am zahlreichsten waren die Schuster: es gab 7 Meister, 4 Gesellen, 3 Lehrlinge und eine Witwe, die die Werkstatt ihres Mannes weiterführte. An zweiter Stelle kamen die Schneider: 6 Meister, 2 Gesellen und eine Meisterswitwe. Ebenfalls 6 Meister und einen Lehrling gab es bei den Hutmachern. Ausserdem gab es folgende Handwerker: 4 Kupferschmiedemeister, einen Gesellen und einen Lehrling, je 3 Schlosser- (mit 3 Lehrlingen), Tischler-, Drechsler-, Töpfer- und Weissgerbermeister, je 2 Bäcker- (ein Lehrling), Knochenhauer-, Stellmacher-, Maler- (1 Lehrling) und Sattlermeister und je einen Huf- und Waffenschmiede-, Glaser-, Lohgerber- und Maurermeister. Ausserdem trieben 2 Tischlerswitwen und je eine Sattlers-, Bäckers- und Glaserswitwe das Gewerbe ihres Mannes weiter, wobei es nicht festzustellen ist, welcher Hilfskräfte sie sich bedienten. Von dem Wohlstand, den es in Stadt und Land damals gab, zeugen die 4 Gold- und Silberarbeiter, von denen aber nur einer Meister im Pernauschen Amte war, während die anderen unzünftig waren. Der Goldschmiedemeister gehörte in Wenden zur grossen Gilde. Unzünftig waren ferner noch folgende Handwerker: ein Barbier, zugleich auch Stadtchirurgus, ein Maurer, ein Kürschner, ein Grobschmied, ein Schornsteinfeger und die Witwe eines Perückenmachers, die die Profession ihres Mannes fortsetzte.

Wenn wir die Herkunft der Handwerker untersuchen, so ergibt sich, dass ein grosser Teil von ihnen aus dem Auslande eingewandert war. Von den 53 Amtsmeistern stammten nur 6 aus Wenden, 14 aus dem übrigen Livland und je einer aus Estland und Kurland.

Unter den übrigen 31 Eingewanderten überwogen die Norddeutschen, nämlich 3 aus Ostpreussen, 2 aus polnisch Westpreussen, 5 aus der Mark Brandenburg, 3 aus Pommern, 4 aus Mecklenburg und je einer aus Lübeck und Lüneburg. Mitteldeutschland war durch 5 Sachsen vertreten und Süddeutschland durch einen aus Ansbach und einen aus Nürnberg. Aus Schweden stammten 3 und aus Dänemark einer, wohl nur durch Zufall hatte sich ausserdem ein deutscher Schneidermeister aus Ungarn nach Wenden verirrt und dort niedergelassen. Unter den Gesellen und Lehrlingen der Handwerker finden wir keine Ausländer. Von den 7 Gesellen stammten 6 aus Wenden und einer aus dem übrigen Livland, von den 13 Lehrlingen 6 aus Wenden und 6 aus dem übrigen Livland und einer aus Kurland.

Die grosse Zahl der eingewanderten Handwerker legt die Annahme nahe, dass manche Gewerbe in Livland noch wenig bekannt waren und die etwa in Deutschland ausgebildeten einheimischen Handwerker nach ihrer Rückkehr in den grösseren Städten ein reichliches Auskommen fanden. In Wenden stammten damals die Tischler-, Gerber-, Bäcker- und Knochenhauermeister alle aus Deutschland, ebenso waren 5 Schneider-, 5 Schuster-, 2 Schlosser-, 2 Töpfer-, 1 Sattler-, 1 Stellmacher und 1 Maurermeister eingewandert. Es lässt sich indessen nicht feststellen, dass die Meister eines bestimmten Handwerks vor allem aus einer Gegend stammten. Dagegen fällt es auf, dass alle Kupferschmiedemeister skandinavischer Herkunft waren: 2 stammten aus Schweden, einer aus Dänemark und einer war zwar in Wenden geboren, aber der Sohn des aus Dänemark Eingewanderten. Einheimische waren alle Hutmacher, Drechsler, Maler und auch der Huf- und Waffenschmied und der Glaser. Von den 7 unzünftigen Handwerkern war einer aus Danzig eingewandert, 2 stammten aus Kurland und 4 aus Livland. Man kann wohl annehmen, dass es für Ausländer einfacher war, Meister zu werden, da ja in ihrer Heimat eine zünftige Ausbildung leichter war als in Livland.

Wenn die Handwerker auch an der Verwaltung der Stadt nicht beteiligt und im Rat nicht vertreten waren, so hatten sie doch, wie oben erwähnt, einen sehr beträchtlichen Anteil am Hausbesitz. Etwa die Hälfte der Amtsmeister lebte im eigenen Hause, viele hatten auch Gärten und Landstücke. In mehreren Fällen kann man feststellen, dass eingewanderte Gesellen die Witwe oder Tochter

eines Meisters ihres Handwerks heirateten und dadurch die Mittel erhielten, sich selbständig zu machen. Auch abgesehen davon hatte etwa die Hälfte der eingewanderten Handwerker Wendenserinnen geheiratet, die andere Hälfte Frauen aus dem übrigen Livland und den Nachbarländern, nur ein Töpfer aus Lüneburg hatte eine in Sachsen geborene Frau wohl schon geheiratet, bevor er in Livland eingewandert war.

Zu erwähnen ist, dass es in Wenden damals kein Gasthaus gab. 2 Männer beschäftigten sich mit Brauerei, der eine hatte auch das Schankrecht, ausser ihm noch ein alter Handwerker und 4 Witwen, denen es zu ihrer Versorgung erteilt war.

Die bisher behandelten Stände, Beamte, Literaten, Kaufleute und Handwerker, waren fast ausnahmslos deutsch, denn die 6 Skandinavier hatten alle deutsche Frauen und wurden nicht als Fremde angesehen; das geht auch daraus hervor, dass 4 von ihnen Ehrenämter bekleideten bzw. bekleidet hatten. Wenn also Wenden damals auch den Eindruck einer rein deutschen Stadt erweckt haben mag und in der Tat $^2/_3$ der Einwohner Deutsche waren, so darf doch die fremdstämmige Bevölkerung nicht übersehen werden. Eine russische Familie und ein polnischer Siebmacher waren Ausnahmen, aber nicht gering war die Zahl der in der Stadt lebenden Letten. Es gab damals in Wenden 82 freie lettische Männer und Knaben und schätzungsweise ebensoviel Frauen und Mädchen. Am zahlreichsten waren unter den freien Letten einfache Arbeiter, als „Arbeitskerle“ und Tagelöhner erwähnt, daneben gab es viele Knechte, einen Nachtwächter mit 2 Gehilfen, 2 Zimmerleute und einen Weber. Einige von ihnen waren schon in der zweiten Generation in der Stadt ansässig und 5 Hausbesitzer. Fast alle diese freien Letten, vielleicht mit Ausnahme zweier Kurländer, waren wohl selbst freigelassen worden oder stammten von freigelassenen Eltern. Trotz ihrer geringen Zahl heirateten sie natürlich nach Möglichkeit untereinander, in einem Falle hatte ein „Stadtarbeits-Kerl“, der auch ein Haus besass, seine Frau vom Lande gekauft.

Ausser den freien Letten lebten in der Stadt 23 Erbleute bzw. Jungen, d. h. Leibeigene, die den Bürgern gehörten. Mindestens ebensoviele leibeigene Mädchen und Frauen werden wohl als Dienstboten in den Bürgerhäusern gehalten worden sein, doch finden sich darüber keine Angaben. Die Bürger, die grössere Landstücke besassen, hatten auch dort Erbleute. Der grösste Teil

der ursprünglichen Bürgerländereien war allerdings in Besitz von Edelleuten geraten, gehörte aber noch zum Patrimonialgebiet der Stadt.

Zum Schluss soll noch der Versuch gemacht werden festzustellen, wieweit die Kaufleute und Handwerker damals bodenständig waren. Der stärkste Antrieb, in seiner Vaterstadt zu bleiben, ist immer ein eigener Besitz. Andrerseits werden aber gerade wohlhabende Leute bestrebt sein, ihren Söhnen einen besseren und leichteren Erwerb als ihren eigenen zu sichern, und für den kleinstädtischen Detailhändler liegt es nahe, seinem Sohn ein Fortkommen im Engroshandel der Grosstadt zu ermöglichen. So finden wir auch, dass gerade viele der wohlhabenderen Kaufleute in Wenden ihre Söhne nach Riga zur kaufmännischen Ausbildung schickten und diese dort blieben. Immerhin kam es auch mehrfach vor, dass Kaufmannssöhne in Wenden blieben und die väterliche Handlung weiterführten. Ein Übergang in einen anderen Stand kam für einen Kaufmannssohn damals wohl kaum in Frage. Im 19. Jahrhundert liessen auch die Kaufleute in den kleinen Städten vielfach ihre Söhne studieren, Ende des 18. Jahrhunderts scheint das, vor allem wohl wegen der sehr viel grösseren Kosten, viel seltener geschehen zu sein. Nur ein Wendenscher Kaufmann hatte damals seinen einen Sohn zum Studium nach Deutschland und den anderen nach Riga in die Schule geschickt, es war der Stammvater der später kurländischen Familie Lamberg.

Bei den Handwerkern scheint die Bodenständigkeit eine grössere gewesen zu sein. Viele Meisterssöhne erlernten das väterliche Handwerk, und nur wenige begaben sich nach Riga in die Lehre. Allerdings lag auch in diesem Stande schon die Tendenz zum sozialen Aufstieg vor. Gerade einige Söhne der besitzlichen Handwerker wurden Kaufleute, auch kann man feststellen, dass manchmal der Sohn ein feineres Handwerk als das des Vaters erlernte, so z. B. wurden Schneidersöhne Goldschmiede, der Sohn eines Grobschmieds Kupferschmied, dagegen blieben auffallend viele Schuhmachersöhne beim väterlichen Handwerk. Die immerhin durchaus angesehene Stellung eines Handwerksmeisters ersieht man daraus, dass ein Wendenscher Meisterssohn Offizier war und einige Meisterstöchter russische Offiziere geheiratet hatten. Auch kam es nicht selten vor, dass Disponenten oder Amtleute und Lehrer auf dem Lande ihre Söhne zu einem Meister in die Lehre schickten. — Ob-

wohl nicht in allen Fällen Angaben vorlagen, lässt es sich doch feststellen, dass von den im Berufsleben stehenden deutschen Männern und ebenso von den verheirateten oder verwitweten Frauen etwa 1/3 in Wenden geboren war. Länger als in der 3. Generation war damals wohl keine Familie in Wenden ansässig. Im 19. Jahrhundert haben sich die Familien in der Stadt auch kaum länger als 3 Generationen gehalten, und so erklärt es sich, dass von den im Einwohnerbuch von 1786 verzeichneten Familien heute nur noch eine in Wenden vertreten ist, es ist die Familie Heerwagen, die aber in mehreren Generationen auf dem Lande gelebt hat. Ausserdem reichen auch einige der heute in Wenden ansässigen deutschen Handwerkerfamilien in weiblicher Linie bis ins 18. Jahrhundert zurück.

Die Lucht

Nasse verwachsene Heuschläge hat wohl jeder von uns gesehen. Vielleicht ist es eine versumpfte Seewiese, die einem bei dem Worte „Lucht“ in der Erinnerung auftaucht, oder ein stilles Flussufer, wo die Weidenzweige bis ins Wasser reichen und grosse Seerosenblätter die dunkle Flut bedecken. Doch nur wenige werden verstehen, dass diese See- und Flussauen zum Eindrucksvollsten gehören, was unsere Landschaft bietet. Denn die Lucht ist weit und eintönig und doch voll Lieblichkeit und heimlichem Reiz. Den kennen nur wenige, denn erst dem Vertrauten erschliesst sie ihre Tierwelt und ihre stillen Winkel. Wohl gibt es trockene Flussluchten mit hohem festem Ufer, wo jeder hinkommen kann. Doch sie sind arm gegen die sumpfigen Luchten — Wo kilometerweit kein fester Boden mehr ist, wo kein Baum mehr steht, ausser Flussweiden und niedrigen Sumpfbirken, da erst beginnt die wahre Lucht. Sie wird durchzogen von Altwässern, die sich in weiten Bogen durch das Grasmeer schlängeln, oder z. T. schon aufgelöst in einzelne Tümpel, binsenumrahmt und mit Seerosen bedeckt, sich aneinander reihen. Nur ein Streifen Rohr und Binsen verrät den Flusslauf im hohen Grase. Weite Umwege muss der Jäger gehen, der die Gegend nicht kennt, denn immer wieder steht er vor einem Wasser. Doch es gibt auch brüchige Stellen, die den Menschen

nicht tragen. An Froschlöffel und Schachtelhalm, der auf ihnen wächst, erkennt man sie gleich.

Wo erst der blanke Modd unter dem flachen Wasser liegt, kann nur rasches Hinwerfen den Versinkenden retten. An solchen Stellen wurmen mit Vorliebe die Wasserläufer und Schnepfen, und der ganze Boden ist bedeckt von ihren zierlichen Spuren. Dann gibt es noch die Schweberasen, die frühere Tümpel oder gewesene Flussläufe überdecken. Hier gurgelt das Wasser bei jedem Schritt, und man sieht die ganze Wiesenfläche weit um sich in Wellenbewegungen schwanken. Es sieht sehr gefährlich aus, doch bis jetzt habe ich noch von keinem gehört, der in Schweberasen ertrunken ist.

Den Rand der Lucht begrenzt niedriger Sumpfwald. Birken und Röhricht bilden hier im Sommer ein undurchdringliches Dickicht, in dem die Rehe stehen zur heissen Zeit, wo aber die Mücken dem Menschen das Leben unerträglich machen. Im Winter aber ist dieser undurchdringliche Wald ein unscheinbares niedriges Buschland, durch das man weit hindurchsehen kann. Dann ist es leicht, in dem sumpfigen Dickicht fortzukommen, denn die tiefen und breiten Gräben, die sonst fast unüberwindliche Hindernisse bilden, werden dann zu glatten und geraden Strassen. Sehr eigenartige Bestände, die im Winter fast ganz unter dem Schnee liegen, bilden die kriechenden buschartigen Zwergbirken mit ihren runden fingernagelgrossen Blättern.

*

Als Kinder haben wir uns ganze Sommer lang auf der Lucht herumgetrieben. Eine kilometerlange Stauung, reich an Altwässern und sumpfigen Wiesen, durchzog unser väterliches Gut. Und so waren wir fast den ganzen Tag auf dem Fluss, indem wir bald Netze stellten auf den freien Stellen des Altwassers, oder angelnd am Ufer des Hauptarmes sassen.

Wenn am Morgen die Sonnenstrahlen die höchsten Baumwipfel vor dem Hause färbten, weckte ich meine Schwester. Verschlafen gingen wir dann beide barfuss durchs taunasse Gras hinunter zum Fluss. Sie trug die Ruder und ich die Angeln. Beim Rudern verklammten uns die Hände im kalten Nebel. Der Fluss dampfte. Wenn dann die Zeit der Schleppangelfahrt um war und die Sonne schon hoch stand, gingen wir in einen stillen Winkel und versuchten mit der Handangel zu fischen. Die Rohrstengel rieben sich leise am Bootsrand, das Wasser war tief und still, und die

Sonne wärmte. Und am Abend sassen wir wieder auf einer Flussbiegung, wo das Wasser in Wirbeln kreist, und köderten grosse Fische mit Heuschrecken oder gekochten Kartoffeln. Die Weidenbüsche und Birkenstämme spiegelten sich in der Flut. Wir hörten, wie das Vieh über die Brücke zog, und sahen die Leute vom Heuschlag weggehen. Und dann wurde es still. Der Duft von gemähten Wiesen wehte vom Ufer her, und die Schnarrwachtel schrie. Die Dämmerung der hellen Nacht brach an, so dass man den Korken nur gegen die weissen Birkenstämme deutlich sehen konnte.

So unauslöschlich aber prägte sich diese Kinderzeit uns ein, dass mir nun jede Lucht vertraut geworden ist. Wenn ich im Sonnenschein die Seerosenstengel hellgrün bis tief hinein ins stille Wasser verschwinden sehe und ein warmer Hauch von Fluss und Luchtgras mir entgegenfährt, bin ich zu Hause. Und es ist, als ob eine milde Hand aus der Kinderzeit auf mir ruhte. Auf vielen Luchten bin ich nachher gewesen; habe gefischt am späten Abend, wenn die Sonne schon längst untergegangen war und das Wasser dunkel und schwarz wurde; habe geschlafen im weissen Nebelmeer, wenn die Enten in der Nähe präkschten und paddelten. Und es war immer dasselbe, ob es nun auf den weiten Flächen des Embach war oder an irgend einem kleinen Landsee — ich war zu Hause.

*

Wenn im Frühling der Schnee schmilzt, alle Bäche Hochwasser führen und selbst die kleinsten Gräben gurgelnd und glucksend dahineilen, gleicht die Lucht einem See. Weit, weit dehnt sich die Wasserfläche, Eisschollen treiben sich stossend und krachend im Flussbett, und nur die Kronen der Weiden und einzelne Kujenstücke ragen aus dem Wasser. Auch kleine Flüsschen, die man im Sommer höchstens auf der Landstrasse an einer Brücke bemerkt, bilden dann grosse Wasserflächen. Wie oft bin ich im schwarzen geteerten Fischerboot über diese weiten Seen gerudert. Hindurch zwischen Büschen, deren Wipfel kaum aus dem Wasser guckten, oder mit dem Boot durch den Birkenwald, der knietief unter dem Wasser stand. Sehnsüchtig lauerten wir auf die Enten, die in Schwärmen auf dem Eisrande sassen oder sich zwischen den bröckligen Schollen tummelten. Oft sass ich auch in einem Versteck aus altem Rohr und Weidenzweigen. Dann kamen wohl die Enten auf Schussweite heran; doch der kalte Wind, der im Frühling über die

weiten Flächen weht, lässt einen nicht lange stillsitzen. Viel Schönes sah ich aus solchen Verstecken. Ich sah die Saatgänse in der Nähe wie graue Klumpen auf dem Eise schlafen oder gemächlich auf- und abgehen und die vorigesjährigen Grashalme abweiden. Kaum je vergesse ich den Anblick, wie frühmorgens auf der Embachlucht 60 Schwäne einfielen. Wie hohe Blumen in einem grossen Beet ragten ihre weissen Hälse hinter einem niedrigen Flussufer empor. Und wie metallener Glockenton klangen ihre Rufe.

Zum Sommer hin verzieht sich das Wasser, und brusthohes Gras bedeckt die ganze Lucht. Nur als schmale Wasserrinne schlängelt sich der Fluss durch die Au. Schleppdampfer und Lodjen, die mit weiten weissen Segeln ihn entlang ziehen, scheinen im Grasmeer zu fahren. Auf den Altwässern und Tümpeln liegen schon die Seerosenblätter, und bald blüht alles in weisser Pracht. Hohe Binsen decken den Fluss gegen die Ufer, und in ihrem Schutz schwimmen die Enten, gefolgt von ihren Jungen. Abends, wenn das Wasser ganz ruhig ist, verraten nur die Wellen der Kiellinie die schwimmende Kette. Noch ist die Lucht unberührt, denn nur Fischer und Angler dringen vom Fluss her in die Seitenarme ein. Die Jungen der Seeschwalben laufen im hohen Grase. Wenn ein Mensch sich dem Brutplatz nähert, stossen die Alten auf ihn mit scharfem Gekreisch. Den ganzen Tag über gaukeln sie mit ihren schmalen weissen Schwingen futtersuchend über dem stillen Wasser.

*

Nach Johanni ändert sich das Bild. Die ersten Mäher erscheinen, und nun bevölkert sich die Lucht. Morgens, wenn das lange Gras noch vom Tau nass ist, klingen ringsum die Sensen. Dort wird das Heu gewendet, hier steht es schon in Saden, und bald beginnen die Leute mit dem Kujenmachen. Doch es geht nicht überall gleichzeitig. Während einige Kujen schon fertig sind, stehen einzelne Stücke noch ungemäht. — Mit den Menschen kommt auch die Unruhe auf die Lucht. Die Rehe, die sonst im Morgennebel bis an den Fluss austraten und laut schreckend abgingen, wenn sie Wind bekamen, verlassen den angrenzenden Birkenwald nicht mehr. Die Enten verziehen sich in kleinere Bäche oder aufs Hochmoor. Nur nach Sonnenuntergang kehren sie auf die grosse Lucht zurück. In Scharen kommen sie dann über den Birkenwald geflogen. Zuerst sieht man ihre Silhouetten am Abendhimmel, — doch in der Nacht

sind sie auch noch rege, und man vernimmt nur das Pfeifen ihrer Schwingen. — Zur Heuzeit geht auch die Entenjagd auf. Doch reizvoll wird sie erst, wenn die Lucht wieder ruhig zu werden beginnt. Wohl arbeitet dann hier oder dort noch eine Familie, die Saden zu einer verspäteten Kuje werden zusammengetragen, doch diese wenigen Menschen verschwinden in der Wildnis. — Kuje reiht sich an Kuje, so weit das Auge reicht. Wo der Boden fest und hoch ist, liegen sie auf Strauchwerk und Steinen, wo aber ein herbstliches Hochwasser dem Heu schaden könnte oder sogar die Kuje wegzuschwemmen droht, da baut man sie auf ein hohes Gestell aus Knüppeln und eingerammten Pfählen.

Manche Nacht habe ich unter solchen Kujenstellen geschlafen. Das von allen Seiten herabhängende Heu hält den Wind ab, und die Kuje selbst schützt einen vor Regen. Und wenn dann das Gewitter mit Blitz, Sturm und Donnerschlag vorüber war, kroch ich sachte hinaus. Die Sterne standen funkelnd am Himmel und der Mond erschien unter den abziehenden Wolken. Die ganze Lucht lag in seinem milden Licht. Die Strömung im Fluss flimmerte und gleisste, und auf dem ruhigen Altwasser spiegelte sich sein Bild. Ferne durch die Nacht hörte man Brachvögel flöten. Gegen Morgen hüllte der Nebel alles ein. Die Lucht versank in milchige Dämmerung. Noch im Schlaf hörte ich die Wasserläufer sich trillernd erheben. Als ich erwachte, war es schon ganz hell. Die Sonnenscheibe erschien rot und frostig über dem Birkenwald, Krähen kamen in grosser Zahl, um auf den feuchten gemähten Wiesen nach Essbarem zu suchen.

*

Zur Zeit der Wasserwildjagd habe ich tage- und nächtelang auf der Lucht gelebt. Wenn auch mit den Menschen und den ersten Jägern die meisten Enten verschwinden, an den übriggebliebenen hat man noch genug Freude, denn sie sind dann schon gross und ordentlich flügge. Und an verschiedenen Schnepfen gibt es eine Unzahl. — Auch von den Menschen auf der Lucht sind nur noch die Einheimischen geblieben. Da ist der Fischer mit seinem Jungen, dessen Häuschen ganz einsam am Flussufer steht. Im Frühjahr, wenn das Wasser sehr hoch ist, kann er sein Boot an der Türschwelle festmachen. Wenn mir mein Brot ausgegangen ist, kehre ich stets bei ihm ein, denn wir kennen uns schon lange.

Weiter unterhalb wohnt am Waldrande der Luchtwächter, der zugleich auch Fischer ist. Mit seinem Vater haben wir in ein paar dunklen Herbstnächten mit dem grossen Zugnetz gefischt. So oft bin ich mit ihm gefahren, dass ich seine Boote schon von weitem erkenne. Alle diese Leute gehören zur Lucht, wie die Weidenbüsche zu ihr gehören und der Birkenwald an ihrem Rande. Sie kennen die Vögel und kennen die Fische des Flusses, sie ziehen nicht fort, wie die Heumäher und Angler.

Wenn im Spätherbst schliesslich der Frost eine blanke Eisdecke über die Altwässer spannt, bringen sie ihre Boote aufs Ufer, und der Fischfang liegt still. Und dann deckt bald der Schnee die Eisfläche zu, und die Winterwege laufen über die Lucht. — Aus dem dämmerigen Morgen tauchen dann in langen Reihen Pferde und Schlitten auf, die längs dem Fluss zur Stadt fahren. Reh- und Hasenspuren führen zu den alten Kujenstellen, und ein dünner Streifen von einzelnen Rohrhalmen kennzeichnet die Ufer der Wasserläufe. Wenn man dann mit Skiern bei klarem Sonnenschein über die weisse Lucht zieht und der Waldrand weit hinten als dunkelblauer Streifen steht, oder wenn man bei Stümwetter gegen das Schneetreiben ankämpft und alles eine graue Einöde ist, erfasst man vielleicht am ehesten das Wesen der Lucht — die eintönige, schwermütige Weite. Gerade in dieser schwermütigen Unendlichkeit, die sie auch im Hochsommer bei aller Lieblichkeit nicht verliert, liegt ihr Reiz. Denn diese Schwermut ist ein wesentlicher Zug unseres Landes. *W. v. S.*

Die Wandlung im naturwissenschaftlichen Denken

I

Von Roland Mettig

1.

Die Zeitspanne, die etwa die vergangenen 100 Jahre umfasst, kann mit verschiedenen Schlagworten bezeichnet werden, je nach der Blickrichtung des Betrachters. Man nennt sie die Zeit des Rationalismus, wenn man nach der sie regierenden geistigen Dominante fragt, die Zeit des Realismus, wenn man etwa die in der Dar-

stellung vorherrschenden Formen im Auge behält, die Zeit des Materialismus, wenn man die bei der Masse höchstgeachteten Werte meint, das Zeitalter der Maschine, wenn man den das soziale Leben am stärksten umgestaltenden Faktor betont wissen will. Wie verschieden auch diese oberflächlichste Charakterisierung in Schlagworten im einzelnen ausfallen mag, aneinandergereiht ergeben diese Schlagworte eine Kette, deren Glieder gewisse ähnliche Züge — einen gemeinsamen Stil haben.

Unter den Werten, die, vom Strahlenbündel materialistisch-rationalistischen Denkens getroffen, am hellsten aufleuchteten, waren es die Werte, deren Gesamtheit der Begriff „Naturwissenschaft" umfasst. Die moderne Naturwissenschaft — ich spreche hier nur von den biologischen Wissenschaften — wurde eigentlich erst in diesen hundert Jahren geschaffen. Das Gebäude der Naturwissenschaft wurde erst in diesem Zeitraum zu jenem Palast ausgebaut, dessen Pracht noch heute der Stolz manchen Europäers ist. Gewiss, das Fundament auch zu diesem Bau wurde zur Zeit des klassischen Altertums in Griechenland gelegt, aber es wurde im Mittelalter nicht weiter benutzt, man hatte anderes, Grösseres zu tun, man baute Kirchen, man baute die Kirche, man lebte zu Gott. Erst viel später baute man Universitäten, baute Museen.

Der Verstand, der sich in erster Linie auf das sinnlich Wahrnehmbare stützt, ja für den schliesslich dieses sinnlich Wahrnehmbare die letzte und höchste Instanz bleibt, muss bestrebt sein, die Sinneswahrnehmung so vollkommen wie irgend möglich zu gestalten. Kaum hat der Verstand seine Kraft in dieser Richtung gesammelt, so bleibt der Erfolg nicht aus. Es beginnt eine grosszügige Entdeckerarbeit. Eine gewaltige Anzahl hervorragender Instrumente wird geschaffen, heute Geschaffenes ist morgen schon veraltet, wird überholt. Aufgabe dieser Instrumente ist es, die Sinnesorgane weitreichender zu gestalten, die Umwelt (im Uexküll'schen Sinne) zu erweitern, und es gelingt bis zur Vollkommenheit. Ein Beispiel: das Mikroskop. Von Leuwenhock entdeckt, einst das Spielzeug in französischen Salons, wird es durch die Entdeckungsarbeit hervorragender Gelehrter zu einem Universalinstrument der biologischen Wissenschaft. Genannt sei hier Ernst Abbe, der bescheidene Gelehrte, dessen Erfolge aller Welt als Schöpfungen der Zeiss-Werke bekannt sind.

2.

Das Auge nimmt eine neue Welt wahr. Die schon im 17. Jahrhundert entdeckte Zelle wird nun plötzlich in allen Lebewesen gefunden; es entwickelt sich die Zellentheorie (Meyer 1830, Brown 1831, Purkinje 1834, Schleiden 1838). 1875 werden Ei und Samen als Zellen erkannt. Jedes Lebewesen, sei es ein Tier, sei es eine Pflanze, ist nun plötzlich nicht mehr das Individuum von einst, es ist nun ein Gebäude von unzähligen teils gleichartigen, teils differenten letzten Einheiten, den „Zellen". Es kommt zu einem wahren Entdeckungstaumel, und an den europäischen und amerikanischen Hochschulen ist es eine Zeit lang das Hauptziel der Studenten der Naturwissenschaften, neue Zellen zu entdecken, was auch meist gelingt. Demoll-München sagt in seiner Rektoratsrede in München 1931:*) „Diese gewaltige Akzentuierung der Zelle als Bauelement und als morphologische Ausgangseinheit des werdenden Organismus musste zu schädlichen Übertreibungen führen. Die fertige Form, das Lebendige war nun nichts weiter mehr als ein Zellaggregat, eine Summe. Die Quantität wurde hiermit in den Vordergrund geschoben. Die Idee des Ganzen wurde durch das starre Hinblicken auf die Teile, auf die Bausteine ertötet."

Wenn man die Medizin als angewandte Naturwissenschaft ansieht, so findet man hier um dieselbe Zeit eine ähnliche Erscheinung. Der Blick wird vom Organismus als Ganzen abgelenkt. Man richtet die Aufmerksamkeit auf den erkrankten Zellverband — das kranke Organ. Dieses wird immer mehr losgelöst vom erkrankten Gesamtorganismus betrachtet. Es blüht das Spezialistentum auf mit seiner Laboratoriums- und Experimentalmedizin. Als äussere sichtbare Konsequenz in der Praxis verdrängt der Organspezialist den Hausarzt, welcher bis dahin die erkrankte Persönlichkeit als Glied ihrer Familie und in der Kette der Generationen sah und behandelte.

3.

Aus Einfachem schuf der Mensch Kompliziertes. Aus einzelnen relativ einfachen Elementen schuf der Mensch Maschinen. Die letzten einfachen Elemente alles Lebendigen sind nunmehr bekannt — es sind die Zellen. Was sind dann schliesslich die Lebe-

*) „Der Wandel der biologischen Weltanschauung in den letzten hundert Jahren". (Zeitwende 1. Heft 1932.)

wesen, die Pflanzen und die Tiere anderes als komplizierte Maschinen? Es gilt den Aufbau der einzelnen Teile zu studieren, dann wird man auch das Ganze in allen seinen Zusammenhängen begreifen. Ungeheuer befruchtend wirkte sich diese Sehnsucht nach dem „Alles verstehen" auf die Naturwissenschaften aus. Die Kenntnis der Lebewesen wird immer gründlicher. Die Anatomie, die Histologie nehmen innerhalb der Wissenschaft einen viel weiteren Raum ein. Es differenziert sich die ganze Naturwissenschaft in viele Spezialgebiete, und mit dieser Spezialisierung wird die Einzelleistung natürlicherweise noch gesteigert. Schon der rein technische Teil der Naturwissenschaften: Mikroskopieren, Färben, Schneiden verlangt innerhalb des Studiums gesonderte Vorlesungen, Übungen, Spezialstudium.

Durch diese intime Kenntnis des Baues der Lebewesen werden allerdings noch nicht die kausalen Zusammenhänge aufgedeckt. Doch es gibt eine auf physikalisch-mathematischen Kenntnissen aufgebaute Methode, die bisher noch immer in das Dunkel des Wissens Lichtstrahlen sandte — die Methode des Experiments. Die Physiologie entlehnt nun diese Methode für die biologischen Wissenschaften, um zu neuen Erkenntnissen zu schreiten. Planvoll, oft auch planlos wird nun auf den verschiedenen biologischen Gebieten experimentiert, dieses führt zu neuen Ergebnissen, oft auch zu tieferer Erkenntnis. Und wenn es auch nicht immer dazu führt, so braucht man deswegen nicht zu verzagen — denn die Wissenschaft wächst rapid.

Ein Punkt im Vorstellungskomplex Lebewesen — Maschine macht viel Kopfzerbrechen: die Formwerdung und die Formveränderung, — diese Fähigkeiten scheinen die Lebewesen vor der Maschine vorauszuhaben. Doch geniale Gelehrte begeben sich auch auf dieses rätselreiche Gebiet, um es kausalanalytisch zu durchforschen, es entsteht eine neue Wissenschaft, die „Entwicklungsmechanik", von ihrem Begründer Roux sehr bezeichnender Weise so benannt. Loeb, Driesch, Spemann und viele andere arbeiteten hier mit viel Erfolg.

4.

Die Naturwissenschaft entfaltet sich, sie wächst, sie strahlt. Der Geist fliegt von Entdeckung zu Entdeckung. Das wissenschaftliche Material häuft sich so schnell, dass kaum Zeit ist, es zu sichten, geschweige denn es zu übersehn.

Ein weiterer Mangel dieser so schnell zur Macht gelangten Wissenschaft: sie hat noch nicht den rechten philosophischen Interpreten gefunden, der sie in ihren letzten Zusammenhängen begründete, der sie in den Zusammenhang mit den übrigen Gebieten menschlichen Geistes und Lebens brächte. Wohl gibt es einen Mann, dessen Gedanken und Schriften den philosophischen Hintergrund für die Naturwissenschaften in ihrer damaligen Gestalt geben konnten — Darwin. Darwin selbst veröffentlichte seine Gedanken nur unter dem starken Druck seiner Freunde, er selbst hielt sie offenbar für gefährlich. Doch weil sie in die Zeit passten, wurden sie sofort gierig aufgegriffen, und eine Reihe von Männern, man könnte sie Apostel Darwins nennen, trägt sie in die Hörsäle, in die Literatur, in das Volk. In Deutschland ist ihr erfolgreichster Ernst Haeckel gewesen. „Kampf ums Dasein" und „Selektion", das sind die Schlagworte, die zu Ende des vergangenen Jahrhunderts und zu Beginn des neuen die Kernfragen bezeichneten, die nicht nur in der Biologie, sondern weit darüber hinaus im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses standen.

5.

Vergleichen wir diese ausserordentliche Vormachtstellung der Naturwissenschaften mit der Stellung, die sie heute einnehmen, so ist ein grosser Unterschied nicht zu verkennen. Heute führt die Naturwissenschaft wieder jenes aristokratische Leben der übrigen Wissenschaften in der reinen Luft wissenschaftlicher Arbeit ohne jene damalige Hast, und gleich den übrigen Wissenschaften bleibt sie bestrebt, unberührt von der Geschäftigkeit des Alltags ihren Weg weiter zu schreiten. Zwischen damals und heute liegt der Krieg. Aber während die anderen Wissenschaften durch den Krieg nur zeitweilig in ihren Fortschritten gehemmt wurden, so liegt doch bei den Naturwissenschaften die Sache anders: sie herrschen nicht mehr.

Der Grund der veränderten Stellung liegt tief. Innerhalb der Naturwissenschaften vollzieht sich eine Wandlung.

Das erste Symptom einer Wandlung fällt noch in die Zeit des Höhepunkts des Materialismus. Auf das Gebiet der Entwicklungsmechanik begab sich H. Driesch, um die Formwerdung kausalanalytisch zu erforschen, und entdeckte etwas ganz anderes. Er fand in dem rational erfassbaren Ablauf der Geschehnisse irratio-

nale Elemente. Er teilte Seestern, Seeigellarven in den ersten Entwicklungsstadien und erhielt anstatt halber Gebilde ganze. Als tiefer Denker erkannte er, dass hier eine Kraft wirke, die jenseits der bisher bekannten Naturkräfte liegt. Er nannte sie Entelechie. Hier hören wir die ersten Töne und neuen Melodien, doch die laute Zeit übertönte sie.

Der Boden war noch nicht bereitet für eine neue Saat. Er wurde sehr bald dazu bereitet durch ein gewaltiges Umpflügen — durch den Krieg.

Der Krieg passte durchaus in ein Weltbild, wie es die moderne Naturwissenschaft sah: Menschen, Völker, Rassen mehren sich und wollen leben, brauchen Licht, Raum, Essen, Trinken, in ihrem Expansionsdrang stossen sie aneinander. Der Kampf ums Dasein beginnt, und die Tüchtigsten überleben die anderen.

Dieser Krieg wurde aber etwas ganz anderes. Zunächst zermalmte die bis ins Raffinierte gesteigerte Technik alles Lebendige wahllos. Im Individuellen: nicht die Tüchtigsten blieben am Leben, sie starben als erste. Die Schwächlichen, die mässig Ausgestatteten, die Etappen — die blieben unversehrt. Im Generellen: nicht die Stärksten wurden Sieger, sondern scheinbar willkürlich wurden Völker zu Siegern emporgehoben. Also rein negative Resultate. Daneben aber geht durch das chaotische Geschehen eine neue Schöpfungsbewegung.

Zunächst sieht freilich alles nur nach Zerstörung aus. Alles in den letzten Jahrzehnten Geschaffene wird wertlos.

Die Zertrümmerung von Bauten, Kunstwerten — alles dessen, woran der Mensch mit ganzem Herzen hing — ändert die Stellung des Menschen zu diesen Werten: dass sie unbeständig sind, erweist sich als ihr Hauptmerkmal. Das Sterben der Menschen während der Vollkraft ihres Lebens ändert die Stellung zum Werte Leben: Vergänglichkeit wird sein Hauptmerkmal. Gesundheit, Körperkraft werden in Minuten für immer verloren, es ändert sich die Stellung zu diesen Werten: sie sind sehr hinfällig.

In all dieser Vernichtung wachsen aber neue Werte empor.

Unbekümmert um die Trümmer der Häuser, Gärten, Städte, unberührt von aller Vernichtung ruht unter reinem Himmel die Landschaft. Das einzige, was immer Schutz gewährt, es bleibt die Erde.

In die Wolken, in das Wetter greift keine Menschenhand hinein. Und schön ist die lebendige Natur.

Unberührt vom Leiden, vom Verstümmeltwerden bleibt des Menschen anständiger Charakter, ja eigentlich erst im Leiden offenbart er sich.

Unberührt vom Sterben und vom Tode bleibt des Menschen Seele, ja in der Art, wie die Menschen sterben, wird ihre Seele sichtbar.

Da ist es nun weiter nicht merkwürdig, dass dieses Erleben des Krieges von allen Männern einer Zeit trotz alles Unerträglichen als sehr wesentlich gebucht wird und dass die Stellung einer grossen Generation zur Welt und ihren Werten sich sehr geändert hat.

In der näheren Stellung der heutigen Jugend, aber auch vieler anderer Menschen zur heimatlichen Landschaft, zum Lande sehe ich nichts Romantisches, ich sehe darin die durch den Krieg erlangte Wiederentdeckung der erhabenen Natur.

6.

Zu dem grossen Versagen der von der Naturwissenschaft geschaffenen Weltanschauung auf allen Gebieten des Lebens tritt noch, dass ein Staat, den — man könnte fast sagen: dankenswerten — Versuch gemacht hat, die Gedanken des vergangenen Jahrhunderts in möglichst reiner Form in die Wirklichkeit umzusetzen: die Sovetunion.

Alle Menschen sind gleiche letzte Elemente, aus denen sich Staaten, Völker aufbauen. Als Lebewesen hat der einzelne bestimmte Bedürfnisse, die befriedigt werden müssen. Der allmächtige Verstand schuf sich in der Technik ein Instrument, das die volle Befriedigung aller Bedürfnisse durchaus gewährleistet. Es kommt nur auf eine gut durchdachte Organisation an. Da der Mensch gewisse Mängel aufweist, die diese Organisation stören, bedarf es einer strengen Überwachung, für die der Staat Sorge trägt.

Das Beispiel wird uns vorgeführt, und wir erleben und sehen, dass, selbst wenn alles funktioniert und klappt, alles untergeht, was den Menschen zum Menschen und das Leben lebenswert macht: Anstand, Charakter, Seele — Familie, Sitte, Volk — Kunst, Geist, Religion.

Wir könnten dankbar für das grosszügige Unternehmen sein, wenn wir nicht selbst so nahe am Kraterrande lebten und wenn wir nicht um die Folgen dieses Experiments wüssten Wir hoffen, dass dieses grosszügige Experiment einst als beendet angesehen werden wird.

7.

Das Weltbild hat sich geändert.

Die Welt besteht nicht aus einer Ansammlung gleichartiger Menschen, sie besteht aus Völkern. Die Völker bestehen nicht aus einer Summe gleichartiger Menschen, sie bestehen aus gewordenen Ständen und Gemeinschaften. Die Gemeinschaften lösen sich nicht in Menschen, sondern in Familien auf, und die letzten Elemente sind nicht Menschen im Sinne des homo sapiens, jenes höchstentwickelten Säugetiers, das nahe verwandt mit dem Affen ist und nur etwas raffiniertere Bedürfnisse hat, — sondern Personen, Persönlichkeiten, deren Bestes es ist, dass sie nicht Tiere sind.

Das Weltbild hat sich geändert.

Der Verstand regiert nur einen Teil der Welt, und wo er allein regiert, da führt er zum Untergang. Wohl kann man seiner nicht entbehren, denn er ist eines unserer wichtigsten Organe. Er soll aber durch eine höhere Instanz regiert werden — durch den Geist, der sich in Verbindung weiss mit Kräften, die jenseits des reinen Intellekts liegen, mit dem Irrationalen.

Das Weltbild hat sich geändert.

Die Werte, die der Mensch geschaffen hat, sind nicht die höchsten Werte. Sie sind vergänglich und der Vergänglichkeit wert. Die Werte, die der Mensch geschaffen hat, sind vielfach da, um zu leben, nicht aber damit der Mensch für sie lebe und schon lange nicht, damit er für sie sterbe. Das Praktische ist eben nur ein Hilfswert. Das nicht Praktische, das vom Leben Unabhängige — das ist das Lebenswerte. Ich erinnere an die Worte von Giovanni Pascoli: „Nur was nicht stirbt, das frommt, und solches nur stirbt nicht für uns, was mit uns sterben kann."

Das Weltbild hat sich geändert.

Der Mensch ist nicht ein Glied einer Kette, die immer weiter und weiter läuft, ein Glied, das sich einzig durch die Entfernung vom Anfang der Kette von den übrigen Gliedern unterscheidet. Der Mensch ist nicht nur das bisher höchst entwickelte Säugetier. Der Mensch hat etwas, was ihn grundsätzlich aus dieser Kette

heraushebt, was ihn den übrigen entgegenstellt, ja fast entfremdet — den Geist. Den Geist, der ihn zwingt, ganz anders zu leben, als es sich sonst für ein Lebewesen ziemt: nicht mehr den Blick auf sich allein gerichtet, sondern auf das Ganze und in die Ferne. Gewiss, als Lebewesen untersteht er nach wie vor einem grossen Teil der Gesetze, die für die Lebewesen gelten, untersteht er Trieben, aber nur weil er sich von diesen Trieben unabhängig macht, ist er Mensch.

Und noch einmal — das Weltbild hat sich geändert.

Die Welt ist nicht ein nur nach mechanischen Gesetzen ablaufendes Uhrwerk, eine Maschine, die man begreifen und damit auch schon regieren kann. Die Welt ist eine Schöpfung und wird durch ein Schicksal regiert, und die entsprechenden Stellungnahmen dieser gegenüber sind Staunen und Ehrfurcht.

8.

Ob sich eine Verwandlung vollzieht, ist für den Beobachter, der am Anfang eines Prozesses steht, natürlich schwer festzustellen. Denn meist vollziehen sich die Wandlungen in unmerklichen Schritten. Sie werden daher in ihrem ganzen Ausmass erst dann erkannt werden, wenn ein grösserer Zeitablauf die Entwicklung der Reife näher geführt hat.

Zunächst handelt es sich um einzelne scheinbar äusserliche Änderungen, die aber eine Wesensänderung andeuten.

Die moderne Illustration. In der früheren Illustration wurden auf einer Tafel (vgl. etwa Naumann) alle im System nahe beieinander stehenden Arten auch im Bilde beieinander stehend gebracht. In der modernen Illustration wird jedes Tier in den Zusammenhang der dieses Tier umgebenden Natur gerückt. Darin ist die Tierphotographie unübertrefflich. Und doch hat sie auch Mängel: die photographische Kamera bringt Wesentliches und Unwesentliches mit der gleichen Genauigkeit. Das Wesentliche sieht aber nur ein Künstler, und so finden wir denn in den modernen biologischen Werken daneben grosszügige Verwendung des Gemäldes. Gewiss gab es auch früher Tiergemälde, sie schienen aber einzig dazu zu dienen, auch noch die Färbung in allen Details wiederzugeben. Das moderne Gemälde verzichtet auf die minutiöse Genauigkeit, beachtet vielmehr den Gesamteindruck, die Form, das Einmalige.

Die modernen Bestimmungsbücher. In den alten Bestimmungsbüchern spielte das Messen und Zählen eine viel grössere Rolle als in den jetzigen. Heute fällt einem vor allem die grosse Fülle der Illustrationen im Text auf. Denn die Form, dieser wesentliche Ausdruck der Lebewesen, kann einzig durch das Bild wiedergegeben werden, andere Möglichkeiten gibt es nicht.

In der biologischen Betrachtung ist eine Tendenz zu spüren, die der soeben geschilderten parallel läuft. Die einzelnen Wesen werden nicht mehr isoliert betrachtet, sondern in ihren Gemeinschaften.*) Das Einzelwesen ist nicht mehr ein autonomes Gebilde, sondern erst aus der Gemeinschaft her verständlich.

9.

Der Rationalismus des vergangenen Jahrhunderts lebte in der Überzeugung, dass man aus der Übersicht über die Teile das Ganze werde verstehen können. Er erreichte durch ungeheuer präzise Methoden eine so intime Kenntnis von der Anatomie der Wesen, wie sie bisher nie erreicht worden war. Es stellte sich aber nun heraus, dass der Aufbau nur eine Seite des Lebendigen ist. Etwas anderes ist seine Individualität, seine Eigenart, sein Wesen. Diese ruhn nicht im Aufbau, sondern in seinen Farben, in seinen Bewegungen, in seinem Leben. Da aber erweist es sich, dass das Individuum plötzlich wieder nur ein Glied des Ganzen ist, einer Gemeinschaft, die wiederum ihre eigene Physiognomie, ihr eigenes Wesen hat u.s.f. Und keine dieser Einheiten kann aufgelöst oder herausgelöst werden, ohne zerstört zu werden.

Die Lebewesen sind eben nicht Maschinen, sondern organische Gebilde. Das Wesen des Organischen ist es aber, dass es nur aus seiner Geschichte, aus dem Zusammenhang mit der Vergangenheit und aus dem Zusammenhang mit der Welt ableitbar ist und dass sich in ihm eine bestimmte Idee manifestiert. Daher hört nun die Atomisierung auf, die synthetische Zusammenschau beginnt. Nicht umsonst hat der Begriff Atom seine grosse Umwandlung erfahren.

In der Medizin hat diese Änderung der Betrachtungsweise zur Folge gehabt, dass die Medizin eine neue Wegrichtung einschlug. Man besinnt sich wieder darauf, dass die Organerkrankung nicht mehr verstanden und behandelt werden darf, ohne dass ihre Beziehung zum kranken Gesamtorganismus und, noch weiter, zur

*) Vgl. K.R. Kupffer, Grundzüge der Pflanzengeographie des ostbaltischen Gebiets.

kranken Seele gesehen und die Behandlung darauf gegründet wird, ohne dass dabei irgendwie auf die von der Experimentalmedizin gewonnenen Erkenntnisse verzichtet wird. Forscher wie Krehl und His sind u. a. Führer dieser Bewegung.

Die Änderung der Betrachtungsweise führt zu einer ganz anderen Einstellung der Natur gegenüber. Die Natur ist nicht mehr ein Objekt, sie ist eine Schöpfung. Und einer Schöpfung gegenüber, einer verwirklichten Idee gegenüber ist die Stellungnahme der Achtung das Sinngemässe. Wir finden sie nicht nur in jenem Wunsch, im Reservat die Schöpfung in ihrer Reinheit zu erhalten, wir finden sie ebenso in grosser Aufnahmefähigkeit weiter Kreise für Bücher und Bilder, die unberührte Natur bringen.

Wir finden sie in der reinen Wissenschaft selbst. Die viel grössere Vorsicht in der Deutung experimenteller Ergebnisse, die wir allenthalben beobachten, ist eine direkte Folge dieser Einstellung. Bestimmte letzte Elemente werden nicht mehr einer verstandesmässigen Analyse unterworfen. Ich verweise auf die Organisatoren in der Entwicklungsmechanik (Spemann), Elemente der Formgebung, wo auf eine kausal-analytische Erklärung Verzicht geleistet wird. Vielleicht gehören die Hormone hierher.

Mitunter wird von den Wissenschaften selbst dieser neuen Einstellung unzweideutig Ausdruck gegeben. Ich zitiere die Worte eines der bedeutendsten Paläontologen, des Prof. Friedrich Freiherrn von Huene*) (Tübingen): „Das ist das Grosse und Schöne im göttlichen Plan des Lebens, dass all das Einfache bestehen bleibt, wächst und blüht, auch wenn Höheres daraus hervorgegangen ist. Es ist eine immer reichhaltiger und vollkommener werdende Ausfüllung und Schmückung des irdischen Raumes. Schmückt das Fest mit Maien! Das Sechstagewerk Gottes ist wie das Einrichten einer Festhalle. Aber mit welch unausdenklicher Kunst und Schönheit und Vollkommenheit und mit welchem Aufwand an Material, aber nicht nur Materie, sondern auch belebter Materie, ein Weltall voller Wunder, einzeln und als Ganzes, und Gott sah, dass es gut war!“

Es gibt eine Definition für Bildung: Bildung sei wiedergewonnene Naivität. Der weite Weg, den die Naturwissenschaft gemacht

*) „Schöpfung, prähistorische Menschenkunde und biblische Weltanschauung“ (Allgem. Evang.-luth. Kirchenzeitung. 66. Jahrg.,Heft 2—4).

hat, um über Rationalismus, Materialismns durch eidetisches Sehen den Zusammenhang mit dem Irrationalen, dem Transzendenten wieder aufzunehmen, — er war in diesem Sinne wohl nicht ein Umweg, sondern hat dazu geführt, dass das Verständnis der Schöpfung ein tieferes wurde. Welches der weitere Weg der Naturwissenschaft sein wird, kann niemand sagen. Höchstens kann die Richtung dieses Weges erraten werden. Diese Richtung scheint aber dahin zu zielen, wohin heute wieder vieles hinführt — näher zu Gott.

II

Von Eduard Mittelstaedt

Wir Balten verhalten uns im allgemeinen ablehnend zu den Naturwissenschaften. Wir sind geneigt, uns den Biologen als eifrigen Schmetterlingssammler, den Physiker als technisch gebildeten Chauffeuren vorzustellen. Der Grund dieser Geringschätzung der Naturwissenschaften ist vielleicht verständlich, wenn wir unsere Situation hier in der Heimat betrachten: wir müssen in erster Linie uns selbst behaupten, unser Volkstum verteidigen, daher müssen im Vordergrund des Interesses all die Fragen stehen, die das Volkstum angehen: Empfindung, Geist, Sprache, Geschichte. Hinzu kommt das Misstrauen, das die Naturwissenschaften erregten, als sie in ihrem Entwicklungsgange eine Wendung nahmen, die bei vielen Naturforschern zu einer materiellen, mechanistischen Weltauffassung führte. Die Aufgabe der folgenden Ausführungen soll es sein, die Problematik der Weltanschauung wenigstens in kurzen Zügen aufzuzeichnen, wie sie durch die Ergebnisse der Forschung der exakten Naturwissenschaften in der Gegenwart gegeben ist.

1.

Die materialistische Weltauffassung sucht alle Erscheinungen der Natur, auch die des Lebens und des Geistes, auf die Mechanik, auf die Gesetze der Bewegung zurückzuführen, auf „Kraft und Stoff", um ein Schlagwort aus alter Zeit zu gebrauchen.

Diese Auffassung ist die letzte Konsequenz einer naturalistischen Weltauffassung, deren Grundlage die Naturerkenntnisse des 16. und 17. Jahrh. bilden. Der Geist der Renaissance hatte den erwachten Menschen mächtig dazu angeregt, auch die Natur selb-

ständig und voraussetzungslos zu erforschen, Galilei in Italien. Kepler in Deutschland waren die Exponenten dieser geistigen Bewegung auf dem Gebiet der Physik und Astronomie. Diese Bewegung fand in Newtons Mechanik ihren Höhepunkt: die Newtonsche Mechanik ergab die Möglichkeit, aus den Gesetzen der Bewegung die Bewegung der Planeten einschliesslich der Erde genau zu übersehen, d. h. ihre Lage genau auf Jahrhunderte hinaus voraus oder auch zurück zu berechnen. In der Tat, in der Newtonschen Mechanik war eine erstaunliche Leistung des menschlichen Geistes gelungen, es war ein Triumph ohnegleichen: ein uraltes Problem, um das Jahrtausende lang die Menschen aller Kulturen sich vergebens gemüht hatten, das dem Menschen letzten Endes immer nur die Schwachheit und Mangelhaftigkeit seiner Fähigkeiten zum Bewusstsein gebracht hatte, lag hier gelöst in Einfachheit und Klarheit vor den erstaunten Augen.

Der Rationalismus des 18. Jahrhunderts auf philosophischem und religiösem Gebiet war die Folge dieses grossen Eindrucks; der Mensch war nun davon durchdrungen, dass es ihm nun auch gelingen müsse, die reale und ideale Welt, Natur und Gott mit seinen Verstandeskräften zu durchdringen. In dieser Zeit wurde viel auf philosophischem Gebiet geklärt, aber die Naturerkenntnis wurde wenig gefördert.

Die engen Beziehungen, die im 17. und 18. Jahrh. sich zwischen Naturwissenschaft und Philosophie geknüpft hatten, lösten sich im Anfang des 19. Jahrh. Die Zeit der grossen politischen Umwälzungen ist auch eine Zeit grosser Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem und mathematischem Gebiet. Aber die Bestrebungen bleiben letzten Endes dieselben: im 19. Jahrh. streben nun die Physiker und Mathematiker danach, alle Naturvorgänge, wie Wärme, Licht, Elektrizität, auf Bewegungsvorgänge der neuentdeckten Atome zurückzuführen, in derselben Weise, wie es Newton in der Himmelsmechanik gelungen war.

Es war das, wenn auch nicht allgemein, so doch von vielen anerkannte Programm der naiv-atomistischen Naturerklärung, alle Erscheinungen der Welt, auch Seelenvorgänge, mechanisch-atomistisch zu erklären. Vielleicht hat keiner dieses Programm so treffend und so umfassend gekennzeichnet, wie der französische Mathematiker Laplace in seinem bekannten Satz: „Ein Geist, der für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte kennte, welche die

Natur beleben, und die gegenseitige Lage aller Wesenheiten, aus denen sie besteht, müsste, wenn er umfassend genug wäre, um alle diese Daten der mathematischen Analyse unterwerfen zu können, in derselben Formel die Bewegung der grössten Himmelskörper und des leichtesten Atoms begreifen; nichts wäre ungewiss für ihn und Zukunft und Vergangenheit lägen seinem Auge offen dar."

Das 19. Jahrh. hat an diesem Programm, an dem Ausbau der mechanistischen Physik, der „Determinationsphysik" eifrig und gläubig gearbeitet. In den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts galt bei den meisten Physikern das physikalische Weltbild als wesentlich fertig und abgeschlossen. Dieses Weltbild ruhte auf den festen Fundamenten der unbezweifelbar klaren Geometrie und der mathematischen Analyse. Auf diesem Fundament erhob sich der Bau der mechanistischen Physik, der vom Satz von der Erhaltung der Energie, einem Satz, der die gesamte Erfahrungswelt umspannt, gekrönt wurde. Und alle weiteren Aufgaben der Naturwissenschaft schienen lediglich im Ausbau und in der Ausgestaltung dieses Baues zu liegen. „Experimentieren, d. h. beobachten und messen, nicht denken" war die Losung. Von diesem schönen Bilde geordneter Verhältnisse und gesicherter Aussichten ist heute kaum etwas übrig geblieben.

2.

Die erste Erschütterung dieses Weltbildes ging von der Stelle aus, die bis dahin als unerschütterlich galt, die bezüglich der Sicherheit und der allgemeinen Gültigkeit das Vorbild der gesamten exakten Wissenschaft war: von der Euklidischen Geometrie. Einzelne kühne Geister hatten schon früher die absolute Gültigkeit der Euklidischen Geometrie in einzelnen Punkten in Frage gezogen, aber Riemann entwickelte in einer gross angelegten Synthese eine umfassende allgemeine Geometrie, in der die Euklidische bloss einen Spezialfall darstellt. Allerdings übten die Riemannschen Ideen eine sehr geringe Wirkung aus. Helmholtz, der Vollender der klassischen Physik, war einer der wenigen Physiker, die die nichteuklidische Physik ernst nahmen und ihre grosse erkenntnistheoretische Bedeutung erfasst hatten, wie ja Helmholtz überhaupt tiefer die Problematik der Naturerkenntnis erfasst hatte, als die meisten seiner Zeitgenossen. Die nichteuklidische Geometrie fand ihre volle Auswertung erst in unserer Zeit, in der all-

gemeinen Relativitätstheorie Einsteins. Es ist hier nicht der Ort, alle Phasen der allmählichen Umgestaltung des physikalischen Weltbildes darzustellen, so fesselnd diese Geschichte bei näherer Betrachtung auch ist. Ich will nur die allerwichtigsten Momente in dieser Entwicklung hervorheben.

Im Jahre 1877 führte der Wiener Physiker Boltzmann in die Physik einen neuen Begriff ein, der das absolute Kausalitätsprinzip der Newtonschen Mechanik für bestimmte Vorgänge durch den Begriff der Wahrscheinlichkeit ersetzte. Die Wahrscheinlichkeit ist hier als eine relative Häufigkeit des Eintritts eines Ereignisses gedacht; es ist damit folgendes gemeint: wir denken uns einen Schützen, der ins Ziel schiesst; wenn wir nun sagen, die Wahrscheinlichkeit seiner Treffer ist 0,4, so bedeutet das, dass von einer genügend langen Reihe von Schüssen $^4/_{10}$ der Schüsse ins Ziel treffen. Dass etwas mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit geschieht, heisst nur so viel, dass es mit einer bestimmten relativen Häufigkeit auftritt, ohne dass man angeben könnte, in welchen Einzelfällen es eintritt, in welchen nicht. Also ein völliger Gegensatz zur klassischen Physik, in der jede Einzelerscheinung genau berechenbar ist. Boltzmann formuliert den zweiten Hauptsatz der Wärmetheorie etwa so: es lässt sich nur behaupten, dass mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit die Entropie eines sich selbst überlassenen Systems zunimmt, sie kann aber auch abnehmen. Eine Formulierung, die in der Newtonschen Mechanik undenkbar war.

Boltzmann brachte übrigens auch den ersten Ansatz zur Quantentheorie, die im Jahre 1900 von Max Planck geschaffen wurde und den wichtigsten Faktor zur Umgestaltung unseres Weltbildes bildet. Nach dieser Theorie wird der Elektrizität, dem Licht und jeder anderen Form strahlender Energie atomare Struktur zugeschrieben, also jede Elektrizitätsladung besteht aus ganzen Vielfachen einer Elementarladung, jede Energieübertragung innerhalb der Atome vollzieht sich nur sprunghaft, d. h. die strahlende Energie, also Licht, ultraviolette Strahlen oder Röntgenstrahlen, sind aus solchen Elementarquanten zusammengesetzt, auch die „Masse“ besteht aus Elektronen und Lichtquanten.

Auf Grund dieser Vorstellungen entwarf nun Nils Bohr im Jahre 1913 sein Bild über den Aufbau des Atoms. Der einfache Massenpunkt Newtons oder Punktatom Boltzmanns wurde hier durch ein äusserst kompliziertes Gebilde ersetzt, das mit dem Sonnen-

system zu vergleichen ist: in der Mitte dieses Gebildes steht ein positiv geladener Kern, der Sonne vergleichbar, um den Kern kreisen negativ geladene Elektronen, wie die Planeten um die Sonne. Bohr berechnete nun die Bewegungen, die im Inneren des Atoms sich abspielen auf Grund der Wahrscheinlichkeitsrechnung mit Hilfe der allgemeinen Relativitätstheorie und der Quantentheorie und erhielt Resultate, die mit der Beobachtung eine überraschende Übereinstimmung ergaben. Immerhin konnte man sagen, dass bei diesem Bilde des Atoms die Vorgänge der Elektronen der verallgemeinerten Newtonschen Mechanik folgen.

Aber auch diese letzte Möglichkeit musste in den letzten Jahren aufgegeben werden, als durch die Arbeiten von Broglie, Heysenberg und Schrödinger die Bewegung eines materiellen Punktes als ein raumerfüllender Strahlungsprozess erkannt wurde. Bei der genauen Untersuchung dieses Strahlungsprozesses wurde nun erkannt, dass eine Vorausberechnung des Verlaufes theoretisch einfach nicht möglich ist, nicht wegen Unkenntnis, sondern aus prinzipiellen Gründen. Wir kommen hier zu der berühmten Ungenauigkeitsrelation Heysenbergs; diese ist eines der wichtigsten Grundprinzipien der Quantenmechanik und der Ausgangspunkt einer neuen erkenntnistheoretischen Einstellung der Naturforscher. Nach diesem Prinzip hat es gar keinen Sinn, von einer exakten Lage und exakten Geschwindigkeit eines materiellen Teilchens zu sprechen, denn grundsätzlich lässt sich die Lage eines Teilchens und seine bei dieser Lage vorhandene Geschwindigkeit gar nicht gleich genau bestimmen: eine theoretisch unangreifbare Überlegung zeigt, dass es grundsätzlich gar nicht möglich ist, beide Faktoren — Lage und zugehörige Geschwindigkeit — exakt zu messen; wird die Lage genau gemessen, so fällt die Messung der Geschwindigkeit ungenau aus und ebenso umgekehrt. Die Grenze ist das sogenannte Plancksche Wirkungsquantum.

Damit sind genaue Aussagen über Bewegungsvorgänge im Atom grundsätzlich nicht möglich. Alle physikalischen Behauptungen auf diesem Gebiet sind bloss Annäherungen, Wahrscheinlichkeitsangaben, die unter gar keinen Umständen einen grösseren Grad von Genauigkeit erreichen können. Aber damit nicht genug: die Erfahrung der Physik auf dem Gebiet der atomaren Vorgänge kommt zur Einsicht, dass eine Beobachtung atomarer Vorgänge stets mit einem Eingriff in den Zustand des zu beobachtenden

Systems verknüpft ist, so dass nicht nur das zu beobachtende Objekt auf das Messinstrument einwirkt, was ja notwendig ist, um eine Ablesung vorzunehmen, sondern das Messinstrument wirkt seinerseits auf den Zustand des Objekts ein und schafft einen neuen Zustand, wir sind daher überhaupt nicht in der Lage, eine Grösse in ihrem wahren, unbeeinflussten Zustande zu bestimmen.

3.

In dieser Einsicht nun, dass wir gar nicht imstande sind, eine Grösse, wie sie in der Natur vorliegt, zu fixieren, liegt der ungeheure Umschwung in der grundsätzlichen Anschauung der Physik vor. Bis jetzt hiess es: die Physik ist eine exakte Wissenschaft; damit ist gemeint: jede ihrer Aussagen ist durch Messungen sichergestellt und zu jeder Zeit nachprüfbar; jetzt, nach Einsicht in die Vorgänge im Atominnern, müssen wir in Bezug auf diese Vorgänge die Grundlage der Exaktheit aufgeben, und es muss heissen: die Elementarvorgänge sind nicht messbar, unsere Aussagen über sie haben bloss einen Wahrscheinlichkeitscharakter. Daraus folgt logischerweise, dass wir für diese Vorgänge einen Zusammenhang nicht finden können, es wird sinnlos, von einem Zusammenhang zu sprechen, wenn dieser Zusammenhang nicht nachprüfbar ist, es muss somit das Fundament der physikalischen Wissenschaft — die Kausalität — aufgegeben werden. Die Kausalität ist aber die Grundlage einer jeden Wissenschaft. Wir verstehen daher, wie ungeheuer stark der Eindruck dieser Schlussfolgerung war.

Natürlich ist mit dieser Folgerung, zu der die modernen Theoretiker gekommen sind, nicht gesagt, dass alle Ergebnisse der Physik nun über den Haufen zu werfen sind und die ganze Wissenschaft von neuem aufgebaut werden müsse. Die neuen revolutionären Grundsätze beziehen sich, wie gesagt, auf die Elementarvorgänge, auf die Vorgänge, die sich in einzelnen Punkten im Innern eines Atoms abspielen. Allerdings werden diese Fragen von ungeheuerer Wichtigkeit, wenn die Vermutung mancher Physiker sich bewahrheiten sollte, dass die Lebensvorgänge auf solche atomare Vorgänge zurückzuführen seien.

Die Vorgänge in der mit menschlichen Sinnen beobachtbaren Körperwelt, die Vorgänge im sogenannten Makroskopischen, verlaufen nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen, sie ergeben sich als Durchschnittswerte der unendlich vielen einzelnen, für sich nicht

berechenbaren Elementarvorgänge; diese Durchschnittswerte stellen die ehernen Naturgesetze vor, an denen nicht zu rütteln und nicht zu zweifeln ist. Die Gesetzlichkeit der Naturvorgänge in diesem Sinne nennen wir die statistische Gesetzlichkeit zum Unterschiede von der absoluten deterministischen der klassischen Physik.

Auf die praktische Anwendbarkeit der physikalischen Gesetze haben die neuen Anschauungen gar keinen Einfluss. Hier liegt der Fall ebenso, wie im 16. Jahrh., als Kopernikus mit der Behauptung auftrat, dass die Erde eine Kugel sei und um die Sonne kreise; auch diese revolutionäre Anschauung hatte keinen Einfluss auf die Erforschung irdischer Vorgänge, und die Schiffe zogen ruhig ihre Bahn weiter auf den Meeren, unbekümmert darum, ob die Erde sich drehe oder nicht: im Gegenteil, die Sicherheit der Seefahrt wurde durch die Folgerungen der neuen Lehre erhöht. Auch heute wird der Physiker von der bis jetzt geübten und tausend- und abertausendfach bestätigten und erprobten Denkweise der wissenschaftlichen Physik sich leiten lassen. Nur in den Fragen, die hineingreifen in die Elementarvorgänge des Atominnern, kommt er mit der alten Auffassung über die Naturgesetze, Bewegungsvorgänge, Kausalität nicht aus und ist durch die Natur selbst gezwungen, diese alten, festverwurzelten Anschauungen aufzugeben, so schwer das auch fallen mag.

4.

Die Loslösung von den scheinbar unerschütterlich festen Anschauungen über Kausalität und Exaktheit wirft nun wieder, wie damals im 18. Jahrh., mit neuer drängender Kraft die Frage auf, wie weit der Mensch überhaupt imstande ist, die Natur zu erkennen und zu erfassen; die Frage nach der Erkenntnismöglichkeit der Natur wird wieder lebhaft diskutiert und untersucht.

Die Auffassung über die Stellung des Menschen zur Natur ist auch heute — wie in der Antike und in der Aufklärungszeit — verschieden, und es besteht genau die gleiche Problemstellung, wie etwa bei Plato und Aristoteles: die phänomenalistische oder, wie Planck*) sie nennt, die positivistische Physik betrachtet als allein wirklich die gegebenen Wahrnehmungsphänomene; die sogenannte reale Welt ist bloss eine Gedankenkonstruktion, oder, anders gesagt: die ganze uns umgebende Welt ist für uns eingeschlossen in den Erlebnissen, die uns durch die Sinnesempfindungen von aussen vermittelt werden; eine Frage, die sich auf die Umwelt bezieht,

*) Die Ausführung über „Positivismus und reale Aussenwelt“ folgt einem gleichlautenden Vortrage von Max Planck.

ohne Bezug auf ein Erlebnis oder eine Messung, ist sinnlos und darf nicht zugelassen werden.

Diese Anschauung ist an und für sich äusserst logisch und führt konsequenter Weise zu keinem Widerspruch, sie führt aber zu einer völligen Ablehnung jeder wissenschaftlichen Theorie, d. h. zu einer Leugnung der Möglichkeit von Zusammenfassung der Erlebnisse verschiedener Physiker durch eine allgemeine Vorstellung, zu einer Leugnung eines objektiven Verhaltens zu den Beobachtungen anderer, sie lässt nur Formeln zu, die jeder Beobachter durch Messungen kontrollieren kann, aber sie leugnet die Möglichkeit, diesen Formeln einen tieferen Sinn zu geben; sie lehnt es ab, die Formeln als Ausdruck des Verhaltens eines in Wirklichkeit bestehenden Vorganges zu deuten.

Diese positivistische Auffassung kann den menschlichen Geist nicht befriedigen, so fest seine Grundlagen fundiert sind. So konsequent diese ganze Gedankenführung auch ist, die gesunde Vernunft macht einen Schritt — man muss es zugeben — ins Metaphysische und stellt die Behauptung auf, dass unsere Erlebnisse Kunde geben von einer anderen Welt, die unabhängig von uns ist, die gesunde Vernunft stellt sich auf den Boden, dass es eine reale Aussenwelt gibt.

Dann verschiebt sich die Aufgabe der Physik: sie hat nicht Erlebnissse zu beschreiben, sondern die reale Aussenwelt zu erkennen. Hier tritt nun die Schwierigkeit auf, welche grundsätzlich nicht zu beseitigen ist und die dem forschenden Geiste des Menschen seine Grenze zieht: einerseits behaupten wir „es gibt eine reale von uns unabhängige Aussenwelt“ und andrerseits schränken wir ein: „die reale Aussenwelt ist nicht unmittelbar erkennbar“, denn die Aussenwelt ist nur durch unsere Sinnesempfindung uns zugänglich. Es muss die Schöpferkraft des Menschen, seine Phantasie einsetzen, eine Fähigkeit, die aus einer Welt stammt, die jenseits des Messbaren liegt. Die Verbindung seines Phantasiegebildes mit der realen Wirklichkeit wird durch die Beobachtung, durch die Messung hergestellt, aber die Messung sagt ihm niemals etwas direkt über die reale Welt, die Messungen sind ihm eine mehr oder weniger sichere Botschaft aus der realen Welt, zu der er selbst keinen Zutritt hat, von der er aus unmittelbarer Anschauung nichts weiss. Stellen wir uns vor, dass wir vom Mars Zeichen bekämen, wir wollten nun diese Zeichen enträtseln, um uns ein

Bild von den Marsbewohnern zu machen; wir können diese Aufgabe nur dann lösen, wenn wir annehmen, dass diese Marsbewohner von einem Sinn geleitet werden, der uns begreiflich erscheint. So bauen wir aus den Messungen ein physikalisches Weltbild auf im Vertrauen auf die Gesetzlichkeit der realen Welt. Dieses physikalische Weltbild muss nur eine Bedingung erfüllen: es muss in seinen Teilen logisch widerspruchsfrei und so konstruiert sein, dass es fähig ist, uns die gleiche Botschaft zuzusenden, wie die reale Welt. Im übrigen ist der Forscher völlig frei in seiner Einbildungskraft, er muss nur Sachkenntnis und schöpferische Phantasie besitzen. Der Physiker also beansprucht nicht, die reale Welt zu erkennen, er will bloss ein physikalisches Weltbild konstruieren, von dem er nicht einmal behaupten kann, dass es der realen Welt auch nur annähernd entspricht. Der Physiker ist bescheiden geworden, nicht trotz, sondern infolge der Erkenntnisse, die er gewonnen hat.

5.

Die Arbeit des Physikers stellt sich als unablässiges Ringen dar nach einem Ziele, welches er niemals erreichen kann. Die Konsequenz, die die Forscher aus dieser Erkenntnis ziehn, ist verschieden, je nach ihrem Temperament. Der junge Ausgestalter der Quantenmechanik Heysenberg wird durch die Erkenntnis von einem tiefen Pessimismus erfüllt; er kommt zum Schluss, dass mit jedem Fortschritt der sogenannten Naturerkenntnis wir immer mehr verzichten auf ein Verständnis der Natur, er fühlt sich mit seinen strengen Formeln, die er selbst mit Hilfe der stärksten Abstraktion abgeleitet hat und die das Problem der Atomspektren bezwungen haben, unwirklich und sehnt sich nach der grosszügigen Naturauffassung Platos, aus der eine tiefe gefühlsmässige Naturverbundenheit spricht; er zieht Goethes Zusammenschau der Natur der analytischen Betrachtungsweise Newtons vor. Er meint, dass die Naturwissenschaft bloss Geltung und Gewicht auf dem Gebiet der technischen Erfolge habe. Es ist nicht zu leugnen, es ist — bezeichnend für unsere Zeit — ausgesprochene Romantik, die aus der gefühlsmässigen Einstellung Heysenbergs spricht.

Der greise, aber jugendfrische Planck dagegen, der vielleicht grösste unter den lebenden Physikern, hält es mit Lessing: das Streben nach Wahrheit, das Ringen nach Erkenntnis ist das Glück des Menschen und erfüllt ihn mit tiefer Befriedigung, wenn er

auch weiss, dass er die Wahrheit nie besitzen wird. Planck formuliert seine Stellungnahme zur Naturerkenntnis folgendermassen: „Die Naturforscher sind sich klar darüber geworden, dass der Ausgangspunkt ihrer Forschung nicht in den Sinneswahrnehmungen allein gelegen ist und dass auch die Naturwissenschaft ohne eine gewisse Dosis Metaphysik nicht auskommen kann. Gerade die neue Physik prägt uns die alte Wahrheit wieder mit aller Schärfe ein: es gibt Realitäten, die unabhängig sind von unseren Sinnesempfindungen, und es gibt Probleme und Konflikte, in denen diese Realitäten für uns einen höheren Wert besitzen, als die reichsten Schätze unserer Sinnenwelt."

6.

Wie auch die Stellungnahme zur Naturerkenntnis sein mag, eines steht doch wohl fest und steht fester da, als jede menschliche Meinung: der Mensch muss forschen, muss streben nach Erkenntnis und Klarheit, auch wenn er davon überzeugt ist, dass seine Mühe vergeblich ist und bleiben wird, denn das Forschen ist so wie das Gestalten ein Gebot, das der Mensch empfangen hat und dem er sich beugen muss.

In ihrer regen Wechselwirkung zur Philosophie hat die Physik erkannt, dass ihre Leistungen auch eine denkerzieherische, denkbildnerische Auswirkung haben, denn die neue Entwicklung der Physik hat neue Denkformen geprägt, die auf allen Betätigungsgebieten des menschlichen Geistes sich auswirken. Die Physiker versuchen nun, diese neuen Denkformen zur Lösung eines der grössten Probleme der Menschheit anzuwenden, zur Lösung des Problems der Freiheit des menschlichen Willens. Diese Problem liegt gewiss ganz ausserhalb des Aufgabenkreises der Physik; aber zwangsläufig drängt die logische Entwicklung zu diesem Problem, und es scheint, dass auch die Physik dem Philosophen Dilthey Recht gibt, wenn er sagt, die Philosophie gehe von der Erforschung der Welt aus, komme zur Frage der Erkenntnismöglichkeiten und finde ihren Gipfelpunkt in der Frage nach dem menschlichen Willen.

So ist es wohl kein Zufall, dass auch die Naturforschung sich in letzter Zeit der Frage der Willensfreiheit zuwendet. Der Weg dazu ist gewiesen durch die Erkenntnis, dass es keine Möglichkeit gibt, einen Einzelvorgang im Atomgebilde voraus zu berechnen.

So ist die Parallele zum Physischen gegeben. Es entsteht nun folgender Gedankengang, der in erster Linie von Nils Bohr gefördert worden ist: erst wird der Unterschied vom Organischen und Anorganischen durch die Akausalität der atomaren Vorgänge festgelegt; zum Wesen des Anorganischen gehört, dass die Akausalität der atomaren Reaktion als Durchschnittswert unendlich vieler Grössen eine statistische Kausalität ergibt; beim Organischen, beim Lebendigen dagegen wird die Akausalität der atomaren Vorgänge verstärkt und wird zu einer makroskopisch wirksamen Akausalität. Um diesen Vorgang darzustellen, wird folgende Hypothese aufgestellt: alle Äusserungen des lebendigen Organismus werden in zwei Zonen geteilt, die Zone der makroskopischen Reaktionen, die nach kausalen, mechanischen und chemischen Gesetzen verlaufen, und die Zone der dirigierenden Reaktionen, die in einer Substanzmenge von atomarer Grössenordnung verlaufen. Diese Reaktionen sind nicht kausal determiniert, denn sie verlaufen in atomaren Grenzen, es ist sogar zu vermuten, dass ihre Nichtbeobachtbarkeit in einem noch viel höherem Grade vorliegt, als die der Elektronen im Atom. Diese akausalen Schwankungen im atomaren Einzelprozess dirigieren nun durch eine Verstärkeranordnung die makroskopischen Reaktionen, diese werden letzten Endes durch akausale Vorgänge bestimmt; es lässt sich nun denken, dass auch die psychischen Vorgänge bis zu den Willensreaktionen auf diesem Wege verlaufen, und damit wäre dann die Freiheit des menschlichen Willens auf die Akausalität der atomaren Vorgänge zurückgeführt.

Gewiss ein sehr eindrucksvoller Gedankengang, der in die Grundprobleme der Biologie und Psychologie hineinführt, doch gehen die jungen Forscher in ihren Folgerungen wohl zu weit. Die Wissenschaft muss sich hüten, Vermutungen auszusprechen, die nicht weiter prüfbar sind, und hier handelt es sich bloss um unkontrollierbare Vermutungen und künstliche Konstruktionen. Gerade aus dem Lager der älteren Physiker erheben sich warnende Stimmen gegen den Übereifer, die darauf hinweisen, dass in der Geschichte der Wissenschaft immer wieder Prinzipien, die als unumstösslich erklärt worden waren, bei tieferer Einsicht fortgeräumt oder doch umgeformt wurden. So mag auch unsere Zeit zur Lösung des ganzen Rätsels nicht reif sein. Wenn auch gewisse, auf Erfahrung gegründete Begriffe zur Zeit versagt haben, so ist

es doch voreilig, solche grundlegende Begriffe, wie die Kausalität, sofort aufzugeben oder das atomare Geschehen auf psychische Vorgänge zu übertragen. Gewiss, die geschilderten Erkenntnisse sind ganz jung, sind teilweise erst vor zwei bis drei Jahren gewonnen, und wir können mit Sicherheit annehmen, dass die Zukunft manches umformen und erweitern wird, aber zur Zeit sind die gewonnenen Erkenntnisse unangreifbar, sie rühren an die tiefsten Probleme des menschlichen Daseins, und wir müssen uns mit ihnen auseinandersetzen.

Am Schluss meiner Ausführungen steht daher ein grosses Fragezeichen, die Feststellung, dass wir heute im Grunde genommen der Natur ebenso ratlos gegenüberstehen, wie vor Jahrtausenden, als der Mensch seine Zuflucht vor seiner Hilflosigkeit in Zauberei und Götzenglauben suchte. Schliesslich mündet jede menschliche Erfahrung, die Erfahrung der Wissenschaft und die des einzelnen, in die Erkenntnis, dass der Gesamtinhalt des menschlichen Bewusstseins, seine Sinnesempfindung, sein Vorstellungs- und Denkvermögen, von einem Zentrum bestimmt wird, dessen Ursprung jenseits des Erkennbaren und Begreifbaren in einem Gebiete liegt, zu dem wir Menschen von uns aus keinen Zutritt haben.

III

Von Roderich von Engelhardt

Das physikalische Weltbild erscheint heute zertrümmert — wie schon Max Planck es im Jahre 1911 auf der Naturforscherversammlung in Königsberg mit den Worten andeutete: „Wenn Helmholtz heute vom Himmel herabstiege, würde er die Empfindung haben, dass seine wohlgeordnete physikalische Welt sich in ein Chaos verwandelt hätte."

Aber was von der einen Seite her betrachtet als Zusammenbruch altgewohnter fester Formen erscheint, das sieht von einer anderen Seite her als Anbruch einer neuen Zeit aus. Wir sind — wie mir scheinen will — an der Schwelle jener Höchststufe der Wissenschaft angelangt, die Adolf Harnack vor gerade 20 Jahren im Fortbildungskursus zu Dubbeln als Fortschreiten der Physik zur Metaphysik, der Historie zur Methistorie und wohl auch der

Psychologie zur Metapsychologie bezeichnete. Und wir Balten dürfen mit Stolz darauf hinweisen, dass keinen geringen Anteil an dem Aufstieg der Wissenschaft zu solchen Höhen baltische Forscher gehabt haben. Der Mathematiker Axel Harnack nannte im Jahre 1883 die Naturgesetze bloss Regeln des statistisch erfassbaren Geschehens, eine Wahrheit, die heute von den Physikern wieder entdeckt ist, und warnte davor, diese Gesetze als absolut gültige auch im Bereich des Lebens- und Geistesgebietes anzuwenden. Ich brauche ferner nur an K. E. v. Baer und G. v. Bunge zu erinnern, welch letzterer den Mut hatte, ebenfalls vor rund 50 Jahren der mechanistischen Biologie den Fehdehandschuh hinzuwerfen und das Geheimnis des Lebens — die Aktivität — von innen her, d. h. von unserem bewussten Erleben aus, nicht nur mit Hülfe unserer fünf Sinne dem Verständnis näher zu führen. Ihm begegneten die Koryphäen der Wissenschaft, wie ein Dubois-Reymond, mit den höhnischen Worten „Er glaubt nicht nur an die Lebenskraft, sondern, noch schlimmer, er hat den längst totgesagten Vitalismus zu neuem Leben erweckt." Heute ist Bunges Standpunkt wohl der herrschende in der Biologie und ein Dubois-Reymond gehört der Vergangenheit an.

Wie aber können wir uns in dieser unerkennbaren Welt der letzten physikalisch-mechanischen Vorgänge zurechtfinden? Es ist vollkommen richtig, wenn darauf hingewiesen wurde, dass wir die Welt um uns nur in diskontinuierlichen Bruchstücken wahrnehmen und begreifen, dass wir für grosse Teilgebiete in der Welt der Erscheinungen sozusagen keine Empfangsapparate besitzen (Elektrizität, ultraviolette Strahlen, Röntgen, Radium). Wir schaffen uns aus Vorstellungen und Begriffen doch ein geschlossenes Weltbild. Wenn wir nun trotz unserer bruchstückartigen Kenntnis der Welt in ihr leben können, unsere Erfindungen ihren Zweck erfüllen, so müssen wir annehmen, dass der Mikrokosmos „Mensch" und der Makrokosmos „Welt" mehr als bloss im Auge des Dichters eine Art Verwandtschaft zeigen, dass sie im letzten Grunde wesensgleich sein dürften. Da wir uns aber als lebendigen Organismus erkannt haben, so müsste die Welt selbst auch biozentrisch orientiert sein (Henderson), d. h. einen Sinngehalt haben. Aus diesem Zusammenhang erwächst der Biologie eine weit tiefere und verantwortungsvollere Aufgabe auf der Schule und Universität, ja im ganzen Bildungsleben, als bisher. Sie müsste

den Versuch wagen, auf der Oberstufe der Mittelschulen „Menschenkunde“ zu bringen.*)

Ich formuliere das, was sich auf diesem biologischen Bildungswege ergibt, kurz und programmatisch:

Ein solcher biologisch-organischer Lehrgang hat vor anderen Methoden den grossen Vorzug, an einem völlig neutralen Anschauungsmaterial, an das der Beschauer glaubt, und seiner völlig apolitischen Deutung gerade auf dem Gebiet, aus welchem der Materialismus der Massen bisher seine besten Beweismittel herleitete, zu zeigen

1) dass der Verstand und das rein logische Denken uns das Lebensproblem eher verdunkeln als klären und uns auf Irrwege in Bezug auf unser Leben führen

(Weitere Folge — die Ablehnung des Intellektualismus auf allen Gebieten des Lebens).

2) dass der Mensch sein eigenes Bewusstsein, in dem sich das Erleben seiner Seele widerspiegelt, zu Hilfe nehmen muss, um dem Lebensrätsel, dem Rätsel der Aktivität näher zu kommen.

(Der Weltkrieg als Gegensatz von Intellekt-Intuition.)

3) dass alles Wachstum, alle Entwicklung auf dem Kampf und der Spannung von Kraft und Gegenkraft beruht

(Goethes Polarität, Notwendigkeit und Freiheit, Leib und Seele, Müssen und Sollen, Verstand und Geist.)

4) dass die auf diesem Wege erzielte und erstrebte Steigerung eine Tendenz zu Bewusstsein und Freiheit zeigt

(Der Mensch als verantwortungsvoller Gestalter seiner selbst.)

5) dass Freiheit und Bewusstsein nur im Rahmen einer normativen lebendigen Ordnung ihren sinngemässen, das Leben steigernden Rang erhalten

6) dass mithin in der lebendigen Ordnung ein Mehr oder Weniger an Freiheit und Bewusstheit, ein Oben und ein Unten, ein Stufenreich herrscht

(Nicht Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, sondern Zwang, Verschiedenartigkeit, Unterordnung.)

---

*) Ich empfehle hierzu das Sammelwerk „Der Mensch“, herausgegeben vom Deutschen Hygiene-Museum in Dresden (Ambrosius Barth. Leipzig, 1930) als Orientierung für den Lehrer.

7) dass dieser aristokratischen lebendigen Ordnung ein ebenso aristokratisches Wertstufenreich entspricht

(Goethepyramide: die Stützenden, die Wissenden, die Anschauenden und die Umfassenden.)

8) dass der Stufenbau der Menschengemeinschaft nicht vom Stützenden (Demokratie), sondern nur vom Umfassenden (Aristokratie des Geistes) entworfen und durchgeführt werden kann, dass nicht Glücksethik, sondern Opferethik das Gebot der Stunde ist.

9) dass mithin Vernunft und Gewissen die höchste Autorität besitzen, die Verstandeserziehung aber zur Anarchie führt.

(Erziehung zur Persönlichkeit. Gegenbeispiel: Sovetrussland.)

10) dass das organologische Denken der klassischen Epoche wieder zu Ehren kommen muss in Schule, Universität, in jeder Erziehungsarbeit, ein Denken, das gesinnungsmässig seine Richtung kennt, damit der deutsche Mensch wieder zu sich selbst und zur Ehrfurchtsanerkennung höchster Normen komme.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Verhältnis zu Deutschland

In den verflossenen Monaten ist das öffentliche Interesse Lettlands vorwiegend auf das neue Deutschland und alle mit der Umwälzung in Zusammenhang stehenden Fragen gerichtet gewesen.

In der Tat hat es sich wieder einmal erwiesen, wie wenig die Auswirkungen von Revolutionen durch Staatsgrenzen aufgehalten werden können, und wie sehr insbesondere wir Nord-Osteuropäer mit Deutschland in politisch und geistig nahem Zusammenhang stehen.

Die politischen Beziehungen zu Deutschland haben einen recht bewegten Verlauf genommen, um dann wieder in ein normales Fahrwasser einzumünden. Die bekannten Boykott-Massnahmen der Sozialdemotratie und der Judenschaft Lettlands führten im Juni zu einer vorübergehenden Sperrung der Einfuhr lettländischer Butter nach Deutschland. Dieser an sich für unser Wirtschaftsleben nicht weiter bedeutende Zwischenfall, auf den hier nicht näher eingegangen werden soll, ist hauptsächlich in seinen Nebenwirkungen interessant. Unser Landvolk sah hier, in wie entscheidendem

Masse der landwirtschaftliche Export — und auf Export ist unsere Landwirtschaft nun einmal angewiesen — von unseren Wechselbeziehungen mit Deutschland abhängig ist. Überall drängt sich die Frage auf: wie werden wir mit diesem „neuen" Nachbarn auskommen? Was will er? Müssen wir ihn fürchten?

Eine weitere in ihren Konsequenzen sehr beachtliche Folge des „Butterkrieges" ist das veränderte Verhältnis aller Nationalitäten zu den Juden. Zum ersten Male wird unser örtliches Judentum von der Allgemeinheit als Exponent einer internationalen Grossmacht gewertet, einer Grossmacht, die einer europäischen territorialen Grossmacht vom Ausmasse eines — wenn auch geschwächten — Deutschland hat den Krieg erklären können. Die Reaktion auf diese Tatsache ist je nach Temperament und Interesse verschieden. Eines dürfte schon heute klar sein: es erfolgte auf Seiten der Juden sowohl wie der Nichtjuden — ausgenommen natürlich die Sozialdemokraten — eine noch bewusstere gegenseitige Abgrenzung, als sie bisher selbstverständlich gewesen ist. Diese Tatsache braucht von keiner Seite negativ gewertet zu werden, denn es kann über die Judenfrage hinaus daraus ein erster Schritt werden zur gegenseitigen Anerkennung der Eigenständigkeit der unser Land bewohnenden Nationalitäten.

Wenn Mussolini seinerzeit meinte, der Faschismus sei keine Exportware, so hat die deutsche Revolution gezeigt, dass sie sich dessen bewusst ist, dass Rückwirkungen auf die mittel- und osteuropäischen Staaten nicht aufzuhalten sind, und die Erklärung des Reichskanzlers, das deutsche Volk wisse fremde Nationen ebensosehr zu achten, wie es selbst national empfindet, ist viel beachtet worden.

Verwunderlich ist es nicht, wenn trotzdem vielfach und laut Befürchtungen geäussert werden, an die Okkupationszeit erinnert wird, Annexionspläne seitens Deutschlands kolportiert werden. Solange zwischen Völkern das Gebiet des Gewissensmässigen nicht bewusst bereinigt, solange noch Hass- und Schuldgefühle nicht überwunden sind, wird es nicht zu vermeiden sein, dass Furcht und Misstrauen immer neue Blüten treiben. Immerhin muss bei Beurteilung der Einstellung des lettischen Volkes zum Nationalsozialismus in Betracht gezogen worden, dass die Parteien und ihre Organe in ihrer Ablehnung sehr weitgehend dadurch bestimmt werden, dass sie eine Verbreitung des nationalsozialistischen

Gedankenguts mit Recht als Gefahr für das herrschende System, dessen Nutzniesser sie sind, befürchten müssen. Ideen, die ihre Herrschaft untergraben, werden mit allen Mitteln bekämpft, und die Proklamierung der „deutschen Gefahr" ist oft nur eine allzu bequeme Tarnung für enge Gruppeninteressen.

Stützung der Landwirtschaft

Die Frage der staatlichen Zuzahlungen an die Landwirtschaft hat auch in den vergangenen Monaten nicht endenwollende Diskussionen in Parlament und Presse ausgelöst.

Die Sozialdemokratie und die städtischen Gruppen beanstanden das System, wonach der Staat dem Bauern pro Kilo Butter und Brotgetreide prozentual sehr erhebliche Summen zuzahlt, wodurch der Staatshaushalt stark belastet wird.

Wenn es sich auch nicht verkennen lässt, dass wir ein ganz überwiegend landwirtschaftliches Land sind und dass von der Kaufkraft des Bauern die Gesamtwirtschaft des Landes abhängt, so liesse sich doch vielleicht am System der Zuzahlungen vieles ändern in der Richtung, dass der Staat dem Bauern nicht mehr Konsumtionsmittel schenkt, die keinen dauernden Nutzen schaffen, sondern bemüht ist, durch kostenlose Durchführung von Meliorationen seine Produktionsfähigkeit zu heben und ihn so von weiteren Unterstützungen unabhängig zu machen.

Neue lettische Volksbewegung

Sehr viel mehr, als dem oberflächlichen Beobachter scheinen mag, und in wachsendem Masse wird in allen Kreisen erkannt, dass nur ein weltanschaulich fundierter radikaler Systemwechsel der Korruption ein Ende bereiten, unseren Staat auf gesunde Grundlagen stellen und die Beziehungen zu unseren Nachbarn auf die Dauer fruchtbar regeln kann.

Mit allgemeinem Interesse wurde die Werbetätigkeit des „Pehrkonkrusts" verfolgt, einer Organisation, die weltanschaulich auf dem Boden der grossen europäischen Erneuerungsbewegungen zu stehen scheint. Als Führer wird Gustav Zelmin genannt, früher Beamter im Finanzministerium, ein Mann von etwa 35 Jahren. Für die Aussenpolitik soll Prof. Plahkis verantwortlich sein. Die Sozialdemokraten erheben den Vorwurf, dass die Bewegung viele Angehörige der Schutzwehr und der Armee in ihren Reihen zähle.

Der Bauernbund grenzt sich gegen die Vereinigung ab. Von den grossen Zeitungen zeigt zunächst nur der„Latvis"(rechtsbürgerlich) für die Bewegung Verständnis. Die Schliessung des Vereins „Pehrkonkrusts" wird dieser in ihrem Aufbau und Programm uns noch nicht ganz deutlichen Bewegung kaum Einhalt gebieten können.

Baltische Aufgaben

Auch im Baltentum bereitet sich im Zusammenhang mit der deutschen Revolution ein tiefgreifender Wandel vor. Die Aufgabe, vor die es sich gestellt sieht, die es zu lösen gilt, ist eine besonders interessante, und ist nicht nur für uns, für unsere Heimatgenossen und unser Land, sondern darüber hinaus für die vielen Gebiete akut, wo Deutsche ausserhalb der Reichsgrenzen siedeln. Die Einsicht, dass die bisher herrschenden liberalen Auffassungen ihre Kraft als verbindende Grundlage eingebüsst haben, setzt sich durch. Es wird für eine fruchtbringende Arbeit und das Zusammenleben mit dem lettischen Volk nach einer neuen Plattform auf Grund von tieferen Gemeinsamkeiten gesucht werden müssen: Gemeinschaft neuen sozialen Empfindens, Gemeinsamkeit der Heimat und der Aufgaben in ihr, Gemeinsamkeit des Schicksals und der Führung Gottes.

Der Sommer bringt bei uns eine deutliche Cäsur ins öffentliche Leben. Im beginnenden Herbst ist mit einer Neubelebung des Interesses zu rechnen. Es wird darauf ankommen, den Impuls, der vom Nationalsozialismus auch zu uns in so starkem Masse herüberwirkt, positiv und voll aufzunehmen, hierbei aber nicht im blass Ideelichen oder politisch Schwärmerischen steckenzubleiben, — was geistige Expatriierung zur Folge hat; sondern es wird darauf ankommen einzusehen, dass eine Regeneration unseres Volkstums ebenso wie eine grundsätzliche Neugestaltung unserer Beziehungen zum lettischen Volk die unerlässlichen Voraussetzungen unseres Lebens sind. Hierbei wird es sich immer deutlicher herausstellen, wie wenig wir es uns bequem machen können, indem wir einfach übernehmen, wie weitgehend hier wird neu geschaffen werden müssen.

Riga, Mitte August 1933 *Baron Cecil Hahn*

ESTLAND

Das Volk gegen die Parteien

Die Volksabstimmung über den Verfassungsänderungsentwurf des Parlaments Mitte Juni ergab ein Resultat, das weiten Kreisen im Lande doch sehr überraschend kam. Die Zahl der Gegenstimmen betrug 333118, die der Fürstimmen bloss 161598. Wenn auch vielfach mit einer Ablehnung des Entwurfs gerechnet worden war, ein derartiges Überwiegen der Gegenstimmen war fast nirgends erwartet worden.

• Dieser Ausgang der Volksabstimmung darf nun aber keinesfalls dahin ausgelegt werden, als ob die Mehrheit der stimmberechtigten Bürger keine Änderung der bestehenden Verfassung wünsche. Dieses ist nur bei den Sozialisten der Fall. Die übrigen Gegenstimmen müssen zum grössten Teil als ein Misstrauensvotum gegen den Schöpfer des Entwurfs, das Parlament, und gegen die politischen Parteien gewertet werden. In diesem Sinne ist denn auch das Resultat der Volksabstimmung fast von der gesamten estnischen Presse aufgefasst worden, und darauf weisen auch alle Äusserungen hin, die man aus Kreisen der Bevölkerung selbst über die Volksabstimmung zu hören bekam. Ein selbständiges Urteil über die juristischen Einzelheiten des zu Fall gebrachten Entwurfes hat die Masse der Stimmenden sicher nicht gehabt, für die ablehnende Haltung zu dem Entwurf ist vielmehr das allgemeine Misstrauen entscheidend gewesen, das weite Kreise der Bevölkerung gegen alles, was vom parteipolitisch verseuchten Parlament kommt, erfasst hat. Wäre dieser Entwurf nicht vom Parlament und seinen Parteien ausgegangen, so wäre das Abstimmungsergebnis vielleicht wesentlich anders ausgefallen. Das „Päevaleht" schrieb hierzu: „Die Abstimmung war die Rache des Volkes für die Parteipolitik, eine Kundgebung des Volkes gegen die Parteien".

Da der Entwurf des Parlaments durchgefallen ist, kommt jetzt der Entwurf der Freiheitskämpfer zur Volksabstimmung, und zwar ist der Termin hierzu vom Präsidium der Staatsversammlung auf den 14.—16. Oktober festgesetzt worden. Die Aussichten für diese Abstimmung sind fürs erste schwer zu beurteilen. Eines steht jedenfalls fest; bei weitem nicht alle, die im Juni gegen den Entwurf des Parlaments gestimmt haben, werden im Oktober für den Entwurf der Freiheitskämpfer stimmen. Da sind zunächst schon die

Sozialisten, die grundsätzlich gegen eine Verfassungsänderung sind und den Entwurf der Freiheitskämpfer noch entschiedener ablehnen, als den des Parlaments. Dann aber ist die Zahl derjenigen sicher auch recht gross, die zwar aus Missvergnügen über das Parteiunwesen gegen den Entwurf der Staatsversammlung gestimmt haben, die aber deswegen noch keineswegs für den Entwurf der Freiheitskämpfer stimmen werden. Immerhin sind die Aussichten für den Entwurf der Freiheitskämpfer wesentlich günstiger.

Regierung ohne Vertrauen

Als Mitte Juni der Parlamentsentwurf bei der Volksabstimmung so gründlich durchgefallen war, entstand die Frage, ob das Parlament und die von diesem berufene Regierung trotz dieses Misstrauensvotums der Wählerschaft noch länger im Amt bleiben können. Die estnische Presse verlangte zum Teil eine Selbstauflösung des Parlaments und den Rücktritt der Regierung. Ja, die Mittelpartei brachte ganz offiziell einen Antrag auf Auflösung des Parlaments ein. Zur Grundlage dieses Antrages war der § 32 der geltenden Verfassung genommen, der besagt, dass das Parlament neu gewählt werden muss, wenn ein von ihm angenommenes Gesetz durch Volksentscheid abgelehnt wird. Nun war es aber nicht eindeutig klar, ob der durchgefallene Verfassungsänderungsentwurf ein „Gesetz" im Sinne dieses Paragraphen ist oder nicht. Viele namhafte Juristen bejahten die Frage, aber das in diesem Fall entscheidende Präsidium der Staatsversammlung stellte sich auf den entgegengesetzten Standpunkt. Da aber abgesehen von der Bestimmung des § 32 eine Auflösung des Parlaments in der Verfassung gar nicht vorgesehen ist (nach der geltenden Verfassung hat auch der Staatsälteste kein derartiges Recht), so wurde der Antrag der Mittelpartei als verfassungswidrig gar nicht zur Abstimmung gebracht, und das Parlament bleibt in seinem bisherigen Bestande im Amt. Auch der von vielen Seiten geforderte Rücktritt der Regierung kam nicht zustande, weil ein gegen die Regierung eingebrachter Misstrauensantrag im Parlament mit einer allerdings sehr knappen Mehrheit (48 gegen 42 Stimmen) abgelehnt wurde.

Wir haben somit jetzt den grotesken Zustand, dass wir trotz der äusserst demokratisch-parlamentarischen Verfassung ein Par-

lament und eine Regierung haben, die offensichtlich das Vertrauen der Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr geniessen, ohne dass es eine verfassungsmässige Möglichkeit gibt, Parlament und Regierung zum Rücktritt zu veranlassen. Und dieser Zustand kann noch einige Zeit dauern, es sei denn, dass die derzeitigen Koalitionsparteien sich in die Haare geraten, oder dass im Oktober der Verfassungsänderungsentwurf der Freiheitskämpfer angenommen und dann ein Staatspräsident gewählt wird. Dass der jetzige Zustand sehr unbefriedigend ist, dürfte wohl klar sein, denn er bedeutet einen Dauerzustand innerpolitischer Hochspannung, die sich bei den derzeitigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten und der damit verbundenen Unruhe in weiten Kreisen der Bevölkerung eines schönen Tages in sehr unliebsamer Weise entladen könnte.

Ob sich die derzeitige Regierung bis zum Oktober wird halten können, ist fraglich, denn innerhalb der Mittelpartei kriselt es bedenklich, da ein Teil mit der derzeitigen Führung und insbesondere mit dem Parteiführer Tönisson nicht mehr einverstanden ist. Auch die Ansiedler sind nicht mehr unbedingt regierungsfreudig, seitdem es sich herausgestellt hat, dass der von ihnen so dringend gewünschte Währungssturz den Landwirten nicht die erhofften Preiserhöhungen für ihre Erzeugnisse gebracht hat.

Senkung des Kronenkurses

Obgleich die Regierung Tönisson bei ihrem Amtsantritt erklärt hat, dass sie nicht gebildet sei, um eine Devalvation unserer Währung herbeizuführen, scheinen doch bereits bei der Regierungsbildung (die bekanntlich durch eine Koalition zwischen Ansiedlern und Mittelpartei zustande kam) den Ansiedlern diesbezügliche Zusagen gemacht worden zu sein, wenigstens deuten verschiedene nachträgliche Äusserungen in der Presse der Ansiedler darauf hin.

Wie dem aber auch sei, Mitte Juni traten die Ansiedler mit der kategorischen Forderung hervor, das „jene Wirtschafts- und Währungsreformen rasch und entschlossen verwirklicht würden, welche die Ansiedler gefordert haben". Was hierunter zu verstehen sei, war von vornherein klar. Und obgleich die Regierung noch am 16. Juni eine amtliche Erklärung veröffentlichte, laut welcher „niemand Grund haben dürfte, von einer Gefährdung der Eestikrone durch finanzpolitische Massnahmen der Regierung zu sprechen",

wurde bereits in der Nacht vom 27. auf den 28. Juni der Abgang der estnischen Kronenwährung vom Goldstandard Tatsache. Bei der Abstimmung auf der ausserordentlichen Sitzung des Parlaments wurde zunächst ein Misstrauensantrag gegen die Regierung mit 48 gegen 42 Stimmen abgelehnt und dann eine Formel, die den Schritt der Regierung zur Kenntnis nahm, mit 47 gegen 45 Stimmen angenommen. Für diese die Devalvation der Währung billigende Formel stimmten die Koalitionsparteien (Ansiedler und Mittelpartei) und der Abgeordnete Baron Schilling von der deutsch-schwedischen Fraktion, dagegen die Sozialisten, die Altlandwirte und die Russen. Ein Abgeordneter der Altlandwirte und der Abgeordnete der deutsch-schwedischen Fraktion Westerblom enthielten sich der Stimme. (Der dritte Abgeordnete der deutsch-schwedischen Fraktion Koch war verreist und auf der Sitzung nicht anwesend).

Somit wurde die Erklärung der Regierung, dass sie den Kurs der estnischen Krone senken würde, mit nur 2 Stimmen Mehrheit gebilligt. Und auch diese geringe Mehrheit war eigentlich keine, da 4 Abgeordnete der Mittelpartei ausdrücklich erklärten, dass sie mit der Stellungnahme der Partei nicht einverstanden und der Ansicht seien, dass der Kurs der Krone gehalten werden könne und müsse. Wenn sie doch pro stimmten, dann nur deshalb, weil sonst eine Regierungskrise unvermeidlich geworden wäre. Diese Abstimmung zeigt wieder einmal deutlich, was für ein Unding diese parlamentarischen Mehrheitsbeschlüsse sind, wo eine ganz zufällige geringe Stimmenmehrheit in den für Staat und Volk lebenswichtigsten Fragen den Ausschlag geben kann.

Über die Frage, ob die Abwertung der Krone wirtschaftlich wünschenswert war oder nicht, kann man natürlich verschiedener Meinung sein. Gangbar sind wohl beide Wege gewesen, entweder Beibehaltung des Goldstandards bei Erhebung einer Valutasteuer und Zahlung von Exportprämien (Kurs der Regierung Päts), oder aber Senkung des Kronenkurses unter Vermeidung einer Valutasteuer und Fortfall der Zahlung von Exportprämien (Kurs der jetzigen Regierung Tönisson). Aber bei währungspolitischen Massnahmen, die nur in längeren Zeitabschnitten sich auswirken können, ist die Beibehaltung eines einmal eingeschlagenen Kurses sehr wesentlich, denn die Wirtschaft braucht in dieser Beziehung möglichst stabile Verhältnisse, um zu wissen, woran sie ist. Eine

schwankende Währungspolitik ist der Übel grösstes. Von diesem Gesichtspunkt aus ist der durch die Devalvation der Krone vollzogene Wechsel in der seit 1932 geführten Währungspolitik nicht zu billigen, zumal der ganze Grund zu dieser Kursänderung in einer geringen Verschiebung der Mehrheitsverhältnisse im Parlament zu suchen ist, wobei diese Verschiebung zum Teil aus Gründen erfolgt ist, die mit der Währungspolitik direkt nichts zu tun haben.

Dabei muss man auch bedenken, dass die Vorteile, die eine Senkung des Kronenkurses im entscheidenden Augenblick im Jahre 1931 (als die englische Währung sich vom Golde löste) hätte haben können, heute jedenfalls nicht mehr in vollem Umfange eintreten werden, wohl aber alle Nachteile, die mit einem Währungssturz verbunden sind. Und ferner ist klar, dass das Vertrauen zu unserer Währung durch den plötzlichen Kurswechsel in einem Augenblick, wo ein äusserer Grund hierzu garnicht sichtbar ist, in weiten Kreisen der Bevölkerung aufs schwerste erschüttert worden ist. Die jetzige Regierung hat sich allerdings gleich nach der Devalvation beeilt zu versichern, dass sie eine Inflation oder eine weitere Senkung des Kronenkurses jedenfalls nicht zulassen würde. Aber solchen Erklärungen kann jetzt keine grosse Bedeutung mehr zuerkannt werden, nachdem die jüngsten Ereignisse gezeigt haben, eine wie kleine Verschiebung im Mehrheitsverhältnis der Partein genügte, um alle Erklärungen der Regierungen und des Parlaments Lügen zu strafen.

Jetzt, wo die Abwertung der Krone nun einmal geschehen ist, muss natürlich alles getan werden, um die positiven Möglichkeiten, die diese Massnahme eröffnet, auch voll auszunutzen. Dazu ist aber erforderlich, dass jetzt eine wirklich zielbewusste, stetige und auf längere Sicht folgerichtige Finanz- und Wirtschaftspolitik getrieben wird, die nur das Gesamtinteresse des Volkes und des Staates im Auge hat, ohne Sonderwünsche einzelner Parteien und Gruppen über Gebühr zu berücksichtigen. Ob aber die derzeitige nur auf eine geringe Zufallsmehrheit im Parlament sich stützende Regierung Tönisson die dazu nötige Autorität und Überparteilichkeit besitzt, kann erst die nächste Zukunft lehren. Ein grosser Teil der estnischen Presse, und zwar nicht nur diejenige der Oppositionsparteien, bezweifelt dieses. Die Regierung wird sich hoffentlich der Schwere der auf ihr lastenden Verantwortung bewusst sein.

Schwäche und Unsicherheit in der Staatsführung können unter den heutigen Verhältnissen sehr verhängnisvoll werden. Vor allen Dingen wird jetzt auch scharf darauf geachtet werden müssen, dass zur Überwindung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht die Notenpresse herangezogen und der Weg einer Inflation beschritten wird.

Die Senkung des Kronenkurses beträgt etwa 30 bis 35%. Die estnische Krone ist im Prinzip an den jeweiligen Stand der schwedischen Krone gebunden worden, wobei die Eesti-Bank die Möglichkeit hat, die Eesti-Krone auf einem höheren Kurs, nicht aber auf einem niedrigeren zu halten. Tatsächlich wurde die estnische Krone zunächst auf die Parität mit der schwedischen Krone gesenkt, dann aber (etwas höher als die schwedische Krone) im Verhältnis zum französischen Franc nach der Parität von 1 zu 22,30 stabil gehalten, weil der Kurs der schwedischen Krone Schwankungen unterworfen ist. Über diese Stabilisierungsmassnahme der Eesti-Bank hat sich der Wirtschaftsminister Pressevertretern gegenüber abfällig geäussert und erklärt, seiner Ansicht nach wäre es vorteilhafter, unsere Krone dauernd auf der Parität mit der schwedischen Krone zu halten, denn dass würde gleichzeitig eine Stabilisierung unserer Währung gegenüber dem englischen Pfund bedeuten (die Schwankungen der Schwedenkrone hängen von den Schwankungen des englischen Pfundes ab), welche Währung für den estländischen Aussenhandel die wichtigste sei. Aus diesen Meinungsverschiedenheiten zwischen der Leitung der Eesti-Bank und dem Wirtschaftsminister ist zu ersehen, dass zwischen diesen beiden Institutionen nicht der enge Kontakt herrscht, wie er im Interesse unserer Volkswirtschaft unbedingt erforderlich wäre. Hoffentlich wird dieser Übelstand recht bald beseitigt werden.

Gleichzeitig mit der Senkung des Kronenkurses ist folgerichtig auch die Valutasteuer aufgehoben und die Zahlung von Exportprämien eingestellt worden. Infolge des Fortfalls der Exportprämien sind aber die Preise, die der Landwirt für seine Ausfuhrartikel erhält, trotz der Senkung des Kronenkurses gar nicht oder nur sehr wenig gestiegen. Aus diesem Grunde werden aus dem Lager der Ansiedler bereits Stimmen laut, die wünschen, dass trotz der Senkung des Kronenkurses für die landwirtschaftlichen Ausfuhrartikel wieder Exportprämien gezahlt würden. Dieses ist aber

bei der heutigen Lage der Staatskasse gar nicht möglich. Die Erhebung einer Valutasteuer trotz Senkung des Kronenkurses ist nicht denkbar, da dann jegliche Einfuhr aus dem Auslande unmöglich wäre und praktisch gar keine Valuta einlaufen würde. Wir sehen, die Ansiedler sind mit ihren Hoffnungen, die sie auf den Kronensturz setzten, gründlich hereingefallen, es fragt sich daher, wie lange sie noch Lust haben werden, die Mitverantwortung für die Regierung zu tragen.

Über die tatsächliche Wirkung der Währungsdevalvation auf das estländische Wirtschaftsleben lässt sich wegen der Kürze der seit dem Kronensturze verflossenen Zeit noch nichts Endgültiges sagen. Die erhoffte Preissteigerung für landwirtschaftliche Erzeugnisse, ist, wie bereits gesagt, jedenfalls nicht eingetreten, wohl aber sind naturgemäss die Preise für alle aus dem Auslande eingeführten Waren beträchtlich gestiegen. Der mit dem Auslande im Geschäftsverkehr stehende Kaufmann hat zum Teil grosse Verluste zu buchen. Durch die Schwierigkeit der Währungsbeschaffung bedingt, hat auch die solide Kaufmannschaft grosse Ausstände an Zahlungen ins Ausland für Waren, die sie bereits vor dem Kronensturz realisiert hatte. Ob der Umsatz infolge der Senkung des Kronenkurses derart steigen wird, dass dadurch dieser Verlust wett gemacht wird, ist sehr fraglich. Ob unsere Exportindustrie die erhoffte Belebung erfahren wird, bleibt abzuwarten. Etwas wird sie ja, wenigstens vorläufig, von der Senkung unserer Währung vorteilen, ob aber in dem erhofften Umfange, muss doch sehr bezweifelt werden.

Dorpat, 7. August 1933 *Leo von Middendorff*

DEUTSCHES REICH

Die Liquidation der Parteien

Das Verschwinden der alten Parteien musste zwangsläufig erfolgen. Der Nationalsozialismus hatte von vornherein den Anspruch auf die Totalität der Machtausübung erhoben, und seine Leistungen und Arbeiten waren so umfassender und für das Volksganze absolut entscheidender Natur, dass neben ihm irgendwelche Sondergruppierungen im politischen Leben des Reiches das Recht auf Sonderexistenz verloren hatten. Es war der tragische Fehler Hugenbergs, diese zwangsläufige Entwicklung verkannt zu haben.

Deshalb musste er gehen. Hugenberg hat zweifellos grosse Verdienste um die nationale Erhebung Deutschlands gehabt. Wie nur wenige hatte er die Unhaltbarkeit und Schädlichkeit des parlamentarischen Systems und seiner Versklavungspolitik gegenüber den Siegern von Versailles erkannt, als einer der ersten den Kampf gegen die Tribute aufgenommen. Er sah aber nicht, dass seine Stellung innerhalb der Regierung mit dem Fortschritt der Reformarbeit nicht auf der Grundlage einer Koalition, sondern nur in Gestalt einer vorbehaltlosen Mitarbeit seiner Persönlichkeit auf dem Boden des Nationalsozialismus aufrecht erhalten werden konnte. Es muss betont werden, dass Hitler bis zum letzten Augenblick versucht hat, das vom greisen Reichspräsidenten vermittelte Bündnis vom 30. Januar aufrecht zu erhalten, obschon die grosse Anzahl der in Hugenbergs Hand vereinigten Wirtschaftsministerien und seine Eigenart, nach Möglichkeit ganz allein alle wichtigen Vorlagen auszuarbeiten, einer fruchtbaren Gestaltung der deutschen Wirtschaftspolitik und der Durchsetzung der neuen nationalsozialistischen Grundsätze in der Wirtschaft in steigendem Masse hemmend entgegenstanden. Den äusseren Anlass zu Hugenbergs Rücktritt, der auf eigenen Wunsch erfolgte, bildete die Auflösung der deutschnationalen Kampfringe — sie waren stark marxistisch durchsetzt —, die Tatsache, dass Hugenberg mit einigen Vorlagen im Kabinett nicht durchdringen konnte, und dann auch die notwendig gewordene Desavouierung seines selbständigen Hervortretens mit dem bekannten Memorandum auf der Londoner Konferenz. Seine Anhänger hatten schon vorher teilweise in geschlossenen Gruppen den Anschluss an die NSDAP vollzogen, und den logischen Abschluss der Entwicklung bildete schliesslich die Auflösung der deutschnationalen Front und die Schaffung eines Hospitantenverhältnisses für ihre Mitglieder zur Bewegung des Nationalsozialismus.

Notwendigerweise musste auch der Stahlhelm, schon vorher, aus der klaren Erkenntnis seines Bundesführer Seldte heraus, in ein festeres Verhältnis zum Nationalsozialismus gebracht werden. Die erfolgte „Gleichschaltung des Stahlhelms“ eröffnete seinen Angehörigen automatisch die Möglichkeit, sich in die NSDAP einzugliedern. Die Unterstellung des Stalhelms unter den Oberbefehl Hitlers hatte logischerweise den Eintritt Seldtes in die oberste SA-Führung zur Folge, der seinen Ausdruck auch in der Ernennung Seldtes zum Obergruppenführer der SA und in der entsprechenden

Änderung der Stahlhelmuniform fand. Nur der „Kernstahlhelm" ist nunmehr als Einheit erhalten geblieben, während die Stahlhelmjugend, der „Scharnhorst", aufgelöst und in der Hitlerjugend aufgegangen ist, ebenso wie die Arbeitsdienstverbände des Stahlhelms mit denen des Nationalsozialismus verschmolzen wurden.

Nach Auflösung der deutschnationalen Front blieb natürlich den kleinen Gruppierungen wie deutsche Volkspartei, Christlichsoziale usw. nichts anderes übrig als dem Beispiel ihres grösseren Bruders auf der Rechten zu folgen und sich aufzulösen. Ebenso ist der Jungdeutsche Orden — allerdings auf staatliche Anordnung — aufgelöst worden, da er schon längst durch seine unklare Politik und das Paktieren mit der Demokratie das Recht auf selbständige Existenz, besonders im neuen Deutschland, verwirkt hatte.— Auch war das Verbot der Sozialdemokratie und ihre vollkommene Liquidation eine nur zu gerechte Strafe für die landesverräterischen Umtriebe eines grossen Teils ihrer führenden Mitglieder. Die unerhörte Hetze, die die Breitscheid, Wels, Scheidemann und Konsorten aus ihrem sicheren Aufenthalt im Auslande gegen ihr Heimatland Hand in Hand mit den grossen jüdischen Weltorganisationen, der kommunistischen Internationale und allen deutschfeindlichen Politikern des Auslandes entfesselten, hat die Sozialdemokratie in den Augen der grossen Mehrheit des deutschen Volkes endgültig diskreditiert. Beinahe noch mehr als die jeder Beschreibung spottenden Korruptionsaffären, die immer wieder in den letzten Monaten und Wochen ans Tageslicht gefördert worden sind. — Die Sozialdemokratie hatte zudem schon vorher ihre stärkste Stütze in der deutschen Arbeiterschaft verloren, denn bereits im Mai waren die freien Gewerkschaften von ihr abgefallen. Bekanntlich hat aber dieser Abfall und die kläglichen Versuche, sich noch im letzten Augenblick „gleichzuschalten", den marxistischen Gewerkschaftsbürokraten nichts genützt, die Auflösung der freien Gewerkschaften und ihr Aufgehen in der grossen deutschen Arbeitsfront nicht verhindert. Dasselbe Schicksal ereilte auch die christlichen Gewerkschaften, deren leitende, grösstenteils dem Zentrum angehörende Funktionäre nach Eingliederung der christlichen Verbände in die Arbeitsfront versucht hatten noch ihre Sondergeschäftchen zu machen. Von den bisherigen Gruppierungen hat innerhalb der Fachgruppen der Arbeiter in der deutschen Arbeitsfront — die sich aus fünfzehn Arbeiterfachgruppen und neun Angestelltenfachgruppen zusammen-

setzt, — nur der deutschnationale Handlungsgehilfenverband seine Organisation einigermassen unverändert aufrecht erhalten können.

Als einzige Säulen der verschwundenen Pracht des Parteienstaates blieben nur noch die bayerische Volkspartei und das Zentrum zurück. Die bayerische Volkspartei konnte schon vor der Selbstauflösung der Deutschnationalen verboten und aufgelöst werden, da einwandfrei festgestellt wurde, dass ihre führenden Politiker versucht hatten eine parteipolitische Sonderlinie mit der Front gegen den neuen Staat fortzuführen, wobei sie sogar vor gewissen separatistischen Bestrebungen nicht zurückschreckten und Verbindungen zu der christlichsozialen, reichsfeindlichen Partei und Regierung des Herrn Dollfuss in Österreich aufnahmen. — Das Zentrum aber verlor mit dem Augenblick den Boden unter den Füssen, als die katholische Kirche es preisgab und mit dem Reiche über den Abschluss eines Konkordats zu verhandeln anfing. Der frühere Reichskanzler Brüning hatte auch hier wieder einmal die kommende Entwicklung verkannt und sich bis 5 Minuten vor 12 äusserst gründlich mit der „Reorganisation" des Zentrums beschäftigt. Das Zentrum ist ebenso wie die deutschnationale Front in ein Hospitantenverhältnis zur NSDAP getreten. Es gibt wohl keinen vaterlandsliebenden Deutschen, der gerade das Verschwinden des Zentrums besonders bedauern könnte, denn diese Partei hat nur zu oft in der Geschichte der letzten 60 Jahre eine das Reich schädigende Politik getrieben und sich schliesslich durch die Bejahung der November-Republik und durch das vierzehnjährige Bündnis mit der Sozialdemokratie an dem Niedergang des deutschen Volkes und Reiches mitschuldig gemacht. Das Verschwinden des Zentrums ist der grösste Gewinn bei der Beseitigung der alten Parteienwirtschaft.

Das Reichskonkordat mit Rom

Die Preisgabe des Zentrums ist dem Vatikan offenbar doch sehr schwer gefallen, wie das lange polemische „Rückzugsgefecht" seines amtlichen Organs, des „Osservatore Romano", gegen den Nationalsozialismus zur Genüge bewiesen hat. Aber schliesslich siegte doch die bessere Einsicht und das kirchliche Interesse. Denn mit der Beseitigung der unglückseligen Verquickung zwischen Kirchen-

politik und Parteipolitik, wie sie im Zentrum gegeben war, konnte die katholische Kirche schliesslich nur gewinnen. Hätte sie das Zentrum nicht fallen lassen, so wäre ihre Stellung in Deutschland ganz ausserordentlich erschwert worden. Durch den Abschluss des Konkordats mit dem Reiche, um das sich Vizekanzler v. Papen als treuer Mitarbeiter Adolf Hitlers ein grosses Verdienst erworben hat, ist der Einfluss der Kirche auf die gläubigen deutschen Katholiken, namentlich in der Gestaltung des Religionsunterrichts in der Schule, sichergestellt worden. Das Reichskonkordat hat die von den einzelnen Ländern abgeschlossenen Konkordate, soweit deren Bestimmungen seinem Inhalt nicht entgegenstanden, bestehen lassen. Die wichtigsten Neuerungen, die es bringt, ist das Verbot der politischen Betätigung der Geistlichen und vor allen Dingen auch die Notwendigkeit der Einholung der staatlichen Genehmigung nicht nur bei der Ernennung von Erzbischöfen, Bischöfen und anderen höheren Geistlichen, sondern auch bei der Bestellung weniger einflussreicher Diener der Kirche zu ihrem Amte. Es verlangt auch ein eindeutiges Treue- und Loyalitätsbekenntnis der katholischen Geistlichen zum neuen Staat und enthält schliesslich noch die Bestimmung, dass die Diener der Kirche und der Orden nach Möglichkeit sämtlich die deutsche Reichsangehörigkeit besitzen müssen, wobei für die Durchführung dieser Regelung natürlich zeitlich der Kirche ein gewisser Spielraum gegeben worden ist.

In seiner Gesamtheit muss der Inhalt des Konkordats dahin bewertet werden, dass damit der tausendjährige Investiturstreit im Sinne des Reiches entschieden worden ist und dass das Reichs- und Volksinteresse in strittigen Fällen immer ausschlaggebend zu sein hat, wobei selbstverständlich das innere religiöse Leben von der Staatspolitik nicht berührt wird. — Das neue Konkordat ist also eine Tat von ungeheurer geschichtlicher Bedeutung für das deutsche Volk. Mit seinem Abschluss hat sich Adolf Hitler ein weiteres unvergängliches Verdienst um Deutschland erworben. Darüber hinaus bedeutet es aber eine Anerkennung des Reiches durch den Vatikan, eine Anerkennung, die sowohl dem Reiche Bismarcks als auch der Republik von Weimar verweigert worden ist. Überflüssig zu sagen, dass der Abschluss des Konkordats schliesslich auch einen grossen aussenpolitischen Erfolg des neuen nationalsozialistischen Deutschland darstellt und sehr wesentlich seine internationale Stellung befestigt hat.

Evangelische Kirchenreform

Die Verhältnisse innerhalb der evangelischen Kirchen Deutschlands erheischten schon seit langem eine Neuordnung. Mit der nationalen Erhebung sind nun die Dinge sehr schnell in Fluss gekommen. Zum Träger dieser in erster Linie auf eine neue Einstellung gegenüber dem Staat und Volk und auf eine organisatorische Zusammenfassung aller deutschen evangelischen Kirchen gerichteten Bestrebungen hatten sich die Deutschen Christen, deren Führer meist alte Mitglieder der NSDAP sind, gemacht. Die Deutschen Christen kritisierten vornehmlich das in vielen Fällen nur oberflächliche Lippenbekenntnis der alten kirchlichen Führer zum neuen Staat und zum Nationalsozialismus und bekämpften aufs schärfste den Partikularismus der einzelnen Landeskirchen. Die alten kirchlichen Führer suchten den Deutschen Christen und ihrem Führer Wehrkreispfarrer Müller dadurch den Wind aus den Segeln zu nehmen, dass sie die Reformbestrebungen selbst aufnahmen, unter Hinzuziehung der Deutschen Christen eine neue Bundesverfassung für sämtliche evangelischen Kirchen ausarbeiten liessen und dann schliesslich unter Protest der Deutschen Christen und ohne Genehmigung der zuständigen staatlichen Stellen Pfarrer v. Bodelschwingh zum Reichsbischof ausriefen. Damit begingen sie unter Verletzung der z. B. in Preussen bestehenden Verträge mit dem Staat einen schweren taktischen Fehler und boten so dem Staat eine sehr einfache Handhabe zum Eingreifen. Der preussische Kultusminister setzte einen Staatskommissar ein, der die Leitung des Oberkirchenrates der altpreussischen Union und der übrigen acht preussischen Kirchen mit Anhängern der Deutschen Christen besetzte; Reichsbischof v. Bodelschwingh gab gleichzeitig seinen Auftrag an den evangelischen Oberkirchenrat zurück. Die Generalsuperintendenten Dibelius, Karow und Schian wurden aus ihren Ämtern entfernt, der Zentralausschuss für die Innere Mission und der evangelische Presseverband im Auftrage des Staatskommissars von Anhängern der Deutschen Christen übernommen. Die vom Staatskommissar aufgelösten kirchlichen Körperschaften wurden durch Ernennung der Mitglieder seitens des bevollmächtigten Staatskommissars neu gebildet. Ausserdem wurden Wahlen für die Laienkörperschaften der evangelischen Kirchen in Preussen, die Gemeindevertretungen, ausgeschrieben. Inzwischen hatte aber der Kampf innerhalb der evangelischen Kirchen

zwischen den Deutschen Christen und ihren Gegnern so scharfe Formen angenommen, dass der Reichspräsident in einem Brief an den Reichskanzler seiner Sorge über den Konflikt innerhalb der Kirchen und mit den Kirchen Ausdruck gab. Das führte zu einer wesentlichen Beschleunigung der Neuordnung innerhalb des deutschen Protestantismus. Nachdem schon Wehrkreispfarrer Müller zur Überwindung des Notstandes der deutschen evangelischen Kirchen die Leitung des Kirchenbundes übernommen hatte, leitete der Reichsinnenminister zunächst mit den Vertretern der preussischen Landeskirchen zur Ausarbeitung einer neuen Kirchenverfassung und Regelung der Verhältnisse Verhandlungen ein. Diese Verhandlungen wurden sehr bald auf das ganze Reich ausgedehnt und so schnell gefördert, dass schon Mitte Juli die Verfassung der deutsch-evangelischen Gesamtkirche in Anwesenheit des Reichsinnenministers von den Führern der Landeskirchen und den preussischen Staatskommissaren unterschrieben werden konnte. Im Anschluss konnte Adolf Hitler dem Reichspräsidenten den Abschluss der Verfassungswerkes der deutschen evangelischen Kirche und die Beilegung des preussischen Kirchenkonflikts unter Zurückziehung der Kommissare und Unterkommissare melden und die Reichsregierung die staatliche Anerkennung der Verfassung der deutschen evangelischen Kirche aussprechen. Die Ende Juli durchgeführten Wahlen ergaben einen überwältigenden Sieg der Deutschen Christen, deren Einfluss damit auch bei der Neubildung und Besetzung aller übrigen kirchlichen Körperschaften gewährleistet ist.

Die Beendigung der Streitigkeiten und Auseinandersetzungen innerhalb der deutschen evangelischen Kirchen ist sehr zu begrüssen. Die Neuregelung und Konsolidierung der Verhältnisse durch Übergang der Führung an die Deutschen Christen bedeutet in zweierlei Hinsicht einen grossen Fortschritt: einmal wird damit ein ganz anderes Verhältnis zwischen Kirche und Volk geschaffen und die Volksfremdheit der Kirche, ihre mangelnde Fühlung mit den Millionen des nationalsozialistischen Deutschland beseitigt. Dann wird zum ersten Mal in der deutschen Geschichte eine einheitliche Zusammenfassung aller evangelischen Kirchen vollzogen. Die neue evangelische Kirchenverfassung trägt dabei dem föderativen Prinzip und der Eigenart der einzelnen Bekenntnisse durchaus Rechnung, indem der Reichsbischof, der dem altluthe-

rischen Bekenntnis angehören muss, sich in Angelegenheiten der reformierten oder der uniierten Kirche durch den höchsten geistlichen Repräsentanten dieser Kirche vertreten lässt. Es liegt nun an der evangelischen Geistlichkeit selbst, die neue Verfassung zum Wohle des deutschen Protestantismus und des evangelischen Kirchenvolkes zu einem fruchtbaren und zweckmässigen Instrument auf dem Boden des nationalsozialistischen Staates zu gestalten und das lebendige religiöse Leben zum stärksten Träger der inneren Erneuerung Deutschlands zu machen. — Inzwischen ist Wehrkreispfarrer Müller zum preussischen Landesbischof nominiert worden, und die bisherige Entwicklung spricht dafür, dass er auch Reichsbischof wird, was er schon tatsächlich ist.

Das Ende der Revolution

Gewisse Auswüchse, namentlich auf wirtschaftlichem Gebiete, liessen es sehr angebracht erscheinen, eindeutig festzustellen, dass die Revolution beendet ist. Adolf Hitler hat diesen Ausspruch wiederholt in den letzten Wochen getan und namentlich auf einer Tagung der Führer der SA und SS und der Reichsstatthalter eindeutig klargestellt, dass der Nationalsozialismus nach Eroberung der Macht die revolutionäre Entwicklungsperiode abgeschlossen und in der schrittweisen organischen Verwirklichung seiner Prinzipien auf dem Wege der ruhigen Evolution begriffen sei. Reichsinnenminister Frick hat in einem Erlass an die Länderregierungen diese Feststellung des Führers unterstrichen und der Stellvertreter des Führers, Rudolf Hess, an alle Organisationen und Mitglieder der nationalsozialistischen Bewegung eine entsprechende Anordnung erlassen. Der preussische Justizminister hat sogar in einem Erlass darauf hingewiesen, dass jeder, der weiterhin noch von einer Fortsetzung der Revolution oder einer zweiten Revolution redet, wegen Auflehnung gegen den Führer und wegen Sabotage der Aufbauarbeit der Reichsregierung bestraft werden soll. — Diese eindeutigen Kundgebungen und Anordnungen sind von allergrösster Bedeutung für die innerpolitische Entwicklung Deutschlands und gleichzeitig für die innere Situation bezeichnend, denn sie zeigen deutlich, dass die erste Phase der Entwicklung im neuen nationalsozialistischen Deutschland abgeschlossen ist und die Verhältnisse sich unter Führung der nationalsozialistischen Bewegung als der Trägerin des Staates vollkommen konsolidiert haben, so dass nichts

mehr die ruhige Aufbauarbeit stören soll und stören kann. Der Konsolidierung der Staatsgewalt dient auch der vom preussischen Staatsministerium der Reichsregierung unterbreitete Gesetzentwurf zur Gewährleistung des Rechtsfriedens. Gleichzeitig wird nach diesem Gesetz die neugebildete Zentralstaatsanwaltschaft angewiesen, alle gegen die Träger des nationalen Staates gerichteten Angriffe mit besonderer Beschleunigung zu verfolgen.

Im Leben der nationalsozialistischen Bewegung selbst sind inzwischen auch die Masstäbe, die an ihre Träger gelegt werden, wesentlich verschärft worden. Nachdem zum 1. Mai eine Aufnahmesperre von der Partei ausgesprochen worden war, ist nunmehr für die seit dem 30. Januar Eingetretenen eine zweijährige Bewährungszeit festgesetzt worden, nach deren Ablauf sie erst reguläre Mitglieder werden. Um einen weiteren Massenandrang zu verhüten, ist schliesslich auch für die Kampforganisationen der Partei, die SS und SA, mit dem 10. Juli die Aufnahmesperre eingeführt worden. Auf die Schulung der neuen Parteigenossen wird in steigendem Masse grösstes Gewicht gelegt, wie denn auch die Parteidisziplin ausserordentlich streng gehandhabt wird. Ein typisches Beispiel dafür ist der Ausschluss und die Inhaftierung einiger Mitarbeiter des Leiters des wirtschaftspolitischen Amtes, Dr. h. c. Wagner, die der Entscheidung des Führers bei der Neubesetzung der wirtschaftlichen Ministerien im Reich durch unverantwortliche Aktionen propagandistischer Art vorgreifen wollten.

Adolf Hitler selbst wendet den Problemen der Führerauslese grösste Aufmerksamkeit zu. Die Gründung der Reichsführerschule in Bernau dient diesem Zwecke, ebenso die angekündigte Schaffung eines Senats der NSDAP am Sitze der Reichsleitung, der die ältesten, bewährten Parteigenossen in führenden Stellungen umfassen und allmählich auch durch jüngere Elemente aus der Bewegung ergänzt werden soll. Als einziges Ausleseprinzip gilt die Leistung und Bewährung im Dienst am Volke, am Staate und an der Bewegung.

Wirtschaft und Arbeit

Auf keinem Gebiete zeigt sich der in Deutschland sich vollziehende Prozess der Konsolidierung deutlicher, als auf dem Gebiete der Wirtschaft. Gerade aus der Erkenntnis heraus, dass die Wirtschaft für die Aufwärtsentwicklung Ruhe und eine unge-

störte Entfaltung der selbstverständlich dem Ganzen verantwortlichen schöpferischen Privatinitiative bedarf, hat der Führer die Beendigung der revolutionären Entwicklungsphase eindeutig verkündet. Damit ist allen übereilten und überflüssigen Gleichschaltungen, wie sie von verschiedenen Kampfbünden, Kommissaren und auch vereinzelten Vertretungen der NSBO (nationalsozialistische Betriebszellenorganisation) gelegentlich vorgenommen worden sind, ein Riegel vorgeschoben worden. Das alles bedeutet selbstverständlich nicht einen Verzicht auf die allmähliche organische Umgestaltung der Wirtschaft nach den Grundsätzen des nationalsozialistischen berufsständischen Aufbaus. Es heisst nur, dass dieser Aufbau sich auf dem Wege der Evolution vollziehen soll, dass neben den verschiedenen organisatorischen Massnahmen und sogar vor ihnen die erzieherische Arbeit im Geiste des Nationalsozialismus geleistet werden muss und dass schliesslich in der Wirtschaft nicht das Parteibuch, sondern die persönliche Leistung und Bewährung im Interesse des Volksganzen entscheidend sein soll. In der Person des an die Stelle von Hugenberg getretenen Reichswirtschaftsministers Dr. Schmitt hat der Reichskanzler einen sehr tüchtigen und erfahrenen Wirtschaftler zur Mitarbeit herangezogen, der seine Hauptaufgabe in der Sicherung eines organischen Wirtschaftsaufstieges sieht. Seit einiger Zeit steht dem Kanzler in der Person von Wilhelm Keppler als Beauftragten der NSDAP für Wirtschaftsfragen ein alter Parteigenosse und tüchtiger Fachmann zur Seite, ebenso übt der vom Kanzler berufene Wirtschafsrat, führende Unternehmer der Industrie, des Bankwesens, des Handels und massgebende Agrarpolitiker der NSDAP umfassend, beratende Funktionen aus. Die Landwirtschaft hat nach dem Abgang Hugenbergs ihren berufensten Führer zum Reichsminister erhalten, der als Reichsbauernführer sämtlicher grossen landwirtschaftlichen Organisationen die grundlegende Neugestaltung des deutschen Reichsbauernstandes unter tatkräftiger Mithilfe seiner alten Mitkämpfer in Angriff genommen hat. — Die berufsständische Gestaltung Deutschlands wird aber zentral von dem Amt für berufsständischen Aufbau der NSDAP im Benehmen mit den zuständigen Wirtschaftsressorts vorbereitet.

Es würde hier zu weit führen, im einzelnen auf die wirtschaftlichen Massnahmen der Regierung einzugehen. Soviel sei nur ge-

sagt, dass auf landwirtschaftlichem Gebiete die Entschuldung fortgeführt und eine umfassende Siedlung vorbereitet wird, wobei die Schaffung wirklich lebensfähiger Bauernstellen in Aussicht genommen ist und leistungsfähige Grossbetriebe, die sich gesund erhalten haben, keineswegs zerschlagen werden sollen. Die Verwertung der neuen Ernte ist durch eine Reihe zweckentsprechender Absatz- und Finanzierungsmassnahmen gesichert worden. In der Industrie macht sich, ebenso wie in der gesamten Wirtschaft, eine merkliche Belebung erkennbar.

Der schönste Erfolg der nationalsozialistischen Regierung ist aber der merkliche Rückgang der Arbeitslosigkeit. Nach der Industrieberichterstattung hat sich die Zahl der besetzten Arbeitsplätze in der Industrie (i. V. der Kapazität) von 40,3 im Januar 1933 auf 46,4 im Juni 1933 erhöht. In den letzten 6 Monaten sind rund 2 Millionen Arbeitskräfte wieder dem Arbeitsprozess zugeführt worden, davon verdanken etwa 300000 ihre Beschäftigung allein den Arbeitsbeschaffungsmassnahmen des Reiches, der Reichsbahn und der Reichspost. Dabei muss berücksichtigt werden, dass bisher erst ein verhältnismässig kleiner Teil der für die Arbeitsbeschaffung vorgesehenen Mittel bereit gestellt worden ist und der grössere Teil erst in den nächsten Monaten ausgeschüttet werden soll. Weitere 700000 Arbeitskräfte haben durch die zunehmende Initiative der Privatwirtschaft Arbeit finden können. Der verbleibende Rest von einer Million Neubeschäftigten entfällt auf die saisonmässige Belebung. — Die grosse Aufgabe der nächsten Monate besteht nun darin, die dem Arbeitsprozess zugeführten Menschen in ihrer Gesamtheit in Brot und Arbeit zu erhalten. Der Führer hat bereits verkündet, dass die erreichten Erfolge der ersten Etappe der Arbeitsschlacht nach seinem festen Willen bis zur Inangriffnahme der zweiten Etappe im Frühjahr 1934 gehalten werden sollen. Und es kann nicht daran gezweifelt werden, dass es der ausserordentlichen Energie der nationalsozialistischen Regierung und ihren umfassenden produktiven Arbeitsbeschaffungsmassnahmen auf den verschiedensten Gebieten gelingen wird, die Arbeitslosenzahl nicht über das jetzige Niveau hinausgehen zu lassen.

Berlin, Mitte August 1933 *Georg Baron Wrangel*

UMSCHAU

Die sozialen Voraussetzungen baltischer Politik

Die baltische Siedlungs- und Einwanderungsgeschichte ist noch nicht geschrieben. Die deutsche Einwanderung ins Baltikum hielt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts fast ununterbrochen an. Die Typen der sesshaft werdenden Einwanderer — der ritterliche Vasall, der Kaufmann, der Handwerker, der studierte Hofmeister, der bäuerliche Kolonist — bezeichnen in gewisser Weise zugleich eine zeitliche Stufenfolge. Der grosse missionarische Zug der ersten Zeit verebbte; den Eroberern folgten friedliche oder abenteuernde Einwanderer, von Schicksal und Not, Zufall und Neigung hierher geführt, in kurzer Zeit mit den schon bodenständigen Deutschen verschmolzen. Die Ahnenforschung unserer Tage hat die starke Blutskontinuität sichtbar gemacht, die nicht nur im Adel, sondern auch im baltischen Bürgertum vorhanden ist. Weit mehr Familien als bisher angenommen haben einen Tropfen vom Blut der Einwanderer des 13. Jahrhunderts in ihren Adern.

Eine Sonderstellung nahm die von Katharina II. begründete Bauernkolonie Hirschenhof ein; von dort erhielt im 19. Jahrh. das rigasche Handwerkertnm kräftigen Zuzug. Aus dem 20. Jahrh. stammen die kurländischen Kolonien, Schöpfungen planmässiger Ansiedlung von Russlanddeutschen.

Fast alle deutschen Stämme haben Söhne ins Baltikum entsandt. Nord- und Mitteldeutschland scheinen zu überwiegen, das nieder- und mitteldeutsche Element ist am stärksten vertreten; doch lässt sich leicht auch süddeutsches Blut nachweisen. Rassisch sind die Balten nicht einheitlich, natürlich auch nicht gleichwertig. Auch nichtdeutsche Ahnen — schwedische, polnische, russische — sind mehr als vereinzelt.

Trotz aller dieser Umstände ist der Typus des Deutschbalten so weit ausgebildet und geschlossen, dass man immer wieder versucht gewesen ist, unsere Volksgruppe einen Stamm zu nennen. Wir sind kein Stamm, trotz starker Eigentümlichkeit in Sprache und Sitte. Soweit der geringe Umfang und die Zerstreuung unserer Bauernkolonien es zulassen, werden wir vielleicht durch bewusste innere Verdichtung der Volksgenossenschaft mit der Zeit einem Stamme immer ähnlicher werden. Im Grunde aber machen nicht Stammesmerkmale unsere Einheit aus, sondern der Geist unserer Geschichte, die nie verstummende Sprache der baltischen Aufgabe im Osten. Die Aufgabe ist unserem Geschlecht neu gestellt, aber es ist die alte Aufgabe, und gestellt ist sie wieder wie einst nicht dem baltischen Deutschtum allein, sondern dem ganzen deutschen Volk.

*

Ebensowenig wie ein Stamm sind wir eine Standschaft. Es ist falsch, das baltische Deutschtum als eine Oberschicht zu bezeichnen. Unser sozialer Bestand ist sehr vielgestaltig, wenn wir auch fast während unserer ganzen Geschichte kein Bauerntum gehabt haben. Der Begriff Oberschicht wird der Eigenart unseres sozialen Aufbaus nicht gerecht. Wer Oberschicht sagt, meint meist einen Bildungsvorrang, nicht eine ständische Ordnung. Ständetum aber gehört zu den stärksten und ältesten baltischen Traditionen. Auf mächtigen mittelalterlichen Fundamenten erhielt sich das ständische Gefüge des baltischen Deutschtums bis in die Gegenwart. Ritterschaften, Gilden, Zünfte,

akademische Korporationen — sie lebten noch aus alter zäher Kraft, als der Liberalismus in Westeuropa und auch in Deutschland ihre geistigen Grundlagen längst aufgelöst hatte. Unbedingt festzuhalten ist dabei eines: der körperschaftliche Gemeingeist war eine nationale Kraft, ja vielleicht die stärkste Kraft, die unsere Volksgruppe in ihrem Selbstbehauptungskampf besass. Ständisches Wesen ist aristokratisch: der zunftbewusste Handwerker war im gleichen Masse, wenn auch auf andere Weise, Herr wie der Edelmann. Geschichtlich lebte unsere Volksgemeinschaft als Aristokratie, deren Vorzüge und Mängel sie teilte. Das Beste, was man in aristokratischen Körperschaften lernen kann, ist die Einordnung des einzelnen in die Gemeinschaft und die Fähigkeit zur Selbstverwaltung. Die erzieherische Wirkung der baltischen Körperschaften war in beiden Richtungen eine bedeutende.

*

Mit dem ständischen Charakter unserer Verhältnisse hing es zusammen, dass der moderne nationale Gedanke im baltischen Deutschtum erst spät Fuss fasste. Wie der Akzent sich allmählich verlagert, wie aus langsam erstarrenden Ständen eine vielfach gegliederte, nur unter äusserem Druck geschlossene, an Gegensätzen reiche Volksgemeinschaft wird, das ist der Inhalt unserer neueren Geschichte. Die Auseinandersetzung mit dem nationalen Prinzip hatte mannigfache Abwandlungen der ständischen Denkweise zur Folge. Es spricht für die Zähigkeit ständischer Tradition, dass sich ein Rest davon auch in der gewandelten Welt erhielt.

Das Fehlen der integrierenden Kraft des Bauernstandes liess es dahin kommen, dass der deutsch-baltische nationale Gedanke besonders lange eine Bildungsangelegenheit blieb. Unser Volksgefühl war stark, aber es hatte einen ausgesprochen romantischen Charakter. Man empfand sehr tief deutsch, aber man erlebte das Deutsche nicht als politische Kraft, nur als kulturellen Wert. Die politische Stellung der Provinzen, Bismarcks Ostpolitik konnte diese Entwicklung nur begünstigen.

Wer am deutschen Kulturbesitz nicht teil hatte, wer nicht durch seine ständische Gemeinschaft national gebunden war, stand in Gefahr, dem Volkstum verloren zu gehen. Als die alten ständischen Formen die Vielfalt des modernen sozialen Lebens nicht mehr zu fassen vermochten, griff auch bei uns eine Atomisierung um sich, die der Entnationalisierung Vorschub leistete. Es ist nicht zu leugnen, dass in den breiteren Schichten unserer Volksgenossenschaft schon lange vor dem Kriege der Vorgang einer stillen Verlettung und Verestung eingesetzt hat. Noch grösser war vor dem Kriege die Gefahr des Eindringens russischer Sitte, Lebensanschauung, Sprechweise. Blieb auch kein Stand ganz davon verschont, so war die Gefahr naturgemäss grösser in den sozial und kulturell ungefestigten Schichten. Man musste von national gefährdetem Volkstum sprechen und griff zu Fürsorgemassnahmen. Der „Deutsche Verein" ist der Versuch der gebildeten Stände, den deutschen Kulturbesitz zum Gemeingut aller baltischen Deutschen zu machen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte man Deutsche, die der ständisch eingestellte Blick nicht hatte sehen können, Volksgenossen ohne Beziehung zur Tradition, ohne Sinn für eine angebliche deutsche Aufgabe im Baltikum, die ihnen eine Erfindung der Literaten schien. Die nationale Fürsorge stiess an, wurde als Almosen empfunden, löste Ressentiments aus. Der Durchbruch zur Volksgemeinschaft gelang nicht, konnte geschichtlich noch nicht ge-

lingen. Auch ein Bildungsdünkel stand ihm entgegen, der nicht mit Standesstolz verwechselt werden darf. Bildungsdünkel zerstört die Volksgemeinschaft, Standesstolz baut sie auf.

*

Das Schicksal hat uns von neuem angesprochen. Wie ist unser soziales Gefüge heute?

Zahlenmässig sind wir, Lettland und Estland zusammengenommen, gegen die Zeit vor dem Kriege um die Hälfte zurückgegangen. Der Grossgrundbesitzer ist verschwunden. Die demokratische Staatsordnung verlieh der Wählerstimme jedes einzelnen ein bisher unbekanntes Gewicht. Soziales Absinken, sozialer Aufstieg sind häufiger und rascher als einst.

Nicht unwesentliche Teile der Volksgenossenschaft aber tragen, obwohl deutsch, bereits fremde Kulturfarbe. Das Idiom, das man in unseren Volksschulen hören kann, ist kein Dialekt, sondern ein vom Lettischen, Estnischen, Russischen her beeinflusstes Hochdeutsch: gefährdetes Volkstum, um das gekämpft wird.

Viele von uns haben das deutsche Volk neu erlebt: nicht nur als Angelegenheit der Bildung und des Herzens, sondern als eine fast körperlich spürbare Kraft.

Die alten Stände sind nicht nur gesetzlich aufgehoben, sie sind tatsächlich nicht mehr da. Was blieb, ist hier und da noch lebendiges Standesgefühl, im übrigen eine Tradition: der Trieb zur Einordnung des einzelnen ins Ganze, die Fähigkeit zur Selbstverwaltung, ein Bewusstsein vom „natürlichen Standort" des einzelnen, mit einem Wort – altgermanisch-genossenschaftlicher, sozialer Sinn. Ein Erbe, das gehütet, gepflegt und vermehrt werden muss.

Das Wesen unserer baltischen Aufgabe ist heute, dass sie sich nicht an einen einzelnen Stand wendet. Dabei ist ohne weiteres selbstverständlich, dass Söhne traditionstreuer Geschlechter mehr Voraussetzungen dafür mitbringen, als geistig entfremdete Edelleute, erwerbssüchtige Bourgeois, verlettete oder verestete Spiesser. Die politische Aufgabe, die sich jedem erschliesst, der unsere Geschichte zu begreifen sucht, verlangt eine strenge Auslese. Es ist wahr, dass die Geschichte „ungeheuer aristokratisch" ist. Nicht vornehm und gering, arm und reich oder gar gebildet und ungebildet hat den Masstab abzugeben, sondern die Frage: politisch oder nicht. Wir dürfen nicht nur, wir müssen heute wieder politisch sein. Politisch: d.h. kämpferisch. Von allen, die diesen Ruf vernehmen, wird ein harter, ein politischer Sinn verlangt, wie er im doppelten Erlebnis der unentrinnbaren deutschen Not im Osten und der heute noch andauernden herben Spannung von Staat und Nation erworben wird. *R. W.*

Deutsche Kulturwacht

Der von Alfred Rosenberg geleitete Kampfbund für deutsche Kultur gibt seit bald einem Jahr die Zeitschrift „Deutsche Kulturwacht" heraus. Hauptschriftleiter der Blätter ist Hans Hinkel, Führer des Kampfbundes Berlin, für den Inhalt verantwortlich zeichnete anfangs Otto von Kursell, jetzt Waldemar Wünsche.

In den Satzungen des Kampfbundes heisst es: „Der Kampfbund für deutsche Kultur hat den Zweck, inmitten des heutigen Kulturverfalles die Werte des deutschen Wesens zu verteidigen und jede arteigene Äusserung kulturellen deutschen Lebens zu fördern. . . Er setzt sich namentlich das Ziel, im heran-

wachsenden Geschlecht aller Schichten des Volkes die Erkenntnis für das Wesen und die Notwendigkeit des Kampfes um die Kultur- und Charakterwerte der Nation zu wecken und den Willen für diesen Kampf um die deutsche Freiheit zu stählen."

Die Arbeit ist nach einzelnen Kulturgebieten in Gruppen für: Bildende Kunst, Architektur u. Technik, Wissenschaft u. Hochschulwesen, Schrifttum, Theater u. Film, Kleinkunstbühnen, Musik geteilt. Lebensfragen der Jugend und des Deutschtums im Auslande finden besondere Beachtung.

Dieses geschieht in einer Zeit, wo eine geistige Revolution in vollem Gange ist, wo es heisst: glauben und danach handeln, wo Religion und Politik im weiteren Sinne immer stärker ihr Recht verlangen, wo man immer wieder erlebt, dass Männer, die ihre Laufbahn als schaffende Künstler oder Wissenschaftler begannen, über kurz oder lang in den politischen und religiösen Kampf hineingedrängt wurden, so dass ihr eigentliches Arbeitsgebiet vor lauter Klarstellen, Zurückführen auf Ursprünge, Abgrenzen gegen Fremdes usw. ganz ins Hintertreffen geriet.

Es wird wohl immer so sein, dass wo Zusammenhänge ins Wanken gerieten, Morsches zusammenfiel, erst einmal aufgeräumt werden muss und neue, feste Grundlagen geschaffen werden müssen, auf denen dann erst die nach aussen sichtbaren Formen ihren rechten Sinn haben. Und es ist wohl nur natürlich, dass die Kunst heute ihre Sprache nur schwer findet, wo die wesentlichen Kräfte des Volkes noch mit dem Bau der Grundlagen beschäftigt sind.

Damit eine so empfindsame Pflanze, wie es die Kunst ist, sich entfalten kann, muss sie in festem, gesundem Boden wurzeln und von Unkraut freigehalten werden. Sie bedarf der sorgenden gärtnerischen Hand.

Jeder schaffende deutsche Künstler und Wissenschaftler wird wohl dankbar aufatmen bei dem Gedanken, dass nun endlich verantwortungsbewusste Männer sich zusammengetan haben und diese Aufgabe des sorgenden und schützenden Gärtners übernehmen wollen. Für den Schaffenden selbst ist diese Aufgabe eine Belastung, und man wird wohl im allgemeinen sagen können, dass es nicht gut ist, wenn er zu viel darüber nachdenkt, woher etwa seine Kunst kommt und wie sie sein soll.

Wie die Arbeit des Kampfbundes in sehr breiter Front aufgezogen ist, so greift auch die „Deutsche Kulturwacht" möglichst alle Gebiete gleichzeitig an, und wir finden schon in den ersten Heften Grundlegendes für die wesentlichsten Kulturgebiete gesagt. Namen wie Paul Schultze-Naumburg, Gustav Havemann, Hanns Johst, Max Kutschmann, Max Wundt, Ernst Krieck lassen erkennen, dass hier neben autoritativem Fachwissen naturgemäss die Gesinnung ausschlaggebend ins Gewicht fällt. Gleichzeitig nehmen die Blätter Stellung zu allen praktischen Tagesfragen des Kulturlebens und kommen überall zu klarer, eindeutiger Linie. *Otto Pirang*

Zur Lage

I

In einigen Kreisen namentlich der Jugend wird in letzter Zeit immer bestimmter und drängender, in Anlehnung an die Terminologie der deutschen Revolution, auch bei uns vom überalterten „System" gesprochen und ein Wechsel der deutsch-baltischen Führung, vor allem der politischen, gefordert.

Die deutsch-baltische politische Führung lag seit dem Zusammenbruch von 1919 ausschlaggebend in der Hand des

bisherigen Chefredakteurs der „Rigaschen Rundschau“ Dr. Paul Schiemann, der sich als überzeugter Demokrat und offener Gegner des heute in Deutschland herrschenden Nationalsozialismus in Wort und Tat bekannt hat. Durch seine nach Form und Inhalt gleich radikale Stellungnahme gegen die nat.-soz. Bewegung und namhafte Repräsentanten deutscher Erneuerung hat Dr. Schiemann einen Weg beschritten, der zwangsläufig zu einer Gegnerschaft nicht nur zur gegenwärtigen volksdeutschen politischen Leitung, sondern zur deutschen Erneuerungsbewegung schlechthin führen musste und geführt hat. Damit allein aber ist ein Wechsel in der Führung der deutschen Landtagsfraktion notwendig geworden, denn es ist weder für uns Balten in der Heimat, noch für das Deutschtum im Reich weiter tragbar, dass ein so ausgesprochener Parteimann, wie Dr. Schiemann, der in Gegensatz zu dem steht, was das deutsche Volk heute bewegt und erfüllt, die massgebenden Fäden baltischer Politik weiter in der Hand behält. Wir brauchen eine andere Repräsentanz, eine andere politische Führung.

Diese Tatsache aber kann weder aus dem Gefühl der Dankbarkeit für grosse positive Leistungen Dr. Schiemanns, noch aus dem Geist ehrlicher Kampfeskameradschaft negiert werden, und keinerlei Argumentationen über Solidarität in der praktischen Fraktionsarbeit (bei allem weltanschaulichen Gegensatz) können die Notwendigkeit des Wechsels aus der Welt schaffen.

Der Geist, in dem baltische politische Arbeit geleistet werden muss, kann nicht mehr liberal-demokratisch sein, und es hiesse Sinn und Ziel jeglicher politischer Arbeit verkennen, wollte man so handeln, als ob diese mit Einstellung, Überzeugung und Glauben kaum was zu tun hätte. Eine politische Leitung, die so denken und handeln wollte, würde ihre Gefolgschaft verlieren, heute eher wie bisher. Und darum glauben wir auch nicht, dass es wirklich möglich sein sollte, wie neulich durch die Presse mitgeteilt wurde, dass die deutsche Landtagsfraktion ab Herbst dieses Jahres wiederum von dem gesundheitlich wiederhergestellten Dr. P. Schiemann geführt werden werde. Geschähe das dennoch, so bedeutete das für weite Kreise unseres Volkstums die Ansage eines Kampfes, dessen Ergebnis nur ein vollständiger Wandel unseres politischen Lebens sein könnte. Es wird damit nicht der Rücktritt Dr. Schiemanns als Abgeordneter gefordert, denn wir sind der Ansicht, dass seine vielfachen Beziehungen, namentlich in nichtdeutschen Kreisen, es ihm ermöglichen würden, seinem Volkstum noch manchen grossen Dienst zu leisten, wir glauben aber nicht, dass es möglich wäre, dass er die deutsch-baltische Politik auch weiterhin massgebend bestimmt und führt.

II

Eine wohlbegründete Kritik an der Behandlung des Minderheitenproblems durch Dr. Schiemann u. a. hat mehrfach hervorgehoben, dass es einen schwerwiegenden Fehler bedeutet, aus dem Minderheitenrecht ein Credo, d. h. mehr als ein Kampfinstrument zur Wahrung von Volkstumsinteressen machen zu wollen, und dass reale Politik ganz entscheidend von den konkreten Gegebenheiten des einzelnen Volkstums auszugehen hat. Es wäre aber grundfalsch, wollte man auf die politischen Möglichkeiten des Minderheitenrechts verzichten oder auch nur dazu beitragen, dieses Kampfinstrument zu schwächen.

Wir glauben nicht an eine auf der Gleichheitsmaxime aufgebaute Minder-

heitenideologie, wir haben aber die auch uns zustehenden Minderheitenrechte als Basis zur Ausgestaltung unserer Position zum mindesten so lange weiter zu benutzen, bis der deutsche Name in Osteuropa wieder mehr bedeutet, als bisher. Und wir glauben, dass das erst dann erreicht sein wird, wenn des deutschen Volkes Erneuerung vollendet ist. Wir sehen die ersten Anzeichen dafür, dass sich die Zeit erfüllt, bereits deutlich im Geschehen unserer Tage, und das ist auch unsere Hoffnung für eine gewandelte Zukunft, für eine Zukunft, in der u. a. die Achtung vor fremdem Volkstum eine selbstverständliche Tatsache geworden sein wird.

III

Das Bekenntnis zur Erneuerung des deutschen Volkes ist kein Privileg der Jugend, auch bei uns nicht. Die Arbeit gerade einer älteren Generation war und ist der Erneuerung des baltischen Volksstamms gewidmet, der nach Krieg und Revolution durch Entgüterung und Entwurzelung in seinem Wesen und in seiner Existenz gefährdet war. In den letzten 14 Jahren ist bei uns wirkliche Aufbauarbeit geleistet worden, und daher lässt die Übernahme von Schlagworten wie „System" einen erstaunlich geringen Sinn für Tatsachen deutlich werden. Gewiss, die Arbeit ist noch unvollendet, die Vollendung aber des Aufbaus würde nichts weiter bedeuten wie Fortsetzung, nicht Revolution, sondern Evolution (so notwendig bei uns vielfach innere Umstellung ist), und darum erscheint die revolutionäre Pose, die einzelne unter uns jetzt einnehmen, so merkwürdig geschraubt und unnatürlich. Und es liegt in derselben Linie, wenn Entstellungen heute an der Tagesordnung sind; was der Revolutionär nicht braucht – Entstellung von Tatsachen, das gehört, gerade wo es unbewusst geschieht, zur Arbeit des Pseudorevolutionärs.

Aktivität ist auch im politischen Leben alles. Und wo Jugend Aktivität fühlt, da stellt sie sich gern zur Verfügung. Aber man sollte nicht glauben, dass Betriebsamkeit und Handeln, Reden und Schaffen, Agitieren und Politikmachen identisch sind.

Es ist nur halb wahr, dass, bevor jemand an die Spitze gestellt wird, man nicht wissen kann, ob er es schaffen wird oder nicht. Vertrauen sollte auf einer Wahrscheinlichkeitsüberlegung basieren, und es ist wenig wahrscheinlich, dass der mit nur geringer Arbeitserfahrung und -bewährung ausgezeichnete Mensch das Höchste leisten wird. Auch im öffentlichen Arbeitsleben ist eine gewisse Stufenfolge der Berufung einzuhalten, wenn man Dilettantismus vermeiden will. Und darum kann man nur ganz ausnahmsweise das Experiment wagen, Unbewährte an die Spitze zu stellen.

IV

Das, was wir von unserer baltischen Führung auch in Zukunft fordern, ist, dass sie ihre Entscheidungen aus eigener Verantwortung, selbständig fällt, für die Heimat in der Heimat. Eine Führung, die sich von ausserhalb des Landes leiten lassen würde, lehnen wir ab. Autorität muss im Lande begründet sein, und nicht wo anders. Wir wollen eine in Moral gebundene, in ihren Entschlüssen freie Führung. Wir dürfen uns nicht von Personen führen lassen, die ihre Direktiven von Landesfremden erhalten, wenn es auch beste Volksgenossen sind. Wir wollen frei sein, und nur so können wir auch dem deutschen Volke wirklichen Nutzen bringen. Innerlich ihm verbunden, aber organisatorisch frei. Wir brauchen eigenständige baltische Volkstumsarbeit, denn wir müssen der Heimat treu bleiben. In der Auflösung der Spannung zwischen Volk und Land liegt

unsere Aufgabe, die wir nicht anderen überlassen können, wenn sie gelöst werden soll.

Wir brauchen Autorität und Disziplin, und beides muss neu begründet und ausgestaltet werden, wenn auch unter Kämpfen. Nur so können wir leben und die ewige Aufgabe erfüllen, die uns gesetzt ist: Deicharbeit im Osten.

H. Stegman

Deutscher freiwilliger Arbeitsdienst in Estland

In der Zeit vom 28. Juni bis zum 19. Juli d. J. hat in Rickholz unter dem Protektorat des Deutschen Klubs-Reval und der Estländischen Deutschen Kulturverwaltung das erste deutsche freiwillige Arbeitslager stattgefunden. Bei der Bedeutung, die wir dem bei uns noch neuen Gedanken des freiwilligen Arbeitsdienstes für die nationale Festigung, politische Aktivierung, geistige und körperliche Ertüchtigung unserer Jugend beimessen, erscheint es berechtigt — trotz der geringen Teilnehmerzahl des ersten Lagers von 12 Mann —, über diesen ersten Versuch in der Presse zu berichten, denn nur wenn breitere Kreise unseres Volkstums zu Trägern und Förderern der Idee des freiwilligen Arbeitsdienstes werden, ist es denkbar, dass sie auch bei uns zu greifbarer Wirklichkeit wird und nicht nur für unsere Jugend, sondern auch für unsere Landwirtschaft praktische Bedeutung erlangt. Was uns dazu trieb, auch bei uns auf baltischem Boden den Gedanken des freiwilligen Arbeitsdienstes in die Tat umzusetzen, ist bereits seinerzeit vor Beginn des Lagers in einem Aufruf an unsere Jugend in der Presse eingehend dargelegt worden. Hier sei in Kürze nur noch folgendes festgehalten. Ausgehend von der Überzeugung, dass in unserer Jugend ein neuer Geist der Einsatzbereitschaft und Dienstfreudigkeit erwacht sei, der nach Einsatzmöglichkeiten sucht, hielten wir es für unsere Pflicht, solche zu finden, und es erwies sich, dass es nur galt solche Einsatzmöglichkeiten für die freien Energien in unserer Jugend zu schaffen, um diese zur vollen Entfaltung und wertvollsten Anwendung kommen zu lassen —im freiwilligen Dienst an der Festigung unserer Bodenständigkeit.

Was mit der Schaffung des ersten Arbeitslagers in erster Linie erstrebt wurde, war zunächst eine Förderung unserer Jugend durch Belebung und neue Be-inhaltung unseres altbaltischen Dienstgedankens, Erziehung zu Einsatzfreudigkeit, körperlicher Ertüchtigung durch Arbeit und politischer und weltanschaulicher Willensbildung im Sinne des Nationalsozialismus und baltischer Tradition durch Vorträge und Aussprachen zum Generalthema „Deutsche Erneuerung", vor allem aber die Weckung eines wahren nationalen Gemeinschaftssinnes und die Schaffung neuer, überständischer deutscher Wertgemeinschaften als Keimzellen einer neuen deutschen Volksgemeinschaft auch auf baltischem Boden.

Wir waren uns bei der Verwirklichung des Gedankens des freiwilligen Arbeitsdienstes von Hause aus darüber im klaren, dass dieses nicht durch mechanische Übertragung reichsdeutscher Formen auf baltische Verhältnisse geschehen konnte. Es galt diese selbständig zu gestalten und die eigenständige baltische Form des Arbeitslagers zu finden. Wie weit dieses schon jetzt gelungen ist, wird die Zukunft erweisen.

. . . Es erwies sich schon sehr bald, dass aus einer Schar doch mehr oder weniger zufällig zusammengekommener junger Leute von sehr verschiedener Herkunft, Veranlagung und

Reife (Schüler von 17 Jahren bis Studenten und Erwachsenen von 23 Jahren) aus Reval, Dorpat und Fellin eine feste Gemeinschaft wurde, die durch innere Disziplin, Korps- und Kameradschaftsgeist den einzelnen in hohem Masse band.

... Die Arbeit hat zum grössten Teil aus Grabenstechen bestanden. Ab und zu wurde zur Erholung Heuarbeit eingeschaltet. Körperlich wurde die durchaus nicht leichte Arbeit von allen, auch gänzlich der Arbeit ungewohnten jungen Leuten über Erwarten gut vertragen. Der ursprüngliche 7-Stunden-Arbeitstag wurde sehr bald auf eigenen Wunsch der Freiwilligen auf den 8-Stundentag erhöht. Gearbeitet wurde von morgens 6 Uhr mit einstündiger Frühstückspause bis nachmittags 3 Uhr. Der Nachmittag war ganz für Vorträge, Sport (Volley-Ballspiel, Baden usw.) und Ruhe reserviert.

Was die Arbeitsleistung betrifft, so kann hier festgestellt werden, dass jeder Arbeitsfreiwillige sich jedenfalls das Essen und 1 Krone Taschengeld pro Woche vollständig verdient hat. Rechnet man die Unterhaltungskosten pro Mann und Tag mit 80 Cents und den stündlichen Verdienst eines durchschnittlichen Grabenarbeiters mit 10—12 Cents, so ergibt sich für den 8-Stundentag eine Arbeitsleistung im Werte von ca. 80 Cents. Nähere Auskünfte für Interessenten sind erhältlich im Verein „Selbsthilfe", Reval Rathausplatz Nr. 16, und beim Sekretär der Deutschen Kulturverwaltung. Erwähnt werden mag noch, dass die Normalleistung von zwölf Arbeitswilligen pro Tag ca. 60—70 Kubikmeter Graben betrug (Breite des Grabens zirka 2 Meter, Tiefe zirka 1 Meter, pro Tag zirka 60 laufende Meter).

Die Veranstaltung der Vorträge hat keine Unkosten verursacht. Auf drei Wochen entfielen acht Vortragsabende, was sich als vollkommen genügend erwies. Die Themata dürften von Interesse sein: 1. Das politische und weltanschauliche Gedankengut der deutschen Erneuerungsbewegung, 2. Versuch einer Ideologie eines baltischen Nationalsozialismus, 3. Sinn und Idee des freiwilligen Arbeitsdienstes, 4. Fragen der Berufswahl für unsere männliche Jugend, 5. Deutsche Erneuerung und evangelischer Glaube, 6. Eindrücke von der VDA-Tagung in Passau und aus dem Reich, 7. Die politische Lage des baltischen Deutschtums in Vergangenheit und Gegenwart (unsere politische Tradition), 8. Tradition und Wirklichkeit. Die Aussprachen waren zum grossen Teil durchaus rege und liessen ein intensives Streben unserer Jugend nach dem Verstehen des grossen geistigen Umbruches in unserem Muttervolk einerseits und nach aktiver Erneuerung unseres Baltentums und seines politischen Willens andererseits erkennen.

Bei der Einsatzfreudigkeit, dem Schwung und der Stimmung, die im ersten Arbeitslager zutage trat und als bestes Zeugnis der Lebenskraft unserer Jugend zu werten ist, ist die Überzeugung durchaus berechtigt, dass auch bei uns der Gedanke des freiwilligen Arbeitsdienstes eine Zukunft haben kann. Bei der Bedeutung, die der Arbeitsdienst für die Ertüchtigung und Aktivierung unserer Jugend bei zweckmässiger Ausgestaltung erlangen könnte, muss mit allen Mitteln dem Vorurteil entgegengetreten werden, als handele es sich hier um unwirtschaftliche Spielerei einzelner, um Romantik. Was hier erstrebt wird, ist keineswegs Romantik, sondern harte Wirklichkeit.

Nach dem Verlust unserer historischen Machtstellung im Lande laufen wir Gefahr, ins Ideologisieren zu geraten, unter Politik in erster Linie ein Wirken durch Wort und Schrift zu

sehen und dabei zu vergessen, dass auch durch praktischen Einsatz, durch die Tat, durch Aktivierung unserer Jugend Politik gemacht werden kann, wenn auch schon auf weite Sicht. Unsere politisch führenden Kreise haben die Wichtigkeit einer solchen und der Idee des freiwilligen Arbeitsdienstes als Mittel zu diesem Zweck schon erkannt; für den weiteren Ausbau des Werkes kommt es aber in erster Linie auf unsere Landwirte an. . . Auf den gemachten Erfahrungen fussend, erlaubt sich die Lagerleitung Rickholz einige praktische Vorschläge zur weiteren Ausgestaltung des freiwilligen Arbeitsdienstes zu machen:

1) Bei einer Zentralstelle, etwa der Gesellschaft „Selbsthilfe" oder bei der Deutschen Kulturverwaltung, müsste ein Arbeitsamt geschaffen werden, welches systematisch alle Arbeitsdienstfreiwilligen zu registrieren hat.

2) Die Organisation der Arbeitslager, vor allem das Ausfindigmachen geeigneter Orte für solche, ist, um der Sache den Charakter einer unwirtschaftlichen Spielerei von Hause aus zu nehmen, von unseren landwirtschaftlichen Zentralinstitutionen zu übernehmen (Estländischer Landwirtschaftlicher Verein, Livländ. Ökonom. Societät).

3) Die Kulturverwaltung bzw. der Deutsche Klub haben für Ausbildung geeigneter junger Leute zu Lagerleitern auf den Führerkursen im Reich Sorge zu tragen. Wäre ein sicherer Bestand Arbeitsfreiwilliger und geschulter Führer alljährlich vorhanden und verfügbar, so wäre es auch denkbar, neben festen Arbeitslagern eine Erntehilfe auf deutschen Betrieben durch freiwillige fliegende Arbeitskolonnen zu organisieren, die von den einzelnen deutschen Landwirten angefordert oder von den landwirtschaftlichen Vereinen disloziert werden könnten. In weiterer Zukunft wäre es denkbar, den Arbeitsdienst zu einer wirklichen sozialen Erwerbslosenhilfe auszubauen.

Das erste Arbeitslager und die zahlreichen Anmeldungen Arbeitsfreiwilliger beim Deutschen Klub haben gezeigt, dass die nationale Erhebung im Reich auch bei uns und zumal in unserer Jugend Energien ausgelöst hat, die zum Einsatz, zum Dienst an Land und Volkstum drängen. Pflicht unserer Führung ist es, diese Energien nicht verpuffen zu lassen, sondern sie in richtige Bahnen zu lenken und zum Ausbau unserer Position produktiv einzusetzen!

Die Lagerleitung Rickholz.

(Rev. Ztg.)

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Roderich von Engelhardt, Die Deutsche Universität Dorpat in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung. Franz Kluge, Reval 1933. X + 570 S., 25 Bildtafeln.

Das Buch von Dr. R. von Engelhardt stellt sich die wahrlich aktuelle Aufgabe, die geistesgeschichtliche Bedeutung des deutschen Dorpat zu würdigen. Wohl niemand war hierzu mehr berufen als der Verfasser, einer der letzten baltischen Vertreter universeller Bildung und Träger stärkster Dorpater Traditionen. Wir haben noch vor dem Erscheinen des Buches einen Aufsatz des Verfassers bringen dürfen (Juni 1932), der den Grundriss seines Buches enthielt. Die tragenden Gedanken seiner Darstellung hat R. von Engelhardt immer wieder entwickelt und bei jedem Anlass mit grösstem Nachdruck vertreten; das Buch über die Universität Dorpat bietet seiner erzieherischen Arbeit noch einmal breite Fundamente.

Das Buch will keine Geschichte der

Universität sein; es ist auch keine. Trotzdem wird ihm auch der Historiker dankbar manches Neue entnehmen dürfen. Dr. R. v. Engelhardt hat erstmalig die ungedruckten Lebenserinnerungen Friedrich Bidders benutzen können, des Rektors von 1857—1865, der in einem scharfen Gegensatz zum Kurator Grafen Alexander Keyserling stand. Dem Abschnitt über Georg von Oettingen liegt das Manuskript der Lebenserinnerungen Oettingens zu Grunde, das auszugsweise schon früher bekannt geworden ist (A. Eggers, Baltische Lebenserinnerungen 1926, Baltisches Geistesleben 5/6 1929). Auch der handschriftliche Nachlass seines Vaters, des Prof. M. v. Engelhardt, hat dem Verfasser bestens gedient. Sehr interessant ist der Abschnitt über die Russifizierung der Universität, in erster Linie der juristischen Fakultät, der sich hauptsächlich auf ungedruckte Briefe von Prof. J. Engelmann an seinen Sohn aus den Jahren 1891—1904 stützt. Diese sehr anschaulichen Briefe, die dankenswerter Weise z. T. wörtlich wiedergegegeben werden, sind ausserordentlich wertvoll, weil sie in die mit der Russifizierung in Zusammenhang stehenden internen Dorpater Vorgänge Einblick gewähren. Neu ist die Darstellung des Entwicklungsganges der Fakultäten nach 1865; bisher gab es ausser der Skizze von H. Semel nur eine Geschichte der theologischen Fakultät bis 1903. Die Würdigung Schirrens folgt fast ausschliesslich der biographischen Skizze von F. Rachfahl (1913), leider ohne die Arbeit von W. Wulffius zur Hundertjahrfeier Schirrens zu berücksichtigen (Baltische Monatsschrift 1927, S, 1 ff). Neues wird hier die bevorstehende Schirren-Publikation von W. Wulffius bringen.

Es ist unmöglich, dem Werk im einzelnen in einer allgemeinen Besprechung kritisch gerecht zu werden. Ganz bewusst schöpft die Darstellung aus zweiter Hand. Nach einigen einleitenden Kapiteln (Allgemeines, Die geistige Lage um 1802, Zur schwedischen Vorgeschichte der Universität — dieses Kapitel verfasst von G. von Rauch —) schildert Engelhardt die Gründung und die erste Hochblüte der Universität unter dem Kurator Lieven und dem Rektor Ewers, um dann nach einem Abschnitt „Ernste Vorzeichen" in eine ausführliche Darstellung der zweiten Hochblüte (Bradke, Keyserling, Bidder, G. v. Oettingen) einzutreten. Den breitesten Raum nimmt die Geschichte der Fakultäten ein (Rückblick 1802—1865, Wissenschaftliches Leben und äussere Kämpfe, von 1865 bis zur Russifizierung). Es folgt ein Kapitel „Die deutsche Studentenschaft", das grösstenteils von H. Speer verfasst ist und auf Grund des Archivs der Livonia einiges Neue bringt, eine Übersicht „Festtage der Universität", ein Kapitel, das die endgültige Russifizierung der Universität schildert, und eine Würdigung der Versuche, dem alten Dorpater Geist neue Stätten zu bereiten („Ausklang"); hier haben Schilderungen der Ferienkurse in Dubbeln 1913, des Dorpater deutschen Semesters 1918, der Entwicklung deutschen wissenschaftlichen Lebens nach dem Kriege in Riga und Reval-Dorpat Platz gefunden.

Innerlich und äusserlich zentrale Stellung hat das Kapitel „Die geistige Lage um 1860", in dem die geistesgeschichtliche Stellung K. E. v. Baers und seine Bedeutung für das deutsch-baltische Geistesleben herausgearbeitet wird. Die auslanddeutsche Universität Dorpat blieb vor der modernen Atomisierung der Wissenschaften bewahrt. Hier blieb dank besonders günstigen Umständen die Fähigkeit der Zusammenschau erhalten, das geschlossene Weltbild zerfiel noch nicht in rein fachwissenschaftliche Aspekte. Interessant ist in diesem

Zusammenhang die Analyse der „Gedanken über die Sozialwissenschaft der Zukunft" von Paul von Lilienfeld und besonders die zusammenfassende Betrachtung von vier geistig bodenständigen baltischen Gelehrten — den Geisteswissenschaftlern Adolf Harnack und L. von Schroeder und den Naturwissenschaftlern Axel Harnack und G. von Bunge. „Wir haben diese Beispiele gewählt, um zu zeigen, wie einheitlich das weltanschauliche Denken der vier genannten Gelehrten aus einer Quelle gespeist wird, wie die Naturwissenschaftler erkenntniskritisch die Grenzen ihrer induktiven Forschungsmethoden an den Grundproblemen der Geisteswissenschaften bestimmen und umgekehrt die Geisteswissenschaftler wiederum den breiten naturhaften Unterbau des zu Bewusstheit, Freiheit und Werturteil erwachenden Menschen nicht aus ihrer Fragestellung ausschalten". Die Wissenschaft im bedrohten deutschen Dorpat blieb dem Leben nah. Der Kampf nach aussen vertiefte die Selbstbesinnung. Der so im tiefsten Sinne politische Charakter der Universität — so unpolitisch sie im übrigen war — erscheint heute, wo wieder um die politische Universität gerungen wird, von gleichnishafter Bedeutung.

Der Standpunkt, von dem aus Roderich von Engelhardt urteilt, ist ein in mehrfacher Hinsicht fest bestimmter. Nicht nur dass die deutsch-baltische politische Einstellung bewusst festgehalten wird, auch das weltanschauliche Bekenntnis des Verfassers verleugnet sich nirgends. Das Buch ist den Manen Goethes geweiht, das Goethe-Porträt von Gerhard von Kuegelgen ist als Titelbild vorangestellt. Der geistige Gehalt Alt-Dorpats wird durch diese Symbolik in der Tat überraschend hell belichtet, wenn auch nicht geleugnet werden darf, dass dadurch die nichtgoethischen Züge Dorpats etwas zu sehr in den Schatten gerückt erscheinen. Die Dorpater Theologie lässt sich schwer ganz diesem Zeichen unterstellen; auch Schirren nicht.

In der Darstellung wird man die — durch Absicht und Anlage des Buches bedingte, vom Verfasser selbst als Übelstand empfundene — breite Übernahme von Auszügen aus der Literatur, ebenso auch mehrfache Wiederholungen bedauern dürfen. Im übrigen spiegelt die Darstellung die Eigenart der Engelhardtschen Schreibweise wider, Beziehungsreichtum und geistvolle Vielseitigkeit. — Das Buch ist vortrefflich ausgestattet. Die Bildtafeln bieten eine schöne Porträtgalerie bedeutender Köpfe, und in der einzigen farbigen Bildwiedergabe — Dorpat um 1860 — ist viel von jenem Geist Alt-Dorpats festgehalten, dem die Liebe des Buches gehört. *Wittram*

Hanns Johst, Schlageter. Schauspiel. Albert Langen / Georg Müller, München 1933. 135 S., 8°.

Dem Führer gewidmet, gewinnt dieses Schauspiel durch prophetische Deutung vergangenen Geschehens, durch die Steigerung einmaligen Erlebens zu gültiger Typik symbolhafte Bedeutung. Schlageter, der die Aktivierung des passiven Widerstandes mit seinem Leben bezahlte, erscheint als erster Soldat des dritten Reiches, und der Geist, der seine Kameraden zur unlösbaren Einheit um ihn zusammenschweisst, ist der Geist der nationalen Revolution. Dies ist so wenig Geschichtsreportage wie Enträtselung einer individuellen Einmaligkeit; hier ringt eine Bewegung nach Ausdruck und Deutung.

Es wäre also verkehrt, die Dichtung mit den Augen des Historikers zu prüfen. Was auf der Bühne geschieht, scheint den tatsächlichen Begebenheiten nur angenähert; Gespräche wie die entscheidenden Dialoge des zweiten Aktes,

reif in ihrer knappen Formulierung wie in ihrem menschlichen Gehalt, sind im Sinne des Alltags nicht real zu werten, und die Gestalt des Generals wird, so sehr sie nach sehr bekanntem Vorbild gezeichnet scheint, mehr Typus mit innerem Wahrheitsgehalt als Portrait. Das Ziel des Dichters ist deutlich: gerade weil es nicht auf der engen Linie des „historischen Dramas" liegt, sei es ihm gedankt.

Sprache und Charakterisierungskunst zeigen die Fortführung Johstschen Kunstwollens zur Reifung. Der Dichter des „Jungen Menschen" und des „Einsamen" ist auch im „Schlageter" nicht zu verkennen, auch dieses Schauspiel ein „ekstatisches Szenarium". Aber es ist menschlich und künstlerisch mehr als das; menschlich, weil es klarer, tiefer und gütiger ist als jene Anfangsdramen, künstlerisch, weil es bewusst Fanfare eines neuen Kunststils wird. Mit diesem Schauspiel beginnt offiziell die Literatur des dritten Reiches. Die Höhe ihres Wertes ist, am jüngst Vergangenen gemessen, beglückend durch Ausmass und Bedeutung.

Der Frontsoldat Schlageter ist seit vielen Jahren Motto der deutschen Jugend. Durch Johst ist er's nun auch in künstlerischer Beziehung geworden. Alle jungen Menschen werden sich in Liebe zu ihm bekennen.

Lutz Mackensen

Die Sovet-Union 1917—1932. Systematische, mit Kommentaren versehene Bibliographie der 1917—1932 in deutscher Sprache ausserhalb der Sovet-Union veröffentlichen 1900 wichtigsten Bücher und Aufsätze über den Bolschewismus und die Sovet-Union. Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas unter Mitarbeit von 35 Fachkennern bearbeiten von Dr. Klaus Mehnert. Gr. 8, XII und 204 Seiten. Kartoniert 4 RMk. Im Ost-Europa-Verlag, Königsberg Pr. und Berlin W. 35.

Die Deutsche Gesellschaft zum Studium Osteuropas und die Mitarbeiter an diesem grundlegenden Informationswerk haben sich durch seine Herausgabe zweifelsohne ein grosses Verdienst erworben: eine empfindliche Lücke ist mehr oder weniger geschlossen. Jeder, der die Erforschung eines beliebigen Gebietes des Phänomens „Russland" sich zur Aufgabe gestellt hat, wird hier in kürzester Zeit wenigstens die wichtigsten einschlägigen Informationen finden.

Das Werk ist von guter Übersichtlichkeit durch die im Inhaltsverzeichnis gegebene und im Text klar durchgeführte Einteilung in Sachgebiete.

Zu weiterer Erleichterung des Nachschlagens dient ein am Schlusse des Werkes gebrachtes alphabetisches Autorenregister.

Das Werk erhebt nicht den Anspruch auf absolute Vollständigkeit, sondern will das Wesentliche herausgreifen und systematisch ordnen. Obgleich es grundsätzlich nur die deutschsprachige Russlandliteratur berücksichtigt, ist am Schlusse doch eine kurze Übersicht über einige der wichtigsten in englischer und in französischer Sprache erschienenen Werke gegeben.

Bei fast allen angeführten Arbeiten ist deren Bedeutung in kurzen Stichworten angegeben, was besonders den Benutzern des Werkes willkommen sein wird, die sich über spezielle Fragen orientieren wollen.

Es ist selbstverständlich, dass die erstmalige Herausgabe eines solchen Werkes nicht allen Ansprüchen gerecht zu werden vermag. Daher wollen die unten gegebenen Bemerkungen nicht als abfälliges Urteil verstanden sein, sondern lediglich als Wunschäusserungen im Hinblick auf hoffentlich in baldiger Zukunft folgende Ergänzungen.

Die Charakteristik der angeführten Arbeiten ermangelt oftmals der Objektivität: einerseits sind Werke, die einer Kritik kaum standhalten, zu positiv bewertet (z. B. Nötzel auf S. 153) oder durchaus beachtenswerte Werke zu scharf kritisiert (z. B. „Protopop Awwakum" von Jagoditsch auf S. 18), andrerseits entsteht oft der Eindruck, dass die kritische Bewertung aus dem Gesichtswinkel der politischen mehr oder weniger extremen Linken gesehen ist. Es wäre zu wünschen, dass die gebrachten Bemerkungen sich auf die Angabe der behandelten Probleme bzw. Themata beschränkten.

Wenn schon dankenswerter Weise auch Angaben über ausserdeutsche Russlandliteratur gebracht werden, so dürften unter diesen die „Orientalia Christiana" (Rom, fortlaufend) keinesfalls fehlen, da sie durchaus sehr Wesentliches bringen, am wenigsten d'Herbigny „La Législation Sovietique contre la Réligion".

Allerdings muss im Auge behalten werden, dass ein jedes bibliographische Werk über Russlandliteratur, welches nicht auch die Literatur in russischer Sprache berücksichtigt (die Schwierigkeiten dieser Aufgabe seien voll gewürdigt), insofern unvollständig bleiben wird, als jeder Forscher, welcher tiefer ins innerste Wesen der russischen Probleme eindringen will, nicht umhin kann, sich ausreichende Kenntnisse der russischen Sprache anzueignen und die in dieser Sprache vorhandene reiche Literatur zu studieren. *W. H.*

VON DER SCHRIFTLEITUNG

Zu unseren Aufsätzen

Die Schilderung der „Lucht" soll dazu anregen, auch andere typische Gestalten der baltischen Landschaft in ähnlichen Bildern lebendig werden zu lassen.

*

Die Artikel von R. Mettig und Ed. Mittelstaedt über „Die Wandlung im naturwissenschaftlichen Denken" entsprechen Vorträgen, die von den Verfassern auf dem Deutsch-baltischen Lehrertag im April d. J. in Riga gehalten worden sind. Die Ausführungen von Dr. R. v. Engelhardt sind eine Diskussionsäusserung dazu.

*

Die von unserem Mitarbeiter H. Stegman in seinem Umschau-Artikel behandelten Dinge drängen zur Aussprache und Klärung. Die Schriftleitung behält sich vor, auf einzelnes, das sie anders sieht, noch zurückzukommen, hält es aber für notwendig, folgendes gleich zu sagen: Die Leichtigkeit von Entstellungen scheint uns nicht so sehr ein Merkmal von Pseudorevolutionären, als vielmehr eine Krankheit unserer ganzen von ungewohnten inneren Kämpfen erschütterten Gesellschaft. Eine Krankheit, die uns nicht erst heute befallen, heute aber infolge der Zuspitzung der inneren Gegensätze besonders schwere Formen angenommen hat.

Kämpfen wir in klaren Fronten, aber kämpfen wir mit reinen Waffen.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Dr. phil. et rer. pol. **Th. Oberländer,** Königsberg Pr. / Dr. phil. **H. Bosse,** Riga / P. **H. Schultz,** Dorpat / Dr. **G. Dobbert,** Rom / Redakteur **H. Petersen,** Dorpat / Dr. phil. **W. Lenz,** Mitau / **R. Mettig,** Riga / **Ed. Mittelstaedt,** Riga / Dr. med. **R. v. Engelhardt,** Dorpat / Dr. **C. Baron Hahn,** Riga / Dr. **L. v. Middendorff,** Dorpat / Dr. **G. Baron Wrangel,** Berlin / **O. Pirang,** Riga / Vereid. Rechtsanwalt **H. Stegman,** Riga / Prof. Dr. **L. Mackensen,** Riga, Herderinstitut.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. **Reinhard Wittram**
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

Auslanddeutschtum und christliche Glaubenshaltung

Von Herbert Girgensohn

Das Auslanddeutschtum ist in bezug auf den geschlossenen Gesamtkörper des Deutschtums im Reich vor allem der nehmende Teil, es lebt von der Verbundenheit mit dem Ganzen, es kann sein völkisches Leben nur behaupten, wenn es sich als ein Glied des Ganzen weiss. Aber seine besondere Lage und Geschichte bringen es notwendigerweise mit sich, dass es in höherem oder geringerem Masse auch sein eigenes Leben lebt und leben muss, und dass es von da aus auch wiederum seinen Beitrag zum Gesamtleben beisteuert, nicht bloss der nehmende, sondern, wenn auch in bescheidenem Masse, der gebende Teil ist. Gerade darin kommt der gliedhafte, organische Zusammenhang des Volksganzen zum Ausdruck, der im deutschen Volke zum Reichtum der Vielgestaltigkeit geführt hat.

Zum Teil ist die Eigenart des Deutschtums ausserhalb der Grenzen des Reiches bedingt durch den Kampfeszustand, in dem es sich gezwungenermassen befindet.

Die nationale Existenzfrage ist in einer bis ins einzelne Leben hineinreichenden Schärfe gestellt, nicht nur in wirtschaftlicher, sondern ebenso in geistiger und sittlicher Hinsicht. Was an zersetzenden Kräften im grossen Volkskörper scheinbar noch tragbar ist, wird hier viel unmittelbarer als bedrohlich gesehen werden müssen und sich auch in dieser Weise auswirken können. Die Besinnung auf das, was die gottgegebene Grundlage des Lebens überhaupt und damit auch des völkischen Lebens ist, wird durch den Zwang zur Verteidigung an vielen Punkten vertieft und geklärt; die Folge einer Verkennung derselben sind unmittelbarer spürbar als dort, wo noch grössere Reserven im ganzen Volkskörper, oft latent, vorhanden sind. Auch das Versagen und Ab-

sterben eines Volksstammes kann ein Beispiel dafür werden, was einem Volke not tut. Und zwar not tut nicht nur im Sinne von Massregeln, die etwa zu ergreifen wären, sondern im Sinne einer letzten und entscheidenden Glaubenshaltung Gott gegenüber und damit allen Fragen des Lebens gegenüber überhaupt. Damit wird dann auch die Mission, die Sendung, die die Kirche mit dem Evangelium auch an das eigene Volk hat, sichtbar. Sie hat sie ja überall und jederzeit; nur dass sie unter den besonderen Umständen auch besonders eindrucksvoll und deutlich hervortritt.

Ich kann hierbei natürlich nur von unserem baltischen Deutschtum reden. Aber mutatis mutandis mag das in höherem oder geringerem Masse doch von dem Auslanddeutschtum überhaupt gelten, sofern es sich in ähnlicher Weise in einer Situation befindet, die eigentlich ständig seine Existenz in Frage stellt.

Das gilt zunächst von der Gefährdung des Volkstums und seiner kulturellen Güter überhaupt. War das Deutschtum im Lande vor dem Kriege trotz des Angriffs der Russifizierungspolitik der kulturell, sozial und wirtschaftlich gehobene Teil der Bevölkerung, was es für weite Kreise der nichtdeutschen Bevölkerung verlockend machte, sich dem Deutschtum anzuschliessen, und die Gefahr der Entdeutschung wenn auch nicht ausschloss, so doch stark verminderte, so hat sich das Bild hierin grundlegend verändert: die Situation ist in ihr Gegenteil umgeschlagen. Die Stimmungsmache der letzten zwei Jahrzehnte, die bis heute Tag für Tag die Gemüter durch die Presse bearbeitet, hat den Begriff deutsch mit einer stimmungsmässigen Nuance behaftet, die es zum mindesten zu einem Inbegriff des Verhassten, auch aus sittlichen Gründen zu Bekämpfenden, ja Minderwertigen macht oder doch machen möchte. Es ist gewiss eine Frage, wie weit diese Stimmung wirklich zu einem Ausdruck weiterer Kreise geworden ist. Die ganze Lebensatmosphäre aber ist jedenfalls dadurch für den Deutschen ständig unheilschwanger, hat immer etwas Bedrückendes an sich. Was das deutsche Volk als Ganzes in seiner Weltgeltung erlebt, greift hier viel tiefer in das persönliche und Berufsleben des einzelnen Deutschen hinein. Jeder Opportunismus im Festhalten am angestammten Volkstum verschwindet da ganz von selbst. Es bietet in keiner Weise mehr einen Vorzug Deutscher zu sein, im Gegenteil, für einen vereinzelten Deutschen inmitten einer andersstämmigen Umgebung ist die Versuchung ungeheuer,

zum mindesten sein Deutschtum zu verbergen, oder es doch wenigstens nicht zu betonen.

*

Es ist vielleicht ein Kennzeichen des baltischen Deutschtums im 19. Jahrhundert gewesen, dass es von eigentlichem Nationalismus frei war: das Nationale war etwas Selbstverständliches, von dem man nicht viel Aufhebens machte, das einem so selbstverständlich der Inbegriff vor allem alles geistigen und kulturellen Lebens war, dass es überflüssig erschien, davon viele Worte zu machen. Man war, was man war, und wusste, was man damit besass. Diese Haltung ist auch bis heute noch nicht ganz geschwunden. Durch den strafferen Zusammenschluss des Deutschtums in seinen Organisationen sind gleichsam sturmfreie Zufluchtsstätten geschaffen, in die man sich ganz von selbst hineingehörig fühlt und an denen zu rütteln niemandem einfällt. Das kam zum Ausdruck in allen öffentlichen Aktionen des Deutschtums, wie z. B. den Wahlen, in denen das ganze Deutschtum geschlossen mit ganz unwesentlichen Absplitterungen in Erscheinung trat. Das zeigte sich vor allem in einer grossen Zurückhaltung der Kritik in bezug auf die Führung. Man würde sich irren, wenn man diese stillschweigende Einordnung etwa als Ausdruck eines Herdenmenschentums fassen wollte; das war es vielleicht am allerwenigsten: eine Masse im eigentlichen Sinn hat es bei uns nie gegeben. Es war vielmehr der bewusste Selbstverzicht des einzelnen in bezug auf Fragen und Aktionen, die bei allen die gleiche selbstverständliche Voraussetzung hatten, die Wahrung des gefährdeten Volkstums; dem ordnete sich alles unter. Es war aber auch nicht etwa die Erscheinung eines überragenden Führertums, das innerlich straff die disparaten Elemente zusammenhielt. Ein solches inneres Geführt- und Ergriffensein hat vielleicht gerade gefehlt. Man könnte es am ehesten als eine Erscheinung bezeichnen, die sich aus dem Gesetz der Trägheit ergab, nur mit der Einschränkung, dass dieses selbstverständliche Festhalten am Volkstum in entscheidenden Fragen zwar bewusst, aber doch unreflektiert, gleichsam vor sich selbst in der Tiefe unbegründet stattfand.

*

Dieser Zustand beginnt heute langsam einem neuen zu weichen. Die weltanschaulichen Gegensätze haben sich deutlicher herausgehoben. Im Zusammenhang damit steht das Drängen nach einer

bewussteren, tieferen Fundierung des Volkstumsgedankens. Was uns heute noch zusammenhält, kann bei der kommenden Generation vielfach nicht mehr in demselben Sinne als Selbstverständlichkeit angesehen werden. Man verlangt nach mehr. Die blosse Parole des Ausharrens und Durchhaltens stellt ohnehin eine gewaltige Belastungsprobe dar, umso mehr, als sie mit ungeheuren Opfern und für alle neu ins Leben Tretenden mit vielfach geradezu trostlosen Zukunftsaussichten verbunden ist. Der Drang aus der Enge und Bedrängtheit der Lage heraus ist daher verständlich und führt zu einer innerlich unsicheren Haltung in bezug auf die weiter einzunehmende Position im Lande, eben weil das überkommene Erbgut nicht mehr als unmittelbar selbstverständlicher Besitz empfunden wird. Für einen Teil wird das weitere Verbleiben im Lande dadurch zur Frage, und zwar vor allem dort, wo das mächtig aufstrebende nationale Bewusstsein im deutschen Volk miterlebt und der Zug dorthin eine Befreiung aus der Enge der Position in der Heimat wird; für einen anderen Teil wird vielleicht das Aufgeben des Volkstums den Ausweg darstellen. Verschärft sich der Druck im Zusammenhang mit der Wirtschaftskrise, kann der bisherige Stand der Kulturarbeit nicht mehr aufrecht erhalten werden, so wird die Gefahr akut, es sei denn, dass von innen heraus eine neue Stellung zu diesen Dingen gewonnen wird. Die alte Selbstverständlichkeit im Nationalbewusstsein des baltischen Deutschtums drängt nach einer neuen Begründung, nach einer Vertiefung von innen heraus, die alle Glieder ergreift. Und da möchte ich den Satz wagen: die Zukunft des baltischen Deutschtums ist im Grunde genommen eine Frage der christlichen Glaubenshaltung. Alle die vorletzten Bindungen an Volkstum und Heimat versagen schliesslich, wo sie einer zu grossen Belastungsprobe ausgesetzt werden, sie erscheinen schliesslich gegenüber der Lebensunmöglichkeit als sinnlos, wenn dahinter nicht andere, letzte Bindungen stehen, die ihnen selbst erst den Sinn verleihen.

Dass wir sind, was wir sind, und dass wir's in diesem Lande sind, ist weder eine Tat der freien Entscheidung des Menschen, der unter Umständen auch andere Entscheidungen fällen könnte, wenn es ihm beliebte, noch ein für das sittliche Verhalten gleichgültiges Ergebnis geschichtlicher Entwicklung, sondern ist Wille Gottes, der uns in diese Schranken gesetzt hat. Das bejahen, d. h. sein Sosein und Hiersein bejahen, wird dann Tat des Gehorsams dem

letzten übergreifenden Willen Gottes gegenüber. Und das wird schliesslich immer der entscheidende Punkt in der Haltung der auslanddeutschen Diaspora in ihrer Bedrängnis sein. Sie zu gewinnen ist im Grunde genommen das grosse Anliegen unseres Deutschtums. Man kann das missverstehen, als ob damit das Christentum um des Volkstums willen gesucht würde, als Mittel zum Zweck, um ein Durchhalten in nationaler Hinsicht zu ermöglichen. Wenn das geschähe, so würde der christliche Gehorsam damit seinen Sinn und seine Kraft verlieren, er würde relativiert, er kann ja nur um seiner selbst willen geübt werden. Denn das Christentum erhält seine Bedeutung nicht daher, dass es nationalen Zwecken dienstbar wird, sondern das Volkstum erhält wie überhaupt alles Irdische seine Bedeutung, seine Tiefe und seinen Sinn daher, dass es der Ort ist, an dem sich nach Gottes Willen der Gehorsam gegen ihn äussern und betätigen soll.

*

Das bedeutet natürlich eine innere Umstellung im Ganzen. Gehorsam ist in dieser Beziehung gar nicht denkbar als vereinzelte Tat, sondern nur einzig und allein aus dem Glauben heraus, und zwar aus dem Glauben im eigentlich evangelischen, neutestamentlichen Sinn, d. h. der Gewissheit und Zuversicht des Ergriffenseins von der erlösenden Macht Jesu Christi, die das ganze Leben umfasst. Im ganzen irdischen Leben und nicht in irgendeiner jenseitigen Ferne ist der gute und gnädige Wille Gottes da, auch in den Nöten, Verwicklungen und Leiden dieses Lebens. Darum gilt es Gehorsam nicht an einem selbsterwählten Ort und unter selbsterwählten Umständen, sondern gerade dort, wo der gnädige Wille Gottes einen hingestellt hat, sei es auch in der ganzen Not eines vielleicht zum Tode verurteilten Volksstammes, oder in einer Heimat, die aufhört eine Heimat zu sein. Alles Ausharren kriegt einen tieferen inneren Sinn: es ist mehr als das Festhalten einer Position, die man überkommen hat, es ist Ausdruck einer Stellung dem lebendigen Willen Gottes gegenüber, dem man sich nicht mit dem Fatalismus des Schicksalsglaubens, sondern mit der Ruhe und der Freudigkeit eines mit der Liebe Gottes geeinten Willens untergeben kann.

Aber in der Glaubenshaltung liegt doch noch mehr: der Blick in die Zukunft wird wieder frei, und zwar in die letzte Zukunft,

damit aber in die Zukunft überhaupt. So paradox es klingen mag: eschatologische Hoffnung ist es, die auch die gegenwärtige Geschichte wirklich gestaltet. Das hat nicht nur einmal im Urchristentum gegolten, das gilt auch für die Gegenwart, und zwar gerade dort, wo sie ein Wirken in die Zukunft hinein unmöglich zu machen scheint. Der eschatologische Gedanke, der in Notzeiten unter dem Druck immer wieder eine Belebung erfährt, ist ja gewissermassen auch ein Ausdruck für die Unzulänglichkeit einer Lebensauffassung, die in einer in sich ruhenden Endlichkeit Sinn und Inhalt des Lebens sieht, wie zivilisatorisch gesättigte Zeiten es immer wieder erweisen. Gerade darum ist der eschatologische Gedanke von einer ungeheuer wirklichkeitsbildenden Kraft. Wer im Blick auf wirklich letzte Ziele leben und arbeiten kann, ist unabhängig von Erfolg oder Misserfolg, von Aufstieg oder Untergang und kann darum das irdische Leben meistern. Das gilt im Vollmasse gewiss erst von der christlichen Zukunftshoffnung: sie lähmt nicht die Kraft, sondern sie fordert sie erst recht, und zwar für die in diesem Leben gestellten Aufgaben und den Kampf, der dieses Leben erfüllt. Das treffendste neutestamentliche Bild für diesen Tatbestand ist wohl das paulinische Bild vom Wettlauf nach dem Siegeskranz des Lebens, der eben in diesem irdischen Lauf die Anspannung der ganzen Kraft verlangt.

Es ist als eine Fügung anzusehen, dass dem baltischen Deutschtum dieser Ausblick nahe gelegt worden ist in dem Kampf gegen den Bolschewismus, in dem sich für den, der sehen will, ein Stück endgeschichtlichen Ringens offenbarte. Diesem Kampfe entgeht in Wirklichkeit kein Mensch, ebensowenig wie es einen Ort gibt, an den man fliehen könnte, um sich ihm zu entziehen. Er muss von jedem dort durchgekämpft werden, wo er hingestellt ist. Die Schwere der Verantwortung ruht überall auf einem, ganz gleich, wo man sich befindet. Sie kann und darf daher nur bejaht und auf sich genommen werden, und zwar hier und jetzt, wo sie einem in der irdischen Geschichte auferlegt wird. Dass diese letzte Verantwortung bejaht und auf sich genommen wird, das ist es, was not tut. Erst darin liegt die völlige Umstellung, die Befreiung von allem, auch dem geheimsten Opportunismus, der schliesslich immer mit allen relativen vorletzten Zielsetzungen verbunden ist, die Kraft zum Aufrechtstehen und Wirken auch in, menschlich und geschichtlich gesehen, völlig aussichtslosen Positionen. Es gibt

Zeiten und Umstände, wo es klar wird, dass man die Aufgaben des Lebens nur so, in diesem Gehorsam des Glaubens aufnehmen kann, oder gar nicht.

*

Das Gesagte wird noch deutlicher, wenn man einzelne Momente des nationalen Daseins ins Auge fasst. Es ist nicht bloss der äussere Druck, der unsere Existenz gefährdet, Hand in Hand damit geht ein inneres Erlahmen. Es ist vielleicht äusserlich nicht so unmittelbar fassbar; im Gegenteil, wer die Aufbauarbeit sieht, die nach dem völligen Zusammenbruch doch fast aus dem Nichts in Kirche, Schule und sozialer Fürsorge, im Ausbau der Organisation der Volksgemeinschaft erfolgt ist, der muss vom Lebenswillen auch unseres Volkssplitters vielleicht ganz besonders durchdrungen sein. Und man wird es gewiss nicht abstreiten dürfen, dass solche Lebenskräfte auch weithin noch wirksam sind. Daneben aber gibt es doch auch nicht übersehbare Symptome, die auf ein inneres Versagen hinweisen. Vor einiger Zeit wurde in Riga eine Besprechung aller daran interessierten deutschen Organisationen einberufen, die sich mit der immer drückender und gebieterischer auftretenden Notwendigkeit befassen sollten, die Fürsorge für die Alten weiter auszugestalten. Was dabei erstmalig und eindeutig zu Tage trat, war eins: die Not der Alten beginnt dem jungen nachfolgenden Geschlecht über den Kopf zu wachsen; die Belastung, die durch die Überalterung der deutschen Bevölkerung für die Generation entsteht, die augenblicklich in Arbeit und Verdienst steht, ist bereits so gross, dass man nicht recht sieht, wie man sie überhaupt wird tragen können. Sie wird gewiss getragen werden müssen, und man wird der Not der Alten bis zu einem gewissen Grade abhelfen können, aber das Problem, das hier sichtbar wurde, wird damit nicht aus der Welt geschafft, im Gegenteil, es wird sich von Jahr zu Jahr verschärfen. Kommen heute in Riga auf ca. 26 Tausend im erwerbsfähigen Alter stehende Deutsche ca. 5 Tausend zu versorgende Alte, wo werden es, wenn die Bevölkerungsbewegung sich in derselben Weise gestaltet wie bisher, im Jahre 1950 bereits 7 Tausend Alte auf 23 Tausend Erwerbsfähige sein. Es ist gewiss nicht zu übersehen, dass die Wirtschaftskrise und die zahlreichen Arbeitslosen auch aus den Reihen der Deutschen die Not der Alten ganz besonders scharf hervortreten lassen. Aber die eigentliche Not, die dadurch aufgedeckt

wird, liegt doch tiefer und wird durch einen wirtschaftlichen Aufschwung auch nur zu einem Teil behoben werden können. Die bereits drückend fühlbare Überalterung ist doch eins der unübersehbaren Symptome dafür, dass das Deutschtum im Lande auf den Aussterbeetat gesetzt ist. Von einer andern Seite wird die Situation noch dadurch beleuchtet, dass wir in naher Zukunft genötigt sein werden, in Riga einen grossen Teil der Schulklassen in unseren deutschen Schulen wegen Kindermangels zu schliessen. Der Geburtenrückgang bzw. der Geburtenunterschuss, wie er ja fast überall zu einer der bedenklichsten Erscheinungen des Volkslebens geworden ist, ist in seinen Auswirkungen in einem grossen Volkskörper viel weniger fühlbar, als in einem Volkssplitter, wie es der unsrige ist. Es ist demgegenüber ein schwacher Trost, dass auch die lettische Bevölkerung eine ähnliche Verfallserscheinung aufweist, die nur durch die Tatsache verdeckt wird, dass der natürliche Zuwachs der lettischen Bevölkerung fast durchweg dem Konto der Lettgaller zugute kommt, die in immer stärkerem Ausmass das Land zu unterwandern beginnen und es damit in seinem völkischen, kulturellen und religiösen Charakter grundlegend zu verändern drohen. Das Gesicht des Landes wird dadurch noch mehr nach Osten gewendet und der Charakter, den ihm die geschichtliche Stellung der Deutschen mitaufgeprägt hat und der es zu einem Vorposten des Westens gegenüber dem Osten gemacht hat, noch mehr verwischt. Diese Tatsache kommt also den Deutschen am allerwenigsten zugute.

*

Wir haben es bei dieser Erscheinung mit einer allgemeinen seelischen Haltung der europäischen Menschheit zu tun, einer Rationalisierung des Lebens vom rein individualistischen Standpunkt aus, die in Wirklichkeit den Widerstreit gegen alle Rationalität bedeutet, indem sie das Leben selbst aufhebt. Beim baltischen Deutschtum jedoch, bei dem diese Erscheinung in besonders krasser Form hervortritt, liegt ihr vielleicht noch eine besondere seelische Haltung zugrunde, die in den besonderen Umständen des Lebens ihren Grund hat und die allgemein vorhandene rationalistische Einstellung auf diesem Gebiete verschärft und in ihren Konsequenzen noch klarer hervortreten lässt. Dieses Moment ist in der Gefährdung, Unsicherheit und Unstabilität unseres Lebens überhaupt gegeben. Der deutsche Teil der Bevölkerung hat durch

die Kriegs- und Nachkriegszeit fraglos am meisten gelitten. Er ist seiner ganzen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Stellung im Lande beraubt worden und hat sich infolgedessen auch am schwersten in die Umstellung nicht nur des öffentlichen, sondern auch des privaten und persönlichen Lebens, die damit verbunden war, hineingefunden. Der Neubau des Lebens, wie er vorgenommen werden musste, wird von hier aus von vielen instinktiv als unzureichend, als ein Notbehelf, als ein Provisorium empfunden, bis bessere Zeiten kommen.

Dazu kommt ein zweites. Das Land ist durch die Deutschenhetze des Weltkrieges und den Terror der Bolschewistenherrschaft hindurchgegangen. Beides hat notwendigerweise Spuren in der seelischen Haltung gerade der Deutschen hinterlassen. Die Tatsache der Labilität aller menschlichen, auch der scheinbar festgefügtesten irdischen Verhältnisse ist tief in das Bewusstsein oder, besser gesagt, das Unterbewusstsein eingehämmert worden und schwingt unwillkürlich und oft uneingestandener Massen in der Auffassung des Lebens mit, verstärkt noch durch die ständig drohende Gefahr aus dem Osten, die zeitweise wie eine schwere Gewitterwolke über dem Lande hing und einem das Gefühl gab, dass man sich auf einem Vulkan anbaue, der früher oder später doch ausbrechen und dann alles zerstören werde, was man gebaut. Dazu kam dann noch der nationalistische Druck, der vielfach schon auf ein seelisch zermürbtes Geschlecht stiess. Man macht sich vielleicht von der Verschüchterung und Verängstigung der verstreut und vereinzelt lebenden Deutschen keine rechte Vorstellung. Die Aufbauarbeit in Kirche und Schule gerade an solchen Aussenstationen hat immer damit beginnen müssen, den Menschen wieder Mut zu machen, damit sie überhaupt ihr gemeinsames Leben wieder selbst in die Hand zu nehmen wagten; in den Stätten grösserer Konzentration erholte sich das Leben natürlich rascher.

*

Von hier aus rückt natürlich die Frage der Geburtenbeschränkung in eine neue Beleuchtung, sie wird psychologisch höchst verständlich, sowohl im Blick auf die Kinder und ihre Zukunft, als auch im Blick auf die Belastung des eigenen Lebens, das dadurch gebunden und unfähig wird, den Stürmen zu trotzen und sich anzupassen. Verständlich allerdings im letzten Grunde nur auf dem Hintergrunde einer Lebensauffassung, die in der ge-

sicherten und in sich ruhenden Endlichkeit dieses Daseins Sinn und Inhalt des Lebens sieht. Wird die gestört, so hört das Leben auf lebenswert zu werden. Versagen alle die Sicherungen und Versicherungen, mit denen wir unser Leben umgeben, so wagt man nicht mehr, jedenfalls nicht mehr für seine Kinder, den Schritt in eine ungewisse Zukunft. Eine Mentalität greift Platz, die die Summe des Erstrebenswerten darin sieht, das, was einem noch geblieben ist, zu erhalten, zu schützen, mit neuen Sicherungen zu umgeben, die wenigstens die Genüsse und Annehmlichkeiten, die man noch hat, gewährleisten, statt sie durch unbesonnenes Handeln aufs neue in Frage zu stellen und zu gefährden. Der Blick ist im öffentlichen und privaten Leben ganz auf taktische Einzelmassnahmen der Abwehr und Verteidigung eingestellt.

Das ist weithin die Haltung des Deutschtums geworden, und eins der wesentlichsten Symptome dafür ist die Geburtenbeschränkung. Sie ist nicht nur als Tatsache, sondern vielleicht noch mehr als Ausdruck dieser inneren Haltung verhängnisvoll, weil sich darin der versagende Lebenswille zeigt. Nicht nur einzelne Entschlüsse, das Leben selbst als Ganzes wird ja unter diesen Umständen zum Wagnis, zum Risiko; es zeigt sich als das, was es eigentlich immer ist und was man sich nur künstlich verdeckt hat, und gerade dem wagt man nicht mehr ins Auge zu sehn, das Risiko des Lebens wagt man nicht mehr zu unternehmen.

Es ist verständlich, dass es hierzu einer völligen Neueinstellung zum Leben überhaupt bedarf. Eine erneute Sicherstellung des Lebens von aussen her wäre nur eine teilweise Hilfe, selbst wenn sich die Geburtenzahl wieder heben sollte, es sei denn, dass sie von innen heraus erkämpft und errungen wird.

*

Mit dieser Anforderung, die an den Menschen gestellt wird, ist aber dem Verständnis einer christlichen, evangelischen Haltung der Weg gebahnt. Freilich nicht nur dieser. Die Folge kann auch eine völlig ungebundene Abenteuerlust sein, die sich über alle und jede Verantwortung im Leben hinwegsetzt und sich um die Konsequenzen des eigenen Tuns einfach nicht mehr kümmert. Notzeiten haben immer Abenteurernaturen hervorgebracht. Ich glaube allerdings, dass die Entwicklung bei uns über diesen Zustand schon hinausgegangen ist.

Vom Glauben aus aber wird das Leben ebenfalls zum Wagnis, nur in einem noch umfassenderen und tieferen Sinn, nicht nur in bezug auf die irdische Gestaltung, sondern in bezug auf Gott. Es kann vor Gott gewonnen oder verloren werden und muss daraufhin gewagt werden im Vertrauen auf ihn, aber nicht unter Hintansetzung der irdischen Verantwortung, sondern gerade in bewusster Gebundenheit in allen irdischen Dingen an seinen Willen, auch in dem Aufnehmen des Kreuzes, d. h. des Sterbens. Es ist Befreiung von aller Gebundenheit, die im Versuch zur Sicherung des eigenen Lebens liegt, es ist Gebundenheit im Gehorsam an Seinen Willen, wobei alle Sicherung dem wirklichen Herrn des Lebens zu überlassen ist. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Es ist Befreiung zur vollen unbehinderten Aktivität, die gerade ein Kennzeichen des Glaubens ist, was man oft genug übersehen hat. Vom Standpunkt der bürgerlichen Sicherheit aus gesehen kann man sagen, dass man zu solchen Not- und Kampfeszeiten verdammt ist Vom Standpunkt des Glaubens aus kann es gelten, dass Menschen dazu begnadet sind, weil ihnen das Leben erst dann als das aufgeht, was es wirklich ist.

Von hier aus gesehen erscheint erst das Problem der kommenden Generation im rechten Lichte. Sie wird ja mit ins Wagnis des Lebens hineinbezogen. Das kann gar nicht anders sein. Fern vom Glaubensgehorsam muss das als Leichtsinn erscheinen, im Glauben darf und soll es gewagt werden und wird selbst zu einer je länger je mehr sich steigernden Nötigung zum Glauben, zum Ernstmachen mit der Herrschaft Gottes über unsere Kinder. Ihr Leben und ihr Sterben ist sein Werk. Nicht umsonst singt Luther: Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib. Da ist das Wagnis des Glaubens und das Wagnis des Lebens auch in bezug auf die eigene Familie ausgesprochen.

*

Noch in einer anderen Beziehung lässt sich auf die Notwendigkeit der inneren Umstellung hinweisen. Das baltische Deutschtum ist nicht Deutschtum schlechthin gewesen, sondern ist durch die Verbundenheit mit dem Boden geprägt worden. Es ist bodenständiges Deutschtum gewesen, das aus seiner Verwurzelung in den einzelnen Gebieten des Landes bis in die Sprache hinein seine Eigenart empfing. Es entstand dadurch fraglos eine Art Stammes-

eigentümlichkeit, ein Deutschtum, das deutsch war und deutsch blieb und doch in dem Lande und aus dem Lande erwuchs und darum auch mit den wechselnden Geschicken des Landes untrennbar verbunden blieb, ein Deutschtum, das sich gerade darin grundsätzlich von sonstigen Niederlassungen Deutscher etwa in ausländischen Grosstädten unterschied. Man kann es vielleicht als eine der schwerwiegendsten und tiefgreifendsten Umwandlungen unseres deutsch-baltischen Lebens bezeichnen, dass das baltische Deutschtum im Begriff ist, seine Bodenständigkeit zu verlieren. Die gewaltsame Enteignung des grössten Teils des deutschen Landbesitzes hat diesen Prozess der Entwurzelung eingeleitet. Wirtschaftliche Schwierigkeiten, aber auch eine Reihe von seelischen Motiven, wie sie schon angedeutet wurden, haben dann dazu beigetragen, dass dieser Prozess weiter gefördert wurde und das Deutschtum sich mehr und mehr in den Städten, vor allem in der Grosstadt Riga zusammenballte, in der heute weit über die Hälfte aller Deutschen des Landes wohnt. Für die ganze Struktur unseres Lebens, die Art unseres Volkstums, seine sittliche und physische Gesundheit, für unsere Stellung im Lande und für die Gestaltung der Zukunft dürfte kaum etwas in unserem Leben von solcher Bedeutung sein, wie diese Umgruppierung, die in Wirklichkeit viel mehr ist als eine blosse Umgruppierung. In politischer Hinsicht bedeutet es, dass für weite Kreise des Deutschtums eine normale und natürliche Fühlung mit dem lettischen Teil der Bevölkerung verloren geht. Es ist ja doch eins der zentralsten Probleme der Zukunft im Lande, wie sich das Zusammenleben beider Völker gestalten lässt. Die augenblickliche Entwicklung hat zwar die nationale Selbständigkeit gewahrt, auf der anderen Seite aber zu einer Isolierung geführt, die uns aus dem Gesamtleben des Landes fast völlig heraushebt. Auf dem politisch und national durch eine ständige Pressehetze vergifteten Boden der Grosstadt ist solche Fühlungnahme nahezu unmöglich, oder möglich nur um den Preis der Aufgabe des eigenen Volkstums. So wie die Dinge jetzt liegen, kennt beispielsweise die junge lettische Generation den Deutschen fast nur noch aus einer verzerrten Darstellung der chauvinistischen Literatur. Es fehlt ihr völlig der regulierende Einfluss der Wirklichkeit. Auf dem Lande sieht die Situation doch in manchen Stücken anders aus. Da findet eine viel stärkere Eingliederung des Deutschen in das Gesamtleben statt, es gibt ein Zusammenleben

und ein Zusammenarbeiten. Gerade auch dem deutschen Gutsbesitzer begegnet man da noch mit Achtung; trotz der grenzenlosen Verarmung ist seine soziale Stellung vielfach noch unerschüttert und wirkt ordnungsbildend in weiterem Radius, erfüllt also auch heute noch, wenn auch in viel beschränkterem Masse, einen Teil der früheren deutschen Mission. Infolge des trotz aller industriellen Ansätze doch überwiegend agrarischen Charakters der baltischen Länder wird auf die Dauer die Stellung der Deutschen zur Landbevölkerung doch das Zentralproblem der deutsch-baltischen Politik bleiben.

*

Aber wenn man auch von dieser politischen Bedeutung der landischen Bevölkerung absieht, so hat die Verbundenheit mit dem Grund und Boden und damit mit dem Lande auch für das Volkstum selbst ihre nicht zu ersetzende Bedeutung. Die Grosstadt nivelliert. Sie nimmt der völkischen Eigenart gerade das, was ihre Kraft ausmacht, ihre gewachsene Geprägtheit, sie schafft Weltbürger, die überall und nirgend zuhause sind. Sie kann gar nicht der Mutterboden werden, aus dem ein Volk, und sei es auch nur ein Volkssplitter, hervorwächst. Sie sinkt im Gegenteil zum gleichgültigen Wohnsitz herab, an dem man zufällig seinem Verdienst nachgeht und den man beliebig wechseln kann. Das, was dem baltischen Deutschtum sein Merkmal aufgeprägt hat, dass es mit dem Lande und seiner Geschichte aufs engste verflochten war, geht verloren. Die Heimat hört auf Heimat zu sein. Das Bewusstsein schwindet, dass es unser Land ist, in dem wir leben, in dem die unlösliche Verbundenheit von Volk und Boden zum Ausdruck kommt. Es wird z. T. noch aufrecht erhalten durch Wanderungen. Aber ohne die grossen Gemütswerte zu verkennen, die darin liegen, ist dieses gewissermassen romantische Verhältnis zu dem Lande doch etwas völlig anderes, als das Arbeiten und Sitzen auf eigenem Grund und Boden, das wir besessen haben und das uns zu entschwinden droht. Es ist nur folgerichtig, dass der jungen Generation die Frage vielfach brennend wird, wozu sie noch in diesem Lande sei, wozu sie die trüben Zukunftsaussichten, die Nöte und Entbehrungen auf sich nehmen soll, statt anderswo ein besseres Leben zu suchen.

Die Frage selbst ist schon ein Symptom der Entwurzelung, ein Symptom dafür, dass man in der Heimat nicht mehr zuhause ist. Man muss sich klar machen, dass damit im Grunde genommen

unsere ganze baltische Kulturarbeit in der Luft schwebt. Die sittliche Gefährdung im weitesten Sinne des Wortes, die mit einer Zusammenballung des Deutschtums in einer Grosstadt mit ihrem zersetzenden Einfluss, ihrer Zerstörung des Familienlebens, ihrer Enttüchtigung in physischer und sittlicher Beziehung verbunden ist, kann ich ja hier übergehen. Sie ist ja weithin bekannt, bedeutet aber bei unseren beschränkten Verhältnissen eine weit drohendere Gefahr: die Proletarisierung des gesamten baltischen Deutschtums, das sich schliesslich in einen Haufen stellenloser Angestellter verwandelt. Die Frage scheint berechtigt, ob ein mehr oder weniger grosstädtisch geformtes Deutschtum für Zukunftsaufgaben, für Arbeit auf weite Sicht stark, willig, lebenskräftig erhalten werden kann, ja ob es als Träger irgend einer Zukunft überhaupt noch in Betracht kommt.

Die einfache Verpflanzung auf das Land ist aber als Heilmittel so ohne weiteres gar nicht durchführbar. Sie erfordert in einem ganz besonders vertieften Masse eine innere Umstellung, ganz abgesehen von den Mitteln, die nicht vorhanden sind. Aber auch hier dürfte es gelten, dass der Wille das Geld schafft, das Geld aber noch längst nicht den Willen. Die Verpflanzung aufs Land ist unter so fragwürdigen und labilen Verhältnissen, wie sie bei uns im Osten herrschen, in ganz besonderem Masse ein ungeheures Wagnis. Sie setzt eine Loslösung von allem Opportunismus, eine Befreiung von einer Mentalität, die auf Rentabilität und Augenblicksgenuss aus ist, voraus, die auch hier nur im letzten Grunde denkbar ist als Glaubensgehorsam. Das Leben in diesem Lande ist uns geschenkt worden. Trotz aller Mächte, die es uns haben nehmen wollen und die unser Existenzrecht im Lande fort und fort negieren, ist es geschenkt im letzten Grunde von einer höheren Macht, von Gott selbst. Ein Geschlecht, das das Gericht Gottes kennengelernt hat und es in den Nöten seines Lebens fort und fort vor Augen hat, darf gerade hierin auch um die Gnade wissen, — ein Wissen und eine Gewissheit, die innerlich anhebt, dann aber auch in dem Leben und seinen Gaben ein Zeugnis von der Gnade Gottes sehen darf. Dieser Glaube gibt allein den festen Punkt, von dem aus wir das Leben erst werden führen und bauen können, ohne zu fragen, ob es uns das einbringt, was wir ersehnen, einfach aus einer inneren Gebundenheit an Gott heraus, die den Mut und die Kraft verleiht zu halten, was wir haben, neu zu bauen, was uns

verloren zu gehen droht, kurz, die uns mit dem Leben in diesem Lande von Gott selbst gewiesene Arbeit zu tun, solange es Tag ist. Das ist die innere Umstellung aus Busse und Glauben, die einem im Fragen nach dem eigenen Interesse weichgewordenen Geschlecht wieder die innere Härte gegen sich selbst verleihen kann, die solch ein Lebenskampf verlangt.

*

Was christliche Kirche in solchem Falle bedeutet oder vielmehr bedeuten sollte oder bedeuten kann, ist verständlich. Sie dient dem Volk, nicht als ob sie um des Volkes willen da sei oder um irgendwelcher irdischer Belange willen: die Zuweisung einer solchen Stellung würde sie geradezu in ihrem Lebensnerv tödlich treffen, würde sie entmannen. Nur indem sie ist, was sie ist und sein soll, die Verkündigerin des Evangeliums zum Glauben und darum eine im Glauben an den lebendigen Herrn und im Gehorsam ihm gegenüber in dem Kampf dieser Welt stehende Gemeinde, kann sie auch dem eigenen Volk den Dienst erweisen, den niemand in der Welt ihm sonst erweisen kann: dass sie den Brüdern nach dem Fleisch, die in dem Kampfe dieser Welt stehen und die Mächte dieser Welt an Leib und Seele zu spüren kriegen, zum Glauben helfe und aus diesem Glauben heraus zur Kraft des Gehorsams um Gottes willen, zum einzigen, was wir im Leben und Arbeiten und, wenn es sein muss, im Leiden und Untergehn wirklich nicht missen können.

Die Eigenart der Wirtschaftskrise

Von Ernst Turmann

1.

Schwere Wirtschaftskrisen, wenn auch geringeren Umfangs als die unserer Tage, hat es auch schon früher gegeben. Mehr noch, die ganze Wirtschaftsgeschichte der letzten 150 Jahre, die Geschichte der sogenannten freien, kapitalistischen Wirtschaft, die ausgehend von der französischen Revolution die mittelalterlichen Bindungen aufgelöst hat, ist eine Geschichte von Konjunktur und Krise. War der Konsum schneller gestiegen, als die Produktion folgen konnte, so gab es Konjunktur, war umgekehrt der Produk-

tionsapparat über den Bedarf hinaus gewachsen, so gab es Krise — die Arbeit menschlicher Hände und Köpfe war für längere oder kürzere Zeit vorweggenommen. Das klassische Bild dieser Erscheinungen ist bekannt: In der Konjunktur rief der steigende Güterbedarf steigenden Unternehmergewinn und steigenden Kapitalverdienst, somit steigendes Vertrauen zu Investierungen hervor; dem folgten parallel steigende Löhne, die ihrerseits wiederum erhöhten Konsum zur Folge hatten, so dass die Wirtschaft in gegenseitiger Wechselwirkung ihrer Faktoren sich zu immer höheren Leistungen emporschrauben konnte, — bis irgendwo ein Glied dieser Kette ausfiel und, wiederum wechselseitig bedingt, ein beschleunigter Abstieg in die Krise begann. Die Krise war somit ein Anpassungs-, ein Wachstumsprozess, ihr klassischer Sinn lag stets darin, den niedrigst möglichen Preis zu erreichen, der Kaufkraft und Unternehmungslust zu neuer Tätigkeit anregen musste. In der Konjunktur lag der Keim zur Krise, in der Krise die Gewähr für die Konjunktur.

2.

Doch schon seit etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts begannen Erscheinungen aufzutreten, die aus dem Bestreben, sich gegen die Krise zu schützen, retardierend auf ihren Verlauf wirkten. Hier ist an erster Stelle das Vordringen des Staates in die Wirtschaft zu verzeichnen: beginnend mit der Verstaatlichung der Post, dem Auskauf der Privateisenbahnen über Fiskalzölle, Regalien und verschiedene Monopole (Branntwein, Tabak, Zucker, Salz u. a.) reisst der Staat Stück für Stück einen ständig breiter werdenden Teil der Privatwirtschaft an sich und immunisiert ihn durch Ausschaltung der Konkurrenz gegen den in der Krise drohenden Preiszusammenbruch. Dasselbe Bild bietet auch die Entwicklung der Privatwirtschaft selbst — die einzelnen Produktionszweige schliessen sich teils freiwillig, teils durch Aufsaugung der Schwächeren durch die Stärkeren in Kartellen, Trusts, Syndikaten, Verkaufsorganisationen u. dgl. m. zu geschlossenen monopoloiden Gebilden zusammen mit der deutlich werdenden Tendenz, Einfluss auf die Preisgestaltung des Marktes zu gewinnen. Und noch von einer dritten Seite her sollte der Einbruch in das freie Spiel der Kräfte erfolgen: der Arbeitnehmer organisierte sich in ähnlicher Weise und stellte in Gestalt der Gewerkschaften einen relativ krisenfesten Block in die preisbildenden Faktoren hinein.

3.

Diese heute sichtbar gewordene Entwicklung erhielt durch den Weltkrieg — der, nebenbei bemerkt, einer sich gerade anmeldenden Krise die Spitze abbrach — einen unerhörten Auftrieb, besonders bei den Mittelmächten, die notgedrungen von einem Tage zum anderen auf Planwirtschaft, damals Zwangswirtschaft genannt, übergingen, wodurch im Verein mit der restlosen Zerstörung des Welthandels der Warenpreis dauernd von anderen Umständen als Angebot und Nachfrage abhängig gemacht wurde. Von diesem Eingriff hat sich die freie Wirtschaft nicht mehr erholen können. Wohl brachte die erste Nachkriegszeit noch gewaltige Verdienstmöglichgeiten für risikofreudiges und rücksichtsloses Unternehmertum. Die Vereinigten Staaten von Amerika, die vor dem Kriege entsprechend ihrem Charakter als Schuldnerland über einen beträchtlichen Exportüberschuss verfügten, waren durch die Gunst des Kriegsschicksals zum Gläubiger der Welt geworden, behielten aber den Charakter eines Ausfuhrlandes bei. In dieser Lage konnten sie sich hinsichtlich der ihnen aus dem Schuldendienst und der aktiven Handelsbilanz anfallenden Summen — abgesehen von den relativ geringen Transferierungsmöglichkeiten in Gold — nur bezahlt machen, indem sie diese Beträge in Gestalt von Anleihen wieder nach Europa zurücklegten, wo sie zum Wiederaufbau verwandt wurden. Der Scheincharakter der Nachkriegskonjunktur musste daher sichtbar werden im Augenblick, wo der Wiederaufbau vollendet war und die amerikanischen Kredite aufhörten nach Europa zu fliessen. Dieser Moment trat 1929 ein.

4.

Die Katastrophe begann mit dem Weizenmarkt. Die Welt hatte schon 1928 eine Rekordernte an Weizen zu verzeichnen, doch mit Optimismus und Geld gelang es durch den Farmer Pool in Canada und den Farm Board in den U.S.A. den Überschuss einzuspeichern und vom Markte fernzuhalten. Der noch besseren Ernte des Jahres 1929 waren auch die gewaltigen Mittel dieser Organisationen nicht gewachsen; es genügte ein zusätzlicher Druck durch sovetrussisches Angebot, und die Dämme brachen: die Weizenflut ergoss sich über den gesättigten Markt und führte, die übrige freie Wirtschaft mit sich reissend, zu der uns bekannten Preiskatastrophe — eine für die kapitalistische Krise also ganz sinngemässe Reaktion.

Anders lagen die Dinge aber bei den in staatlichen oder privaten Bindungen erstarrten Teilen der Wirtschaft. Hier funktionierte trotz grösster Überproduktion das klassische Preisventil nicht mehr, und noch heute, im vierten Jahre schwerster Depression, halten die Preisdämme der gebundenen Wirtschaft und verhindern damit den kapitalistischen Ausgang der Krise. Zwischen der noch freien Urproduktion, die einen Preisrückgang bis zum Nullpunkt erleidet — Kaffee wird ins Meer geworfen, Baumwolle verbrannt, Getreidefelder bleiben ungeerntet — und dem Verbrauch steht die Mauer der staatlichen und privaten Monopole und Schutzmassnahmen, so dass der Preissturz nicht bis zur wirtschaftlich massgebenden Stelle, dem Konsumenten, vordringt. Es geht Angebot und Nachfrage wie den Königskindern im Märchen, die sich nicht finden konnten, weil das Wasser zwischen ihnen zu tief war. Das freie Spiel der Kräfte ist dauernd gestört, das Gesetz vom automatischen Ausgleich funktioniert nicht mehr, die Krise droht ihren Sinn zu verlieren. Dabei wachsen die zurückgehaltenen Waren und Kapitalien auf der einen Seite immer höher und vergrössern damit das latente Angebot, während auf der anderen Seite bei zurückgehender Kaufkraft der Hunger nach denselben Waren und auch einfach der nackte Hunger nach Brot (China, SSSR, die Arbeitslosen) immer drohendere Gestalt annimmt. Unausweichbar erhebt sich daher die von den einen mit leidenschaftlicher Ungeduld, von den anderen mit banger Sorge gestellte Frage: ist das, was wir heute erleben, noch eine normale kapitalistische Krise im Wellenschlag von Konjunktur und Depression, oder aber stehen wir in einer Krise des ganzen kapitalistischen Systems, das Werner Sombart als Epoche unter anderen Epochen erkannt hat und dessen zu erwartenden Ablauf er mit der Bezeichnung „Spätkapitalismus" schon vor dem Kriege andeutete?

5.

Die Beantwortung dieser Frage sprengt den Rahmen einer wirtschaftlichen Erörterung, denn an der weiteren Entwicklung der Dinge sind Kräfte beteiligt, die weit über das Wirtschaftliche hinausgehen — das ganze europäische Leben ist in eine Totalkrise geraten. Die Ideen der französischen Revolution haben den Weltkrieg gewonnen und damit ihren Siegeslauf vollendet; sie werden heute in breiter Front von neuen Konzeptionen, die zum Leben

drängen, angegriffen. Ich kann diese Erscheinungen, die nicht unterschätzt werden dürfen, weil die grosse Führung immer vom Geistigen ausgegangan ist, hier nur andeuten und muss den Faden abreissen, um beim Thema zu bleiben.

Hier wird nun folgendermassen argumentiert. Der technische Aufbau der Welt ist insofern vollendet, als der vorhandene Bedarf mit den heutigen Produktionsmitteln spielend gedeckt werden kann; bei Wiedereinstellung der Arbeitslosen würde ein Arbeitstag von etwa 4—6 Stunden genügen, um den Konsum selbst der Konjunkturzeit zu befriedigen. Die Kolonien haben ihren eigenen Produktionsapparat geschaffen, denn der Europäer hat ihnen erst den Kattun, dann die Maschine zu seiner Herstellung, dann die Herstellung dieser Maschine und schliesslich das damit verknüpfte geistige Eigentum verkauft. Mehr ist auf diesem Gebiet nichts zu verkaufen; das Geschäft „Glasperlen gegen Gold", von den Europa lange gelebt hat, ist zu Ende.

Von Seiten der Bevölkerungszunahme ist kein neuer Anreiz zu erwarten, die alten Kulturvölker gehen ziffernmässig eher zurück. Die Befürchtungen eines Malthus gehören in die Rumpelkammer.

Die breite Schicht des gutsituierten Mittelstandes ist, besonders in Deutschland, fast restlos aufgerieben. Diese Schicht, die, gewissermassen als Matratze zwischen Reich und Arm gelagert, die Last der Krise getragen hat, ist heute praktisch kaum mehr vorhanden; auf ihre Kosten kann keine Gesundung mehr erfolgen, denn sie hat nichts mehr zuzusetzen. Die Fronten sind dicht aneinandergerückt.

Konjunktur hat zur Voraussetzung Vertrauen. Vertrauen ist unmöglich ohne Frieden. Aber es gibt keinen Frieden: im Gegenteil — Politik und Wirtschaft sind zur Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln geworden. Den 10 Millionen Kriegsopfern folgen jetzt 30 Millionen Arbeitslose.

6.

Gegen alle diese Argumente, die erkenntnistheoretisch nicht zu widerlegen sind, steht nun die 150jährige Erfahrung der freien Wirtschaft, die mit unglaublicher Vitalität es verstanden hat, sich allen Situationen anzupassen, und die den finstersten Prophezeiungen zum Trotz, an denen es auch früher nicht gemangelt hat, stets den Weg aus der Krise in die Konjunktur finden konnte.

Mit dieser Feststellung, die für die freie Wirtschaft — aber auch nur für diese — gilt, schält sich der Kernpunkt des Problems heraus. Dieser Teil der Wirtschaft, hauptsächlich Urproduktion, also auch Landwirtschaft, gehorcht noch den Gesetzen der klassischen Nationalökonomie, aber auch hier löst sich die Produktion in steigendem Masse vom offenen Markt. Die ganze gebundene, erstarrte Wirtschaft geht einen neuen Krisenweg, für dessen Deutung empirische, erfahrungsgemässe Unterlagen fehlen, — hier gibt es keine Analogien mit früheren Krisen mehr, die Nationalökonomie dieser Art Wirtschaft ist noch nicht geschrieben.

Die kapitalistische Lösung der Krise hat mithin zur Voraussetzung die Wiederherstellung der freien Wirtschaft, eine Forderung, die heute oft aufgestellt, aber selten durchdacht wird. Man soll sich nämlich dabei im Klaren darüber sein, was diese Forderung bedeutet. Sie bedeutet Aufhebung der Zölle und Schutzmassnahmen, Auflösung der Kartelle und Verkaufssyndikate, somit einen Preissturz, der wohl in Sinne des kapitalistischen Systems liegt, der aber ohne Übertreibung alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen würde. Dieser Ausgang wird daher von ganz massgebenden und auch machtpolitisch einflussreichen Kräften der Wirtschaft gar nicht ernstlich gewollt. Im Gegenteil, es werden immer weitere Preisdämme aufgebaut, und der schon längst in die grosse Politik hineingetragene Kampf tobt immer nur um die Richtung der Schutzmassnahmen, nicht aber um die Existenz dieser Massnahmen an sich, die notorisch retardierend auf den Verlauf der Krise wirken. Das heutige Wirtschaftssystem krankt an dem inneren Widerspruch zwischen dem, was es seinen Grundsätzen nach sein sollte, und dem, was es mit der Zeit geworden ist.

7.

Es ist begreiflich, dass unter derartigen Umständen immer mehr Aufmerksamkeit der anderen sich anbietenden Lösung zugewandt wird, nämlich: den Erstarrungsprozess der Wirtschaft als eine zwangsläufige Gegebenheit zu betrachten und bewusst planend in den Verlauf der Dinge einzugreifen. Hier liegen zwei Varianten, aus diametral entgegengesetzten Lagern kommend, im erbitterten Kampf: die kommunistische, rein mechanische, hundertprozentige Planwirtschaft, und die faschistische, bzw. nationalsozialistische, korporativ gegliederte Nationalwirtschaft, die inner-

halb eines bestimmten Rahmens freie Konkurrenz und Unternehmerinitiative in ihr System einschaltet.

Wie im Kriege die Nerven, so werden in diesem Ringen um die heranrückenden Entscheidungen diegeistigen Kräfte wesentlich, wenn nicht ausschlaggebend mitwirken.

*

Dieser Vortrag wurde gehalten wenige Tage vor der Berufung Adolf Hitlers zur Macht.*)

Seitdem hat der Verfall der liberalkapitalistischen Wirtschaft weitere Fortschritte gemacht: in Deutschland hat der Liberalismus, ohne Widerstand zu leisten, kapituliert, und die Wirtschaftskrise wird durch den zielbewussten Zugriff einer starken Staatsgewalt erfolgreich bekämpft; in Amerika entwickelt F. Roosevelt in Theorie und Praxis Gedanken, die als „amerikanischer Nationalsozialismus" angesprochen werden dürfen; in der ganzen übrigen Welt wächst mit der fortschreitenden Not die geistige Bereitschaft, zur Nationalwirtschaft überzugehen.

Auffallend ist in diesem Zusammenhang die immer kritischer werdende Lage des Kommunismus. Wenn man schon in den Rückwirkungen der kapitalistischen Wirtschaftskrise auf die SSSR nicht mit Unrecht kausale Zusammenhänge erblickte, so wird jetzt immer deutlicher, dass der über den Liberalismus hereinbrechende Abend auch für den Kommunismus gilt. Denn in grösserem Zusammenhang gesehen, bricht sich in unserer Zeit nicht nur die Welle des liberalen Kapitalismus, sondern die ganze dieser Wirtschaftsform wie auch ihrem Antipoden — dem Marxismus — zugrunde liegende materialistische, mechanistische Weltanschauung.

Von diesem Standort aus betrachtet, liegt der Kommunismus daher nicht am Anfang einer neuen, sondern am Ende einer abklingenden Epoche.

Der baltische Student von morgen

Von Heinrich Bosse

Vorbemerkung: Im folgenden wird von der Krise des baltischen Studenten die Rede sein. Ihre Ursachen sollen aufgedeckt, ein neuer Weg gewiesen werden. Dazu ist zu sagen, dass die Fest-

*) Am 28. Januar 1933 im Estländischen Landwirtschaftlichen Verein in Reval.

stellung der geistig unhaltbaren Lage des baltischen Nachkriegsstudenten keineswegs auf die jüngste Zeit beschränkt ist. Bereits 1926 hat Hans v. Rimscha auf ähnliches hingewiesen*). Er warf der baltischen Studentenschaft Ungeistigkeit vor und verlangte ihre Durchdringung mit dem Ideengehalt der deutschen Jugendbewegung, deren Formen freilich nicht übernommen zu werden brauchten. Dem Kern des hier zugrundeliegenden Problems kam dann zwei Jahre später Erhard Kroeger in seiner scharfen Kritik des baltischen Studenten wesentlich näher, indem er eine Gegenwartsabgewandtheit oder gar -feindlichkeit der baltischen akademischen Jugend feststellte und sie mit der Hilflosigkeit den drängenden Fragen der Gegenwart gegenüber erklärte**). Beide Mahnrufe sind im ganzen wirkungslos geblieben; vielleicht weil die Aufzeigung konkreter Aufgaben unterblieb***). Vielleicht aber auch — und darin liegt ein Fluch unserer allzu akademisch geformten Kultur — weil eine Auseinandersetzung mit den aufgeworfenen Fragen auf die Ebene zwar „anregender", aber unverbindlicher Diskussion beschränkt blieb.

1.

Der Typus des baltischen Studenten von heute ist durch den Bursch, den farbentragenden Korporationsstudenten bestimmt. Seine geistige Heimat ist das alte Dorpat der Oettingens, Engelhardts und Harnacks. Hier erfuhr der baltische Bursch seine entscheidende Prägung, die ihn als völlig selbständiges geistiges Gebilde etwa dem reichsdeutschen Verbindungsstudenten gegenüber erscheinen lässt. Es wäre irrig, Masstäbe, die auf die akademische Jugend im Reiche berechnet sind, unbesehen herüberzunehmen, nach ihnen Urteile und Anforderungen zu bemessen, und nicht in solchem Sinne will diese Kritik aufgefasst sein. Andrer-

*) H. v. Rimscha: Um die baltische Zukunft, Korporationen, Jugendbewegung und wir. Balt. Akad. Blätter Nr, 21. Riga 1926.

**) E. Kroeger: Zur Mentalität des baltischen Studenten. Baltische Monatschrift 1928,Heft 3.

***) Hier wäre allerdings auf die ausgezeichnete Studie „Vom ethischen Wert und von den Aufgaben der deutsch-baltischen Studentenkorporationen" von W. Wachtsmuth hinzuweisen (Baltische Monatschrift 1927, S. 425 ff.), wo von einem Vertreter der älteren Generation nach einer eingehenden Wertung der baltischen studentischen Verbindungen ihre Einordnung in einen nationalpolitischen Aufgabenkreis gefordert wird.

seits aber darf kein Zweifel darüber herrschen, dass die für den baltischen Studenten bislang gültigen Masstäbe hinfällig geworden sind. Ihre Voraussetzungen sind mit der Zeit, der sie entstammen, ins Grab gesunken. In der Festlegung neuer und gültiger Masstäbe liegt die Aufgabe.

Ein grosses Privileg hatte der Akademiker den meisten andern sozialen Schichten bisher voraus: die mehrjährige Vorbereitungszeit, welche sich zwischen Schule und künftige Berufstätigkeit einschiebt und ihm das allmähliche Ausreifen in einem auf seine seelischen Bedürfnisse ausgerichteten, geschlossenen Lebenskreise ermöglicht. Denn es ist falsch zu meinen, als sei der junge Mensch, der mit 18 Jahren die Schule beendet und nun ins Leben hinaustritt, bereits erwachsen. Er ist zu dieser Zeit noch mitten im Prozess seiner geistigen Reifung begriffen, der gewöhnlich mit 21 oder 22 Jahren, nicht selten aber auch erst später den Abschluss erreicht. Von da ab ist der Mensch erst wirklich in der Lage, am vielgestaltigen Lebensrhythmus der Gegenwart vollen seelischen Anteil zu nehmen, ohne daraus innere Spannungen und Belastungen zu gewärtigen, wie sie sich bei einem allzu zeitigen oder plötzlichen Übergang aus den relativ einfachen Lebensformen der Schule in den komplizierten Rhythmus des Berufslebens notwendig zu ergeben pflegen. Hiermit ist eines der Kernprobleme aller neueren Sozialpädagogik angedeutet, und so ist gerade in diesen Kreisen die Forderung einer besonderen Jugendkultur laut geworden*). Die schulentlassene werktätige und kaufmännische Jugend solle in die Lage gesetzt werden, sich in eigenem Kreise eine ihr gemässe Ausgestaltung ihrer Freizeit zu schaffen. Körperkultur und geistige Vertiefung hätten dabei in den Mittelpunkt zu treten, ohne jedoch dabei die Ausrichtung auf einen bestimmten erzieherischen Zweck zu erfahren, sei er nun durch Bildungsziele oder durch hygienische Gesichtspunkte gegeben. Die Jugendkultur, die sich übrigens von den bisherigen Methoden der Jugendpflege sehr bewusst abgrenzt, will in erster Linie einem wirklich spürbaren seelischen Bedürfnis entgegenkommen. Sie will einer jugendlichen Generation die Möglichkeit geben, auf dem Pflanzboden geschlossener Gruppenbildungen einen eigenen Lebensrhythmus zu entfalten,

---

*) Vgl. dazu Walter Hoffmann: Die Reifezeit, vor allem das letzte Kapitel „Jugendkultur". Leipzig 1922.

der sie allmählich in die Lebensformen der „erwachsenen" Gegenwartskultur hineinwachsen lässt.

Wenn diese Forderungen einem tatsächlichen Bedürfnis entsprechen, wie vorausgesetzt wurde, so müssen naturgemäss auf jedem Boden, wo eine geistig heranreifende Jugend sich unter günstigen Bedingungen zusammenfinden konnte, selbsttätig Lebensformen erwachsen sein, die, natürlich nur in sehr allgemeinen Zügen, dem Bilde jener oben entworfenen Jugendkultur entsprechen werden. Diese Erscheinung ist nun tatsächlich an allen Universitäten zu beobachten, wobei den studentischen Verbindungen, Vereinen usw. die Rolle der geschlossenen Gruppen zufällt, welche als Träger eines bestimmten jugendlichen Lebensstiles oder -rhythmus erscheinen. Im vorliegenden Falle freilich wird uns nur das alte Dorpat interessieren, das wir als bestimmend und formend für den Typus des heutigen baltischen Studenten kennengelernt haben.

2.

Die erste Form des studentischen Zusammenschlusses an der neuerrichteten Dorpater Universität war die nach reichsdeutschem Muster gegründete allgemeine Burschenschaft (1803), die einen für alle Glieder verbindlichen Comment festlegte. Aus der allgemeinen Burschenschaft gingen dann die vier heute noch bestehenden ursprünglichen Landsmannschaften hervor und schlossen sich 1834 zum Dorpater Chargiertenconvent zusammen. Der Chargiertenconvent nahm (unter Übergehung der nichtkorporierten „Wilden") die Repräsentation der Gesamtstudentenschaft für sich in Anspruch. Seine Beschlüsse galten auch für die Wilden als verbindlich; desgleichen beanspruchte er das alleinige Recht der innerstudentischen Jurisdiktion, wobei als Strafen zeitweiliger oder dauernder Verruf in Frage kamen. Bezeichnend ist, dass das chargiertenconventliche Burschengericht sich auch in Konfliktsfällen zwischen Studierenden und ortsansässigen Bürgern, Kaufleuten, Handwerkern, Droschkenkutschern usw. zum Eingreifen berechtigt fühlte, und bei der grossen Bedeutung, die der Studentenschaft im alten Dorpat zukam, konnte ein etwaiger Verruf für den betroffenen Bürger schwere materielle Schädigungen zur Folge haben, in einigen Fällen sogar ihn zum Wechsel seines Wohnortes zwingen. Es erweist sich jedenfalls, dass auf dem Boden der alten livländischen Landesuniversität der Gedanke des einzig auf sich gestellten

Burschenstaates, wie er von einer feucht-fröhlichen Studentenromantik immer wieder vertreten worden ist, in erstaunlich weitem Masse hat verwirklicht werden können. Daran vermochte die Tatsache, dass die farbentragenden Verbindungen, studentischen Mensuren usw. Jahrzehnte hindurch offiziell verboten waren, wenig genug zu ändern; ja letztlich bedeutete sogar die bis zur Russifizierung geltende Sondergerichtsbarkeit der Universität, die autonome Polizeigewalt durch eigene Pedellen, die Karzerstrafen usw. nur eine weitere Festigung dieser Vorstellungen.

Bis zum Weltkriege konnte sich der baltische Bursch als Mittelpunkt eines ganz auf ihn ausgerichteten Lebenskreises fühlen, dessen Rhythmus er selber bestimmte und der als Ganzes sich auf eine weitgehende Anerkennung seitens der erwachsenen Welt, der Gesellschaft zu stützen vermochte. Bestimmend für diesen Lebenskreis ist die Idee der bedingten Autonomie, einer Eigenverantwortlichkeit, der dennoch auf Grund einer stillschweigenden Übereinkunft bestimmte Grenzen gezogen sind. „Frei ist der Bursch", lautet der Kehrreim eines der meistgesungenen Dorpater Studentenlieder. Frei ist der Bursch in der Gestaltung seines Studiums, frei ist er in der Verwendung des ihm zustehenden häuslichen Wechsels. Seine und niemandes anderen Sache ist es, ob er von Anfang an zielbewusst auf die vorgesehenen Examina lossteuert, oder fröhlich ein paar Semester dahinlumpt, Feste feiert, Schulden macht und Kollegs schwänzt. Seine Sache, gewiss. Und dennoch erkennt er die Verpflichtung an, die darin liegt, dass nicht er es ist, der Ausbildung und Unterhalt letztlich bestreitet, so dass er gewiss nicht für jede einzelne durchzechte Nacht, wohl aber für seinen Gesamtstudiengang dem Vaterhause Rechenschaft schuldig ist. Denn darin liegt der Sinn jener burschenstaatlichen Eigengesetzlichkeit, dass sie sich ihrer temporären Geltung dauernd bewusst ist, dass ihr eine bestimmte Dynamik innewohnt, welche den jungen Menschen allmählich in den vollen Kulturrhythmus seiner Gegenwart einmünden lässt, um dadurch die tiefere Aufgabe einer jeglichen Jugendkultur zu erfüllen.

Der baltische Burschenstaat hat wie jede geschlossene Lebensgemeinschaft seine eigene Problematik erzeugt, welche eine nur in diesem Kreise gültige Denk- und Anschauungswelt zu bestimmen vermochte. Conventliche Interna, Contrahagen, Burschengerichtsmaterialien und interkorporative Rivalitäten nehmen neben dem

Studium den grössten Teil des Interesses in Anspruch. Einzelfragen der Ehrenordnung, der Satisfaktionsgabe gewinnen eine unverhältnismässige Bedeutung. Wo Verbindungslinien zur erwachsenen Welt vorliegen, ist das Schwergewicht meist zugunsten des burschenstaatlichen Denkens verlagert. Man überlege, welch selbstherrliche Haltung allein in der Anrede „Herr Philister" ausgedrückt liegt, durch welche der Arzt, Rechtsanwalt, Geistliche oder Gutsbesitzer einfach aus seiner für ihn bestimmenden Berufsstellung herausgehoben wird und eine dem burschenmässigen Denken entsprechende Einordnung erfährt. Auf geselligen Veranstaltungen aller Art spielt der farbentragende Bursch die Hauptrolle und bestimmt gewöhnlich den herrschenden Ton. Die von ihm ausgebildeten Ehrbegriffe und Ehrenordnungen haben, freilich entsprechend komplizierter, für die gesamte führende Oberschicht des Landes Geltung, und im Verkehr der Gesellschaft sind die Begriffe Philister (Alter Herr) und Philistère (verkehrsfähige Familie) wichtige Wertungskategorien. Überall lässt sich diese weitgehende Privilegierung des Burschen, d. h. aber eine Anerkennung seiner Lebensformen beobachten. Er ist es gewohnt, und was sich seinen Masstäben nicht einfügt, wird souverän abgelehnt.

Von hier aus wird die traditionelle Einstellung des baltischen Burschen zur Politik, die kategorische Ablehnung aller politischen Betätigung, verständlich. In seinem Lebenskreise ist für sie kein Raum. Ihre Problematik und ihre Forderungen lassen sich seinem Rhythmus nicht einordnen, und die Auseinandersetzung mit ihnen wird in instinktmässiger Folgerichtigkeit daher einfach zurückgestellt. Bestärkt wird er natürlich in seiner Haltung durch den unerfreulichen Eindruck, den der Typus des „politischen" russischen Seminaristen notwendig auslösen musste. Der apolitische baltische Bursch ist eine Schöpfung des alten Dorpat. Er steht und fällt mit jener zentral ausgerichteten, von einem einheitlichen Rhythmus bestimmten Lebensgemeinschaft, wie sie die Alma Mater Dorpatensis ihren Jüngern hatte verwirklichen können.

3.

Krieg und Revolution sind über die baltischen Lande hinweggebraust, neue Staaten auf ihrem Boden entstanden. Aus dem wirtschaftlich, politisch und kulturell führenden deutschen Volkstum ist ein verarmtes, in schwerstem Kampf um seine Grundrechte befindliches geworden. Die einstmals führende Oberschicht hat sich den

schweren Erschütterungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre gegenüber nur zum Teil behaupten können. Kann bei dieser grundlegenden Umgestaltung aller Verhältnisse der Gedanke des Burschenstaates, wie er als geschlossene Lebensgemeinschaft einer spezifisch baltisch-akademischen Jugendkultur einst Geltung beanspruchen konnte, heute noch aufrecht erhalten werden?

Die Frage stellen, heisst sie verneinen.

Ganz allgemein gesehen, ist die Anerkennung und Privilegierung, die der Bursch durch die Gesellschaft erfuhr und mit manchen Einschränkungen auch heute noch erfährt, in ihrer praktischen Bedeutung zunächst einmal stark entwertet. Denn die Gesellschaft selbst hat im Lande ihre führende Stellung eingebüsst. Gleichzeitig ist der deutsche Bursch aus seiner bestimmenden Rolle im Leben der beiden nunmehrigen Staatsuniversitäten verdrängt, zur bedeutungslosen Minderheit gestempelt. Die Umgebung, die sich einst den an sie herangetragenen Masstäben fügte und einordnete, hat sich gewandelt, und vor dieser neuen Umwelt müssen die alten Masstäbe versagen. Entscheidend aber ist — hatte der Bursch dank seiner unerschütterten Stellung dem fremdartigen Universitätsbetriebe der Jahrhundertwende noch einfach mit selbstherrlicher Ablehnung begegnen können, so zwingt der Druck einer neuen Tatsachenwelt ihm heute schon unerbittlich seine faktische Anerkennung ab.

Dazu treten Gründe rein materieller Art. Der altbaltische Burschenstaat war nur möglich gewesen bei einem Lebenszuschnitt, der seinen Gliedern volle materielle Unabhängigkeit zusicherte und eine vollständige Loslösung vom Erwerbsleben gewährleistete. Es gehört durchaus hier hinein, dass der finanziell schwieriger Gestellte ein allgemein anerkanntes Anrecht darauf hatte, durch darlehnsweise Unterstützung seitens der Philisterschaft sich die übliche Lebenshaltung zu sichern. Das „Pumpen" war eine Selbstverständlichkeit, und es fiel niemandem ein, danach zu fragen, ob die solcherart beschafften Mittel dem engeren Studiengange oder nicht vielmehr einem unbekümmerten Burschenleben zugute kamen.

Auch hierin ist eine entscheidende Wandlung eingetreten. Wieviele aus unserer studierenden Generation sind heute von Hause aus soweit sichergestellt, dass ihnen auch nur der sorgenfreie Abschluss ihres akademischen Bildungsganges, geschweige denn die feucht-fröhliche Unbeschwertheit vergangener Tage gewährleistet

ist? Die früher unerschöpfliche Hilfsquelle einer wohlhabenden Philisterschaft ist versiegt, und so sieht sich der weitaus grössere Teil der baltischen Studentenschaft auf Nebenerwerb angewiesen, arbeitet in Kontoren, unterrichtet in Schulen, erteilt Nachhilfestunden, sucht als Journalist, als Inkassent, als Handarbeiter während der Sommermonate sich den Fortgang seiner Studien zu ermöglichen. Sie alle sind, und sei es auch nur für einen bestimmten Teil ihres Tages, in den Rhythmus des Berufslebens bereits hineingestellt, von ihm mitgeprägt, zu vollbelasteten Gliedern der erwachsenen Welt gestempelt. Die seelische Rückkehr in das Zwischenreich einer eigengesetzlichen Burschenherrlichkeit ist ihnen erschwert und, im Grunde genommen, auch sinnlos geworden. Dem groben Bürochef gegenüber wird nun einmal die akademische Ehrenordnung recht illusorisch bleiben, und im täglichen Verkehr mit den Arbeitskollegen werden manche der herkömmlichen burschenstaatlichen Wertungsbegriffe bald ihren Dienst versagen. Die Wirklichkeit unserer akademischen Generation ist hart, sie hat aus der bedingten Eigenverantwortlichkeit einer versunkenen Zeit in vielfacher Hinsicht eine vollständige werden lassen, damit aber an einer weiteren Stelle die Eigenständigkeit einer rein akademischen Sonderkultur erfolgreich durchbrochen.

Der Gedanke des Dorpater Burschenstaates, seit der Russifizierungszeit in seinen Grundfesten erschüttert, durch die Verpflanzung auf den Boden der Grosstadt in seinem Gehalt bereits entwertet, hat den Stürmen der letzten beiden Jahrzehnte nicht standhalten können. Seine Bedeutung und seine Berechtigung lagen in dem geistigen Aufsichbezogensein, der materiellen Sicherung des studentischen Lebenskreises, der dem Burschen in der Zeit seiner letzten geistigen Reifung einen besonderen jugendlichen Daseinsrhythmus ermöglichte. Die Grundlagen sind zerbrochen. Was einst lebensnahe Wirklichkeit war, muss heute als romantischer Traum erscheinen.

4.

Welche Konsequenzen hat nun unsre heutige akademische Generation aus dieser Tatsache gezogen? Wenn wir von wenig zahlreichen Ausnahmen absehen wollen, so lautet die Antwort: gar keine.

Der Bruch, der zwischen den Forderungen und Notwendigkeiten der Gegenwart einerseits, der Formenwelt der baltischen studentischen Korporation andrerseits klafft, ist freilich zu offenkundig, als dass er übersehen werden könnte. Und selbst da, wo er noch immer nicht ins Bewusstsein des einzelnen gerückt ist, sind seine praktischen Auswirkungen allenthalben spürbar. Es wird auch vom überzeugtesten Anhänger altbaltischer Burschenherrlichkeit nicht geleugnet werden können, dass eine autonome studentische Lebensgemeinschaft, die unbeschadet des Getriebes einer gänzlich andersgearteten Umwelt ihrem eignen Rhythmus zu leben in der Lage ist, heute gar nicht mehr denkbar erscheinen kann. Das grosse Missverständnis aber liegt darin, dass man glaubt, die Tradition des baltischen Burschenstaates halten zu können, ohne sich darüber klar zu sein, dass sie mit dem Zusammenbruch der Voraussetzungen, aus denen sie erwuchs, auch ihren inneren Sinn verlieren musste, liegt endlich in der Verwechslung der rein formalen Tradition mit dem korporativen Gedanken an sich. Wenn der baltische Bursch aus dem Kontor, der Bibliothek oder vom Familientische abends im Conventsquartier zusammenkommt, um über Burschengerichtsmaterialien und Chargiertenconventsreibereien zu verhandeln, so wird er hinter diesem seinem Tun kaum eine ernsthafte Notwendigkeit sehen können. Aber er meint, eine überkommene Überlieferung um ihrer Werte willen pflegen zu müssen, ohne sich die Frage vorzulegen, wieweit gerade eine solche Tradition überhaupt noch gültige Werte zu vermitteln imstande ist.

Wer diese Fragestellung vermeiden will, dem bleiben zwei Wege offen. Entweder der junge Mensch sucht sich, ungeachtet einer völlig gewandelten Gegenwart, willensmässig in die überkommene Formenwelt hineinzuleben. Er fühlt sich wie einst die Väter als Glied eines existenten Burschenstaates, dem er die Masstäbe für Urteile und Handeln entnimmt. Und wo die Masstäbe an der Wirklichkeit zu versagen beginnen, da erwächst jene von Kroeger in ihren verhängnisvollen Wirkungen gekennzeichnete Gegenwartsfeindlichkeit, die letzten Endes nichts ist als eine Hilflosigkeit der eigenen Zeit gegenüber. — Häufiger schon wird freilich in unseren Tagen der andere Weg beschritten. Man nimmt die alten Bräuche, Gepflogenheiten und Denkformen hin wie ein altmodisches Erbstück, das zu besonderer Gelegenheit aus der Lade geholt wird. Sie werden zum geistigen Luxus, der im Grunde

genommen nicht verpflichtet und, wenn es not tut, schmerzlos abgestreift werden kann. Der romantische Traum, der im ersten Falle trotzig für Wirklichkeit erklärt wurde, ist hier als solcher erkannt. Damit freilich wird bereits ein Werturteil gefällt, das in der immer zunehmenden Zahl der Freistudenten gegenüber den alten Korporationen eine bedrohlich praktische Bedeutung zu gewinnen beginnt.

Wenn die baltische studentische Korporation wirklich so unlöslich in der Idee des Burschenstaates verankert ist, wie die meisten ihrer Anhänger noch meinen, so kann freilich ihr baldiges und notwendiges Ende mit gutem Grunde vorausgesagt werden.

Hier aber erhebt sich die Frage nach Sinn und Bedeutung der korporativen Gemeinschaft überhaupt.

5.

Die ständische Korporation ist die historisch gegebene Form baltisch-deutschen Gemeinschaftslebens. Orden wie Domkapitel, Zünfte, Gilden und Ritterschaften haben durch die Jahrhunderte eine Erziehungsarbeit geleistet, deren Gepräge heute noch den baltischen Deutschen in seiner Besonderheit kennzeichnet. Dank seiner seelischen Struktur, die besonders dem Aussenstehenden offenkundig wird, verfällt er auch in den bedeutungslosesten Gesprächen immer wieder aus der erwarteten Ich-Haltung in ein ausgesprochenes Wir-Bewusstsein: er fühlt sich als Glied, als Vertreter einer grösseren Gemeinschaft — seines Geschlechts, seines Standes, seines Stammes (etwa Reichsdeutschen gegenüber). Diese Haltung, die auf ein besonders ausgeprägtes korporatives Empfinden zurückgeht, mag im einzelnen gewiss auch wenig erfreuliche Auswüchse zeitigen, im ganzen jedoch ist sie mit einem erhöhten Verantwortungsgefühl, einem Bewusstsein besondrer Verpflichtung verbunden, dessen Bedeutung für die Kulturleistungen einer mehr als 700-jährigen Geschichte nicht gering geschätzt werden darf. Und wir wagen zu behaupten, dass gerade heute, wo das baltische Deutschtum als Gesamtheit sich in schwerem Existenzkampfe einem zahlenmässig bei weitem überlegenen Gegner gegenüber sieht, dieser Kampf auf die Dauer nur vom korporativen Denken her wird behauptet werden können. Die baltisch-deutsche Volksgemeinschaft als Korporation, das heisst aber als verpflichtende Gesinnungsgemeinschaft, ist die dringlichste Forderung unserer Tage.

Von der Verwirklichung dieser Forderung freilich sind wir weit genug entfernt. Gemeinsam ist heute das Bekenntnis zu Muttersprache und Volkstum. Viel aufopfernde Arbeit ist in den $1^1/_2$ Nachkriegsjahrzehnten daran gewendet worden, an die die junge Generation von heute anzuknüpfen haben wird. Aber sie muss sich darüber klar sein, dass damit erst die Fundamente für den eigentlichen Bau gelegt sind. Was in weiten Kreisen noch fehlt, sind die einheitlichen politischen Zielsetzungen, ohne die kein Volk, ebensowenig aber eine Volksgruppe lebensfähig bleiben kann. Solange eine Gemeinschaft über das rein vegetative Bekenntnis der Arterhaltung nicht hinausfindet, ist sie zu allmählichem Zerfall, zum Zerbröckeln verurteilt. Wie sehr die Erfahrungen gerade der letzten Jahre diesen Satz bestätigen, braucht hier kaum näher ausgeführt zu werden.

Wenn die Forderung der korporativen Volksgemeinschaft erhoben wurde, so ist damit nicht geistige Uniformierung gemeint, wohl aber eine Gesinnungsgemeinschaft, die grundlegenden Problemen des gemeinsamen Seins gegenüber nur eine gemeinsame Haltung kennt. Ein solches Problem ist der Staat, dessen Gepräge immer von einem anderen Volkstum sehr entscheidend bestimmt sein wird. Wo aber der ehrliche Wille vorliegt, vom volksdeutschen Denken her zu einer eindeutigen und klaren bejahenden Haltung zu gelangen, wird er auch in Wort und Tat ein entsprechendes Bekenntnis ablegen müssen. Freilich — die korporative Volksgemeinschaft kann dem Staate nicht eine blosse Summe von Staatsbürgern im westlerischen Sinne, sie kann dem andern Volke nicht einen rein zahlenmässigen Prozentsatz an anderssprachigen Mitbürgern stellen. Sie wird als Gesamtheit ihre besonderen Aufgaben und ihre besondere Verantwortung beanspruchen müssen, und sie wird, wo ihr das Recht darauf abgesprochen wird, auch zäh darum kämpfen.

Von nicht minder grundsätzlicher Bedeutung ist das Verhältnis zum Boden. Das baltische Deutschtum ist heute in der Stadt beheimatet. Die landischen Volksgenossen machen einen immer mehr zurückgehenden Bruchteil aus. Das Bekenntnis zur Bodenständigkeit ist, wenigstens in Presse und Öffentlichkeit, allgemein. Es steht zur Welt der Tatsachen in einem Widerspruch, dessen Auflösung beschleunigt in Angriff genommen werden muss. Die Heimatverbundenheit auch des städtischen Menschen soll dabei nicht an-

gezweifelt werden, ihr kann aber gegenüber der Bodenständigkeit des Landsassen immer nur eine untergeordnete Rolle zukommen. Die Wendung zum Lande wird eine der wichtigsten Aufgaben der korporativen Volksgemeinschaft sein, die nicht nur — wie bisher — bejaht, sondern von jedem einzelnen Gliede in ihrer verpflichtenden Bedeutung erkannt sein will.

Die korporative Volksgemeinschaft kann nur auf dem Boden gemeinsamer, lebendig erfasster Zielsetzungen erwachsen. Es wäre unwahr zu sagen, solche seien heute noch nicht vorhanden. Aber sie sind zunächst noch im wesentlichen beschränkt auf bestimmte soziale Schichten und Gruppierungen, deren Aufgabe es sein muss, die als notwendig erkannte Haltung in das Gesamtvolkstum hineinzutragen. Der Weg aber kann nur der des deutschen Sozialismus sein.

6.

Wir fordern für die baltisch-deutsche Volksgemeinschaft der Zukunft den korporativen Geist, der baltisch ist; und wir fordern den sozialistischen Geist, der deutsch ist.

Wir sind eine Sprachgemeinschaft und eine Kulturgemeinschaft. Eine Volksgemeinschaft sind wir noch nicht. Manchmal freilich fühlten wir sie: in den Tagen grossen gemeinsamen Schmerzes oder gemeinsamer Aufgaben. Zur Landeswehrzeit und während der Bolschewistenherrschaft, bei der Domenteignung und an den Wahltagen, da zerschmolzen die gesellschaftlichen Vorbehalte vor dem einigenden Gedanken, und das beglückende Bewusstsein der Gemeinschaft liess mächtige Impulse erwachen. Aber dann kam der Alltag und brachte wieder die Zersplitterung in Klassen und Grüppchen, und der lähmende Riss tat sich auf zwischen der „Gesellschaft“ und der Welt des „kleinen Mannes“, die zueinander nicht finden können.

Als durch die Agrarenteignung dem baltischen Adel das Rückgrat gebrochen wurde, nahmen Grossbürgertum und Literaten (der Akademikerstand) die politische und geistige Führung des Deutschtums in ihre Hände. Aber alle Führung ist wertlos, solange sie ihrer Gefolgschaft nicht sicher ist. Wenn von der grossen Zahl der Mischehen, dem zunehmenden Renegatentum innerhalb der werktätigen deutschen Bevölkerung die Rede ist, so werden diese Erscheinungen der nationalen Unzuverlässigkeit dieser Kreise zur Last gelegt. Das ist falsch. Die Schuld liegt bei der Führung. Auf ihr

liegt die Verantwortung für die Haltung der Gefolgschaft, und wenn sie sich über mangelnden Kontakt beklagte, so ist wiederum die Schuld zuerst bei ihr und dann erst auf der andern Seite zu suchen. Kann sie die innere Verbindung nicht von sich aus herstellen, so muss sie sich ihres Führungsanspruchs begeben.

Diese seelische Verbindung zwischen den einzelnen Gruppen und Schichten, die die Voraussetzung ist für alle korporative Gemeinschaft, sie ist heute nur möglich aus dem Geiste des deutschen Sozialismus, der seine Bewertung nicht nach der genossenen Bildung ausrichtet und nicht nach dem Vermögen, sondern nach der besonderen Leistung innerhalb der Gesamtleistung des Volksganzen.

Wir rufen nicht nach Verbrüderung und nicht nach den Teeabenden der Deutschen Vereine. Eine jede Volksgemeinschaft drängt nach berufsständischer Gliederung, und die baltische vielleicht in erhöhtem Grade, weil eine lange Geschichte ihr die ständisch-korporative Form als besonderes Erbe verliehen hat. Wir bejahen die Gliederung und bejahen die auf unserm Boden gewachsene Form; aber wir wissen, dass diese Form ihre Gültigkeit erst erhalten kann durch die Dienstidee des deutschen Sozialismus, und in ihr ist für den Standes- und Bildungsdünkel einer abgekapselten Gesellschaft kein Raum.

Auf der baltischen Oberschicht ruht eine ungeheure Verantwortung. Denn sie muss, will sie auf ihren Führungsanspruch nicht verzichten, die ersten Schritte tun dem neuen Sozialismus entgegen. In besonderem Grade freilich ruht diese Verantwortung auf der jungen akademischen Generation und deren ständisch-korporativen Gemeinschaften, soweit sie ihren Daseinsanspruch zu wahren entschlossen sind. Die studentischen Korporationen sind nun unerbittlich vor die letzte Entscheidung gestellt.

7.

Die baltischen studentischen Verbindungen, deren älteste in diesen Tagen auf ein 125jähriges Bestehen zurückblickt, sind auf dem Boden des alten Dorpater Burschenstaates erwachsen. Aber nicht durch ihn haben sie ihre Daseinsberechtigung. Sie haben sie als ständisch-korporative Gemeinschaften, in deren Mitte neben überalterten Denkformen wertvollstes geistiges Gut gepflegt und von einer studierenden Generation auf die nächste übertragen wird. Was

gerade den werktätigen Deutschen zuweilen verloren ging, die selbstverständliche nationale Haltung dem fremden Volkstum gegenüber, hier ist sie Grundlage aller Gemeinschaftserziehung.*) Wenn heute der Ruf nach einer neuen Bindung zur Scholle wieder wach wird, so sind es in erster Linie die alten Landsmannschaften, die die Verbindungsfäden zu den schwer kämpfenden deutschen Hofbesitzern auf Gutsresten und Parzellen niemals hatten abreissen lassen. Im Neubau der baltisch-deutschen korporativen Volksgemeinschaft werden die studentischen Korporationen als wichtige Bestandteile nicht fehlen dürfen. Voraussetzung ist freilich, dass sie sich ihrer künftigen Aufgaben voll bewusst werden.

Die Zeit der alten Burschenherrlichkeit ist endgültig dahin. Der Student von morgen wird aus seinem längst durchbrochenen Sonderdasein heraustreten und sich dem sozialistischen Dienstgedanken einer kommenden Volksgemeinschaft zur Verfügung stellen. Seine Aufgabe ist nicht mehr Pflege eines in sich beruhenden, vergangenheitsgerichteten Lebensrhythmus. Seine Aufgabe heisst Dienst und Führung. Er ist verantwortlich für die Einordnung seiner Generationsgenossen aus Kontor, Werkstatt und Maschinensaal in das grosse Werk, dem er sich verschrieben hat.

Es darf nicht verschwiegen werden, dass der baltische Student von morgen, will er den neuen Anforderungen gerecht werden, in weit höherem Grade als bisher ein Student der Arbeit sein wird. Dies gilt zunächst für sein eigenstes Gebiet der wissenschaftlichen Ausbildung. Er muss wissen, dass in erster Linie die Leistung, und zwar die Mehrleistung gegenüber anderen, von ihm verlangt wird. Und dies nicht um seiner Persönlichkeit und seines Fortkommens, sondern um der Volksgemeinschaft willen, deren verantwortlich tragendes Glied er ist. Darüber hinaus aber fühlt er sich zu schlichtem Dienst in der brennenden sozialen Arbeit verpflichtet, indem er um des Ganzen willen persönliche Neigungen und Bequemlichkeit zum Opfer bringt. Er knüpft damit an eine gute Tradition an, welche die Studentenschaft in grossen Augenblicken geschlossen in die Front treten liess, und wir denken dabei an den vorbildlich durchgeführten Wahldienst der letzten Jahre. Nur frei-

*) Vgl. dazu W. Wachtsmuth: Entstehung, Organisation und völkische Bedeutung des deutschen Burschenlebens in Dorpat und Riga. Jahrb. d. Deutschtums i. Lettland 1924, S. 99 ff.

lich mit dem Unterschiede, dass aus den einmaligen Mobilisationen eine ständige geworden sein wird.

Der Typus des baltischen Studenten von morgen ist der politische Student. Er ist es nicht im Sinne des unreifen Politisierens der einstigen russischen Seminaristen, wohl aber in klarer Erkenntnis und Erfüllung zugewiesener und begrenzter Aufgaben, und er ist es im Gegensatz zum Typus des romantischen Studenten von gestern. Das Heute aber ist der Übergang.

Es werden die Gemeinschaftsformen des Studenten von morgen baltische, das heisst ständisch-korporative Gemeinschaften sein, und sie werden politische, das heisst dienstverpflichtete Gemeinschaften werden. Die Korporation, die sich nicht mehr als in sich beruhende Sondergemeinschaft, sondern als Dienstgruppe, als Trägerin bestimmter Aufgaben fühlt, wird vor allem dem Gedanken der strafferen Disziplinierung Rechnung tragen. Der innerkonventliche Parlamentarismus hat sich überlebt. Der Konvent wird einen Teil seiner Kompetenzen, vor allem das Recht der Jurisdiktion, als dauernde Vollmacht dem gewählten Senior übertragen. Die allwöchentlichen Debatten über burschengerichtliche Materialien und chargiertenkonventliche Fragen, wie sie heute noch auf den konventlichen Zusammenkünften immer erneut die Blickrichtung letztlich nebensächlichen Dingen zuwenden, werden aufgegeben. Ihre Glieder verpflichtet die Korporation zur Teilnahme an einem der deutschen Landdienstlager, in denen bei gemeinsamer körperlicher Sommerarbeit die verschiedenen sozialen Schichten im Geiste der sozialistischen Volksgemeinschaft zusammengeführt werden. Darüber hinaus aber zieht sie ihre Glieder zu regelmässigen Dienststunden im Rahmen der gestellten sozialen Aufgaben heran,*) sorgt für die notwendige körperliche Ertüchtigung durch Fechtboden und gemeinsamen Geländesport, sowie für die Durchführung einer regelmässigen geistigen Schulung, wobei der Gedanke der volksdeutschen und sozialistischen Erziehung in den Mittelpunkt tritt.

*) Hier wäre vor allem an die Organisation eines „dynamischen" Volkstumskatasters zu denken, als deren Trägerin in erster Linie die Studentenschaft in Frage käme. Durch regelmässige Fühlungnahme mit eigens zugewiesenen Wohnbezirken (Nachbarschaften) würden dauernd die notwendigen Daten über die bevölkerungspolitische und wirtschaftliche Lage der Volksgruppe zusammengetragen, gleichzeitig aber ein lebendiger Kontakt zwischen den betreuten Gliedern und der Zentrale der Volksgemeinschaft hergestellt, an dem es heute so sehr mangelt.

Wir stehen an einer Zeitwende. Altes ist endgültig zusammengebrochen, neue Lebensformen setzen sich durch. Der politische Student von morgen ist eine Forderung, von der nicht abgewichen werden kann, und eine Tatsache, mit der heute bereits gerechnet werden muss. An die baltische studentische Korporation aber geht die Frage, ob sie in der Lage sein wird, diese Wandlung mitzumachen, oder ob sie, beim Alten beharrend, sich ihres Daseinsanspruches endgültig begibt.

Aus den Briefen Oskar v. Riesemanns

Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstag

Von Otto Greiffenhagen

In der Geschichte der alten Ostseeprovinzen Russlands hat es eine nur kurze Epoche gegeben, in der es auch dem von Gemeinsinn erfüllten städtischen Bürger möglich war, massgebend und nachhaltig auf die politischen Verhältnisse des Heimatlandes einzuwirken. Es war das die Zeit der Regierung Kaiser Alexanders II. von Russland. Mit der brutal einsetzenden Periode der Russifizierung unter Alexander III., Kapustin und Fürst Schachovskoi war den damals in Estland aufgeblühten politischen Hoffnungen eine Grenze gesetzt; die Freude an politischem Wirken ist wohl nie so gross und so begründet gewesen wie in den Jahren zwischen 1860 und 1885.

Einer der sympathischsten und markantesten Vertreter der Politiker jenes Typus ist Oskar v. Riesemann, Rechtsanwalt, Syndikus und Stadthaupt von Reval, dessen 100. Geburtstag man in Reval kürzlich feiern durfte; — noch hängt ja sein Porträt neben denen der fünf andern deutschen Stadthäupter auch heute im Zimmer des Stadthaupts im alten Rathause Revals.

*

Als Spross einer im russischen Staatsdienst wie im Kommunalleben Revals bewährten Literatenfamilie wurde Oskar Arthur v. Riesemann am 15./27. August 1833 zu Reval geboren. Aus den Er-

innerungen Leopold v. Pezolds ist zu ersehen, wie schon dem zarten Knaben, aber ebenso dem Domschüler und erst recht in Dorpat dem Studenten und Landsmann der „Estonia“ immer eine gewisse Vorzugsstellung eingeräumt worden ist. Alles in seiner geistigen Veranlagung wies ihn aufs juristische Studium hin. Schon in neuen Bestimmungen für den Comment der „Estonia“ äusserte sich sein scharfes Rechtsempfinden. Nach vollendetem Studium liess er sich in seiner Vaterstadt zunächst als Rechtsanwalt nieder. Zugleich trat er in den Dienst der (russischen) Gouvernementsverwaltung Estlands. Hier wird er sich wohl wesentlich das richtige Urteil über die Beziehungen zwischen russischer bürokratischer Regierung und deutscher Selbstverwaltung angeeignet haben, mit dem Erfolge, dass er 1862 ganz in den Dienst der Revaler Kommunalverwaltung trat, zunächst als Gehilfe des Obersekretärs, dann als Syndikus, nebenher war er als Rechtsanwalt tätig. Es hat in seiner Amtsführung an Konflikten nicht gefehlt, namentlich mit Vertretern eng spiessbürgerlicher Gesinnung. 1866 waren seine Nerven derart zerrüttet, dass er ernsthaft daran dachte, seinen Abschied zu nehmen, und im Auslande seiner Gesundheit zu leben gezwungen war. Aber er gehörte zu den seelisch starken Naturen, denen neue Anstrengungen neue Kräfte verleihen. Als Vertreter Revals in Riga und St. Petersburg, in der Eigenschaft des Vertreters Revals auf dem Estländischen Landtage, als Meister in der Kunst, die alten ständischen Gegensätze zwischen Adel und Bürgerschaft zu überbrücken, gewann er sich hohe allgemeine Wertschätzung. Aber auch in engeren Kreisen wirkte seine geschlossene, hochstehende Persönlichkeit. Seine grosse musikalische Begabung und seine in Italien geschulte Baritonstimme machten ihn zum ersten musikalischen Faktor im Revaler Musikleben. An der 1860 begründeten ersten deutschen Tageszeitung, der „Revalschen Zeitung“, übernahm er — charakteristisch genug — das Amt des Musikreferenten und zugleich das des — Zensors. Alles das gab ihm vollauf Gelegenheit, fördernd zu wirken, aber auch menschlichen Schwächen in „Ober-Schunkelhausen“, wie er das Spiessbürgerliche in Reval nannte, schonungslos zu begegnen. Eine ausgedehnte Korrespondenz mit Philipp Spitta, der zwei Jahre als Oberlehrer an der Revaler Domschule gewirkt hatte, später nach Deutschland — Sonderhausen und Leipzig, — schliesslich als Professor für Musikgeschichte nach Berlin berufen wurde und der erste Bach-Biograph

grossen Stils wurde, lässt uns den hochstehenden Menschen, seine Erfolge und seine Resignationen in hellem Lichte erscheinen.

*

Den uns erhaltenen Briefen Riesemanns an Spitta aus den Jahren 1866—80 (die Briefe Spittas sind nicht erhalten) entnehme ich die nachstehenden Äusserungen, die Riesemanns Auffassung der öffentlichen Angelegenheiten der Ostseeprovinzen besonders deutlich erkennen lassen.

25. Dez. 66/8. Jan. 67. „... Es ist ein missliches Ding, an der Spitze eines entschieden im Rückgange befindlichen Gemeinwesens zu stehen. Die Ursachen des materiellen Verfalls werden von der ungebildeten Menge nicht dort gesucht, wo sie wirklich liegen: in den veränderten wirtschaftlichen und Verkehrsverhältnissen unseres Landstrichs, sondern in den Mängeln der lokalen Verwaltung. Diese Erscheinung kann an sich nicht befremden; sie tritt uns überall unter ähnlichen Bedingungen entgegen. Allein ihre nächste Folge sind kleinliche Reibereien, Zänkereien, Verstimmungen, und unter diesen unerquicklichen Regungen haben die Leiter des Stadtregiments wieder insbesondere zu leiden. Am 12. Sept. hatte ich mich nach St. Petersburg begeben. Ein verhältnismässig glücklicher Ausgang meiner Sendung wog viele Verdriesslichkeiten einigermassen auf. Nach Hause zurückgekehrt, fand ich allerhand Unsinn, der unter der Bürgerschaft schon früher im Schwange ging, bis zu einer solchen Höhe emporgeblüht, dass mir meine Stellung ganz verleidet ward. Rasch entschlossen resignierte ich. Indessen ging es damit nicht. Es waren diesmal die Verhältnisse noch stärker als ich. Man kam zur Besinnung, es trat eine heilsame Reaktion ein, man deputierte und petitionierte an mich um ferneres Verbleiben, ich fühlte am Ende auch, dass starke Bande mich an die Vaterstadt fesseln, und musste mir sagen, dass es Mannessache nicht ist, dem ersten Anprall unvermeidlicher Widerwärtigkeiten zu weichen —, kurz, ich blieb, halte die Zügel etwas strammer als zuvor, und der Karren geht leidlich weiter, wenn es an Steinen des Anstosses auch nicht fehlt ... In den Russifizierungs-Arbeiten ist einstweilen ein Stillstand eingetreten, die Plänkeleien mit der „Moskauer Zeitung" haben aufgehört; wollen wir hoffen, dass sie nie wieder reaktiviert werden."

1866, vor November (ohne Tagesdatum), Berlin: „... So kehre ich denn zufrieden und dankbar für das überreiche Leben der

letzten Monate nach Hause zurück, verdüsterten Sinnes nur wegen alles desjenigen, was ich hier in Berlin über das Vorgehen der russischen Regierung in der Sprachenfrage erfahren musste. Die politische Tragweite dieser rohen Gewaltmassregeln lässt sich nicht verkennen. Russland betrachtet den in so rascher und sicherer Bildung begriffenen und zu imposanter Machtfülle sich entwickelnden deutschen Einheitsstaat mit Misstrauen, Eifersucht und Furcht. Die Proklamierung der Ausrottung des deutschen Lebens in den Ostseeprovinzen ist die Antwort auf die Siege Preussens und die Konstituierung des Norddeutschen Bundes. Wir haben Grund zu fürchten, dass man, trotz des Mangels an jeglichem Vorwande, rücksichtslos auf der betretenen Bahn weiter fortschreiten werde. Je mehr Deutschland erstarkt, desto eifriger wird Russland uns, die deutsche Kolonie an der Ostsee, zu vernichten trachten. Unverkennbar bereitet sich ein ernster Kampf vor um die höchsten Güter, ein Kampf auf Leben und Tod. In ernster Stimmung gehe ich daher zurück an meinen Posten. Eine neue Forderung tritt an die baltischen Patrioten heran, die Forderung, ihre besten Kräfte der Aufrechterhaltung deutscher Sprache und Gesittung, deutschen Wesens und Lebens zu weihen. Dieser Forderung auch meinerseits gerecht zu werden, auszudauern zunächst in passivem Widerstande, kehre ich jetzt heim..."

1867, 17./29. Nov. „...Ein russisches Reskript des General-Gouvernements, welches im Gegensatz zu der bisher eingehaltenen Ordnung deutscher Korrespondenz an denselben (sc. den Revaler Rat) gelangt, war Veranlassung gewesen zu einer geharnischten, auf die Privilegien und das geltende Gesetz gegründeten Gegenvorstellung. Persönlich wurde ich dadurch insofern getroffen, als ein Telegramm mich sofort nach Riga berief. Am Dienstag hier angelangt, musste ich mich schon am Donnerstag dahin aufmachen. Es kam zu auzführlichen Erklärungen und Erörterungen zwischen dem General-Gouverneur und mir, deren Ergebnis ich, nach der letzten Kundgebung der Staatsregierung in der sog. „baltischen Frage", nicht als ein ungünstiges bezeichnen kann. So wurde ich denn sofort wieder in medias res versetzt... Gegenwärtig ist nach langen Wochen banger Erwartung nicht nur ein offizieller Erlass des General-Gouverneurs über die praktische Anwendung des Edikts in der Sprachenfrage erfolgt, sondern es hat auch die „Nordische Post", das Organ des Ministeriums des Innern, einen Artikel

gebracht, der den vollständigen Bruch der Regierung mit der fanatischen Nivellierungspolitik der Anhänger der „Moskauer Zeitung" signalisiert. Die Regierung missbilligt darin die stattgehabten Aufhetzereien und verheisst den Ostseeprovinzen den Schutz ihrer Sprache, des Glaubensbekenntnisses, der Rechtsformen, sowie der besonderen Einrichtungen und Eigentümlichkeiten. Um des Staatsinteresses willen soll nur in den Behörden der Krone und einigen administrativen Institutionen der Kreis des obligatorischen Gebrauchs der russischen Sprache erweitert werden. Um den Erfordernissen der lokalen Bevölkerung entgegenzukommen, wird die Kenntnis der russischen Sprache in den Schulen gefordert. Einstweilen hat die Sache somit einen Abschluss gefunden, wie er den offen zur Schau getragenen Tendenzen der Ultraslawen mindestens nicht entspricht. Dagegen aber könnte auch nur gedankenloser Optimismus in der neuerlichen Wendung der Regierungspolitik eine völlige Abkehr von den früher verfolgten Zielen erblicken ..."

5. April 1869. „... Mit Details verschone ich Dich und sage nur soviel, dass die Vorpostengefechte mit unserem neuen Gouverneur bisher nicht ganz unglücklich ausgefallen sind. Noch ist die deutsche Sache in unserem Lande nicht verloren. Es ist erhebend, wie die Widerstandskraft im Kampfe erstarkt..."

31. Mai 1870. „... Die Enthebung Keyserlings vom Amte des Kurators unseres Lehrbezirks war jedenfalls schon seit längerer Zeit beschlossene Sache bei der Regierung. Die Kirchenfrage — er hatte es abgelehnt, seinen Untergebenen den Besuch der griechischen Kirche bei der Abhaltung der feierlichen Dankgebete für das Kaiserhaus vorzuschreiben — gab nun die Gelegenheit zur Ausführung des Planes. Sein Nachfolger Gervais ist nicht als Kurator, sondern als das Werkzeug zur Verwirklichung der politischen Absichten der Regierung anzusehen. Es handelt sich jetzt um die Russifizierung des Schulwesens, nicht im Sturmlaufe und mit dem davon untrennbaren Eclat, sondern im Katzentritt, leise und einschläfernd, „stufenweise", wie ein unvorsichtig gebrauchter Ausdruck in einem offiziellen Reskripte besagt..."

26. Aug./7. Sept. 1870. „... Welche Veränderung, seit ich Dir schrieb! Alles Denken, Sinnen und Empfinden richtet sich ja nur auf einen Gegenstand. Was vor Wochen noch gross und beachtenswert erschien, es verschwindet im blutigen Glanz der Sieger-

sonne, die über Deutschland aufgegangen ist. Nicht vergebens hat Russland uns seit Jahren an den Schleifstein gehalten. Unser Nationalgefühl ist gehörig geschärft, und in vollen Zügen geniessen wir die grosse Zeit, welche dem deutschen Volke den Platz an der Spitze aller Nationen der Erde anweisen wird, den Platz, der ihm schon so lange gebührt... Welche politischen Kombinationen sich an den nicht mehr zweifelhaften Ausgang des Riesenkampfes knüpfen mögen, zum Schaden können sie uns nicht gereichen, und liegt die Zukunft gleich verschleiert vor dem Blicke, soviel ist sicher, dessen bin ich fest überzeugt, der deutschen Kultur bleibt unser Landstrich jetzt erhalten..."

6./18. April 1871. „...Es wird Dich vielleicht interessieren zu erfahren, dass die baltische Eisenbahn (Baltischport-Reval-St. Petersburg) je länger je mehr die an sie geknüpften Erwartungen übertrifft. Allem Anschein nach wird Reval das wichtigste Emporium für den Ein- und Ausfuhrhandel des Wolgagebiets werden. Schon jetzt ist der Andrang der Waren so gross, dass sie garnicht bewältigt werden können. Am meisten Freude macht es mir, dass unter 7 Grosshandelsfirmen, welche sich in den letzten Monaten hier etabliert haben, eine einzige russische ist."

30. Dez. 1873/11. Jan. 74. „. . . Der Schluss des alten Jahres hat uns einige keineswegs schlimme Überraschungen gebracht. Einmal mehrfache Symptome einer vorurteilsfreieren Anschauung unserer Verhältnisse, wie sie neuerlich in einigen Artikeln einflussreicher russischer Blätter hervorgetreten sind. Es passiert uns, dass unsere Agrarverhältnisse der elenden russischen Feldwirtschaft als Muster gegenübergestellt werden und überhaupt provinzielle Einrichtungen und Institutionen als nachahmenswert gepriesen werden. Auch sind verschiedene Anzeichen dafür vorhanden, dass die Regieruug ihrem Neuerungseifer, der nur zu oft auflösend wirkte, Zügel anzulegen bedacht ist. . ."

20. Juli/1. Aug. 1879. „. . . Dem Boden der Ostseeprovinzen ist seit einiger Zeit ein widerwärtiges Giftgewächs entsprossen. In Livland hat sich eine Partei gebildet, die den Anschluss an Russland und dessen Institutionen predigt und das einzige Heil für die Provinzen in dem Aufgeben der reservierten Haltung gegenüber den Beglückungsanträgen der Zentralstellen erblickt. Dieser ungesunden Richtung muss nach Kräften entgegengearbeitet werden. Sie ist sehr stark in der Tagespresse vertreten, wo ihre namentlich

durch Unwissenheit in der Landesgeschichte ausgezeichneten Jünger die neue Lehre mit Posaunenschall — oft nicht ohne Geschick — verkündigen. Umso erfreulicher ist es, dass ihnen neuerlich zwei Abfertigungen zuteil geworden, die hoffentlich auch sie selbst zur Besinnung bringen werden."

*

Noch einmal berief Riesemann das Vertrauen seiner Mitbürger auf einen verantwortungsvollen Posten. Die russische Städteordnung, deren Ausdehnung auf die Ostseeprovinzen man schon seit Jahren befürchtet hatte, wurde Ende 1877 auch für Estland beschlossen. Als erstes „Stadthaupt" wurde mit 53 von 66 Stimmen Riesemann gewählt; erst im Februar 1878 erfolgte die Bestätigung der Wahlen und damit die allendliche Einführung der neuen Städteordnung. Aber schon sehr bald traten Umstände ein, die Riesemann zum Rücktritt bewogen. Durch anhaltende Regengüsse war der Obere See plötzlich gestiegen, in der Nacht vom 27. auf den 28. März überstieg er seine Ufer und überschwemmte einen nicht unbeträchtlichen Teil der Dörptschen Vorstadt. Riesemanns ohnehin angegriffener Gesundheitszustand bestand diese Belastungsprobe nicht mehr; er legte sein Amt augenblicklich nieder. Zu seinem Nachfolger wurde Alex. Baron Uexküll gewählt. Riesemann beschränkte sich abermals auf seine Tätigkeit als Rechtsanwalt, nebenher mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt.

Seinem Leben wurde, im besten Mannesalter, plötzlich ein Ziel gesetzt. Am 12. Juli erkrankte er während eines Ausfluges an einem akuten Leiden, das von den Ärzten als Darmverschlingung diagnostiziert wurde. Nach dreitägigem Leiden ist er am 15. Juli 1880 (a. St.) dahingegangen.

Ungeheuer war die Beteiligung der deutschen Gesellschaft an seinem Leichenbegängnisse. „Er war unser politisches Gewissen!" In diesen von Freundesmund gesprochenen Worten fand die besondere Wertschätzung dieses Mannes ihren treffenden Ausdruck. Man hätte ihn auch das künstlerische Gewissen Revals nennen können, ja überhaupt den Exponenten des altbaltischen Deutschtums in hoher geistiger Haltung und edler Gesinnung. Der Freund Spitta widmete ihm in der damals von Bienemann redigierten „Baltischen Monatsschrift" (1881) einen dem Manne ebenbürtigen Nachruf.

*

Riesemann war es erspart geblieben, die von ihm befürchteten, in ihren Anfängen furchtlos bekämpften Vergewaltigungsversuche der russischen Regierung im baltischen Lande in ihrer brutalsten Form zu erleben, denen sein zweiter Amtsnachfolger Mag. jur. W. Greiffenhagen 1885 zum Opfer fiel. Wie hätte er sich zu den ferneren Geschicken der Heimat gestellt? Wie zu dem von ihm ernstlich erwogenen Problem der Emigration, wie sie nach 1885 und dann wieder nach dem Schicksalsjahr 1918 Tatsache wurde? Wie zu der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens? So sehr er das Aufblühen des letzteren infolge des Bahnbaues begrüsst hatte, hatte er doch einmal das Bedenken geäussert: „Wir rüsten uns, das Emporium des Wolgahandels zu werden. Möchten wir dabei nur unser Bestes nicht verlieren." Immer wieder warnte er vor Lässigkeit in diesem Kampf, vor gedankenlosem Optimismus. 1870, gewiss unter dem Eindruck der deutschen Siege, hatte er geschrieben: „Es gilt bei Zeiten sich darauf gefasst zu machen, dass das letzte Ziel, welchem mit Ehren wird nachgegangen werden können, sein wird: mit Ehren untergehen. Unwillkürlich richten sich die Blicke dabei nach Deutschland. Ist hier der Kampf bis aufs Äusserste ausgekämpft und sind wir unterlegen, dann wird nichts übrig bleiben, als der Heimat den Rücken zu kehren und dort sich einen neuen Boden für seine Existenz zu gewinnen. Wie? nun, wie Emigranten es eben fertig bringen können."

Eine Bildung nationaler Staaten auf dem altbaltischen Boden konnte für ihn nicht im Bereich der Möglichkeit liegen. Aber ebensowenig das tiefe Elend und dann der mächtige Aufschwung seines geliebten Deutschland.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Krisis der Sozialdemokratie

In den vergangenen Wochen stand die sozialdemokratische Partei im Vordergrunde des politischen Interesses des Landes. Ende August tagte die auf Veranlassung der sozialdemokratischen Fraktion einberufene ausserordentliche Saeima-Session mit der

Tagesordnung „Kampf gegen den Faschismus." Der zweite Punkt der Tagesordnung „Ermässigung der Brotpreise" musste fallengelassen werden, da erst nach Streichung dieses Punktes einige russische und ein jüdischer Abgeordneter sich bereit fanden, sich dem sozialdemokratischen Antrage anzuschliessen, wodurch dann die notwendige Anzahl von Unterschriften erreicht wurde.

Die sozialdemokratische Führung hat begriffen, dass ihre Herrschaft auf dem Spiele steht, und sie versucht mit allen Mitteln den Zufluss und die Verbreitung neuer Ideen, die für das Parteiwesen gefährlich werden könnten, zu unterbinden. So wurde denn der Angriff im Parlament sowohl wie in Volksversammlungen, in denen selbstverständlich die Emigranten mit ihren „objektiven Berichten" über das Hitler-Deutschland nicht fehlen dürfen, mit grosser Energie und grossem Aufwand vorgetragen. Der Erfolg war ein negativer: Abgeordnete bürgerlicher Parteien und des Bauernbundes hoben hervor, dass die Sozialdemokratie im Grunde eine staatsfeindliche Partei sei. Die Anträge, die einseitig gegen „Faschisten und Hitlerleute" gerichtet waren, wurden durch Verallgemeinerung gegen die Sozialdemokratie und deren „Privatarmee," den Arbeiter-Sport- und Wehrverband (S. S. S.), ausgewertet und schliesslich samt und sonders abgelehnt.

Die zum ersten Mal mit Nachdruck propagierte Idee einer Änderung der Verfassung im Sinne der Erweiterung der Befugnisse des Staatspräsidenten und Beschneidung der Rechte des Parlaments ist als positives Ergebnis dieser Session zu werten. Der Misserfolg der Sozialdemokratie ist mit einem schweren Prestigeverlust verbunden gewesen. Ein zweiter, noch schwererer Schlag sollte folgen. Auf Veranlassung des Justizministers Osol prüfte die Prokuratur die Tätigkeit des Arbeiter-Sport- und Wehrverbandes und beantragte beim Gericht die Schliessung dieser Organisation. Den Gerichtsverhandlungen folgte die Öffentlichkeit mit grösstem Interesse, handelt es sich doch hier um die stärkste Stütze der Sozialdemokratie. Der Prokureur wies in seiner Anklage u. a. auf den militärischen Charakter der Organisation hin und beanstandete insbesondere, dass Nachrichten über die Armee gesammelt und zu „privaten Zwecken" verwandt würden. Am 5. d. M. beschloss das Gericht die Schliessung der Organisation. Die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften erklären sich hiermit nicht abfinden zu wollen. Die Organisation soll in einem anderen ad hoc schon

rechtzeitig begründeten Verbande weitergeführt werden. Auch wird mit Generalstreik gedroht, — woran allerdings niemand glaubt.

Die allgemeine Tendenz der Zeit, die jüngsten Ereignisse wie auch die Massnahmen der Regierung und des Gerichts haben die Sozialdemokratie Lettlands in ihren Grundfesten erschüttert und sicherlich den Boden aufgelockert für produktive politische Arbeit innerhalb der Arbeiterschaft. Leider sehen wir noch wenig Ansatzpunkte dazu, dass eine nicht nur äussere Bekämpfung des Marxismus einsetzt, der doch letzten Endes fruchtbar nur so zu überwinden ist, dass eine gesunde sozialistische Volksgemeinschaft aufgebaut wird.

Handelsvertragsverhandlungen

Im November d. J. läuft der im Jahre 1930 geschlossene und im Frühjahr d. J. von Litauen gekündigte lettisch-litauische Handelsvertrag ab. Der Vertrag basierte auf der baltischen Klausel und sah für einige Warengattungen ganz wesentliche Zollermässigungen vor. Von litauischer Seite ist der Vertrag schon längere Zeit als ungünstig empfunden worden. Ein wesentlicher Grund für die Kündigung dürfte ausserdem in den veränderten deutsch-litauischen Beziehungen zu suchen sein, da Litauen freie Hand für die in einem noch sehr unklaren Stadium befindlichen deutsch-litauischen Handelsvertragsverhandlungen haben wollte. Die lettisch-litauischen Verhandlungen beginnen Ende d. M., und wenn auch die Vorbereitungen zu einem Abschluss bisher noch nicht recht vom Fleck kommen wollen, so steht doch zu erwarten, dass die Nachbarländer einen für beide Teile tragbaren Ausgleich finden. Die lettländische Industrie ist hauptsächlich am Export von Gummierzeugnissen interessiert, welche Branche bei uns hochentwickelt und leistungsfähig ist. Die Eröffnung eines kleinen und wenig leistungsfähigen Werks dieser Branche in Litauen bildet eine der Klippen, die bei den Verhandlungen zu überwinden sein werden.

Baltische Wirtschaftskonferenz

Ob die Wirtschaftsbeziehungen zu den baltischen Nachbarländern sich in der Richtung zu einem engeren Zusammenschluss werden entwickeln können, erscheint allerdings sehr fraglich. Die in diesen Tagen in Riga tagende Baltische Wirtschaftskonferenz, die

jetzt zum vierten Mal seit dem Jahre 1928 zusammenkommt, wird wahrscheinlich erweisen, dass der hauptsächlich vom Präses der Handels- und Industriekammer in Reval Generalkonsul Puhk propagierten Idee eines engen zollpolitischen Zusammenschlusses im Augenblick sehr grosse Hindernisse im Wege stehen. Die Wirtschaftspolitik der drei interessierten Staaten hat besonders in allerletzter Zeit stark divergierende Richtungen eingeschlagen. Die Lettlandbank hält den Kurs des Lat stabil, während die Eestikrone devalviert worden ist ; Litauen hinwieder wird sich nicht festlegen wollen und können, bevor die sich hinziehenden Verhandlungen mit dem Deutschen Reich so oder anders ihren Abschluss gefunden haben werden.

Eine Anregung, die auf der Wirtschaftskonferenz zum Ausdruck gebracht werden soll, verdient jedoch hervorgehoben zu werden: es soll ein ständiges Büro geschaffen werden, das die Interessenten über die gesetzlichen Bestimmungen für den Handel zwischen den baltischen Staaten auf dem laufenden hält und nach Möglichkeit dahin wirkt, dass die Gesetze der drei Staaten einander angepasst werden. Es ist heute in der Tat so, dass es bei der Unzahl von komplizierten Verfügungen kaum möglich ist, anderswo als an Ort und Stelle authentische Auskunft zu erhalten. Dem soll abgeholfen werden.

Wirtschaftsfragen

Die Wirtschaftslage Lettlands weist in grossen Zügen eine geringe Verbesserung auf. Die Warenbeförderung auf den Eisenbahnen wie auch der Schiffsverkehr haben zugenommen, die Zahl der Arbeitslosen hat abgenommen, das seinerzeit in seinen Auswirkungen so verhängnisvolle Bankenmoratorium vom 16. Juni 1931 ist endgültig aufgehoben worden. Ungünstig hat sich dagegen für unseren Export die neuerliche Kurssenkung des englischen Pfundes ausgewirkt, und die Zahl der zwangsversteigerten ländlichen Immobilien ist immer noch im Steigen begriffen. Es scheint, als wenn kleinere volkswirtschaftliche Einheiten eher imstande sind, Krisenzeiten zu überwinden, als grosse Staaten. Hinzu kommt noch, dass die Ernte eine recht gute zu werden verspricht. Die Lettlandbank hat durch den Kurssturz des Dollars und des englischen Pfundes keine nennenswerten Verluste gehabt, da ihre Valutabestände unerheblich sind. Der Lat ist stabil geblieben und

verspricht es auch weiter zu bleiben. Die Golddeckung ist reichlich. Die Staatseinnahmen weisen eine geringe Steigerung auf. Die Handelsbilanz ist allerdings passiv (1,9 Mill. Lat für die Periode Januar — Juli 1933), und es wird für die Zukunft viel davon abhängen, ob es gelingt, einen günstigen Absatz für lettländische Erzeugnisse im Auslande zu finden.

Im vergangenen Monat ist viel über Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Finanzministerium und der Staatsbank diskutiert worden. Während das Finanzministerium geneigt scheint, der Exportindustrie entgegenzukommen und Verkäufe ins Ausland sowohl gegen Zahlung in Lats als auch im Austausch gegen Importwaren zuzulassen, stellt sich die Lettlandbank auf den Standpunkt, dass solche Operationen die Stabilität des Lat erschüttern könnten, und macht von ihrem Vetorecht in der Valutakommission Gebrauch. Die Stellungnahme der Staatsbank im einzelnen macht vielfach den Eindruck, als ob sich die dort zuständigen Stellen nicht genügend dessen bewusst sind, dass die Lettlandbank heute eine ganz überragende Stellung in unserem gesamten Wirtschaftsleben einnimmt; dass es deshalb nicht genügt, wenn sie sich engherzig auf den monetären Standpunkt der Emissionsbank stellt. Bei der zunehmenden Drosselung des Aussenhandels in allen Ländern und der damit verbundenen Schwierigkeit, unsere Erzeugnisse zu exportieren, muss dem Kaufmann vom Staate aus im Rahmen des Möglichen jede nur denkbare Erleichterung geboten werden.

Riga, 7. September 1933 *Baron Cecil Hahn*

DEUTSCHES REICH

Ostpreussen und Saargebiet

Die grossen Kundgebungen, die am 27. August am Tannenberg- und am Nationaldenkmal auf dem Niederwald stattfanden, waren mehr, als der machtvolle Ausdruck eines Treuegelöbnisses in Ost und West. Sie waren eine überzeugende Demonstration der grossen Wandlung, die seit dem Beginn des Jahres in Deutschland vor sich geht. In Tannenberg und am Niederwald hat das deutsche Volk ein eindeutiges Bekenntnis zu geschichtlichem Denken und völkischem Sinn abgelegt. Die heutige Generation hat sich bewusst in den Dienst an Volk und Land hineinstellen lassen und hat diesen

als Glied einer Geschlechterfolge auf sich genommen, die aus weiter Vorzeit in ferne Zukunft reicht. Sie hat am Niederwalddenkmal eine flammende Kundgebung für deutsche Volkseinheit über alle Grenzen hinweg veranstaltet und dabei die Einheit der geistigen Haltung aus dem Volkstum heraus betont. Dass darüber hinaus den Grenzmarken in Ost und West beide Feiern die Entschlossenheit des neuen Deutschland zur Wahrung seiner Rechte auf deutsches Land eindringlich bekräftigen sollten, versteht sich von selbst. Ostpreussen ist in der kurzen Zeit des neuen Regimes ohnehin in den Brennpunkt des allgemeinen Interesses gerückt worden. Die 5000 Teilnehmer an der Ostlandtreuefahrt haben das ebenso dargetan, wie der grosse Erfolg, den die Königsberger Ostmesse, jene berufene Mittlerin zwischen den wirtschaftlichen Interessen Deutschlands und seiner östlichen Nachbarn, in diesem Herbst gehabt hat. Die grosse wissenschaftliche Ostkundgebung, die anlässlich der Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, des deutschen Archivtages und der Konferenz landesgeschichtlicher Publikationsinstitute in Königsberg stattfindet, zeugt ebenso für das wachsende Verständnis der Mission Ostpreussens, wie der breite Raum, den ostpreussische Angelegenheiten in der Presse und im Rundfunk des übrigen Reiches einzunehmen beginnen.

Dass Probleme westdeutscher Grenzlandschaften über der wachsenden Bedeutung des Ostens im Bewusstsein des Volkes nicht zu kurz kommen, hat die grosse Saarkundgebung am Niederwalddenkmal bewiesen. Wer sie erlebt hat, weiss, dass die Volksabstimmung an der Saar, die zu Anfang 1935 über die endgültige Zugehörigkeit des Gebietes zu Deutschland entscheiden soll, schon jetzt besiegelt ist. Die Bemühungen der Franzosen um die Schaffung einer Bevölkerung „gemischten Charakters" haben sich schon jetzt als ein Stück unfreiwilliger Erziehungsarbeit zum Reich und zum Deutschtum erwiesen. Diesem Deutschbewusstsein wird auch die französische Wirtschaftspolitik der Überfremdung des Saargebietes dereinst Rechnung tragen müssen.

Einstweilen allerdings sucht Frankreich auf diesem wie auf allen anderen Schauplätzen seinen auf die Dauer aussichtslosen Kampf um die Erhaltung des politischen Weltbildes von Versailles in der Form einer Offensive gegen Deutschland und das Deutschtum voranzutragen. Von Schikanen gegen saarländische Teil-

nehmer am Deutschen Turnfest und an der Niederwaldkundgebung bis zur internationalen Aktion gegen die Reichsregierung im Rahmen des Viermächtepakts werden alle Register politischer Aktivität gezogen, um in direktem Angriff vorzugehen, und indirekte Minierarbeit gegen die vermeintliche „germanische Gefahr" leisten die französische Diplomatie und Wirtschaft an allen nur irgendwie in Betracht kommenden Stellen.

Frankreichs Politik um Österreich

Österreich ist nach dem Urteil englischer Publizisten schon heute zu 75% nationalsozialistisch. Die trotz aller Stützungsaktionen ständig wachsende Finanzmisère, die aus diesem Grunde zu Beginn des Winters in Aussicht stehende Aktion zur Eintreibung rückständiger Bundes- und Landessteuern wird nach dem Urteil selbst österreichischer Politiker das Mass staatsfrommer Gesinnung, über das die restlichen 25% der Bevölkerung noch verfügen, in sein Gegenteil verkehren. Die Regierung Dollfuss wird dann, mit Ausnahme einer Handvoll Nutzniesser, jeden Boden im Volk verloren haben und sich nur noch auf ausländische Freunde stützen können, deren im einzelnen noch dazu divergierende Interessen schon heute die Zukunft eines Landes bestimmen, das durch seine geographische Lage zur Brücke ebensosehr nach Mitteleuropa wie nach dem Balkan geeignet erscheint. Kann es daher nicht Wunder nehmen, dass Frankreich, aber auch Italien die wenig beneidenswerte Lage Österreichs und die Mentalität seiner Regierung für die Zwecke ihrer Politik ausnutzen, so musste doch der französische Versuch, die Unzufriedenheit der Deutsch-Österreicher mit dem Dollfuss-Regime auf das Konto angeblicher reichsdeutscher „Provokationen" zu verbuchen und zusammen mit England eine Protestaktion in Berlin einzuleiten, von deutscher Seite energisch zurückgewiesen werden. Insbesondere erforderte der französische Versuch, den Viermächtepakt zur Grundlage des Vorgehens zu machen, schärfste deutsche Ablehnung, denn der Viermächtepakt hat zwar den Zweck, dass die unterzeichneten Mächte sich in freundlicher Form über Angelegenheiten aussprechen, die ihr gegenseitiges Verhältnis betreffen, er kann aber niemals zur Einleitung einer Protestaktion benutzt werden, die nicht nur an sich unbegründet ist, sondern zudem einen Staat betrifft, der ausserhalb des Kreises der 4 Grossmächte steht. Man hat

in Paris nach der eindeutigen deutschen Antwort sehr schnell zum Rückzug geblasen, wird aber zweifellos versuchen, die Aktion vor dem Völkerbund noch einmal zu starten, und sich dabei auf den Artikel 80 des Versailler Diktats stützen, in dem Deutschland die Unabhängigkeit Österreichs als unabänderlich anerkannt hat. Selbstverständlich kann es auch den gerissensten französischen Advokaten nicht gelingen, Deutschland eine Verletzung dieses Artikels 80 nachzuweisen, wohl aber wird durch diese und andere Manöver das Gerede vom „Friedensstörer Deutschland" in Mitteleuropa noch eine Zeitlang wach gehalten und Frankreich damit ein wenn auch längst fadenscheinig gewordenes Argument für seine Sabotage des Friedens in die Hand gegeben. Die Anberaumung von Neuwahlen in Österreich würde diesem Spuk in 24 Stunden ein Ende machen, aber es ist selbstverständlich, dass man weder am Ballhausplatz, noch am Quai d'Orsay von diesem Mittel der Friedenssicherung in Mitteleuropa etwas wissen will.

Abrüstungsstrategie

Statt dessen glaubt man, der verfahrenen Situation in Österreich dadurch Herr werden zu können, dass man der Regierung Dollfuss bewaffnete Kräfte über den Friedensvertrag von Saint Germain hinaus zur Verwendung gegen den Nationalsozialismus bereitstellt. Wie weit diese Tatsache der deutschen Regierung den Kampf gegen Versailles erleichtern kann, wird die Zukunft zeigen. Sie wird wahrscheinlich schon bei den Abrüstungsverhandlungen eine Rolle spielen, die gleichzeitig mit der Völkerbundsversammlung im September beginnen dürften. Von französischer Seite ist durch eine rege Propaganda auch auf diesem Gebiet der Versuch unternommen worden, das alte Spiel der Abrüstungssabotage fortzusetzen. Die internationale Presse wurde systematisch mit Nachrichten über angebliche deutsche Geheimrüstungen gefüttert, die alten Märchen über den militärischen Charakter der SA, der SS und des Stahlhelms tauchten wieder auf, um den Kampf um die Effektivstärken und die Art ihrer Berechnung vorzubereiten, und man war sehr enttäuscht, als die Auflösung der deutschen Hilfspolizei die französischen Abrüstungssaboteure um eins ihrer beliebtesten Argumente im Kampf gegen die deutschen Forderungen brachte. Deutschland hat mit seinem Verzicht, jetzt die Frage der Entmilitarisierung der Rheinlande aufzuwerfen, und mit seiner Beschränkung auf das

Verlangen nach qualitativer Gleichberechtigung alles getan, was billigerweise von ihm erwartet werden konnte. Der französische Ministerpräsident Daladier hat erst kürzlich bei der Besichtigung der riesenhaften französischen Befestigungen an der Ostgrenze ausdrücklich, wenn auch zum Kummer mancher französischer Politiker, erklärt, dass Frankreich dadurch einen sicheren Schutz erhalten habe. Wenn Frankreich bei den Genfer Verhandlungen trotzdem bei seiner bisherigen Taktik des Widerstandes gegen eine Herabsetzung seiner eigenen Rüstungen beharrt und statt dessen immer wieder deutsche Vorleistungen auf einem Gebiet fordert, auf dem das Deutsche Reich schon durch den Versailler Vertrag einseitig diskriminiert ist, wird die jetzt infolge des Beharrungsvermögens politischer Kräftegruppierungen noch einigermassen günstige Situation Frankreichs sich in kurzer Zeit erheblich zum Nachteil verändern.

In Erkenntnis dieser Sachlage sträubt man sich am Quai d'Orsay auch gegen die wahrscheinlich für Ende Oktober bevorstehende Konferenz der Aussenminister Deutschlands, Frankreichs und Englands in Rom unter dem Vorsitz Mussolinis, durch die die praktische Anwendbarkeit des Viermächtepakts auf italienischen Wunsch unter Beweis gestellt werden soll. Man fürchtet in Paris nicht mit Unrecht, dass auf dieser Konferenz zum ersten Mal eine politische Neugruppierung der Mächte sichtbar werden könnte, die zu cachieren Frankreich in der Genfer Atmosphäre bisher immer noch gelungen ist.

Die Klammer im Osten

Der umfassendste Versuch Frankreichs zur Erhaltung des Versailler Systems in Europa muss zweifellos in der Politik gesehen werden, die die französische Diplomatie im Osten Europas betreibt. Wir haben dabei weniger die ohne Zweifel sehr aktive kulturpolitische Propaganda Frankreichs im Auge, die sich in neuester Zeit an manchen Orten einer seltsamen deutsch-österreichischen Mimikry zu befleissigen scheint, als jene politische Umgruppierung, deren erste Etappe durch die russisch-französische Annäherung, deren weitere Entwicklung durch die Moskauer Paktabschlüsse mit der Kleinen Entente und die Protokollabkommen über die Definition des Angreifers gekennzeichnet ist. Wenn diese Abkommen zunächst sicherlich im Interesse der Sovetunion liegen und deren

politische Aktivität im Randstaatenraum betont in Erscheinung treten lassen, so wird durch sie auf der anderen Seite die Heranziehung Russlands an den französischen Kreis unterstrichen und dadurch für die Befolgung des alten Richelieuschen Grundsatzes Sorge getragen, dass man Zentraleuropa stets von Osten und Westen zugleich anpacken müsse, wenn Frankreichs Übergewicht auf dem Kontingent gewahrt bleiben solle. Bezeichnend sind in diesem Zusammenhang jene französischen Pressestimmen, die als einzigen Kommentar zum Osteuropapakt die Feststellung trafen, dass sich nunmehr zum ersten Mal das „Netz des Friedens" vom Baltikum bis zum Schwarzen Meer erstrecke. Dieses Netz des Friedens bedeutet aber für Frankreich nicht weniger als die endgültige Verankerung des Systems von Versailles, als die dauernde Niederhaltung Deutschlands.

Man ist im Reich im Laufe der Zeit kaltblütig geworden, man hat heute, zum ersten Mal seit 15 Jahren, das Recht, es zu sein. Weder das französische Rüstungsspiel, noch das Einkreisungsmanöver mit Hilfe der Sovetunion vermögen heute dem an sich selbst zu Grunde gehenden System von Versailles das Leben zu retten. Die französische Diplomatie verteidigt eine verlorene Sache. Mitteleuropa wird sich über kurz oder lang unter deutscher Führung neu konsolidieren, und der nahe Osten ist ein Raum, in dem der deutsche Faktor heute unter keinen Umständen mehr ausgeschaltet werden kann.

Grundlinien einer Neuordnung

Ein Beispiel für den ersten Schritt einer politischen Neuordnug im deutschen Raum bietet das Übereinkommen zwischen Danzig und Polen. Gemäss dem nationalsozialistischen Grundsatz, dass eine Germanisierung anderer Völker unbedingt abzulehnen sei, konnten der polnischen Minderheit in Danzig auf kulturellem Gebiet weitgehende Zugeständnisse gemacht werden. Allein die selbstverständliche Loyalität gegenüber Danzig und eine gewisse Opferbereitschaft der polnischen Bevölkerung für ihre Kultureinrichtungen sind hierbei Voraussetzung. Eine politische Vorleistung Danzigs zur Bereinigung der Beziehungen zu Polen ist dagegen von der nationalsozialistischen Danziger Regierung mit Recht abgelehnt worden. Auch die wirtschaftlichen Streitpunkte finden, soweit sie Gegenstand des Abkommens bilden, ihre Erledigung nur

Zug um Zug. Danzig ist bereit, seine Klage vor dem Völkerbund wegen vertragswidriger Nichtausnutzung des Danziger Hafens durch Polen zurückzuziehen, sofern Polen alle Massnahmen durchführt, um den Rückgang seines seewärtigen Handels über Danzig zu verhindern. Der Vertrag stellt nur den ersten Schritt zu einer Bereinigung der Danzig-polnischen Beziehungen dar, weitere Vereinbarungen werden ihm folgen müssen, ehe von einer grundlegenden Verständigung der beiden Partner gesprochen werden kann. Dieser erste Schritt aber ist symptomatisch für die Art und Weise, mit der das neue politische System in Mitteleuropa an die Lösung von Problemen geht, die bislang die Beziehungen von Staaten und Völkern vergifteten, weil sie im Rahmen imperialistischer Demokratien unentwirrbar schienen.

Auch das kleine Litauen wird sich dem neuen Geist anpassen müssen, wenn es Wert darauf legt, dass die Bereinigung der Memelfrage ihm den Weg zu einer gedeihlichen Gestaltung der deutsch-litauischen Beziehungen ebnet. Eine Brüskierungspolitik, wie sie durch die einseitige Aufhebung des im Juli 1925 zwischen dem Direktorium des Memelgebietes und dem Evangelischen Oberkirchenrat der Altpreussischen Union abgeschlossenen Vertrages von Litauen her dokumentiert wurde, trägt bestimmt nicht zur Klärung der Atmosphäre bei. Es ist zu wünschen, dass die von kirchlicher Seite angeregten Verhandlungen zu einem Ergebnis führen, das dem Charakter des deutschen Memelgebiets in einer Weise entspricht, die den wiederholten Versuchen der Litauer, das Memelstatut allmählich ausser Kraft zu setzen, ein Ende bereitet.

Noch ist die Binsenwahrheit, dass eine Stabilisierung der kleinen Nationalstaaten im Osten Europas nur mit, nie gegen Deutschland erreicht werden kann, im Raum von Reval bis Bukarest nicht politisches Allgemeingut geworden. Jeder Tag, der die Morschheit des Versailler Gefüges in Europa offenkundiger macht, jede Aktion der französischen Republik, die sich in ihren Auswirkungen gegen die wahren Interessen der Randstaaten wendet, treibt jene Erkenntnis vorwärts, wirkt zu ihrem Teil an der Umgruppierung der politischen Kräfte in Zentraleuropa mit und sichert in ihrem Rahmen dem Osten jene eigene Bedeutung, die er als Mittel französischer Einkreisungspolitik gegen Deutschland nie erreichen kann.

Die „Emigration"

Im Verlauf des letzten halben Jahres haben 40—60 Tausend bisheriger deutscher Staatsbürger ihren Wohnsitz im Reich aufgegeben und sich in den angrenzenden Ländern unter dem Vorgeben niedergelassen, dass sie aus politischen Gründen aus Deutschland hätten flüchten müssen. Es ist inzwischen von den Behörden der Gastländer in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle festgestellt worden, dass diese Angabe unbegründet ist, und verschiedentlich haben sich französische, englische, spanische, tschechische und andersnationale Organisationen gegen die zum grössten Teil jüdische Invasion aus Deutschland gewandt, die den Arbeitsmarkt der betroffenen Länder belastet. Der Rest der Emigranten besteht aus kommunistischen Rädelsführern, Personen, die zum mindesten intellektuellen Hochverrat verübten, und Steuerflüchtigen. Die politisch aktiven Elemente der Emigration setzen im Ausland jenes unverantwortliche Treiben fort, das ihnen im Inneren des Reiches verwehrt wurde. Rings um Deutschland, insbesondere aber in der Tschechoslowakei, der Schweiz, im Saargebiet und in Holland erscheint eine Flut linksradikaler Blätter und Flugschriften in deutscher Sprache, in denen das neue Deutschland verächtlich gemacht und angeschwärzt wird. Der Effekt dieser Ergüsse ist in bezug auf das deutsche Volk gleich Null, für die Vorbereitung des diplomatischen Angriffs, den Frankreich in Genf gegen die deutsche Regierung plant, unvergleichlich gering, wohl aber tragen sie für das Staatsgefüge, auf dessen Boden sie fabriziert werden, manche Gefahren in sich. Die emsige Betriebsamkeit der emigrierten deutschen Kommunisten und Sozialdemokraten hat bereits eine deutlich feststellbare Belebung der tschechischen, schweizerischen, französischen, holländischen linksradikalen Umsturzpropaganda zur Folge gehabt, deren Auswirkungen z. T. schon spürbar geworden sind. Es kann nicht Wunder nehmen, dass unter diesen Umständen die offene Sympathie, mit der ein Teil der Deutschland benachbarten Nationen die deutschen Emigranten aus politischen Erwägungen oder aus einer gefühlsmässigen Aufwallung heraus begrüsste, sofort schwand, als die politische Wühlarbeit der Gäste sich nicht so sehr gegen den deutschen Staat, als gegen jede Staatlichkeit an sich auszuwirken begann. Erkältend wirkte daneben der Umstand, dass es der Emigration offensichtlich trotz grösstem Aufwand von Mitteln und trotz eifrigster Bemühungen

nicht gelang, dem Marxismus in Deutschland ein einigermassen sicheres, wenn auch illegales Arbeiten zu ermöglichen. Die Wachsamkeit der Staatsorgane und die Abkehr der Bevölkerung von kommunistischen Sovetutopien und sozialdemokratischen Verhetzungskunststücken haben in gleicher Weise dazu beigetragen, die Restgruppen des Marxismus in Deutschland lahmzulegen. An ihrer Stelle triumphiert heute in Deutschland die nationalsozialistische Idee der Volksgemeinschaft in einem Ausmass, das kein ausländischer Kenner der innerpolitischen Zerrissenheit des Deutschland von Weimar je für möglich gehalten hätte.

Der Parteitag in Nürnberg

Der Nürnberger Parteitag war nicht eine Angelegenheit der NSDAP, war nicht die Veranstaltung einer z. Zt. im Reich herrschenden politischen Gruppe, er wurde vielmehr auch von allen aufbaubereiten, organisatorisch aber nicht dem Nationalsozialismus angehörenden Volksteilen als eigene Angelegenheit, als Heerschau und Gelöbnis des ganzen Volkes an seine Führung gewertet und empfunden. Nicht nur Partei und Staat sind eins geworden, sondern Volk und Bewegung verschmelzen in zunehmendem Masse. Der Schwung und die Ehrlichkeit des deutschen Nationalsozialismus reissen heute schon Schichten zu treuer Gefolgschaft mit, die sich bislang noch jedem Appell an nationale und soziale Pflichten entzogen haben. Jahre harter Erziehungsarbeit werden dem heutigen Aufbruch folgen. Sie werden ein Volk finden, dessen letzter Mann noch bereit ist seine Pflicht zu tun.

Berlin, 3. September 1933 *Harald Nietz*

Der Hunger in Russland

Von D. Oskar Schabert

Die russischen Zeitungen entrüsten sich über die Hilfsaktion, zu der ausserhalb Russlands zur Linderung der Not aufgerufen wird, indem sie frech jeden Hunger leugnen und so die Sache drehen, dass das gesammelte Geld offenbar für einen anderen Zweck bestimmt ist, denn für die Hungernden könne es nicht verbraucht werden, solche gebe es nicht. So diene offenbar dieses Geld zur Unterstützung einer weissgardistischen Offensive etc. Trotz dieser gemeinen Verlogenheit steht es absolut sicher fest,

dass der Hunger in Russland wütet. Die „Baltische Russlandarbeit" des Internationalen Verbandes für Innere Mission und Diakonie, die älteste auf diesem Gebiet arbeitende Organisation, hat ein derartig erdrückendes Briefmaterial, dass die Existenz des Hungers in allen möglichen Teilen Russlands von keinem geleugnet werden kann, der überhaupt zu lesen versteht. Eine Fälschung ist ausgeschlossen, denn der Russe will ja den Hunger leugnen, so kann er doch unmöglich zulassen, dass Tausende von Briefen mit den ergreifendsten Notschreien aus Russland kommen, die alle schwerste Anklage gegen die Misswirtschaft der Sovetgewalt enthalten.

Und das ist ja im letzten Grunde die Ursache des Hungers — die Misswirtschaft, denn die Ernte ist vielfach glänzend. Aber die Durchführung des Fünfjahrplanes verhindert alles. Der Gedanke Stalins, aus der Landwirtschaft eine „Brotfabrik" zu machen, ist ebenso grandios, wie grotesk. Die Riesenkollektivwirtschaften wie etwa der „Gigant" oder „Lenins Weg" etc. haben die Grösse kleiner europäischen Staaten. Landwirtschaftliche Arbeiten aber, die sich über solch ein Riesengebiet erstrecken, können nicht von einem Orte aus von einem Oberkommissaren geleitet werden. Man stelle sich vor, wenn von Riga aus der landwirtschaftliche Betrieb eines Riesengutes, das sich von Wolmar bis Bauske erstreckt, geleitet werden sollte, was da für ein Unsinn herauskommen muss. Arbeiten, die Sonnenschein erfordern, und Arbeiten, die auch im Regen gemacht werden können, sind zu verschieden, als dass von einem Zentrum aus die betreffenden Befehle in weitentlegene Gebiete gegeben werden könnten. Würde etwa von Riga aus der Befehl gegeben, das Heu einzufahren, so müsste er erfüllt werden, auch wenn inzwischen Regenschauer in Wolmar das Heu nassgemacht. So geht es mit allem: die Saat ist nicht zur Zeit zur Stelle, die Traktoren sind nicht rechtzeitig repariert etc. etc., es klappt eben nicht in der Arbeit. So kann es nicht wundernehmen, dass selbst die fruchtbare Schwarzerde der Ukraine die Misswirtschaft mit Missernte quittiert. Dass der Sovetrusse das verheimlichen will, ist selbstverständlich, denn die Missernte offenbart den Bankrott des Fünfjahrplanes, mit dem die Sovetgewalt steht und fällt. Das Ableugnen kann nichts helfen. Die Not schreit trotz aller Zensurhinderungen tausendfach in die Welt hinaus. Die Totenglocken der Dörfer läuten vom Morgen bis zum Abend. Beim Eingang vieler Dörfer sind schwarze Lappen gehisst zum Zeichen: da sind alle

Einwohner tot und zum Teil unbeerdigt, daher es gefährlich ist, sich dem Dorfe zu nähern.

Hunger reisst alle Hemmungen nieder. Man isst nicht nur das Fleisch von krepierten Tieren, man schneidet auch den Leichen die Fleischstücke von den Knochen, und Menschenfleisch wird wie Schweinefleisch auf den Märkten verkauft. In einem Brief schreibt eine Mutter, dass sie ihre Kinder ängstlich bewachen müsse, damit sie nicht getötet werden, denn der Hungerwahnsinn schreckt vor nichts zurück. „In einem hiesigen Russendorf hatte ein Sohn seinen Vater erschlagen und aufgegessen. Man hing ihm dessen Kopf um den Hals und führte ihn durch das Dorf den anderen zur Abschreckung". Wahnsinn lässt sich aber nicht abschrecken. Der Hunger erzeugt immer neuen Kannibalismus.

Alle Versuche, durch das Internationale Rote Kreuz, dessen Vorteile auch die Russen geniessen, dessen Pflichten sie aber von sich weisen, Hilfe zu schaffen, sind bisher vergeblich gewesen. Es ist nicht einmal gelungen, die Erlaubnis zu erlangen, Medikamente nach Russland einzuführen, denn die Sovetregierung muss um ihrer selbst willen immer behaupten, dass bei ihnen alles in Ordnung ist und es keinen Hunger in diesem Paradiese gibt. Die Staaten werden sich nicht zu einer Aktion aufraffen, solange einer dem anderen die Handelsvorteile mit Russland missgönnt.

So bleibt nur übrig, die Nächstenliebe auf den Plan zu rufen. Das hat die „Baltische Russlandarbeit", die aus ca. 20 Ländern ihre Gaben bezieht, mit denen sie zu helfen versucht, je und je getan und erlebt die Freude, dass jetzt auch andere Hilfszentren entstehen. Gewiss sind alle diese Sendungen Tropfen auf den heissen Stein. Aber nicht nur dass durch sie wertvolle Menschenleben erhalten werden, jedes dieser Päckchen hat auch „metaphysische Bedeutung" (E. Steinwand). Immer und immer kommt das zum Ausdruck in dem Dank für die erhaltene Hilfe, wobei bezeugt wird, dass jede solche Hilfe den Mut zum Ausharren hebt, die Hoffnung auf Erlösung belebt und vor Verzweiflung bewahrt. Denn jedes solches Päckchen gibt Zeugnis: man weiss um unser Leiden, es gibt noch Menschen, die Liebe üben; und Liebe ist erfinderisch, sie wird Wege finden, die Tage unseres Leidens zu kürzen.

Aber noch ein Grösseres wird bei dieser Not offenbar. Sie läutert den Glauben. Wenn ein Christ inmitten des furchtbaren

Hungers nicht verzweifelt und nicht murrt, sondern still trägt, was er zu tragen hat, dann ist das ein imponierendes Christentum, das werbende Kraft hat, dann ist das ein Märtyrerchristentum, d. h. ein Christentum voll Zeugniskraft, und solch ein Christentum kommt oft in schlichter ergreifender Weise in den Briefen der Hungernden zum Ausdruck. Das kann uns helfen, unser Christentum zu vertiefen.

Ich hörte einmal in Zürich das Wort: Zürich lebe von seinen Wohltaten, die es während der Kriegs- und Nachkriegszeit Unzähligen erwiesen. In der Tat ist es ein alter Erfahrungssatz: Wohltun bringt Zinsen, und zwar reiche Zinsen. Das wird auch gelten von der Übung der Liebe an den Elenden in Russland. Von ihrem Dank, von der Vertiefung ihres Christentums werden Lebensströme auf die zurückfliessen, die die Liebe geübt.

UMSCHAU

Unsere geschichtliche Stunde

Das baltische Deutschtum ist in heftige innere Kämpfe verstrickt. Besonders in Lettland stehen sich die Fronten scharf gesondert gegenüber. Worum geht es?

I.

Für die gesamte aktive deutsche Jugend — und nicht nur die Jugend — gilt ein neuer seelischer Tatbestand. Die deutsche Revolution ist ihr Erlebnis geworden und hat ihr ein neues Empfinden, eine neue Haltung geschenkt. Das Geheimnis der nationalsozialistischen Revolution ist die innere Wandlung, die sie bewirkt. Man hat die geistige Wendung des deutschen Menschen immer wieder zu beschreiben versucht — als die Hinwendung zu existenziellem Denken, zur Wirklichkeit, zur Politik, zur Aktivität, zum Glauben — und weiss doch im innersten, dass sie nur erlebt werden kann, um begriffen zu werden. Der «unwiderstehliche Hauch einer mitreissenden Gemeinsamkeit» (Binding), der Feuerhauch einer Revolution weht über die Grenzen. Wer sich in den Bann der revolutionären Erneuerung des deutschen Volkes gezogen fühlt, sieht die Welt mit neuen Augen an und spürt sich aufgerufen zu neuer Tat.

Diesem Tatbestand gegenüber entsteht ein dreifaches Missverständnis oder Unverständnis.

Ist das Umdenken die entscheidende Forderung geworden, auf die alles ankommt, so erscheint die ganze Summe bisher geleisteter Volkstumsarbeit in neuem Licht. Sie ist in der Wertordnung an einen neuen Ort gerückt. Die praktischen Ergebnisse, die Errungenschaften werden nicht geleugnet, aber geringer bewertet. Gegenüber der drängenden Frage nach dem inneren Menschen erscheint alle praktische Aufbauarbeit als etwas Nachgeordnetes. Dies ist es, was die bisherigen Träger der Arbeit vielfach als Entstellung, als Herabsetzung und Verkennung empfinden. Nicht um Entstellungen handelt es sich im Kern der Sache — dies ist das erste Missverständnis —, sondern um eine Akzentverlagerung, die allerdings mit

Ernst und Leidenschaft herbeigeführt werden soll.

Die Forderung des Umdenkens bedingt neue Formen politischen Handelns. Wenn es in erster Linie darauf ankommt, den Willen neu zu bilden, so ist es nötig, dass der einzelne erfasst wird. Die Arbeit am Menschen, die Werbung des einzlnen wird integrierender Bestandteil der neuen Politik. Werbung ist nur möglich, wenn unermüdlich Gemeinsamkeiten der Arbeit, der Aussprache, der Aktion geschaffen werden; das Wort erhält als Bindemittel neuen politischen Sinn.—Dem Aussenstehenden erscheinen Betriebsamkeit, Reden und Agitieren als Entartungen politischen Handelns. Für die Fahnenträger der neuen Idee liegt gerade in diesem Tun das Schwergewicht ihrer politischen Aufgabe.

Schliesslich ein drittes. Ist eine neue politische Haltung erste Notwendigkeit geworden, so sind die bisherigen Kategorien der Führerauslese erschüttert. Alle Wahrscheinlichkeitsüberlegungen sind mit einem Schlage unzureichend geworden. Erfahrung und Bewährung sind nicht mehr die einzigen Grundlagen des Vertrauens. Die Frage nach der Gesinnung tritt stärker in den Vordergrund. Damit werden Experimente unvermeidlich. Die Berufung neuer Personen kann sogar dann notwendig sein, wenn damit Verluste riskiert werden. Gewiss verlieren die sachlichen Massstäbe der Eignung nicht ihre Gültigkeit; das Vertrauen aber will sich heute nicht in der praktischen Eignung, sondern in der gesinnungsmässigen Haltung des Mannes verankern.

II.

Der Auslanddeutsche, der das Erlebnis der deutschen geistigen Revolution teilt, macht darüber hinaus noch eine andere Erfahrung. So national er immer empfunden haben mag — im Zuge der «mitreissenden Gemeinsamkeit» ist auch sein Volksempfinden erneuert worden. Nicht im Sinne einer kämpferischen Zuspitzung gegen fremde Volkstümer, sondern im Sinne einer Kräftigung, Vermännlichung, Aktivierung.

Auch unter uns Balten ist ein neues Volksgefühl aufgebrochen. Wer sein Volk so mit neuer Kraft erlebt, weiss nicht nur um die Schicksalsverbundenheit aller Deutschen; er sieht erst im Gleichklang der Gesinnung, des Willens, des Lebensrhythmus, der geistigen Haltung jene volksdeutsche Einheit verwirklicht, die aus den zerstreuten und getrennten deutschen Volksgruppen in Europa ein Volk macht.

Vom Boden dieses Volksgefühls aus lehnen wir baltischen Auslanddeutschen mit leidenschaftlicher Erbitterung die Haltung des heutigen Österreich ab. Der Name Dollfuss bedeutet auch in unseren Ohren Volksverrat. Die Zugehörigkeit des Auslanddeutschen zu nichtdeutschen Staatswesen bedingt eine besondere Pflicht und Verantwortung, die uns eindeutig von einer geschichtslosen «Minderheit» unterscheidet. Aber niemals wird die Eigenständigkeit unserer Aufgabe für uns ein Vorwand sein, uns um die Notwendigkeiten einer einheitlichen Ausrichtung des deutschen Willens zu drücken. *R. W.*

Curonia 1808—1933

Am 8. September begeht die älteste unserer baltischen studentischen Korporationen, die Curonia, das Fest ihres 125-jährigen Bestehens, und in Treue und Dankbarkeit werden alte und junge Curonen alles dessen gedenken, was sie ihrem Bunde fürs Leben verdanken. In den lauten Festjubel werden sich aber auch ernste Töne mischen. Die älteste dörptsche Korporation muss ihr Jubiläum ausserhalb Dorpats feiern! Wie so ganz anders ist die baltische Welt geworden, besteht sie überhaupt noch? Solche und ähnliche Gedanken mögen

sich unabweislich aufdrängen, die richtige Betrachtungsweise sind sie nicht. Uns will vielmehr scheinen, dass bei der Jubelfeier eines lebendigen Organismus der Akzent nicht so sehr auf die Vergangenheit als auf die Zukunft zu legen ist. Denn die Curonia lebt, und darum gehört die Zukunft ihr und sie der Zukunft. Leben aber bedeutet, die Zeichen der Zeit recht verstehen und danach handeln. Die alte Burschenherrlichkeit freilich, wie wir sie einst kannten, ist unwiederbringlich dahin. Dafür sieht sich der Student von heute, und nicht zuletzt der korporelle, Aufgaben gegenübergestellt, die den ganzen Ernst des Lebens offenbaren und den Jüngling beschleunigt zum Mann erziehen. Von der Abgeschlossenheit einstigen korporellen Lebens darf heute nicht mehr die Rede sein, wenn anders unsere Korporationen ihre Existenzberechtigung nicht verlieren sollen. Wir wollen heute den politisch gerichteten Studenten — von allen politischen Fragen aber sollen die nationalen im Mittelpunkt seines Fühlens, Denkens und Handelns stehen. Unumwunden gestehen wir es ein: in politischer Gleichgültigkeit haben unsere Korporationen, vielleicht ohne eigene Schuld, schwer gesündigt. Wir wissen aber, es wird heute anders, und der gewaltige nationale Sturm, der über das Reich dahinbraust, weckt auch bei uns neues Leben.

Möge es der Curonia gelingen, unter Wahrung ihrer besten Überlieferungen, auch in der neuen Zeit ihren Mann zu stehen und an ihrem Teil mitzuarbeiten an der Erstarkung und Festigung unseres Volkes!

Vivat, crescat, floreat Curonia in aeternum! *W. W.*

Grundsätze der baltischen Nationalsozialisten in Estland

Der Führer der nationalsozialistischen Bewegung in Estland Rittmeister a. D. V. v. z. Mühlen hat im Sommer folgende Grundsätze veröffentlicht:

1. Wir stehen auf dem Boden der estländischen Staatlichkeit. Nur Staatsbürger des Freistaates Estland können Mitglieder unserer Bewegung werden. Eine Zugehörigkeit zu ausländischen Parteien ist nicht gestattet.

2. Wir fordern den Zusammenschluss aller Balten in Estland zu einer Volksgemeinschaft, der jeder Stand und jede Person zu dienen hat.

3. Wir bekennen uns zur grossen Deutschen Nation, der wir unserem Blute nach angehören.

4. Wir bekennen uns zur baltischen Heimat, mit deren Boden wir durch unser Stammesschicksal verbunden sind.

5. Wir fordern ein friedliches Zusammenarbeiten mit dem estnischen Volke zum Wohle der gemeinsamen Heimat, in die uns ein gleiches Geschick als gleichberechtigte Erben der heimatlichen Scholle gestellt hat.

6. Wir fordern für das baltische Deutschtum als Staatsvolk Mitbeteiligung an der Staatsführung nach Massgabe des Prinzips: Gemeinnutz geht vor Eigennutz.

7. Wir fordern den Anteil am Grund und Boden unserer Heimat, der zur Pflege unseres Volkstums und zur Erfüllung unserer Pflichten der Heimat gegenüber notwendig ist.

8. Wir fordern die Unterordnung der Wirtschaft unter die Politik. Das Kapital soll der Wirtschaft und die Wirtschaft dem Volke dienen.

9. Wir bekennen uns auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zum nationalsozialistischen Führerprinzip, im Gegensatz zur demokratischen Interessenvertretung.

10. Wir fordern nichts für uns, das wir nicht grundsätzlich bereit wären, anderen zuzubilligen. Wir bejahen daher jede Bewegung im estnischen Volke,

die eine nationale, soziale und staatliche Erneuerung im Sinne der vorstehenden Grundsätze erstrebt.

11. Es ist die Pflicht eines jeden Gliedes der Volksgemeinschaft, geistig oder körperlich zu schaffen.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Rudolf G. Binding, Antwort eines Deutschen an die Welt. Rütten u. Loening Verlag. Frankfurt a. M., 1933. Preis 60 Pf.

Jeder, der die Antwort Bindings an Romain Rolland in der Kölnischen Zeitung gelesen hat, wird dem Frankfurter Verlage dankbar sein, dass er sie nun auch in Broschürenform herausgebracht hat. Ein deutscher Dichter, der Dichter des «Opferganges» antwortet der Welt — es ist eine würdige, männliche Antwort auf den tausendstimmigen Chor der Anklage, der Verleumdung, des Wehklagens. Die Wahrheit, der Kern des deutschen Geschehens ist das Anliegen dieser rückhaltlos offenen, bitter ernsten und sehr schönen Erklärung. Wem es um wirkliche Erkenntnis der deutschen Revolution geht, der lese diese wenigen Seiten. Er wird den Stolz begreifen, mit dem der Deutsche sich zu seiner Revolution bekennt.

R. W.

Die Rote Wirtschaft. Probleme und Tatsachen. Ein Sammelwerk, herausgegeben von Dr. Gerhard Dobbert. Ost-Europa-Verlag.

Das Neuartige an diesem Buch über Sovetrusslands Wirtschaft ist die Art der Darstellung. In der umfangreichen bisherigen Literatur über die U. d. S. S. R. dominierten Werke, die auf Grund oft langjähriger und vielseitiger Studien der Verfasser versuchten, einen allgemeinen Überblick über das Gesamtproblem Sovetrussland zu geben. Notwendigerweise kam hierbei die individuelle Auffassung der Verfasser sehr stark zum Ausdruck und machte die Darstellung, die bei der ungeheuren Fülle von Problemen vieles ohnehin nur streifen konnte, oft einseitig. Diese Schwächen vermeidet das vorliegende Sammelwerk. Sechzehn hervorragende Russlandkenner bearbeiten in tiefschürfender und vielseitiger Weise einen bestimmten Fragenkomplex: Die Rote Wirtschaft. Namhafte Wissenschaftler und bekannte Vertreter der internationalen Presse in Moskau geben Darstellungen ihres Spezialgebietes—das bürgt für wirklich eingehende Behandlung der aufgeworfenen Fragen. Wissenschaftliche Forschungsergebnisse und praktische Anschauung verbinden sich in glücklicher Weise zu einem Gesamtbilde. Neben den Hauptgebieten der Wirtschaft: Industrie, Landwirtschaft, Verkehr, Innenmarkt, Geld und Kredit wesen, sind 2 besondere Aufsätze den organisatorischen Grundlagen der Sovetwirtschaft gewidmet; 3 Kapitel behandeln die Beziehungen Russlands zur Aussenwelt, wobei der Aufsatz von Georg Cleinow: «Die ausländische Hilfe» eine zusammenfassende Darstellung dieses wichtigen Fragenkomplexes gibt. Interessante Aufschlüsse geben schliesslich der Artikel des faschistischen Journalisten Sessa über die soziale Lage und der Aufsatz des Schweizer Architekten Schmidt über das Bau- u. Wohnungswesen. Die objektiven, inbezug auf die Ergebnisse des russischen Wirtschaftsaufbaues oft etwas optimistischen Darstellungen geben Unterlagen für eine selbständige Urteilsbildung über die Wirtschaft der U. d. S. S. R., wie sie bisher kein Werk in so um-

fassender Weise geboten hat. Der Prozess der Auflösung der alten privatkapitalistischen Ordnung und der Übergang zu gebundener Wirtschaftsweise in der ganzen Welt zwingt besonders zu aufmerksamer Verfolgung der wirtschaftlichen Entwicklung Sovetrusslands.

Dem Sammelwerk: «Die Rote Wirtschaft» sollen weitere «Die Rote Kultur» und «Der Rote Staat» folgen. Man kann dem Herausgeber zu dieser Art der Behandlung sovetrussischer Probleme jedenfalls nur den besten Erfolg wünschen. *W. K.*

Nicolas Freiherr v. Wolff, Livlands Landräte und Landmarschälle. K. Mattiesens Buchdruckerei Ant.-Ges., Tartu, 1932. 76 S.

Der Wert dieser sehr verdienstvollen Veröffentlichung liegt in der von Dr. G. Jensch, Riga, angefertigten Linie der livländischen Landräte und dem sorgfältig zusammengestellten biographischen Material, das die kleine Schrift zu einem unentbehrlichen Nachschlagebuch macht. Bei den allerbekanntesten Personen ist ausser den Quellen auch die Literatur angegeben; ein Nachweis der zahlreichen in Zeitungen und Zeitschriften verstreuten Nekrologe ist einer anderen Arbeit vorbehalten geblieben. Die von Baron Wolff verfasste verfassungsgeschichtliche Einleitung (S. 5—27) stützt sich auf die bekannte Literatur. — Dass als Erscheinungsort nicht Dorpat, sondern Tartu angegeben ist, mindert das Vergnügen des deutschen Benutzers. *R. W.*

G. Adelheim, Die Ritterschaftshauptmänner und das Landratskollegium Estlands in Bildnissen. Reval, 1932. Franz Kluge. Mit einem Geleitwort von Ed. von Dellingshausen. 102 S.

In vorzüglicher Ausstattung enthält das kleine Buch eine sehr reizvolle und interessante Porträtgalerie der estländischen Landräte und Ritterschaftshauptmänner und ein Verzeichnis der Landräte, das nur als Versuch und Anregung in dieser Richtung gewertet sein will. Die 148 Bilder sind nur ein kleiner Teil einer Sammlung von estländischen Porträts, die planmässig ausgestaltet wird. Die Mühe, die hierin steckt, ist wahrlich nicht gering und muss dem Herausgeber aufrichtig gedankt werden. Gerade die neuere historische Forschung ist für jede bildhafte Überlieferung besonders dankbar. Abgesehen vom Interesse, das Historie und Genealogie daran nehmen werden, ist die Arbeit vom rassenkundlichen Gesichtspunkt aus zu begrüssen. Die Bilder führen den vornehmen und kraftvollen Führertypus dieser alten deutschen Ritterschaft wundervoll anschaulich vor. Hoffentlich folgen ähnliche Arbeiten für Livland und Kurland. *R. W.*

MITARBEITER DIESES HEFTS:

P. Dr. **H. Girgensohn**, Dozent am Herderinstitut, Riga / **E. Turmann**, Reval / Dr. phil. **H. Bosse**, Riga / Stadtarchivar **O. Greiffenhagen**, Reval / Dr. **C. Baron Hahn**, Riga / Schriftleiter **H. Nietz**, Berlin / D. **O. Schabert**, Leiter der „Baltischen Russlandarbeit" des Internationalen Verbandes für Innere Mission und Diakonie.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. **Reinhard Wittram**
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

Beilage der „Baltischen Monatshefte“
Jahrgang 1933, Heft 9

AUS BALTISCHER ARBEIT
BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Rigas Delegierte für die Deutsch-baltische Volksgemeinschaft in Lettland

A. Angehörige freier Berufe

Delegierte:

Rechtsanwalt W. von Ruediger, Oberpastor Lic. V. Grüner, Ing. H. Barth, Pastor Dr. H. Girgensohn, Dr. H. Hach, Rechtsanwalt M. Intelmann, Prof. A. v. Hedenström, Frl. M. Mündel, Privatdozent Dr. R. Wittram.

Substituten:

Prof. Dr. K. R. Kupffer, Rechtsanwalt Dr. E. Kroeger, Architekt A. Baron Maydell, Rechtsanwalt H. v. Brehm, Dr. H. Schlau.

B. Handel- und Gewerbetreibende

Delegierte:

Ältester H. Haffelberg, Genossenschaftsdirektor A. von Brümmer, Fabrikdirektor E. Mündel, Buchhändler M. Kadner, Ältester A. Intelmann, Dr. P. Boehm, Fabrikleiter Dr. H. Ruhtenberg, Fabrikdirektor F. Kette, Ält. A. Steinert.

Substituten:

Kaufmann P. Vockrodt, Bäckermeister J. Keck, Ältester M. Ruhtenberg, Fabrikdirektor R. Bettmann, Gutsbevollmächtigter S. Baron Wolff.

C. Angestellte der Wirtschaft

Delegierte:

Betriebschemiker G. Girgensohn, Prokurist E. Donath, Angestellter H. Neumann, Prokurist W. Treu, Geschäftsführer Dr. C. Baron Hahn, Prokurist A. Baron Engelhardt, Angestellter E. Sidelsky, Angestellter G. Drexler, Prokurist G. Lilienthal.

Substituten:

Angestellter L. Ungur, Buchhalter W. Friedrich, Fabrikarbeiter E. Haensel, Angestellter W. Besbard, Ing. A. Krause.

D. Angehörige gebundener Berufe

Delegierte:

Syndikus H. Stegman, Bezirksrichter B. v. Klot, Stadtbeamter R. Sadowsky, Staatsbeamter E. v. Cube, Oberlehrer R. Mettig, Direktor A. Schoenfeldt, Präsidentin des deutschen Frauenbundes J. Kieseritzky, Oberlehrer H. Becker, Gymnasialdirektor W. Wulffius.

Substituten:

Stadtbeamter F. Rambach, Oberlehrer P. Ehlers, Syndikus E. Meyer, Staatsbeamter E. Musinowicz, Sozialbeamtin A. Krannhals.

Am 22. Juli 1933 entschlief in Ungarn

Freifrau Vera von Wolff

geb Freiin von Korff a. d. H. Kreutzburg

Freiherr Nicolas v. Wolff
Dagmar v. Kaull
geb. Freiin v. Wolff
Erik v. Kaull

†

Alexander Baron Rahden

geb. in Grobin am 22. XII. 1876
gest. in Zoppot am 24. VI. 1933
beerdigt i. Zoppot am 27. VI. 1933

Der Convent
der
Baltischen Brüderschaft

BALTISCHE TOTENLISTE

Baron Heinrich von Stackelberg-Mohrenhof, geb. 5. 8. 1869, gest. 26. 4. 1933 in Jena / Pastor emr. Magnus Fleischer, gest. 30. 3. 1933 in Tuckum / Hermann von Boetticher-Spirgen, geb. 10. 4. 1866, gest. 6. 4. 1933 in Riga / Lonny Andermann geb. Grosberg, gest. 10. 4. 1933 in Riga / Alexander Hiller, geb. 24. 6. 1855, gest. 10. 4. 1933 in Riga / Alexander Busch, geb. 28. 3. 1868, gest. 12. 4. 1933 in Riga / Rechtsanwalt Egon Knopp, gest. 14. 4. 1933 / Charlotte Nystroem geb. Ostwald, gest. 14. 4. 1933 in Riga / Iwan Beythien, geb. 8. 4. 1860, gest. 17. 4. 1933 in Riga / Ing. Leopold Freybusch, geb. 22. 5. 1858, gest. 19. 4. 1933 in Riga / Milly Amtmann, gest. 15. 4. 1933 in Riga / Musikdir. Hermann Josephi, geb. 15. 5. 1871, gest. 9. 4. 1933 in Berlin / Gustav Mai, geb. 12. 3. 1870, gest. 18. 4. 1933 in Riga / Bernhard Grünhagen, geb. 12. 4. 1875, gest. 18. 4. 1933 in Riga / Maria Mödlinger geb. Stepanow, geb. 13. 10. 1884, gest. 20. 4. 1933 in Riga / Mary von Schwebs geb. Baronesse von Mirbach, geb. 14. 8. 1857, gest. 23. 4. 1933 in Reval / Prof. Dr. Julius Gross, geb. 29. 3. 1869 in Riga, gest. 21. 4. 1933 in Neapel / Gerda Müller, geb. 12. 4. 1910, gest. 26 4. 1933 in Riga / Hilda Lundberg geb. Osterhoff, gest. im April 1933 in St. Petersburg

TALSEN

PHOT. HELENE BOEHM

Kleinstadt und Bodenständigkeit

Von Harald Becker

Es ist von hoher, ja entscheidender Bedeutung, dass überall, wo uns Balten der grosse Aufbruch unseres Volkes zu lebendigem Erlebnis geworden ist. neben das Bekenntnis zur deutschen Erneuerung das Bekenntnis zu dem Lande tritt, in das wir von einem Schicksal hineingestellt sind, dessen Fügungen uns göttliches Gebot bedeuten. Stärker und ernster als bisher scheint in unseren Tagen der Wille erwacht, in diesem Lande, das Unzähligen längst innerlich fremd geworden war, wieder heimisch zu werden. Nicht als Herren, die darin schalten und walten nach eigenem Ermessen, wie unsere Gegner immer wieder argwöhnen. Wohl aber als Dienende, die mit aller Kraft und mit ganzer Seele teilhaben am Leben der Heimat, die verantwortlich mitwirken und mittragen an Glück und Sorge, an Saat und Ernte und Kampf.

An sich ist diese Zielsetzung nicht neu. Immer und immer wieder ist nach Mitteln gesucht worden, die der fortschreitenden Entwurzelung unserer Volksgruppe Einhalt gebieten könnten. Wer die Arbeit, die in dieser Richtung geleistet worden ist, auch nur flüchtig kennt, wird ihren Wert nicht leugnen wollen. Was fehlte, war der Widerhall weiter Kreise. Nur wenige hörten auf den eindringlichen Ruf, der zur Festigung und Erweiterung unserer Stellung im Lande mahnte, und verschwindend gering ist die Zahl derer, die ihm wirklich Folge geleistet haben.

Dafür, dass der Wille, wieder bodenständig zu werden, sich durchsetzen wird, gibt es hoffnungsvolle Anzeichen; sie geben das Recht zu neuem Glauben und den Mut zu neuer Arbeit. Wenn unsere Jugend sich nicht mehr, wie in vergangenen Jahren, damit begnügt, die Heimat in romantischer Schwärmerei zu durchwandern, sondern im Arbeitslager nach lebendiger Gemeinschaft sucht und ringt, in täglicher schaffender Berührung mit dem Boden des Landes,

um ihn wiederzugewinnen als ein unerlässliches Stück eigenen Lebens, dann darf wohl, allem Zweifel zum Trotz, festgestellt werden, dass es nicht nur in den Herzen aufwärts und vorwärts weist, sondern auch die Hände zum Wirken und Schaffen bereit sind.

Werden wir die Wege finden, auf denen diese Tatbereitschaft zum Segen und zur Ehre unseres Landes und unseres Volkes eingesetzt werden kann?

Hier soll nur von einem solchen Wege die Rede sein. Er führt in die Kleinstadt.

*

Wie viele gibt es unter uns, die von dem Leben der kleinen Städte Lettlands, im besonderen von deren deutschem Leben, überhaupt etwas wissen? Wir sehen meist nur die krassesten Züge davon und bilden uns nach ihnen ein vorschnelles Urteil. Wir entrüsten uns darüber, dass immer wieder von Zank und Unfrieden aus den kleinen Städten zu hören ist. Wir machen uns über die «Originale» lustig. Und auch dann, wenn es nicht beabsichtigt wird, liegt in dem abscheulichen Ausdruck «die Provinz», den wir seit dem Kriege für die kleinen Städte brauchen, etwas Herabsetzendes, das bei den Volksgenossen ausserhalb Rigas zu mancher Bitterkeit Anlass gegeben hat. (Nebenbei sei bemerkt, dass der Ausdruck «das flache Land» für das Empfinden des Landischen einen mindestens ebenso peinlichen Akzent enthält.)

Das wird verständlich, wenn man sich das ausgesprochene Selbstbewusstsein klarmacht, das dem baltischen Kleinstädter, besonders dem deutschen, seit jeher eigen ist. Er weiss sehr wohl, dass er etwas anderes ist als der Einwohner der Hauptstadt. Aber in ihm lebt auch irgendwie das im Grunde richtige Empfinden, vor dem Grosstädter manches voraus zu haben.

Wer mit offenen Augen in eine kleine Stadt kommt, nicht zu flüchtigem Besuch, sondern zu mehr oder weniger dauerndem Aufenthalt, wird bald merken, worin diese Überlegenheit besteht. Sie liegt zum grössten Teil in der Tatsache beschlossen, dass der verhältnismässig enge Kreis, den die Einwohner einer kleinen Ortschaft bilden, zusammen mit dem langsameren Rhythmus des gesamten Lebens einen klareren Überblick über das Ganze gestattet, als das bei der strengen Arbeitsteilung, dem hastigen Tempo und der Abgeschlossenheit der Berufskreise und Gesellschaftsschichten in der Grosstadt möglich ist. Ohne sich tiefere Gedanken darüber zu ma-

chen, ist sich doch der Kleinstädter meist bewusst, in einen Gesamtablauf eingegliedert zu sein. Er lebt das Leben seiner Gemeinschaft intensiver mit, als der Einwohner der Grosstadt, der seine genau abgemessene Arbeit leistet, ohne viel von ihrer Funktion im Getriebe des Ganzen zu merken. Der Kleinstädter weiss um seine Nachbarn. Er weiss um die Verhältnisse anderer Berufe und Lebenskreise. Er lebt in mancherlei Berührung mit den Andersstämmigen seiner Umgebung. Und er kennt — das ist das Ausschlaggebende — das Land und die Wechselbeziehungen zwischen Land und Stadt. Er erlebt persönlich und unbefangen vielfache Zusammenhänge, die dem Grossstadtmenschen nur auf dem Wege rationaler Überlegung bewusst werden. Und wenn, wie das bei dem deutschen Kleinstädter meist der Fall ist, seine Eltern und Vorfahren in gleichen oder ähnlichen Verhältnissen gelebt haben, trägt sein gesamtes Wesen durch Erbanlage und Erziehung ein Gepräge eigener Art, das ihn, gewiss nicht zu seinem Nachteil, von der grossen Mehrzahl derer unterscheidet, denen in der Mühle des Grosstadttreibens die bluts- und rassebestimmten Charakterzüge bis auf geringe Reste weggeschliffen worden sind.

Daher urteilt und handelt der Kleinstädter, wie überhaupt bodenständige Menschen, sehr oft reflexionslos, aber doch erstaunlich sicher und zweckmässig. Dadurch, dass er mit seinem engen Kreise besonders fest verwachsen ist, erscheint er als ausgesprochener Lokalpatriot. Mit einem gewissen Stolz fühlt er sich als Goldinger oder Talsener, darüber hinaus vielleicht noch als Kurländer, kaum je aber als Balte; so weite Zusammenhänge reichen in seine Verhältnisse nicht hinein. Aus der gleichen Tatsache des Wurzelns in engem Kreise erklärt sich auch sein besonders stark ausgeprägtes Standesbewusstsein, das auch heute noch hier und da Gegensätze kennt und aufeinanderprallen lässt, die anderswo längst verwischt sind. Dies ist der Hauptgrund für die weit verbreitete Meinung, das Deutschtum in manchen unserer Kleinstädte sei uneinig und gespalten. In den meisten Fällen wird aus der Ferne die Bedeutung solcher innerdeutscher Differenzen stark überschätzt. Reger, als man meist annimmt, ist dort, wo Deutsche in grösserer Zahl vorhanden sind, das Nationalgefühl. Man ist sich, zum Teil gerade infolge des engeren Zusammenlebens mit Nichtdeutschen, seiner Eigenart sehr bewusst und pflegt sie mit starker Wertbetonung, mitunter auch da, wo die qualitativen Verhältnisse zugunsten des andersstämmigen Elements sprechen. Den-

noch spielen in den meisten unserer Kleinstädte nationale Gegensätze bis in unsere Tage eine verhältnismässig geringe Rolle. Man kennt einander, und man ist gewohnt, sich sein Urteil nicht vorschreiben zu lassen, sondern selbst zu bilden.

*

Es gibt auch heute noch solch ein bodenständiges Deutschtum in unseren kleinen Städten. Aber es scheint im Sterben zu liegen. Krieg und Revolution haben unter ihm aufgeräumt. Alter Besitz an Häusern, Kaufläden und Werkstätten ist zugrunde gegangen. Viele haben sich von dem Boden lösen müssen, in dem sie seit Generationen wurzelten, weil der deutsche Grossgrundbesitz, früher ihr bester Kunde und Auftraggeber, vernichtet wurde. Nicht wenigen ist der Entschluss zum Fortgehen unendlich schwer geworden. Andere, vor allem solche jüngeren Alters, sind mit leichtem Herzen dem Zuge zur Grossstadt gefolgt, nicht nur in der Hoffnung auf mühelosen Verdienst und ungebundenes Leben, sondern oft mit dem besten Willen, mehr zu lernen und zu leisten, als in der Enge ihrer bisherigen Welt möglich war. Diese Welt aber verengte sich dadurch mehr und mehr. Das äussere Aufblühen einiger Kleinstädte dank der Schaffung des bisher fehlenden Bahnanschlusses hat den Schrumpfungsprozess des Deutschtums eher beschleunigt als aufgehalten. Der Zuzug bestand und besteht fast ausschliesslich aus Letten. Zum grössten Teil sind es Landarbeiter und gescheiterte Kleingrundbesitzer, die sich in den Städten niederlassen und mancherorts schon ein starkes Proletariat bilden, das früher kaum vorhanden war. Zahlreiche lettische Handwerker, meist «Bönhasen», sind mit den altansässigen Meistern, dem eigentlichen Kern der bodenständigen deutschen Bevölkerung, in Wettbewerb getreten. Auch in den Städten, deren Einwohnerzahl nicht wesentlich gewachsen oder gar zurückgegangen ist, hat sich das Zahlenverhältnis durch deutsche Abwanderung und lettischen Zuzug immer stärker zu ungunsten des deutschen Elements verschoben. Was das bedeutet, kann jeder ermessen, der Deutsche in der Diaspora gesehen hat. Wo das Empfinden, in nennenswerter, trotz mancher inneren Gegensätze relativ geschlossener Masse dazustehen, im Schwinden begriffen ist, sucht sich der einzelne den Andersstämmigen anzupassen, so gut es geht, um seine Existenz nicht zu gefährden. So bröckelt Teil um Teil ab und geht im Mehrheitsvolk auf. Der Abstrom von arbeitsfähigen Männern jüngerer Jahrgänge hat zudem fast

allenthalben ausser einer sehr starken Überalterung des Deutschtums die Erscheinung gezeitigt, dass das weibliche Geschlecht in unverhältnismässig hohem Grade überwiegt. In Mitau z. B. bilden die Männer nur etwa 35% der deutschen Bevölkerung; an anderen Orten steht es damit noch schlimmer. Zahlreiche Mischehen und ein weiteres Anwachsen des ohnehin erschreckend grossen Geburtenunterschusses bei den Deutschen sind die Folge. In den livländischen Kleinstädten ist dieser Prozess zum Teil schon so weit vorgeschritten, dass von einem lebendigen Deutschtum kaum mehr die Rede sein kann. In Kurland sind die Verhältnisse zur Zeit wohl an vielen Orten noch günstiger, aber niemand kann die Augen davor verschliessen, dass die Gefahr völligen Dahinschwindens des kleinstädtischen Deutschtums auch hier in vollem Umfange besteht.

*

Ist es unter solchen Umständen überhaupt noch möglich, dass ein Deutscher in der Kleinstadt Wurzel fasst?

In eindeutig bejahendem oder verneinendem Sinne lässt sich diese Frage nicht beantworten. Wohl aber ist es nötig, auf zwei Voraussetzungen hinzuweisen, die erfüllt sein müssen, wenn ihr überhaupt nähergetreten werden soll.

Die erste ist oben bereits angedeutet und sollte selbstverständlich sein. Sie besteht in dem festen Willen, wirklich hineinzuwachsen in das gesamte Leben der kleinen oder grösseren deutschen Gemeinschaft, die im Ort vorhanden ist. Darüber hinaus aber in der Bereitschaft, sich auch in das Gesamtleben der Stadt hineinzugliedern, Fühlung und Zusammenhang zu gewinnen mit allen Kreisen und Gruppen, die irgendwie werteschaffende Arbeit leisten. Das kann gerade in der Kleinstadt geschehen, ohne dass auch nur das Geringste an eigener Art und eigenem Wesen aufgegeben wird, sofern es verdient, bewahrt zu werden. Manches Vorurteil wird dabei freilich fallen müssen. Wenn jemand die Berührung mit Andersdenkenden oder Andersstämmigen scheut, etwa dazu neigt, sich abzuschliessen in seinem engeren Kreise, oder auch nur die äusseren Formen exklusiven Umgangs oder gepflegter Geselligkeit besonders zu betonen, dann gehört er nicht in die Kleinstadt. Wer sich dort wirklich einleben will, der muss überall mittun, wo seine Kräfte gebraucht werden, vor allem in den örtlichen Deutschtumsorganisationen. Auch den regelmässigen oder ausserordentlichen geselligen Zusammenkünften,

die vielerorts eine nennenswerte Rolle spielen, wird er sich kaum entziehen dürfen und mitunter auch am Biertisch seinen Mann stehen müssen. Ehrenamtliche Wirkungsmöglichkeiten werden sich ihm genügend bieten, ohne dass er danach zu suchen braucht.

Die zweite Voraussetzung ist berufliche Tüchtigkeit. Die immer wieder begegnende Ansicht, für die Kleinstadt seien mittelmässige oder sonst irgendwie nicht vollwertige Leistungen immer noch ausreichend, kann gar nicht scharf genug bekämpft werden. Der praktische Sinn des bodenständigen Menschen findet sehr schnell die Mängel heraus, zumal bei dem engen Zusammenleben der einzelne der Kritik in ungleich höherem Masse ausgesetzt ist als in der Grossstadt. Ganz besonders gilt das für den Fremden. Er fällt schon durch sein blosses Vorhandensein auf; man sieht ihn sich genau an und weiss bald besser über ihn Bescheid, als er ahnt, und der Masstab, nach dem er und seine Leistung gemessen wird, ist von unnachsichtiger Strenge. Wer vor ihm besteht, der bedarf aber auch keiner weiteren Einführung oder gar Reklame. Ein Arzt oder Rechtsanwalt kann durch einen einzigen Fall, dessen er sich mit Erfolg annimmt, bald in weitem Umkreise einen Ruf und eine Praxis haben, um die ihn jeder Kollege in der Grosstadt beneiden dürfte, und ein Handwerker, der mehr kann als seine Fachgenossen am Ort, braucht nicht erst um Kunden zu werben, sofern für sein Fach überhaupt Arbeit vorhanden ist. Der Pfuscher aber ist bald erkannt und kann nicht damit rechnen, es weit zu bringen.

*

Von den praktischen Aussichten, die sich für die Ausübung der einzelnen Berufe in der Kleinstadt bieten, kann hier nur in Kürze die Rede sein; Interessenten seien an das Amt für Berufsberatung bei der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft verwiesen. Für alle Berufe gilt, dass die Wirtschaftskrisis der Gegenwart auch in der Kleinstadt, besonders aber auf dem Lande, sehr spürbar ist und die Verdienstmöglichkeiten auf sämtlichen Gebieten stark eingeschränkt hat.

Die Aufnahmefähigkeit der Kleinstadt für Akademiker ist gering. Deutsche Ärzte und Rechtsanwälte haben sich in den letzten Jahren an manchen Orten niedergelassen und fast in allen Fällen reichlich Arbeit und ein zufriedenstellendes Einkommen gefunden. Zur Zeit dürfte der Bedarf überall gedeckt sein (vielleicht mit Ausnahme Lettgallens, das hier ausser Betracht bleiben kann). Deutsche

Pastoren und Lehrer werden in den Kleinstädten, falls sich das Netz der deutschen Kirchengemeinden und Grundschulen in seinem bisherigen Umfange wird aufrechterhalten lassen, Arbeit in reicher Fülle finden, freilich bei sehr bescheidenem Einkommen. Besonders jüngere Grundschullehrer sollten den Weg in die Kleinstadt nicht scheuen. Das oft vorgebrachte Gegenargument, es mangele dort an «geistiger Anregung», ist in keiner Weise stichhaltig. Aus der vielfachen Arbeit an der Jugend und unter den Erwachsenen wird der Lehrer, der sie mit ganzem Herzen und ganzer Kraft leistet, unvergleichlich mehr Gewinn an ideellen Werten ziehen, als alles das, was man in der Grosstadt gemeinhin unter «geistiger Anregung» versteht, ihm zu geben vermag. Freilich muss gerade in diesem Zusammenhang nochmals betont werden, das für die eben erwähnten Berufe nur wirklich hochqualifizierte Personen in Frage kommen. Ein untüchtiger Lehrer oder Pastor kann in der «Provinz» Schaden anrichten, der nie wieder gut zu machen ist.

Für Angestellte im Handel und in der Industrie ist die Aussicht, in den kleinen Städten ein Fortkommen zu finden, zur Zeit ganz besonders schlecht. Die wenigen Industriebetriebe, in denen deutsche Angestellte beschäftigt sind, haben unter dem Druck der wirtschaftlichen Misstände zahlreiche Entlassungen vornehmen müssen; auf eine Besserung der Lage ist in absehbarer Zeit kaum zu hoffen. Das Gleiche gilt für den selbständigen Kaufmann. An Kaufläden jeder Art mangelt es in keiner der kleinen Städte; mit nennenswertem Gewinn arbeiten fast überall nur einige wenige jüdische Geschäfte. Wesentlich ist, dass von den Apotheken sich noch eine grosse Anzahl in deutschen Händen befindet.

Günstiger liegen die Verhältnisse vielerorts noch im Handwerk. Ein tüchtiger Meister dürfte in vielen Handwerkszweigen auch unter den heutigen Umständen in der Kleinstadt Fuss fassen können. In der Stärkung des deutschen Handwerkerstandes liegt das Hauptgewicht der Bodenständigkeitsfrage, sofern sie das Deutschtum der kleinen Städte betrifft. Es ist warm zu begrüssen, dass fast die Hälfte der seit dem Kriege aus dem Rigaer Handwerkerlehrlingsheim entlassenen Zöglinge in die kleinen Städte gegangen ist. Dennoch mangelt es an Hilfskräften. Im Jahre 1931 konnten von 52 Lehrstellen bei deutschen Handwerkern ausserhalb Rigas nur ganz wenige mit Deutschen besetzt werden. Ein grosser Teil der deutschen Meister in den kleinen Städten arbeitet mit lettischen Gesellen und Lehrlingen,

weil deutsche nicht zu erhalten sind. Vielleicht schafft hier der geistige Umschwung unserer Zeit noch in letzter Stunde Wandel. Es wäre ein bleibendes Verdienst unserer deutschen zünftigen Meister, wenn es ihnen gelingen würde, durch fernere tatkräftige Zusammenarbeit mit der Volksgemeinschaft dem bodenständigen Handwerk der kleinen Städte tüchtigen Nachwuchs zuzuleiten und es dadurch vor dem Aussterben zu retten.

Darüber hinaus aber sollten alle unsere Organisationen der Kleinstadt erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden. Auch der einzelne, der den Ernst der Lage erkannt hat, kann mancherlei werbende und aufklärende Arbeit leisten. Wiedergewinnung verlorenen Bodens ist heute unsere erste und höchste Pflicht. Möge uns neben dem Willen, dieser Pflicht gewachsen zu sein, auch die Kraft zu ihrer Erfüllung geschenkt werden.

Volkstumsbestimmung nach objektiven oder subjektiven Merkmalen?

Von Ferdinand von Uexküll

I

Wenn diese Frage aufgeworfen wird, so hat man gemeinhin nicht im Sinne, Klarheit über das Wesen von Volkstum zu gewinnen, sondern es handelt sich um eine ganz praktische, realpolitische Angelegenheit: Wie ist die Volkszugehörigkeit des einzelnen zu bestimmen? Der Modus der Volkstumsbestimmung spielt bekanntlich im Nationalitätenkampf eine ausserordentliche Rolle.

Trotzdem wird es hier nicht zu umgehen sein, wenigstens ganz kurz und andeutungsweise auf das weit umfassendere Problem einzugehen, was Volkstum ist, und zwar in soweit, als untersucht werden muss, welche «Merkmale» überhaupt zur «Bestimmung» des Volkstums praktisch herangezogen werden können. Zuvor sei es aber gestattet, der Ansicht Ausdruck zu geben, dass es ein ebenso aussichtswie fruchtloses Bemühen ist, den Begriff «Volkstum» zu «definieren». Alle noch so geistreich ersonnenen Formeln sind dazu verurteilt, die Frage mehr zu verwirren, als sie zur Klarheit beizutragen vermögen. Sie können stets nur einen ganz geringen Teil des vollen Begriffes erfassen und müssen deshalb immer einige mehr oder weniger will-

kürlich gewählte Wesensseiten in den Vordergrund rücken und als zentral hinstellen. Wohl aber ist es durchaus sinnvoll, sich um die Erfassung des Wesens des Volkstums zu bemühen, wie es in jüngster Zeit besonders Max Hildebert Boehm in seinem «Eigenständigen Volk» tut.

Der Romantik und besonders Herder gebührt das Verdienst, die Sprache als Ausdruck und Wesensdarstellung des Volkstums erkannt zu haben. Wir wissen heute, dass die Sprache noch mehr ist, als sie den Romantikern schien, nämlich dass sie nicht nur eine einzigartige Emanation des Volksgeistes ist, sondern andererseits auch wieder selbst in einem bis vor kurzem ungeahnten Masse an der Gestaltung des Volksgeistes beteiligt ist. Schmidt-Rohr spricht in einiger Überspitzung in diesem Sinn geradezu von einer «kopernikanischen Umkehr» unserer Erkenntnis. Unter den Gemeinschaft, Volksgemeinschaft erzeugenden Kräften gebührt der gemeinsamen Sprache zweifellos ein sehr hoher Rang. Sie macht jeden, der sie spricht, zum Mitbesitzer, Mitverwalter und Mitschöpfer eben der Kultur, die in dieser und nur in dieser Sprache niedergelegt ist. Sie knüpft tausend und abertausend Fäden zwischen allen, welche zu ihrer Gemeinschaft gehören. Fäden nicht nur materieller und geistiger, sondern vielleicht noch mehr seelischer Art, denn wer eine Sprache als eigen spricht, macht sich auch alle die in ihr verborgenen Werthaltungen und Werturteile unwillkürlich und deshalb auch so verhältnismässig unverlierbar zu eigen. Sprachgemeinschaft ist deshalb nicht nur engere Verkehrsgemeinschaft, sondern auch in ganz hohem Masse Gemeinschaft dessen, was uns wert und teuer ist. Der Verlust der Sprache — sie braucht gar nicht ganz vergessen zu werden, es genügt schon, dass eine andere Sprache ihren eigentlichen Platz einnimmt — bedeutet deshalb über kurz oder lang auch den Verlust des Volkstums; einerlei ob es sich um Einzelmenschen handelt, wie etwa bei den Einwanderern in den Vereinigten Staaten, oder um ganze, eine Teileinheit bildende Volksgruppen, wie z. B. viele der verloren gegangenen deutschen Sprachinseln im ehem. Ungarn oder die deutschen Stadtsiedlungen etwa im alten Polen beweisen. Sprachzugehörigkeit ist also in der Regel auch Volkszugehörigkeit. Eine Ausnahme bilden in dieser Hinsicht allerdings die Juden, welche im weitesten Umfang ihre eigene Sprache aufgegeben und andere Sprachen angenommen haben, ohne wirklich in den Volkstümern aufgegangen zu sein, welchen diese Sprachen gehören. Das Problem der Farbigen in den aussereuropäi-

schen Ländern, welche abendländische Sprachen angenommen haben, lassen wir hier ausser acht, obwohl es reizvoll wäre, den Verhältnissen z. B. in Süd- und Mittelamerika nachzugehen, wo ganz neue Völker im Entstehen begriffen sind.

Damit sind wir bei einer neuen Gemeinschaftsgrundlage von Volkstum angelangt: dem Blut. Es ist richtig, dass alle Völker, wenigstens alle Kultur- und Grossvölker, aus mehreren Rassenelementen hervorgegangen sind. Als die wesentlichsten Bestandteile des deutschen Volkes zählt z. B. G ü n t h e r die folgenden Rassen auf: die nordische, die dinarische, die ostische, die ostbaltische, ferner die fälische, die mittelländische oder westische und die sudetische. Die Rassenelemente haben sich aber weitgehend verschmolzen. Einige Zahlen mögen indirekt illustrieren, wie nahe die Blutsverwandtschaft innerhalb der Völker ist. Wenn eine solche nicht bestünde, also wenn innerhalb bestimmter Gruppen nicht stets wieder Verwandtenehen zustande kämen, es also keinen «Ahnenschwund» gäbe, so müsste z. B. die Ahnenreihe eines jeden einzelnen von uns zur Zeit der Aufsegelung Livlands vor rund 750 Jahren oder 25 Generationen 2^{25} in der 25. Potenz betragen. Das sind aber genau 34 578 423 oder über 34½ Millionen. Geht man in die Zeit Karls des Grossen zurück, also bis in die Zeit, in welcher sich aus den germanischen Stämmen das deutsche Volk bildete, so kommt man bereits auf phantastische Zahlen. Rechnet man bis dahin mit 38 Generationen, so ergibt sich eine Ahnenreihe von 2^{38},7 Milliarden! Diese Zahl müsste auf diejenige der heute lebenden Deutschen, also auf fast 100.000.000 multipliziert werden, um die Zahl unserer Ahnen zu erhalten, welche nötig wäre, wenn innerhalb des Volkes keine Blutsverwandtschaft bestünde. Das neuerwachte Interesse für Ahnenforschung hat denn auch zu der Erkenntnis geführt, dass die Vorfahren der allermeisten lebenden Deutschen vor verhältnismässig wenigen Generationen in weitverstreuten Teilen des deutschen Volksbodens ansässig gewesen sind. Das bezieht sich sogar auf die alpenländischen Bauerngeschlechter. Bei den Bauernfamilien sind es meist wandernde Handwerksburschen gewesen, welche sich in den Dörfern niederliessen, in Bauernhäuser hineinheirateten und so Blut aus entlegenen Teilen des Deutschtums zuführten. Es ist also auch im buchstäblichen Sinne des Wortes richtig, wenn Volk als Blutsgemeinschaft bezeichnet wird. Diese Tatsache ist unseren Vorfahren sehr genau bekannt gewesen und geriet erst in Vergessenheit, als individualistische

Weltanschauung und Gleichheitsfabel auf ihrem Gipfelpunkt angelangt neben vielen anderen auch das biologische Denken verdrängt hatten. Trotzdem sind Rassenmerkmale kein geeignetes Kennzeichen, um die Volkszugehörigkeit des einzelnen zu bestimmen. Wenigstens nicht in Europa, wo namentlich in den Völkermischzonen und an den Volksbodengrenzen — und um solche handelt es sich in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle praktisch, wo eine Volkstumsbestimmung erforderlich wird — die rassischen Übergänge von einem Volkstum zum andern meist sehr gleitende sind. Gerade ein nichtindividualistisches Denken muss den Rassentypus als Unterscheidungsmerkmal ablehnen, denn es kommt nicht so sehr darauf an, welchen Rassentypus das gerade jetzt lebende, in Frage stehende Individuum in seiner äusseren Erscheinung repräsentiert, sondern vielmehr auf die Qualität und Zusammensetzung seiner Erbmasse. Infolgedessen ist ja auch im neuen Deutschland mit gutem Grund nicht der Rassentypus des Individuums herangezogen worden, um seine arische Abstammung zu bestimmen, sondern eben diese — die Abstammung. In der Praxis muss ein indirekter Hinweis herangezogen werden, nämlich die Konfession der Voreltern. Dadurch ist Rasse als sehr wesentlicher Baustein des Volkstums übrigens keineswegs irgendwie zweifelhaft geworden.

Praktisch in Frage kommt noch die Siedlungsweise, Dorf- und Hofanlage, Tracht, Brauchtum und manches andere. Doch gerade in Gebieten, wo Volkstum strittig ist, versagen solche Indizien sehr oft, weil eine weitgehende wechselseitige Entlehnung der Lebensformen auch in diesen Dingen die Grenzen verwischt. Brauchbarer ist in zahlreichen Fällen schon die Konfession, nämlich dort, wo eine bestimmte Konfession mit grosser Wahrscheinlichkeit auf Abstammung hindeutet, wie z. B. im Gebiet von Szathmar. Wie sehr aber ein Missbrauch dieses «Kennzeichens» im Bereich der Möglichkeit liegt, beweist das Beispiel der katholischen Weissrussen im Nordosten Polens, welche auf Grund ihrer Konfession vom Staat als Nationalpolen beansprucht und behandelt werden.

Der «Boden» scheidet von vornherein aus, wo es sich um nationale Gemengelagen handelt. So eng Boden und Volk zusammengehören, können auf dieser Grundlage wohl Ansprüche geltend gemacht, kann aber die Volkszugehörigkeit nicht eindeutig festgestellt werden.

Solche Elemente wie Geschichts- und Schicksalsgemeinschaft können wir im Zusammenhang dieses Artikels ganz übergehen.

Volkstum und erst recht Volkstum, das sich zu Nation intensiviert hat, ist aber auch ein Bewusstseinsinhalt. Wo dieser fehlt, wo eine Gruppe von Menschen noch nicht bis zu der Erkenntnis vorgestossen ist, dass sie mit vielen, vielen anderen zu einer Ganzheit gehört, die sich deutlich von anderen Ganzheiten unterscheidet, kann von eigentlichem Volkstum noch nicht die Rede sein, sondern höchstens von Stammestum, aus welchem Volkstum erwachsen kann. Übrigens ist auch der umgekehrte Vorgang denkbar, nämlich die Ausscheidung von Gruppen aus einem Volkstum und ihre Entwicklung zu eigenem Volkstum, wie das in historischer Zeit namentlich das deutsche Volk erlitten hat (Niederlande!). Volkstum ist gewiss keine Angelegenheit des Individuums. Weder in dem Sinne, dass es sich beliebig zu diesem oder zu jenem Volkstum bekennen darf, noch auch in dem Sinne, dass Volkstum nicht mehr sei, als die blosse Summe der Bewusstseinsinhalte einer Anzahl von Individuen. Das Volk hat Anspruch auf seine Glieder und kann es nicht dem einzelnen überlassen, sich zu ihm zu zählen oder nicht. Wer Deutscher ist, kann sich seiner Pflichten dem Deutschtum gegenüber nicht entledigen, indem er sich von seinem Volkstum lossagt, ebensowenig wie das der Lette, Pole, Franzose oder Angelsachse kann. Andererseits aber ist der Übergang aus einem Volkstum ins andere eine sehr weit verbreitete Erscheinung. Wo er sich in Generationen vollzieht, wird er unter bestimmten Umständen sogar als natürlich bezeichnet werden müssen, ganz abgesehen davon, ob er vom Standpunkt des abgebenden oder aufnehmenden Volkstums wünschenswert und sittlich erscheint oder nicht. Wie dem aber auch sei, der Bewusstseinsinhalt ist ein wesenhaftes Element des Volkstums. Dieser Bewusstseinsinhalt kann hinsichtlich des einzelnen aber praktisch nur durch Aussage, freilich nur durch eine wahrheitsgemässe, ermittelt werden. Besonders gilt das dort, wo die Grenzen zwischen den Völkern auch in dieser Hinsicht verwischt sind. An sich ist auch der Bewusstseinsinhalt etwas «Objektives», «subjektiv», bekenntnismässig, nur seine Ermittelung.

II

Als praktische Möglichkeiten der Volkstumsbestimmung in den Fällen, wo zwei oder mehr Völker Anspruch auf eine Gruppe oder ein Individuum erheben, bleibt nach dem Ausgeführten also dreierlei:

1) Die Ermittelung der Sprache,
2) Die Ermittelung des Bewusstseinsinhalts,
3) Die Anerkennung eines Notoriums.

Aktuell wird das Problem hauptsächlich in zwei Fällen: bei der Volkszählung, mit deren Ergebnis häufig die nationalitätenrechtliche Stellung eines Gebiets verbunden ist, wie z. B. in der Tschechoslowakei, und bei der Einschulung.

Bei den Volkszählungen wurde in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle bisher die Sprache erhoben, wobei die Statistiken allerdings trotzdem meist nicht kommensurabel waren, weil unter «Sprache» sehr verschiedenes verstanden wurde: Eigene Sprache, Muttersprache, Familiensprache, Verkehrssprache, die am besten gesprochene Sprache, die liebste Sprache, beherrschte Sprachen und noch vieles andere. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, wenn wir untersuchen wollten, in wie weit die einzelnen Fragestellungen geeignet sind, ein getreues Bild der nationalen Zusammensetzung von Bevölkerungen zu ermitteln. Es genüge der Hinweis, dass alle diese Fragestellungen selbst bei ehrlicher Durchführung der Zählung ausserordentliche Fehlerquellen enthalten. Und die Durchführung ist meist nicht ganz ehrlich. Es ist nicht leicht, juristisch und volkstumskundlich mangelhaft vorgebildeten Menschen den genauen Sinn solcher Fragestellungen klar zu machen. Oft genug will man das auch gar nicht, sondern bemüht sich, solche Fragen in einem für das «Staatsvolk» «günstigen» Sinn zu interpretieren. Vollends zu Fehlergebnissen führen Zählungen, in welchen es den Zählern überlassen bleibt, «wegen niederen Kulturniveaus» der Zählungsgebiete selbst die Sprache der Gezählten zu bestimmen. Es ist daher kein Zufall, dass gerade aus den Staaten, in welchen bei der Volkszählung die Sprache ermittelt wird, die Klagen über Fälschungen besonders intensiv und zahlreich sind. Ganz versagt diese Methode in Oberschlesien, wo die Sprach- und Volkstumsverhältnisse besonders komplizierte sind. Neuerdings ist man mehr und mehr dazu übergegangen, entweder Volkstum oder neben der Sprache auch Volkstum zu erheben. Auch hier sind Beeinflussungen direkter und indirekter Art natürlich möglich, doch ist das Ergebnis wenigstens dort ein besseres, wo die Bevölkerung die Zivilcourage aufbringt, dem Zähler gegenüber ihr Volkstum zu bekennen. Dazu kommt der Vorzug, dass die Fragestellung an sich eine genauere Ermittelung der nationalen Verhältnisse ermöglicht. Etwas anders liegen die Dinge nur in rein bäuerlichen Na-

tionalitätengebieten, wie z. B. in Rumpf-Ungarn. Hier wird sich der deutsche Dörfler im allgemeinen leichter zu seiner «schwäbischen» Sprache bekennen, als zu seinem Volkstum.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse bei der Frage der Einschulung. Als Grundlage dienen hier neben den innerstaatlichen Gesetzesbestimmungen die «Minderheitenschutzverträge». Obgleich diese gewisse Ansatzpunkte enthalten, welche es gestatten, als ihre Rechtssubjekte die «Minderheiten», d. h. die Volksgruppen als solche anzusehen (vergl. C. G. Bruns und N. Gürke, beide in «Nation und Staat»), werden sie in der Praxis als Einsetzung von individuellen Rechten interpretiert. Mit dieser Tatsache ist bis auf weiteres zu rechnen. Auf der Grundlage dieser Verträge und ebenso der meisten innerstaatlichen Gesetzgebungen ist es noch nicht möglich gewesen, den sittlichen Anspruch des Volkstums auf seine Glieder forensisch zu unterbauen. Die Verträge enthalten keinerlei Hinweis darauf, wie zu ermitteln ist, wer zu einer «minorité du race, du religion ou de langue» gehört und daher die Rechte dieser Verträge in Anspruch nehmen kann. Eine Ausnahme bildet nur das Oberschlesien-Abkommen zwischen Polen und Deutschland.

Bezeichnend ist, dass alle assimilationslüsternen Staatsbehörden Gegner des «Bekenntnisprinzips» sind. In Jugoslavien versucht man immer wieder auf die sogenannte «Namensanalyse» zurückzugreifen. Kinder, deren einer Elternteil einen slavisch klingenden Namen führt bzw. geführt hat, werden als «jugoslavisch» angesprochen und zwangsweise in slavische Schulen gesteckt. Diese Methode stellt eines der ewigen Streitobjekte zwischen Elternschaft und Staat in Jugoslavien dar. In Litauen hält man sich an ein noch primitiveres «objektives» Merkmal, nämlich die Nationalitäts-Eintragung in den Pass, welche seinerzeit ganz willkürlich vorgenommen wurde und als unabänderlich gilt. Neuerdings will man dort auf die «Abstammung» zurückgreifen, ohne Zweifel um unter Missbrauch dieses Begriffs zu beweisen, dass die Mehrzahl der Deutschen in Litauen litauischer Abstammung ist. Derartiger Beispiele könnte man leicht noch mehr zusammentragen. Es genüge aber, wenn noch Oberschlesien erwähnt wird. Hier geht der Kampf darum, ob die Erklärung der Eltern über die Sprache ihrer Kinder nachgeprüft und angezweifelt werden darf oder nicht. Der Haager Schiedshof hat sich auf den Standpunkt gestellt, dass das nicht geschehen darf. Interessant ist die sehr ausführliche und gründliche Motivie-

rung, welche etwa ausführt: Volkstum ist ganz ohne Zweifel ein objektiver Tatbestand. Ihn praktisch und wahrheitsgemäss zu ermitteln, ist aber fast nur auf Grund einer Aussage, also des Bekenntnisses möglich. Der Vertrag verlangt seinem Sinne nach ein wahrheitsgemässes Bekenntnis. Trotzdem ist eine Nachprüfung der Erklärung nicht zulässig. Neben formaljuridischen Gründen, welche sich aus dem Vertragstext ergeben, spricht dagegen die Erfahrung, dass die Gefahr der Falschheit des Bekenntnisses eine weit geringere ist, als diejenige eines Fehlergebnisses der Nachprüfung.

Das «subjektive» Bekenntnisprinzip ist gewiss keine ideale Grundlage für die Inanspruchnahme von Volkstumsrechten. Es wird vor allem nicht der Tatsache gerecht, dass Volk mehr als eine Anhäufung von Volksgenossen ist und dass Volk als solches Rechte hat. Das Bekenntnisprinzip ermöglicht es, Volkstum zu verleugnen. Ferner haftet ihm der Mangel an, dass bei der Bestimmung des Volkstums eines Einzelmenschen nicht auch die Volksgemeinschaft mitwirkt, zu welcher dieser sich bekennt. Sie wird nicht gefragt, ob sie denselben auch als ihr Glied betrachten kann. Da es sich aber so gut wie durchweg um eine Situation handelt, in der von zwei nationalen Seiten auf eine Person Anspruch erhoben wird und die «Minderheit» in der Praxis noch immer genug Möglichkeiten hat, wenn sie nur will, nicht zu ihr gehörige Elemente zurückzustossen, wird dieser Mangel erträglich sein. Solange es der höchste Ehrgeiz der meisten Staaten ist, möglichst wahllos zu assimilieren, was halbwegs assimilierbar erscheint, ist das Bekenntnisprinzip in der Regel das geringere Übel.

Gertrud von den Brincken

Von Otto von Petersen

1.

Wenn der Wandernde den «Schritten» in «versunkene Königreiche» folgt, der Lesende vor Gedichten inniger Versunkenheit verweilt, still hält vor den herben Konturen, hinter denen verhaltene Gefühlsintensität zittert, und emporgetragen wird von jener balladesken Kraft der Kunst, in der dramatische Membrane schwingen, — spürt

er sich da nicht bisweilen erinnert an die Welt einer anderen Gestalterin, die sich über Grenzen hinweg mit Gertrud von den Brincken berührt?

Manches verbindet Gertrud von den Brincken, die baltische Dichterin, mit der Meisterin der Ballade Agnes Miegel. Wie Agnes Miegel in der Landschaft ihrer ostpreussischen Heimat wurzelt, und über ihrer Dichtung ein unverkennbarer Hauch dieser Landschaft schwebt, so ist Gertrud von den Brinken ganz mit ihrer kurischen Heimat verwachsen und lebt in ihr. «Kurische Landschaft und Art ist nie in edleres lyrisches Gold gefasst worden als in den Brinckenschen Gedichten», so ist über ihre Kunst geurteilt worden. Wie das Schicksal ihres Landes Agnes Miegel durchschüttert, sie es in herber Monumentalität vor sich sieht, so meisselt auch Gertrud von den Brincken das baltische Schicksal in seinen edlen und grossen Zügen heraus. Beide Dichterinnen versenken sich in das Vergangene, indem öfter ein bitteres Weh um Verlorenes mitschwingt. Vor den Blicken beider tauchen die verschwebenden Konturen des Abends und der sinkenden Nacht auf. Herb wie ihre Landschaften sind beide Dichterinnen. Und wie die Bedeutung Agnes Miegels sich keinesfalls in ihrer balladesken Meisterschaft erschöpft, sondern sie starken lyrischen Trieb verrät, so ist auch in der Brincken neben dem balladesken der lyrische Zug mächtig.

Schmale Gedichtbände von mitunter mimosenhaft umschlossenem Gehalt sind das Ergebnis ihres Schaffens: «Wer nicht das Dunkel kennt» (1911), «Gedichte und Balladen» (1918), später «Lieder und Balladen» genannt, unter diesem Titel in der 3. veränderten Auflage 1926 erschienen, «Aus Tag und Traum» (1921), «Schritte . . .», «Neue Lieder und Balladen» (1924), «Das Heimwehbuch, Blätter vom Baltischen Baum» (1926).

2.

Nicht lediglich Hingehörigkeit zu der Heimat, nicht das Gefühl der Geborgenheit in ihr, zum wenigsten jenes sentimentale Schwelgen in einem Bereich schmerzlicher oder heiterer Selbstbefriedigung und auch nicht jene Pose, die sich meint, während das Wort «Heimat» fällt, versteht Gertrud von den Brincken unter der Liebe zur Heimat, sondern in der Tiefe fasst sie diese. Die Liebe zur Heimat ist ihr etwas bitter Ernstes und sehr Hartes. Sie fordert bedingungslose Hingabe und Selbstverleugnung. Der Mensch, der die Heimat nicht mehr

BAUSKE, AN DER MEMEL

PHOT. BARON OSTEN-SACKEN

TALSEN

als sich selbst zu lieben weiss, der liebt sie nicht. Zu diesem Gipfelaspekt wird die aus plastischer Realistik und lyrischer Stimmung zusammengeballte Ballade «Kurland» emporgetrieben. Der einsame Reiter, der flüchtig über das verödete und hungernde Land streicht, durch die Dörfer, die mit durch seine Schuld zerstört sind, über das weisse Winterland mit der gefrorenen Windau, — in ihm ringt sich aus Not und Leid um seine Heimat die Erfahrung durch, wie viel höher die Heimat steht als die eigenen Pläne, das eigennützige Wollen, und mag dieses auch traditionsunterbaut sein, und mag der Brauch der Jahrhunderte noch so sehr im Blute liegen.

Doch schlug mir durch wanderndes Wintereis
stromdunkel die Tiefe entgegen:
Wer nicht mehr als sich selbst sie zu lieben weiss,
soll nicht Hand an die Heimat legen!

Und wenn die Dichterin das geliebte Stück Erde, den Gutshof in Kurland, umfasst in allen seinen Einzelheiten, in dem Fussweg, der zum Wäldchen ging, dem Windenduft um alle Hecken, dem sonnenheissen Feldstein, von wo aus man auf die Gäste wartete, den Blick auf in der Ferne «flimmerweiss» sich kreuzende Wege hatte, in der Birke, durch deren Zweige der Grosse Bär auf die Veranda schien, dem schwalbenaugenbunten Wiesengrund, — wenn die Dichterin all diese trauten Einzelbilder, die sich zu dem Gesamtkreis ihrer engsten Heimat zusammenschliessen, umfasst und doch zugleich als ein Fremdes erlebt, — so ist ihr der tiefste Schmerz nicht der Verlust des Besitztums und nicht der Umstand, dass man früher so sehr viel sorgloser und leichter lebte, sondern dies, dass man an dem Geheimnis der Schönheit dieses Landes nun achtlos vorüber geht, dass niemand es liebt, wie es allein geliebt sein muss — als Seele.

Und so fasst Gertrud von den Brincken, nachdem sie ihr Gottesländchen auf ihren liebenden Händen vor Gottes Thron emporgehoben:

Von hier aus hab ich oft, wer weiss wie lang,
ins Land geschaut, wenns blau und blauer blasste,
und Gott gesehn auf seinem Abendgang,
wie er das Land in seine Arme fasste.

— ihr Grundgefühl in die Kernprägung zusammen:

Ach, dass heut keine Seele dieses Land
Als Seele liebt, wie Land geliebt sein sollte!

3.

Aus dieser tiefen Liebe zur Heimat steigt in der Brincken das Gesicht des baltischen Schicksals auf. Die in Atome zersplitterte Vereinzelung, die trotz straffer organisatorischer Zusammenfassung besteht, die grosse Zerfahrenheit und Gebrochenheit, die, durch Verlust des Landbesitzes, äussere Zusammenbrüche, seelische Zerrüttungen und Umwälzungen bedingt, die gesamte Existenzbasis erschüttern, drängen sich vor ihrem Blick, und aus dem Chaos hebt sich ihr als einziger Rettungsanker trotz aller Schwere die Überwindung jener Vereinzelung, hebt sich der Turm der Einheit und inneren Geschlossenheit, der noch je Zersplitterte zur Kraft sammelte. Als Symbol dieser Sammlung zum Ganzen, dieser Umschaffung der verstreuten und zersprengten Vielheit zu einer Gesamtheit, dieses Aufgehens in einem Höheren, das alle eint, steht vor ihr jener Schicksalstag, der den einzelnen über sich selbst hinaus in die Welle grossen Geschehens hebt: der 22. Mai. — Dieser Tag führt, die getrennte Wege gingen, zusammen, sie fühlen sich wieder «ein Stamm und ein Leben», fühlen sich «wir», fühlen sich als Glieder des Baltentums, für das ganz sich einzusetzen wert war und wert ist:

— Weiss keiner vom andern, wo gestern er war,
ob er aufwärts stieg oder nieder —
aber einmal, einmal in jedem Jahr
erkennt ihre Seele sich wieder!

Viele Wege aus der Vereinzelung gibt es. Gertrud von den Brincken sucht nach diesen Wegen. Auch der Aufblick zu einer Persönlichkeit ist ein solcher. So fühlt Gertrud von den Brincken Hans Baron Manteuffel, der als Bild ewiger Jugend, Spannkraft und stürmenden Idealismus durch unsere Träume zieht, als quellenden Kraftstrom, der nicht versiegt, sondern auch nach dem Tode zu festem Zusammenhalt und zu Grossem fortreisst:

D u d a r f s t n i c h t s c h l a f e n! S t e h a u f u n d l a u s c h,
Du kannst nicht schlummern, — du wartest bloss,
ob wieder man rufen dich wolle...
Noch gehn deine Träume so heiss und gross
hin über die baltische Scholle.
Noch steigt deine Liebe aus Nacht und Bann
empor, bis ihr Werk sich vollendet.
Wir wissen's: du stürmst uns aufs neue voran,
wenn wieder zum Sturm wir entsendet.

Wenn Gertrud von den Brincken hier jüngste Vergangenheit als unmittelbare Gegenwart empfindet und zu ihrem zeitlosen Wert ausweitet, so ist damit keinesfalls gesagt, dass sie in einem restlosen Festrennen in alten Traditionen das Heil erblicke. Im Gegenteil, die starr gewordene Form der Tradition muss öfter gesprengt werden zugunsten des Wachsenden und Werdenden. Das Wachstum und lebensvolle Werden enthüllt sich ihr als ein Lebensgesetz auch des Baltentums. Das Morgen wiegt schwer gegenüber dem Gestern, die Zukunft gegenüber der Vergangenheit. Auch dieses spricht sich in der gehaltvollen Ballade «Kurland» aus:

Wir wollten der Ritterschaft Schicksalstag
überflackern mit Fackelgeleuchte,
weil was in rostenden Särgen lag
uns mehr als das Morgen deuchte.

Doch soll keiner mit dem was er ehmals trug
wie mit stichfestem Panzer protzen.
Nur die Wachsenden tragen Kraft genug
um den Waffen von heute zu trotzen!

Neben den grossen Schicksalslinien ihrer Heimat sieht Gertrud von den Brincken eine Reihe Schicksalswege oder Schicksalsmomente des baltischen Lebens, die sie bis in die feinsten Verästelungen psychologischer Auswirkungen mitfühlt und auf das zarteste erspürt, wie sie ja einen Teil ihres «Heimwehbuchs» mit dem ausdrücklichen Kennwort «Schicksale» versieht. «Und sie gingen und traten ins deutsche Heer...» umreisst das Geschick derer, denen «Deutschland in den Tiefen» lag, die, jugendliche Begeisterung im Herzen, in das deutsche Heer traten, und deren Weg durch viel Hartes und manche Enttäuschung ging. Daran reihen sich der Abzug der deutschen Truppen, Nacht für Nacht in grauen Kolonnen («das waren die schwarzen Nächte vor dem Steigen des roten Meer's»), das Alleinbleiben, Müdewerden, die restlose Einsamkeit, Gefahr und Bedrängnis und allendlich dennoch der Entschluss, auszuharren. Hinein schiebt sich das Ende des alten Pastors, den sie mit seinem Sohn am Waldrand erschossen fanden, der ein Leben der Seelsorge und Hilfe gelebt, verräucherte, dumpfe Katen aufgesucht, wo er Elend wusste, um dessen Schreibtisch wie vor Gericht Streit und Not sich drängten, und der nie müde wurde, zu sä'n «versöhnende Gedanken», und den doch zuletzt nationaler Hass fällte. Und dann kommt die Not des Emigranten-

tums mit seiner Bitterkeit und seinem Heimweh, seinem Gefühl des Entwurzelten und Heimatlosen.

4.

Wie das baltische Schicksal aus dem tiefsten Herzen der Dichterin heraus gestaltet ist, so wächst auch die baltische Landschaft aus ihrem zartesten und tiefsten lyrischen Grunde hervor. Von dem Allernächsten geht hierbei die Dichterin aus. Das Heimathaus, die Wohnung, die Zimmer, wo sie geweilt, sind intensivste Erlebniszentren, von wo aus die weitere kurische Landschaft gewissermassen mit herausgehoben wird in das Feld des Erinnerns und Sinnens. Ferneres weicht zurück. Das Meer in seinen Nuancen und Stimmungen verblasst. Nur von ferne spielt es hinein. Etwas von dem allgemeinen baltischen Meergefühl mag in dem Bilde der gischtumstürmten Dünen des Gedichtes «Ausklang» liegen, dem Bernstein in den Seetangschlingen, den Muscheln, die Gott der Herr an sein Ohr legen wird, um in dem Rauschen das Singen und Beten des bedrängten Landes zu hören, weiter in der flüchtigen Umreissung des Ostseehorizonts:

Ob sie mich sehen? Versteckt im Wiesengrünen
ein dunkles Pünktchen nur aus Schwalbenschau .
Rings Heimaterde: hinter gelben Dünen
am Horizont der Ostsee weites Grau.

Aber diese Bilder sind nicht zu vergleichen mit denen, die aus der allernächsten Heimatumfriedung stammen.

Zitternd aus tausend Schmerzen
wird meine Kindheit wach,

empfindet die in Erinnerung Versinkende, und da ist auch gleich Bild um Bild die Landschaft da, die um den lieben Gutshof Neuwacken liegt: die Waldschneise, die jäh den Blick frei gibt, das Tal mit dem weissen Schornstein der Brennerei, die Friedhoffichten und so fort. Ebenso in der «Verlorenen Heimat» ist es das Vaterhaus. das vor ihrer Seele steht. Das Vaterhaus mit dem duftenden Faulbaum, den blau glühenden Käfern in den Büschen, dem Kuckuck, der aus dem Walde nah an den Garten geflogen, und unter dessen Ruf eine am Fenster Lehnende gläubig die Zukunft fragt. Nicht anders ist es in dem Gedicht «Gut in Kurland». Auch hier verbindet sich schmerzliches Erinnern mit den lieben Dingen und landschaftlichen Bildern. Und dann durchzieht den Traum der Dichterin immer wieder der

Park, der ihre Kindheit und Jugend umschloss, der Park, aus dem das rote Dach emporragt, ein Park, an dem kühl ein Landhaus lehnt, ein Park, den verschlungene Wege durchlaufen. Gärten! Wie sind sie traut, die Gärten, die oft die Häuser unserer kleinen Städte in Versponnenheit und Frieden eintauchen, wie es das Gedicht «Ansichtskarte» malt:

Das steile Dach von roten Ziegeln schaut
wie keins der Nachbarn so verträumt und traut;
als wüssts um Heimweh, das sich nach ihm sehnt.
Und dann der Garten, der sich daran lehnt!
Ach, unser Garten! Keiner in der Stadt
so alte wolkennahe Bäume hat! —

Die Häuser der kleinen Stadt, die so heimatlich aus dem Laub herauslugen, deren erhellte Fenster traute Lichtreflexe werfen, deren geöffnete Fenster in das Dunkel gähnen. Auch ganze Städte fasst die Brincken in Bilder: Mitau in seinem tiefen Vergangenheitsschlaf, Dorpat, das an Erinnerungen reiche Riga, das sich der Rückschauenden weniger in seiner grossen Hansa-Vergangenheit gibt, als in einem stillen, lieben Fenster.

Teiche, umhegt von Linden, schilfumwachsene schwarze Weiher, Weiden, regendurchfröstelte Weiden leben in dem Sinnen der Dichterin. An diese Bilder schliesst sich die Welt des Nordisch-Winterlichen: der Wintersturm, der im Bass um schneevermummte Scheunen bellt, die Eisblumen am Fenster, das verschneite Gartentor, das durch den Flockenfall oft ganz unwegbar wird, fliegende Schlittenfahrt durch schneelichte Wälder.

5.

Aus der Landschaft wächst der Mensch. Dass auch die Dichterin selbst für jene enge Verwachsenheit von Landschaft und Mensch ein deutliches Gefühl hat, geht aus dem Gedicht «Helle Nacht» hervor. Zu Beginn fiel in diesem Zusammenhang das Wort Herbheit. Ich möchte es hier wiederholen, jedoch mit der Abwehr des Beiklangs des Rauhen und Harten. Der Ausdruck kann hier nur in dem Sinne einer tief verlagerten Natur verstanden werden, die meist verborgen bleibt, mit Gefühlen zurückhält, sich oft verschliesst. Öfter muss ein Brinckensches Gedicht wieder und wieder gelesen werden, damit sich der Sinn erschlösse und der eigentliche Erlebniskern aufspränge. Wie verschlossen die Gedichte sind, so scheu und zart erscheinen sie,

wie u. a. dasjenige «Im Armenstift». In einem solchen fasst die Dichterin einen Verstorbenen als Schlafenden; der so müde gewesen sein muss, dass er, der die Sonne so geliebt, nicht spürte, wie man ihn in die Erde senkte:

O wie musst du fest geschlafen haben!
O wie musst du müd' gewesen sein!
Spürtest nicht, wie tief man dich begraben,
der du so geliebt den Sonnenschein!

Spürtest nicht auf deinen weissen Wangen
Muttertränen unverlöschlich glüh'n,
spürtest nicht das bebende Umfangen,
nicht das letzte schluchzende Bemüh'n.

Sieben scharfgeschliffne Schwerter trafen,
die dich liebt ins tiefste Herz hinein —
O wie musst du fest und tief doch schlafen,
— o wie musst du müd' gewesen sein! —

Mit der tiefen Verlagerung ihres Gefühlslebens und Wesens hängt der edle, bedeutungsbeschwerte, wahre, aber zugleich zurückhaltende Zug ihrer Liebeslyrik zusammen.

In sich verschlossen bleibt die Glut ihres Herzens. Ihren Geliebten muss sie bitten, dieses unheimlichen Feuers zu hüten und mit seiner grossen schützenden Liebe zu sorgen, dass dieses Lodern nicht ausbräche. Dem Mann, der sie bis in die Wurzeln ihres Heimatlandes, dem sie entwachsen, versteht, gibt sie sich gläubig mit dem ganzen Einsatz ihrer scheu verschlossenen Rätsel. («Helle Nacht»). Leichtigkeit, Beschwingtheit, Geschmeidigkeit oder gar Oberflächlichkeit des Empfindens liegen ihrem auf das Ganze gestellten und in die Tiefe gerichteten Wesen fern. In dem Gedicht «Meine Gäste» kommt diese Tatsache zum Ausdruck in der schmerzlich-prinzipiellen Reibung leichten Geplätschers und Geplauders von Ballzeit, geschenkten Rosen, Tanz und Fahrt an der Schwere inneren Gehalts und des Durchlebten, an dem Gefühl, als läge das Herz am Boden und man tanzte darüber hin. Und indem sie sich ihrer Nebenbuhlerin gegenüber abgrenzt, fühlt sie sich die volle Schale des Feuers und der Sehnsucht halten, sie, die Nebenbuhlerin, dagegen das Glück und den Besitz.

Die Dichterin gestaltet eine ganze Empfindungsskala des Frauentums, das in der Liebe ihre tiefste Erfüllung findet. Ihr ist die Liebe Schmerz und Leid um den Geliebten, ein Sorgen darum, wer ihm die grüne Lampe mit dem Schirm verhängen, ihn aus schweren Träumen

zurückrufen, ihm die fieberheissen Hände halten werde, ein Bangen, dass Gott sie noch eine Weile neben ihm liesse, denn so viel noch hätte sie für ihn zu tun, ein tiefes Bangen um seine Seele, ob sein Herz noch weich geblieben im Sturm des Krieges, ob er sein Lächeln behalten, ob er auf einsamem Patrouillenritte noch zum «sternhohen Gotte» zu beten wisse, oder seine Seele so tief gelitten, dass das Beten zu Fluch geworden, ein Schmerz, dass sie nicht helfend um ihn war, als er erkrankte und nach ihr verlangte, ein jäher Schmerz, ein fassungsloses Nichtbegreifen, dass sie seine Sterbestunde nicht gefühlt. Wenn sie ihr Haupt hätte hineinwühlen können in seine Arme und ihn gebeten, sie hätte ihn zurückgefleht in das Leben. Und dann der Schmerz des vorgefühlten Abschieds, der Trennung, der Leere nach ihr. Sie fühlt, wie ihr Ruf nach dem weit Entfernten geht, wie sie Christus nach ihm fragt, wie er ihr in allem fehlt, und wie sie nicht begreift, dass sie dennoch weiterlebt. Hintergründe der Trennung leuchten empor: der Stolz reckt sich auf, der Stolz, nicht zu bitten, der Stolz, nicht ungebeten zu geben. Dennoch geht durch das ganze Leben die Symphonie der Liebe, jener reinigenden und seligenden Kraft. Die Reue, die in der Dichterin unvertilgbar gärt, ist die, dass sie die Menschen, die sie liebte, nicht «zehntausendmal mehr noch geliebt».

6.

Aber über all diesem Gewirrnis, Schmerz und Lieben erbebt mitunter gleich dem Glockenton einer Kathedrale der Klang des Unabänderlichen, des trotz allen Leidens und Aufbegehrens abrollenden Unerbittlichen. «So wird es sein — trotz allen Nichtbegreifens, dass soviel Liebe sich umsonst verglüht», so heisst es in dem Gedicht «So wird es sein...» In «Gewissheit» werden die Konturen deutlicher umrissen: «Und nun auf einmal weiss ich's wie gewiss: dass wir uns nie mehr zueinander fügen. Ob auch kein Sturm uns auseinander riss, das Lächeln tut's, mit dem wir uns belügen». Über die Liebe geht die unerbittliche Konsequenz des Lebens dahin: «Liebe ist doch vergebens — wehrlos in Dunkelheit, — grösser ist dieses Lebens Unerbittlichkeit!» «Dass wir uns trennen mussten — hat Gott gewollt...»

Es zeigt sich auch hier, wie die Dichterin ein Gefühl hat für das unentrinnbar Schicksalsmässige.

Schön sind Gedichte um ein Kind. Das grosse Heimverlangen, die «schwere Treue» schwerer Pflichten in ihrer Mutter und deren

Erinnern brechen lyrisch auf. Und neben dem lastenden Schwergewicht ihres Erlebens leuchten mitunter flüchtige Lichtreflexe des Humors über die Kunst der Dichterin.

Reich und weit ist ihre Balladenwelt. Ihre Ballade lebt und lebt intensiv in den Vergangenheiten mannigfaltiger Landstriche und Volksindividualitäten. Zunächst ist es die kurländische Vergangenheit, die, mit dem Leben ihres eigenen Geschlechts verwoben, ihr gegenwartsnah entgegentritt. Grosse deutsche Schicksalstage erstehen, der 16. Oktober 1813, der Tag von Wachau und damit zugleich die Innewerdung, dass das flammende Müssen grosser Gedanken über die Regungen des einzelnen, selbst über die Freundschaft hinweggeht: «Der Tag der Trauer beginnt erst nach der Schlacht». Der Nordlandschnee flimmert auf; in Grönland ruhende Tote, die Treue und Versuchung eines schwedischen Ritters, schottische Sage, englische Geschichte, Elisabeth Tudor, die ihr glühendes Frauentum der Grösse ihres Reichs opfert, französische, spanische Bilder und ebenso die alte germanische Sagenwelt: Walküren, Nornen, Freya, Wodan, Waberlohe, Asgart, weiter die Vorstellungen der Bardenwelt, Mären vom wilden Jäger, die gleichsam in die Gegenwart hineinragen, heben sich in den Horizont ihrer Dichtung. Parzival und Tristan spielen hinein. Die hebräische Vergangenheit, durch die Gewalt der Bibel emporgetragen, wird mächtig in «Hagar», wo das Wandern durch den brennenden Sand südliche Gelände gleich einer Fata morgana erstehen lässt, in dem «Triumphator», wo das gebrochene, aber zu letzter stolzer Höhe sich emporreckende Judentum sich mit dem römischen Herrscherwillen begegnet, in «Mose». Indisches leuchtet auf im «Abschied des Brahmanen»: aus der Ferne ruft Brahma, aus den Dschungeln im Wind, und der Gläubige in der Bambushütte muss bedingungslos folgen; die Sterne strahlen ihren Glanz tief aus des Ganges Grunde wider. Auch der unendliche Zauber der Renaissance bannt die Künstlerin, das Italien der Renaissance mit seinen Palästen, Säulen und Loggien, Toren, den Türmen und Fassaden, über die der Florenzer Dom von einer Meisterhand in «silberblaue Nacht» gemeisselt erscheint, mit den Klöstern und Kirchen, den wunderseltsamen Madonnenbildern, der weltprächtigen Geistlichkeit, die Renaissance mit dem schrankenlosen Ausmass des Frevelns, des Genusses und auch bisweilen der Reue ihrer Naturen.

Eine bezeichnende Note trägt weiter in ihre Kunst die zyklische Zusammenbindung balladesker, mitunter stark lyrisch untermalter

Einzeldichtungen. Unter ihnen seien vor allem die starke Dichtung «Judas Ischarioth», «Lieder der Mona Lisa», «Wigbold von Rostock», «Mose» genannt.

So abweichend diese Dichtungen voneinander nach Tonart und Bild sein mögen, so scheinen sie dennoch bei allem individuellen Einzelleben durch das immer verschiedenartig schimmernde und doch gleiche Kronjuwel der Liebe zusammengehalten.

Es ist im Grunde jene Liebe, die grösser ist als die zu uns selbst, die Liebe, von der eingangs die Rede war, die Liebe, die in hohem Sinne alles erfüllt und trägt und die auch in ihrer Ausmünzung auf den Heimatgedanken letztlich die einzig tragende und haltende Macht ist.

Deutsches Kleinstadtleben in Estland

Hapsal einst und jetzt

Von R. Kaulitz-Niedeck

Umrahmt von einem Kranz von Inseln und Eiländchen, auf eine Halbinsel gesetzt, so zeigt sich von der See aus die kleine Stadt. Alle ihre Strassen und Pfade streben zum Meer, das hier, buchtenreich, eigenartige Uferstriche bespült. Bald Sumpfgebiet mit wiegenden Schilfgräsern, hinter denen leer die Einsamkeit steht, dann pfleglichen Badestrand, massige Quaimauern, zierliche Promenaden, gespenstische Weiden und irgendwo, wie vergessen am Wege stehend, geduckte Sommerhäuschen, und plötzlich Schlamm, dicken, fetten, heilkräftigen Schlamm.

Denn Hapsal ist ein Schlammkurort, seit über einem Jahrhundert schon. Sein Ruf zog bis ins tiefe Russland, brachte Kranke und Erholungsuchende ins Städtchen; darunter Grosse und Reiche, manchmal mehrere Tausend in einem Sommer.

Das war einmal.

Erinnerung und Wehmut verweben sich in diesen drei Worten für die älteren Menschen in der Stadt, besonders für die Deutschen.

Das war einmal — ist wie vieles andere in ihren Herzen noch nicht erstarrt. Denn ihre Tage bewegten sich zwischen Ankunft und Wiederfortziehen der Sommergäste. Ihre Sorge galt dem Herrichten und Gemütlichmachen der Sommerbehausungen für die gut zahlenden

Fremden. Für sie wurden sie erfinderisch und oft bedürfnislos ohne Grenzen.

Die Jahre vor dem Kriege sahen als Bürger der Stadt deutsche Ärzte, deutsche Kaufleute, deutsche Handwerker. Deutsch waren die Musiker der kleinen Kurkapelle, ebenso der zugereiste Tanzmeister und die wandernde Theatertruppe.

Unter den 4500 Bewohnern der Stadt sind heute nur noch 220 Deutsche — die deutsche Kirchengemeinde zählt freilich die doppelte Zahl. *) Ausserdem einige Reichsdeutsche, die der Krieg hergeführt hat und die hier eine neue Heimat fanden. Eine geringe Zahl sind Schweden und von der bolschewistischen Welle verstreute Russen. Die übrigen sind Esten.

Inmitten der Überzahl der estnischen Bevölkerung leben die Deutschen unauffällig, friedsam in abgeschlossenen Familien- und Verkehrskreisen ihr Leben. Die alleinstehenden Alten eingezogen, ja versteckt und beinahe ohne Teilnahme für die Umwelt und das Geschehen von gestern und heute.

* * *

Hapsal ist ein Städtchen der Alten, der Überalterten und der einsam Gewordenen.

Wenn um die Mittagszeit das Sterbeglöckchen anschlägt von der kleinen Stadtkirche und vom verwitterten Schlossturme, dann werden diese stillen Alten plötzlich lebendig, werden wissbegierig und forschen: Wer ist gestorben? Wo hat er gelebt? Hat man ihn gekannt? Ist man jung mit ihm gewesen?

Das Deutschtum ist in der Stadt der Wiek während der beiden letzten Jahrzehnte zusammengeschmolzen, es ist im allmählichen Erlöschen. Eine betrübende Tatsache. Junge Ehepaare sind selten. Kinderreiche Familien wie einst gibt es nicht mehr. In manchem Jahr ist kein junges Paar aus der deutschen Gemeinde vor den Traualtar getreten. Einer Geburtenzahl von 37 Kindern aus der estnischen Gemeinde im Jahre 1931 standen nur 3 Geburten in der deutschen Gemeinde gegenüber. Die Zahl der estnischen Konfirmanden betrug 48, die der deutschen 9. Getraut wurden 11 Paare aus der estnischen Gemeinde, aber nur 2 aus der deutschen. Das Jahr 1932 weist wenige Veränderungen in der Bevölkerungsziffer auf. Klar ist

*) Einige geborene Esten lassen sich und ihre Familien in der deutschen Kirchengemeinde anschreiben.

das eine: die Zahl auf estnischer Seite nimmt zu von Jahr zu Jahr und vermindert sich auf der deutschen.

Die heranwachsende Jugend, vorwiegend die männliche, hält die Stadt nicht mehr fest. Hat der junge Deutsche seiner Wehrpflicht im estländischen Staat genügt, dann zieht er hinaus, gar zu gern nach Deutschland. Die Heimat hat keinen Raum für ihn. Er ist beinahe ausgeschlossen vom estnischen Staatsdienst, die meisten Berufe versprechen ihm keine Sicherheit für die Zukunft. Hat er draussen sein Glück gefunden, hat er geheiratet, eine Familie gegründet, dann ist er der estländischen Heimat für alle Zeiten verloren.

Und unsere jungen Mädchen?

Eingestellt auf alle Wandlungen der Zeit, ringt der grösste Teil von ihnen darum, durch wissenschaftliche Bereicherung, musikalische Studien, durch sportliche Übungen und eine sehr gewählte Lektüre die enggesteckten Grenzen der Heimat nicht gar zu schmerzlich zu empfinden. Sie vermehren keinesfalls das so häufig belächelte Urbild der zwischen Hoffen und Bangen schwebenden Kleinstädterinnen.

* * *

Das Deutschtum ist in Hapsal noch heute als kulturelle Oberschicht ausgerichtet. Und der Literatenstand ist hier wie einst vertreten. Doch in kleiner Zahl. Ausser dem Pastor sind es Ärzte und Rechtsanwälte. Diese haben freilich in den Esten schon scharfe Konkurrenten bekommen. Der deutsche Kaufmann in seinem Budenlokal, wie jeder Verkaufsladen hier genannt wird, kann in bescheidenen Grenzen bestehen. Vereinzelt auch der Gewerbetreibende.

Doch der deutsche Handwerker ist in Hapsal so gut wie verschollen. Die letzten Alten haben zwar in verblasster Schrift noch deutsche Benennungen über ihren Werkstätten, aber sie sprechen ihre deutsche Muttersprache kaum noch.

«Ich habe das Deutsche fast vergessen», murmelt mancher von ihnen mit verlegenem Lächeln. Sie haben in estnische Familien hineingeheiratet, ihre Kinder sind Esten geworden, die kaum ein Wort Deutsch verstehen.

* * *

Gerade der deutsche Handwerker war es, der ursprünglich die Hauptzweige des alten guten Handwerks nach Hapsal trug, das seit 1294 Stadtrechte besass.

Ende des 16. Jahrhunderts muss die Stadt am baltischen Meer für die Handwerker aus Deutschland ein vielversprechender Ort ge-

wesen sein, denn um diese Zeit verliessen ihrer viele die deutsche Heimat und siedelten sich in der kleinen, doch nicht unbedeutenden Stadt an, die zum Hansebunde gehörte.

Die Namen einiger sind bis in die Gegenwart im Städtchen vertreten. Sie kamen vorwiegend aus Hamburg und Lübeck, aus dem Thüringer Lande und andern Teilen Deutschlands.

Auf den vergilbten Seiten des alten Stadtbuches, das mit dem Jahre 1594 beginnt, stehen ihre eigenhändig geschriebenen Namen.*) Sie leisteten den Bürgereid und hatten besondere Rechte. Sie verstanden Ordnung zu schaffen und das Recht zu wahren. Man hatte sie nötig und wollte sie in der Stadt halten.

Es waren Hut- und Schuhmacher, Walker, Tischler, Drechsler, Töpfer, Sattler, Gold- und Silberarbeiter, Bildhauer, Schneider und Wurstmacher. Auch der erste Buchdrucker und ein Haarscherer kamen aus Deutschland. In ihrer Begleitung ‚Kaufhändler' und ‚Heilkünstler' und auffallend viele Apotheker. Darunter mancher, der um die Erlaubnis bat, sich als ‚chirurgus' niederlassen zu dürfen.

Um diese Zeit hatte der Gänsekiel des gewandten Stadtschreibers in das Stadtbuch gekritzelt: durch eine schreckliche Pest, durch Kriegselend und Hungersnot sei die Stadt fast ganz ausgestorben. Es fehle an jedem Gewerbe.

* * *

Zahlreiche Angehörige des baltischen Adels haben sich die Kleinstadt zu dauerndem Aufenthalte gewählt. Das war schon vor dem Kriege so. Einige besitzen aus guten Tagen ihr Sommerhäuschen hier. Der Zuzug aus diesen Kreisen ist grösser geworden nach den Auswirkungen der Agrarreform.

Hapsal hat billige Lebensverhältnisse. Das Sicheinfügen in den vom Schicksal vorgezeichneten Rahmen ist hier für den einzelnen wie kaum in einer zweiten Stadt Estlands möglich. Niemand wird in konventionelle Vorschriften gepresst, und der eigene Lebensstil findet kritiklos seine Berechtigung.

In dieser Beziehung ist Hapsal keine Kleinstadt.

---

*) Stadtbuch von Habsell. Ungedruckt. Wurde begonnen i. J. 1594 und abgebrochen i. J. 1780. Auf der ersten Blattseite heisst es u. a.: „Es sollen hierin ordentlich befunden werden alle aus Copien dieser Stadt allhero gehabten alten Freiheiten, privilegiis, Statuten, Immunitäten." — Einige Namen lauten: Brandt, Ahlers, Neddermann, Meyer, Hanff, Holst, Rosenthal, Landesen.

Da die meisten Adligen zwischen das Gewesene und das, was nun besteht, keine unnötigen Hemmungen legen, haben sie sich mit Geschick eine gewisse Beschaulichkeit in einer so ganz veränderten Lebenslage zurückerobert. Ein reger Verkehr mit der eigenen Verwandtschaft, mit ehemaligen Jugend- und Altersgefährten, mit früheren ländlichen Nachbarn entschädigt sie wohl für das, was sie aus ihren Gewohnheiten haben streichen müssen. Dazu das Gefühl: dieser oder jener erlebt ein gleiches Lebenslos. Das erhält das seelische Gleichmass.

Einen Beruf oder einen Erwerb haben die wenigsten von ihnen. Wovon aber bestreiten sie ihre Lebensbedürfnisse? Diese Frage, keineswegs von müssiger Neugier gestellt, bleibt für den Fernstehenden ungelöst. Aus den Trümmern einstiger besserer Zeiten mögen sich einige noch Schmuck- oder Kunstgegenstände gerettet haben, man veräussert sie, um von dem Gewinn leben zu können. Andere haben vielleicht Verwandte in anderen Ländern und erhalten von ihnen zeitweilig Hilfe.

Wie es auch sei: Lebenskünstler bleiben sie in dem einen oder anderen Sinne immer. Das kann nicht weniger von den Deutschen des Bürgertums gesagt werden, von denen mancher sein kleines Leben nicht glücklos lebt. Man erlaubt sich, selbst unter Verzichtleistung auf anderes, die Anschaffung eines gerade viel erwähnten Buches, Man verleiht es, um die eigenen Eindrücke austauschen zu können. Auf gemeinsame Kosten bezieht man eine Zeitschrift, ausländische Zeitungen, um ja nicht ins geistige Hintertreffen zu geraten. So kommt es, dass die meisten Deutschen in Hapsal ein offenes Blickfeld haben für die Vorfälle auf der Weltbühne.

Die Frauen sind beinahe betriebsamer als die Männer und kühn bei neuen Versuchen und Unternehmungen. Für Sprach- und Musikstunden finden heute nur noch wenige einen Schülerkreis, seit die Esten auch auf diesem Gebiete als Mitbewerber auftreten.

So ist die Heimarbeit allmählich eine Beschäftigung geworden, auf deren Entlohnung eine grosse Zahl von ihnen angewiesen ist. Auch Damen der Gesellschaft verfertigen die vielgenannten Hapsaler Stricktücher. Die musterreichen, kunstvoll gearbeiteten Tücher und Strickhandschuhe finden selbst ausserhalb Estlands Abnehmer.

Nachdem die deutschen Frauen in Hapsal Anschluss gefunden haben an den estländischen Frauenverband, wird die Heimarbeit besonders gepflegt und gefördert. Auf den sommerlichen Basaren lie-

gen die Arbeiten aus in einem für kurze Zeit gemieteten Verkaufsraum.

Der Frauenverband knüpft übrigens verbindende Fäden zwischen den adligen und den bürgerlichen Frauen, doch nur in dem einzigen Rahmen einer Mitgliedschaft. Im sonstigen Leben der Kleinstadt haben sich die betonten Standesunterschiede zwischen Adligen und Bürgerlichen nicht verwischt. Vielleicht deshalb nicht, weil noch jetzt Voreingenommenheit und eingewurzelter Stolz auf der einen Seite, Zurückhaltung aber auf der andern Seite der Einheit entgegenstehn. Ein leiser Kreidestrich. Wäre er nicht, wäre es anders — wäre es besser. Die wenigen Deutschen der kleinen Stadt formten in Wirklichkeit einen Gemeinschaftskörpr, in dem sich der eine pflichtbezogen verantwortlich weiss für den andern.

* * *

Ein Gesellschaftsleben wie einst pflegen die deutschen Kreise nicht mehr. Doch die Geselligkeit ist damit nicht verschwunden. Spielverderber sind die Hapsaliter eigentlich nie gewesen. Man lebt in einem Kurort, nimmt Teil an den Veranstaltungen und Vergnügungen der Kurverwaltung, besucht Konzerte auf den Promenaden, Feste in den schattigen Anlagen der Schlossruine. Die junge Welt treibt Sport, man fährt auf die nahen waldreichen Inseln, beteiligt sich an Ausflügen, lässt sich durch die weissen Küstendampfer nach Dagö, Ösel oder Runö bringen. Man tanzt, geht in den Klub. So trägt sich namentlich die Jugend mit Bienenfleiss ein bischen Freude, ein bischen Glück zusammen.

Ist der Sommer vorbei, wird es still im Städtchen. Aber Langeweile rückt doch nicht heran. Es wird von Gross und Klein viel gelesen. Die Bücherei des deutschen Klubs unterhält einen ausgewählten Lesestoff. Die Schulbibliothek ist weit über den üblichen Rahmen einer Schulbibliothek versehen mit guten Büchern. Dazu benutzt man die von der deutschen Kulturverwaltung unterhaltene Wanderbücherei.

Endlich haben sich Herren und Damen ihre Leseabende und Lesekränzchen erhalten. Zwar tafelt man nicht wie in besonnten Zeiten gemeinsam, bevor man liest. Ein Tässchen Tee nur, ein packendes Buch zum Vorlesen in der Runde, der Rauchtisch dabei, und in der Hauptsache eine frische Unterhaltung über das Gelesene und geistig Durchlebte. Das ist schöner Brauch geworden.

Das Lesekränzchen der Frauen schliesst nach dem Jahresrund je zwölf Teilnehmerinnen ein, von denen jede pflichtgebunden ein wirklich gutes Buch zur Verfügung stellen muss.

Langeweile kommt nicht auf.

Die Ruhe von aussen senkt Ruhe in die Seele. Sie lehrt, zeitweilig über das eigene Leben zu schauen, überhaupt Zuschauer seines eigenen Daseins zu sein.

Mancher ist verschwiegener Dichter im Städtchen, mancher schreibt ein Buch, mancher dramatisiert.

* * *

Mittelpunkt des deutschen Lebens ist die deutsche Schule. Hier gehen selbst diejenigen aus und ein, die mit dem Schulleben in keiner unmittelbaren Verbindung stehen. Hier wird es dem kleinen Häuflein Deutscher spürbar bewusst, dass es zusammengehört, dass es — wie einmal ein gütiger Mensch sagte — zusammenhalten muss wie eine treue Familie.

Im Schulgebäude werden Vorträge gehalten, bunte Abende, Festlichkeiten und Liebhaberaufführungen veranstaltet.

In dem bescheidenen Schulsaal hat mancher Vortragende und Künstler, vom deutschen Kulturverband hergebeten, ein aufmerksames, unendlich dankbares Publikum gefunden. Vom kleinen Rednerpult aus hat mancher seine stillverwunderten Blicke geworfen über die Dürftigkeit und Enge dieses «Festsaales», der zugleich Schulaula ist. Lange Zeit stand den Deutschen dieser Raum überhaupt nicht zur Verfügung. Erst durch Stiftungen und drückende Pflichtenübernahme war der Ausbau möglich gemacht.

In einer Seitenstrasse, nicht weit davon, steht der steinerne Prachtbau des estnischen Gymnasiums mit glänzendem geräumigem Festsaal, einer Aula, wie sie die Grosstadt nicht schöner aufzuweisen hat.

Die deutschen Kreise bescheiden sich mit ihrem hölzernen Schulgebäude, mit ihrem anspruchslosen Schulsaal.

Eine Veranstaltung in der deutschen Schule: Von Mund zu Mund trägt sich die Kunde, freiwillige Zettelausträger reichen die geschriebene Einladung in alle deutschen Heimstätten und werben um Besucher. Die deutsche Gesellschaft erscheint vollzählig, sogar alte Herrschaften.

Ein Theaterabend: Wände und Decke geschmückt, künstlerisch von erfinderischen Händen, aus dem Nichts wie hingezaubert. Denn

es darf ja kein Geld kosten. Theaterutensilien, Kostüme, alles Stiftungen guter, hilfsfroher Menschen. Ebenso die labenden Herrlichkeiten auf den Erfrischungstischen. Der Erlös aus allem wandert nach schöner Sitte in den Unterstützungsfonds des Frauenverbandes oder in die immer dürftige Kasse der deutschen Schule.

Die liebe deutsche Schule! Sorgenkind wohl aller deutschen Kreise im Städtchen. Die Zahl der Schüler ist nicht höher als 55. Freier Schulbesuch wird in der sechsklassigen Grundschule gewährt, die ganz von der deutschen Kulturverwaltung und dem Staat unterhalten wird. Die Mittelschulklassen aber können nur aus eigenen Kräften bestehen und sind angewiesen auf die Opferwilligkeit der Deutschen in der Stadt. Das Schulgeld beträgt hier jährlich 150 Kronen und ist für die meisten Eltern nicht leicht aufzubringen.

An dem Fortbestehen dieser Klassen hilft jedes Schulkind wacker mit. Wer auch nur ein kleines Talent besitzt, stellt sich bei Schulaufführungen mit beschwingter Seele zur Verfügung.

Seit einmal in Deutschland das mühselige Ringen der Hapsaler Schule durch eine Zeitungsplauderei bekannt geworden ist, hat eine grössere Stadt freiwillig die Patenschaft für die deutsche Schule übernommen. Eines Tages traf eine grosse Kiste im Schulhaus ein, gefüllt mit Büchern, gutem wertvollen Leseschatz, gestiftet von den Eltern, Kindern und Lehrern einer reichsdeutschen Schule. Die Hapsaler Schule besitzt nun eine wirklich gute Bücherei, und sie wird gern benutzt.

Eingerichtet im Schulgebäude ist ferner ein Lese- und Zeitschriftenzimmer, das im Winterhalbjahr an bestimmten Abenden geöffnet ist. Wer daheim vielleicht kein warmes Stübchen, keine ausreichende Beleuchtung hat, der sitzt hier warm und unbehelligt über seiner Lektüre. Zeitschriften, Zeitungen, darunter reichsdeutsche Blätter, sind Stiftungen, zwar nicht allemal die neuesten Nummern. Doch die Leser sind dankbar dafür.

* * *

Wer so in das innere Leben der kleinen estländischen Bäderstadt geblickt hat, den reizt es vermutlich, das Stadtbild kennen zu lernen und ein wenig von der geschichtlichen Vergangenheit des Städtchens zu hören.

Im Herzen der Stadt liegt die Schlossruine, einst stolze Bischofsresidenz mit geräumigen Behausungen für Domherren und Bedienstete. Vermutlich wurde das Schloss im Jahre 1228 angelegt; die

KANDAU, GARTENSTRASSE

PERNAU, Haus Bohnsack

Stadt selbst 1279. Von der Ruine strahlt heute noch ein Zauber aus, die Ausdruckskultur einer weit zurückliegenden Zeit.

In schönem Zusammenklang lehnt sich an die Südseite des Hauptbaues die Schlosskirche, seit mehreren Jahren wieder ausgebaut, in ihrer Gotik bietet sie einen architektonisch bemerkenswerten Schönheitseindruck. Nicht weit davon der feste Glockenturm, in dessen luftige Höhe mancher Ruinenbesucher steigt.

Zwischen den baumbepflanzten alten Schlosswällen weitet sich ein Grasplatz, der von einer betriebsamen Kurverwaltung für Festlichkeiten benutzt wird. Vor dem schmiedeeisernen Ruinentor liegt der Marktplatz, betreut vom Rathaus, einem einstöckigen schmucklosen Steinbau. Nach langer Zeitpause schritt im Sommer 1932 wieder ein fürstlicher Gast durch die alte Tür: der schwedische Kronprinz.

* * *

Schwedische Verwaltung und Gustav Adolfs Herrschaft haben einst Hapsal nach Kriegs- und Unglücksjahren wieder den Segen der Ordnung und des Friedens gebracht.

Dort, wo die Ruinenmauern stark verbröckeln, ist noch erkennbar der Rest eines zerpflückten, allmählich verschwindenden Parkes. Einst bekannter, vornehmer Besitz der Familie Brevern de la Gardie. Mit diesem Namen verwoben ist ein Stück Vergangenheit Hapsals. Graf Jakob de la Gardie, ein Feldherr Gustav Adolfs, wurde Besitzer des Schlosses, das ihm und seinen Nachkommen auf «ewige Zeit» gehören sollte. Er lebte darin als Reichsrat und Gouverneur von Estland, liess das verfallene Schloss wiederholt ausbauen und tat viel für die Stadt. Seine Nachfahren schufen sich ausserhalb der Schlossmauern einen stimmungsreichen Wohnsitz, umhütet von einem herrlichen Park. Jeder durfte darin lustwandeln.

Dieser sterbende Park umfasst Erinnerungen versunkener Zeiten: Kaiser Alexander der Zweite, Alexander der Dritte, Nikolai der Zweite mit ihren Familien und ihrem Hofstaat lebten in dem de la Gardieschen Schlösschen, so oft sie in Hapsal weilten. Und zahlreiche andere Fürstlichkeiten.

Nach den Forderungen und dem Geschmack der Zeit wurde der Park im letzten Jahrzehnt aufgeteilt, um sich in Bauparzellen und Nutzgärten zu verwandeln. Das Schlösschen ist ein Krankenhaus geworden. Der letzte Schlossherr, Nicolai Brevern de la Gardie, fand sich in der so sehr veränderten Heimat nicht mehr zurecht. Er verliess sie und starb vor wenigen Jahren in Italien.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Aktivierung der französischen Ostpolitik

Im Zusammenhang mit der grosszügigen Aktivierung der französischen Ostpolitik hat Edouard Herriot auf der Rückreise aus Moskau auch Riga besucht. Er hat hier Propaganda für die französische Kultur gemacht und viel von den Idealen von 1789 gesprochen. So hoffnungslos antiquiert es auch klingen mag, die Worte von «Freiheit», «Gleichheit» usw. finden hier — die Selbständigkeit ist noch so jung — einen gewissen Anklang, wobei es allerdings in die Augen fällt, wie sehr verschiedene Dinge ein Osteuropäer und ein französischer Bourgeois z. B. unter «Freiheit» verstehen.

Der Besuch Herriots ist mit Recht als politisches Ereignis ersten Ranges gewertet worden. Aus einem nachträglich z. T. widerrufenen Interview des früheren Staatspräsidenten und Ministerpräsidenten G. Semgal scheint hervorzugehen, dass französischerseits der Versuch vorgelegen hat, Lettland zur Aufgabe der bisherigen Neutralitätspolitik zu bewegen und es in eine antideutsche Front einzuspannen. Die reale Tatsache der äusseren und inneren Gefahr, die aus dem Osten latent zu drohen nicht aufgehört hat, widerspricht jedoch zu sehr einer solchen Politik, und nach Äusserungen des Vorsitzenden der Aussenkommission der Saeima Zelmin, wonach die bisherige aussenpolitische Linie nicht verlassen werden soll, scheint Herriot keinen rechten realen Erfolg errungen zu haben. Immerhin ist man in Lettland der Auffassung, durch die französisch-russische Annäherung zu profitieren. Die aussenpolitische Situation der Randstaaten hat in der Tat eine wesentliche Entlastung an der Ostfront erfahren, und bei einer geschickten Politik ist es durchaus denkbar, dass nunmehr die volkswirtschaftlich besonders wichtigen Beziehungen nach Westen eine günstige Ausgestaltung erfahren. Wirtschaftliche Momente allein sind bei uns nie massgebend gewesen, und das ist sicher gut so; immerhin verdient es in Betracht gezogen zu werden, dass unsere landwirtschaftlichen Produkte in Deutschland wesentlich bessere Preise erzielen, als z. B. in England. So betrug z. B. der Butterexport nach Deutschland im August d. J. mengenmässig nur ca. 33% des Gesamtexports, dem erzielten Erlöse nach jedoch mehr als die Hälfte.

Erklärungen des Pehrkonkrusts

Auf einer Massenversammlung des «Pehrkonkrusts» am 17. September hat der Führer dieser Organisation, Gustav Zelmin, Grundsätzliches über die Stellung zu den Minoritäten geäussert. Minoritäten «erster» Kategorie seien die Esten und Litauer, Angehörige von befreundeten Nachbarvölkern, mit denen Konflikte gar nicht vorauszusehen seien. Minoritäten zweiter Kategorie: Russen, Deutsche, Juden, Polen hätten von den lettischen Faschisten garnichts zu erhoffen. Die souveräne Gewalt solle nicht — wie in der Verfassung vorgesehen — dem lettländischen Volk, sondern dem lettischen Volk gehören. Die hiesigen Deutschen mögen alle Illusionen auf ein Zusammengehen mit dem Pehrkonkrusts völlig fallen lassen, das käme niemals in Frage. Extremer Nationalismus. Das soziale Programm trat demgegenüber stark in den Hintergrund.

Wie so oft, so äussert sich auch hier der jungen Bewegungen so gefährliche Irrglaube, als ob aus Negativem — aus Hass — Positives geboren werden könnte. Es gehört sittliche Reife, gläubige Haltung dazu, um eine Revolution positiv zu gestalten. Die wütende Ablehnung des Deutschen ist für den Letten Kampf mit seiner eigenen Vergangenheit; solange er sich hierin verkrampft, ist der Weg zum Aufstieg versperrt.

Die Stellungnahme zum baltischen Deutschtum, wie sie Zelmin besonders scharf zum Ausdruck bringt, ist nicht auf seine Organisation beschränkt: weite Kreise des liberalen städtischen Bürgertums lehnen den Deutschen grundsätzlich ab. Der Grund liegt grösstenteils in der bekannten pressemässig erzeugten Psychose. Mitspielen mag auch, dass unsere Politik in den Augen der Letten seit der Staatsgründung ganz überwiegend Minoritätenpolitik gewesen ist, und wenn überhaupt, so erst in zweiter oder dritter Reihe Staatspolitik. Damit sind wir in den Augen unserer Mitbürger zur Minorität deklassiert. Es soll hier nicht untersucht werden, ob ein anderer Eindruck hätte erzielt werden können. Heute scheint uns entscheidend zu sein, dass unser angespannter und ehrlicher Wettbewerb im Dienste an unserer gemeinsamen Heimat mit Nachdruck sichtbar gemacht wird.

Baltische Wirtschaftskonferenz

Anfang September fand in Riga die baltische Wirtschaftskonferenz statt. Die Wirtschaftskrise hat den Boden einigermassen auf-

gelockert, und so fanden die auf eine sofortige Inangriffnahme der Zollunionsbestrebungen hinzielenden Thesen des Departementsdirektors A. Kazen sogar bei den Litauern, die sich bisher stets etwas abwartend verhalten hatten, Anklang. Punkt eins der Thesen besagt, dass eine gesund fundierte Industrie einen grösseren Wirtschaftsraum erfordert, und es lässt sich in der Tat nicht verkennen, dass viele Industriezweige, wenn überhaupt im Baltikum, so doch nur bei Beseitigung der Zollmauern zwischen den drei beteiligten Staaten ihre Berechtigung haben, wenn nicht die Produktion durch zu starke Einschränkung unmässig verteuert werden soll.

Eine eigene Note brachte Generalkonsul Puhk — Reval, der scharf formulierte Thesen verfocht, die kategorisch eine übermässige Einmischung des Staates in die Wirtschaft als schädlich verwerfen, den Einfluss der Parteien auf die Emissionsbanken ablehnen und in einer ungehinderten Entwicklung der privaten Wirtschaft und der privaten Kapitalbildung das Heilmittel für die volkswirtschaftlichen Schwierigkeiten der Gegenwart sehen.

Es wurde ein Antrag des Präses des Rigaer Fabrikantenvereins Dr. R. Erhardt angenommen, demzufolge ein permanentes Komitee der Konferenz zu gründen ist, zwecks Vorbereitung der Durchführung der von der Konferenz angenommenen Resolutionen, Wahrung der Interessen von Handel und Industrie in den beteiligten Staaten und fortlaufender Information der beteiligten Kreise. Es bleibt zu hoffen, dass das Komitee nun auch bald begründet wird und seine sehr weit gesteckten Aufgaben in Angriff nimmt.

Importsteuer

Neuerdings wird die seit dem Frühjahr d. J. ruhende Frage der Einführung einer 15%-igen Importsteuer wieder sehr stark vom Finanzministerium aktiviert, und es ist anzunehmen, dass die Saeima auf der voraussichtlich Ende Oktober beginnenden Session mit einem entsprechenden Gesetzesprojekt befasst werden wird. Die Steuer soll dem Vernehmen nach bei der Verzollung erhoben werden und wird für den Importhandel, und damit letzten Endes für den Konsumenten, eine Belastung bedeuten, die über 15% des Warenwertes hinausgeht, da im Durchschnitt mit einer Zeitdauer von 8 Monaten vom Zeitpunkt der Verzollung der Ware bis zum Absatz an den Konsumenten gerechnet wird und für diese Zeit die Zinsen die Ware verteuern. Jedenfalls ist bei Einführung der Importsteuer mit einer sehr

starken Drosselung der Einfuhr zu rechnen (man meint bis auf 50 Mill. Lat für 1934). Der Erlös der Importsteuer soll zur Stützung des Exports, hauptsächlich der landwirtschaftlichen Produkte, dienen. Es ist anzunehmen, dass das Gesetz dergestalt modifiziert wird, dass die für Industrie und Landwirtschaft wichtigsten Maschinen und Geräte nicht belastet und die Importsteuer sich hauptsächlich auf Rohmaterialien ausdehnen wird.

Deutschbaltische Volksgemeinschaft

Am 24. September d. J. fand in Riga eine Delegiertenversammlung der Deutschbaltischen Volksgemeinschaft statt, der von der gesamten Öffentlichkeit des Landes grosse Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Zum Präsidenten wurde der bisherige Präsident W. v. Ruediger mit 58 Stimmen bei 14 Enthaltungen und 2 Gegenstimmen wiedergewählt. Er hatte vor der Wahl in längerer Rede seine Einstellung zur Haltung der die baltische Erneuerungsbewegung repräsentierenden Delegiertengruppe fixiert. Sehr weitgehende Reorganisationspläne wurden durchberaten und meist einstimmig angenommen. Es zeigt sich hierbei deutlich, dass sehr weite Kreise des baltischen Deutschtums heute auf dem Boden der Erneuerungsbewegung stehen. Es bleibt zu hoffen, dass die neue Gesinnung auch zu einer neuen Haltung führt, dass die Impulse nicht versickern oder verwässert werden: dass nun auch eine tatsächliche Regeneration unseres Volkstums — wie solche durch eine neue Verfassung allein nicht garantiert ist — in die Wege geleitet wird.

Riga, 1. Oktober 1933. *C. H.*

ESTLAND

Ausnahmezustand

Seit dem Amtsantritt der Regierung Tönisson führten die Blätter der Opposition, darunter namentlich auch das Organ der Freiheitskämpfer, der «Vôitlus», eine sehr scharfe Sprache und erlaubten sich zuweilen Ausfälle gegen die Regierung, die über die Grenzen des Statthaften hinausgingen. Dass dadurch die an und für sich schon vorhandene Erregung in weiten Kreisen der Bevölkerung noch erhöht wurde, ist verständlich. Von seiten der Gegner der Freiheitskämpfer, namentlich seitens der Sozialisten, wurden dazu noch Gerüchte verbreitet, nach denen die Freiheitskämpfer in der nächsten

Zeit einen Staatsstreich planten. An diesen Gerüchten dürfte wohl kein wahres Wort gewesen sein. Immerhin hielt die Regierung die innerpolitische Lage für so weit gespannt, dass sie es für nötig befand, am 11. August über ganz Estland den Ausnahmezustand zu verhängen, — ob mit Recht, bleibe dahingestellt. Bekanntlich galt der Ausnahmezustand schon seit langer Zeit in Reval und seit dem bekannten Vorfall beim Besuch des Staatsältesten im Sommer auch in Stadt und Kreis Dorpat. Gleichzeitig mit der Verhängung des Ausnahmezustandes wurde am 11. August die gesamte periodische Presse unter Vorzensur gestellt und den Gliedern aller Vereine und Verbände das Tragen von Uniformen und sonstigen Abzeichen verboten. Auch wurden sowohl die Verbände der Freiheitskämpfer als auch die sozialistischen Jugend- und Turnergruppen aufgelöst und ihr Vermögen bis zu einer weiteren Verfügung beschlagnahmt.

Im Zusammenhang mit diesen Massnahmen wies die «Revalsche Zeitung» mit Recht darauf hin, dass zum ersten Male seit Bestehen des estnischen Freistaates diktatorische Massnahmen ergriffen worden sind, die sich nicht nur gegen die Kommunisten richten. Seit den Erfolgen der Freiheitskämpfer ist zum ersten Mal im estnischen Staate ausser den Kommunisten auch von rechts eine Opposition vorhanden, die die geltende parlamentarisch-demokratische Staatsordnung grundsätzlich ablehnt. Wenn nun aber von den Gegnern der Freiheitskämpfer die Bewegung zuweilen auf eine Stufe mit den Kommunisten gestellt wird, so ist das natürlich ganz abwegig. Ganz abgesehen von den verschiedenen Zielen, muss im Auge behalten werden, dass die Kommunisten einen gewaltsamen Staatsumsturz herbeiführen wollen, während die Freiheitskämpfer, bisher wenigstens, immer betont haben, dass sie die Macht im Staate mit legalen Mitteln erobern wollen. Die Verhängung des Ausnahmezustandes ist aber jedenfalls ganz offenkundig eine gegen die Freiheitskämpfer gerichtete Massnahme, von der allerdings auch die sozialistischen Verbände mitbetroffen worden sind, aber doch nur so nebenbei, weil es nicht gut anders ging, wollte man sich nicht dem Vorwurf des Messens mit zweierlei Mass aussetzen. Die Schliessung der Verbände der Freiheitskämpfer vollzog sich überall ohne jegliche Zwischenfälle, nur die Akten der Verbände, die Fahnen u. s. w. konnte die Polizei fast nirgends beschlagnahmen, da sie schon vorher in Sicherheit gebracht bzw. vernichtet worden waren. Das Presseorgan der Freiheitskämpfer, der «Võitlus», erscheint übrigens ruhig weiter, nur

dass er seine Sprache stark gemässigt hat, da er ja jetzt unter Vorzensur steht. Im übrigen verhält sich wohl die gesamte Presse des Landes zur Verhängung der Vorzensur ablehnend und hat bereits mehrfach beim Staatsältesten gegen diese Massnahme protestiert, bisher allerdings vergeblich. Eine Zeitlang brachte die Presse mit Ausnahme einiger Blätter der Regierungsparteien als Zeichen des Protestes gegen die Zensur nur Artikel über das Einmachen von Gurken, über die Zubereitung von Pilzgerichten u. s. w., und fast nichts über die akuten Fragen der Innenpolitik.

Mit dem Herannahen des am 14. Oktober stattfindenden Volksentscheides hat sich das in der letzten Zeit wieder geändert, und die estnische Presse befasst sich wieder mit politischen Fragen. Die Äusserungen der Presse sind aber infolge der Zensur doch so vorsichtig und unklar, dass man sich nur schwer ein Bild von der tatsächlichen Stimmung innerhalb der Parteien und bei der Bevölkerung machen kann. Eines ist aber jedenfalls klar: die Opposition gegen die derzeitige Regierung hat keinesfalls nachgelassen, sie ist nur in ihren Äusserungen durch die Zensur gebunden und infolgedessen zurückhaltender und vorsichtiger geworden.

Um die Verfassungsänderung

Wie die Aussichten für den am 14. Oktober zur Volksabstimmung kommenden Verfassungsänderungsentwurf der Freiheitskämpfer zu bewerten sind, lässt sich zur Zeit sehr schwer sagen. Die Situation ist sehr unübersichtlich und verworren. Die Freiheitskämpfer entfalten trotz der Schliessung ihrer Verbände eine rege Propagandatätigkeit, im ganzen Lande werden von ihnen öffentliche Versammlungen abgehalten, in denen für ihren Entwurf Propaganda gemacht wird. Dabei scheinen sie nicht ohne Erfolg zu arbeiten, ihre Versammlungen sind sehr stark besucht, und mit Beifallskundgebungen wird seitens der Zuhörer meist nicht gekargt.

Die Sozialisten wollen im Parlament, das in den nächsten Tagen zu seiner ordentlichen Session zusammentritt, angeblich eine Gesetzesnovelle einbringen, laut welcher das zur Zeit für Volksabstimmung geltende Quorum von 30% auf 50% erhöht werden soll, und zwar noch vor der Abstimmung am 14. Oktober. Dadurch hoffen die Sozialisten den Entwurf der Freiheitskämpfer zu Fall zu bringen. Nun scheint aber bei den bürgerlichen Parteien, auch so weit sie gegen den Entwurf der Freiheitskämpfer sind, dieser Plan der Sozialisten

nur sehr geteilten Anklang zu finden. Es ist daher fraglich, ob die Sozialisten den Antrag überhaupt einbringen werden. Diese Frage wird sich erst in den nächsten Tagen nach Zusammentritt des Parlaments klären. Bei diesem Plan der Sozialisten wird man unwillkürlich an die Machenschaften der Regierung Braun in Preussen erinnert, die aber trotz ihrer Skrupellosigkeit einer gesunden und starken Bewegung gegenüber versagten. Exempla docent: das sollten sich auch unsere Sozialisten gesagt sein lassen.

Wirtschaftsfragen

Die Abwertung des Kronenkurses hat für die Exportindustrie scheinbar eine gewisse Belebung gebracht, — für wie lange, das wird die Zukunft lehren. Die Staatseinnahmen sind im letzten Monat in verhältnismässig günstigem Umfange eingelaufen, wenn man von dem geringeren Wert der Krone absieht. Auf dem Markt der landwirtschaftlichen Produkte macht sich ein leichtes Steigen der Preise bemerkbar, was allerdings zum Teil auf Gründen beruht, die ausserhalb unseres Landes liegen, wie gesteigerte Nachfrage des Auslandes, Anziehen der Preise für einzelne Artikel auf den Weltmärkten u. s. w. Dabei darf auch nicht ausser Acht gelassen werden, dass den geringen Erhöhungen der Einnahmen auf der anderen Seite starke Erhöhungen der Ausgaben gegenüberstehen, die durch die Abwertung der Krone und die damit verbundene Preissteigerung für viele Artikel bedingt sind. Von einer tatsächlichen Besserung der Lage der Landwirtschaft kann also nicht gut gesprochen werden. Wenn die jetzige Regierung in der Lage wäre, eine aktive, auf lange Sicht berechnete zielbewusste Wirtschaftspolitik zu treiben, dann könnten trotz der vorhandenen grossen Schwierigkeiten positive Erfolge zu erzielen sein. Leider wird man aber der «Revalschen Zeitung» beipflichten müssen, die befürchtet, dass bei der heutigen Regierung die parteipolitische Gebundenheit stärker ist als die Initiative. Hoffen wir, dass die Abstimmung am 14. Oktober eine Klärung der innerpolitischen Lage und damit eine Beruhigung der Gemüter bringen wird, ohne welche eine Überwindung der heutigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht möglich sein dürfte. Sehr richtig bemerkt die «Revalsche Zeitung», dass «eine Fortsetzung des Spazierganges auf den Pfaden der Parteipolitik in die Wüste führen muss».

Dorpat, 27. September 1933

Leo von Middendorff

UMSCHAU

Zur Lage

Um den in der deutsch-baltischen Volksgruppe hervorgebrochenen Gegensatz seinem eigentlichen Wesen nach zu verstehen und damit aus dem Bereich des Persönlichen herauszuheben, muss m. E. folgendes beachtet werden:

1. Die Position der neuen Bewegung ist eine weltanschauliche; es handelt sich deshalb im Grunde genommen nicht um eine politische Frontstellung im Sinne einer Kritik an Einzelhandlungen, auch nicht im Sinne einer Kritik des faktisch eingehaltenen politischen Kurses im weiteren Sinne. Auch von einer anderen Haltung aus könnten politische Massnahmen unter Umständen die gleichen gewesen sein; nur dass ihnen gegenüber das Empfinden vorhanden ist: si duo faciunt idem, non est idem.

2. Der Gegensatz liegt in der grundsätzlichen Haltung zu allen grossen Lebensfragen, die letztlich alle als auf einer überweltlichen Bindung des Menschen beruhend gesehen werden.

Volk, Volksgemeinschaft, Familie, Geschichte, Heimat, Raum, Boden, soziale Fragen treten von hier aus in eine neue Beleuchtung.

3. Die Position tritt zu Tage vor allem in einer besonderen Wertung von Individuum und Organismus. Ein Dienst am Ganzen, am Organismus, ist nur denkbar von einer Gebundenheit an eine Gottesordnung aus; nicht vom Einzelindividuum aus, dessen Interessen im Ganzen wahrgenommen werden, aber auch nicht von einer romantischen Überbewertung des Organismus als solchen, als einer letzten Gegebenheit.

4. Eine an Gott gebundene Haltung des Menschen ist nur möglich auf dem Grunde der Offenbarung. Das führt zum Verständnis der Kirche; sie wird dort, wo die letzte Bindung an Gott als schlechthin übergeordnet anerkannt wird, zur Existenzfrage; Kirche, die dann weder eine pädagogische, noch eine historische, noch eine soziale, sondern in aller Weltgebundenheit eine göttliche Grösse ist, von wo aus Gott selbst durch sein Wort die Gewissen bindet.

5. Weil es sich um eine weltanschauliche Position handelt, ist ein Kompromiss in der Weltanschauung nicht denkbar. Es ist keine Schau der Wirklichkeit von einem vom Individuum beliebig zu wählenden Punkte aus, sondern vom Willen Gottes aus, der uns in diese Wirklichkeit gesetzt hat. Deshalb behält die Richtung nur ihre Berechtigung, wenn sie aufs Ganze geht. Sie hat einen Totalitätsanspruch, einen Anspruch, der vom liberalistischen Standpunkte aus, der immer auch andere Möglichkeiten kennt, nie verstanden werden kann.

6. Das praktisch-politische Handeln kann nie allein abstrakt-weltanschaulich bestimmt sein; das würde die Gefahr einer abstrakten politischen Ideologie in sich schliessen, die die Wirklichkeit verkennt oder vergewaltigt und darum an ihr scheitert. Ausgangspunkt für alles Handeln bleibt die gegenwärtige konkrete Lage. Sie ist als ein uns von Gott verordnetes Schicksal gegeben, das für das praktische Handeln massgebend ist, in dem aber die gottgebundene Haltung des Menschen ihren Ausdruck zu finden hat. Die neue Schau der konkreten Wirklichkeiten von Volk, Boden, Heimat usw. hat sich in der Gestaltung und dem Aufbau dieser Wirklichkeiten, also an konkreten Aufgaben zu bewähren, als die diesen Wirklichkeiten gemässe Auffassung. An dem Verdachte einer rein ideologischen

abstrakten Haltung entsteht das Misstrauen der in der konkreten Arbeit stehenden Personen. Dieses Misstrauen in der gemeinsamen Arbeit an den konkreten Aufgaben, dem Aufbau unseres Lebens zu beseitigen, wird unabweisliche Aufgabe der nächsten Zukunft für beide Teile sein. *Herbert Girgensohn*

Recht des Volkstums

Während der Verhandlungen des Nationalitätenkongresses in Bern ist es zu einer Differenz mit den Vertretern der jüdischen Gruppe und dem Präsidium des Kongresses gekommen. Es handelte sich hierbei um die Frage, ob und in welcher Form der Kongress zu der Lage der Juden in Deutschland Stellung nehmen sollte.

Auf einer Vorbesprechung war eine Einigung zwischen dem Kongresspräsidium und den Vertretern der zionistischen jüdischen Gruppen erfolgt, laut der, entsprechend dem allgemeinen Usus, auf den Kongressen über einzelne konkrete Vorgänge in Ländern nicht zu berichten, sondern nur grundsätzliche Fragen zu behandeln, die Judenfrage in Deutschland im Rahmen einer Aussprache über das Problem der Dissimilation angeschnitten werden sollte. Zwischen den verschiedenen jüdischen Richtungen sind um diese Stellungnahme der zionistischen Gruppen sehr heftige Konflikte entstanden. Auf dem Zionistenkongress in Prag wurde diese Stellungnahme vom Kongress gebilligt. Die nichtzionistischen Gruppen der Juden, u. a. auch in Lettland, haben sich mit diesem Standpunkt der Zionisten dagegen nicht einverstanden erklärt.

Die Schwierigkeit des Problems liegt darin, dass die Juden in Deutschland sich niemals als eine Minorität gefühlt oder organisiert haben. Während z. B. auf dem Nationalitätenkongress die jüdischen Volksgruppen aus den verschiedensten Staaten vertreten waren, hat eine solche Vertretung aus Deutschland immer gefehlt. Auch haben die Juden in Deutschland niemals irgendwelche Bestrebungen gezeigt, kulturpolitisch als Minorität gewertet zu werden. Daher hat sich die deutsche Gesetzgebung auch mit dem Judenproblem als einem Minoritätenproblem gar nicht befassen können.

Erst nach der nationalen Revolution in Deutschland ist im Judentum in Deutschland die Frage aufs Tapet gebracht worden, ob es sich als Minorität betrachten soll. Führende, völlig im politischen und Geistesleben Deutschlands stehende Juden, wie z. B. Georg Bernhard, der frühere Chefredakteur der «Vossischen Zeitung», Professor Reinhardt u. a. m. haben sich jetzt erst in der Emigration dem jüdischen Volkstum angeschlossen.

Im Hinblick auf diese Ungeklärtheiten der ganzen Lage waren die Einwände, die von den deutschen Volksgruppen aus gegen eine Behandlung der Judenfrage in Deutschland im Rahmen des Nationalitätenkongresses gemacht wurden, grundsätzlich und tatsächlich durchaus berechtigt. Man wird daher den Standpunkt des Präsidenten des Kongresses Wilfan durchaus verstehen, der dem Kongress eine Resolution vorschlug, in der gesagt wird, dass der Kongress die Rechte der jüdischen Minorität verteidigen werde, wenn die Juden sich selbst als eine solche erklären. Darüber hinaus hat aber das Präsidium abgelehnt, die Haltung der deutschen Regierung in der Judenfrage durch eine offizielle Erklärung zu verurteilen, und zwar von dem oben dargelegten Gesichtspunkt aus, dass es sich bei der Judenfrage in Deutschland tatsächlich und grundsätzlich gar nicht in erster Linie um eine Minoritätenfrage handelt.

Der Nationalitätenkongress wird auch in der Zukunft bei der Neugestaltung der europäischen Verhältnisse sicher viel Anregungen geben können. Die vom Deutschtum in Estland schon lange angestrebte Entwicklung des Minoritätenrechts zu einem Recht der Volksgruppen kann durch die Tätigkeit des Nationalitätenkongresses durchaus gefördert werden. Die Rechte der Volksgruppen haben ja bisher international keinerlei Formulierung und Festlegung in den Minoritätenschutzverträgen gefunden. Wenn man sich etwas näher mit den Minoritätenschutzverträgen und der Ideologie der Minoritätenfrage, wie sie nach dem Ende des Weltkrieges entstand, befasst, so wird man deutlich erkennen, dass das entscheidende Gewicht immer auf den Schutz der Einzelpersönlichkeit gelegt worden ist. In allen Minoritätenschutzverträgen ist gesagt, dass die Angehörigen einer völkischen Minorität, also die Einzelpersonen, in bestimmten individuellen kulturellen oder politischen Rechten geschützt werden müssen. In keinem Minoritätenvertrage sind die Rechte einer Volksgruppe als Ganzes, als einer Gemeinschaft irgendwie berücksichtigt oder geschützt worden.

Die Entwicklung des modernen Staatsgedankens läuft aber unweigerlich darauf hinaus, dass nicht mehr, wie dieses bisher laut den Prinzipien der französischen Revolution geschah, die Rechte einer Einzelpersönlichkeit, die Menschenrechte als die Grundlage für den Gesellschafts- und Staatsaufbau anzusehen sind, sondern die Pflichten und Rechte der Gemeinschaften als Träger des gesellschaftlichen und staatlichen Aufbaus dienen sollen. Der korporative Gedanke, der sich in vielen Staaten schon eben eine wegweisende Bedeutung erkämpft hat, soll auch für die Volksgruppen den Weg ihres organischen Einbaus in den modernen Staat weisen.

Wir brauchen hier nur an die Geschichte unseres Volkstums und seine rechtliche Lage im Estländischen Staat zu denken. Unser Recht auf kulturelle Selbstverwaltung z. B. ist in unserer Verfassung nicht etwa unserem Volkstum als einer Gemeinschaft, als Ganzem zugebilligt worden, sondern nur den Angehörigen, also den einzelnen Personen des Deutschtums in Estland. Der individualistischen Grundlage unserer ganzen Verfassung entsprechend erkennt diese Rechte ganzer Volksgruppen als solche nicht an. Am deutlichsten ist uns allen dies wohl geworden, als vor Jahren bei einem sehr scharfen politischen Konflikt, wo in einer Zeitung beleidigende Ausfälle gegen unser Volkstum aufgenommen wurden und von unseren Abgeordneten eine Klage gegen diese Zeitung eingereicht wurde, das Gericht sich auf den juridisch damals fraglos richtigen Standpunkt stellte, dass die Verfassung und die Gesetze wohl die Angehörigen eines Volkstums schützen und ihnen gewisse Rechte geben, aber nicht das Deutschtum als Ganzes. Zudem hätten auch die Abgeordneten nicht die Möglichkeit, im Namen des Deutschtums zu sprechen, da die Gesetze ein Volkstum als eine Gemeinschaft nicht anerkennen und mithin auch gegen Beleidigungen eines solchen nicht geklagt werden kann.

Wir Balten sind immer gewohnt gewesen, nicht in der Einzelperson, sondern in Gemeinschaften, in Ständen oder Korporationen das tragende Element in unserem Volkstum zu sehen. Die Nachkriegsgesetzgebung, die ausschliesslich auf dem individualistischen Prinzip beruhte, konnte dieser unserer Einstellung nicht gerecht werden. Heute, wo die moderne Entwicklung des Staatsrechts wieder stärker das Gruppenrecht be-

tont, können wir hoffen, dass diese Entwicklung des Rechts unserer Auffassung über das Wesen des Staates und des Volkstums gerecht werden wird.

Je eher der Nationalitätenkongress diese im besten Sinne des Wortes modernen geistigen und rechtlichen Strömungen als Grundlage seiner weiteren Arbeiten anerkennt, desto erfolgreicher wird er sich in dem Prozess der Neuordnung Europas einschalten können.

(Rev. Ztg. Nr. 215)

Förderung der baltischen Familienkunde

Die Familienforschung ist längst nicht mehr die Liebhaberei einzelner und dient auch durchaus nicht mehr der Befriedigung der Eitelkeit. Unzählige kleine Beiträge fügen sich allmählich zu einem Gesamtbilde unseres volklichen Werdens zusammen, das der Wissenschaft neue Fragen stellt und unserer Anschauung neue Seiten unseres geschichtlichen Werdeganges erschliesst. Dem bekannten lieferungsweise erscheinenden Genealogischen Handbuch der baltischen Ritterschaften, Adelheims Revaler Ahnentafeln und den Seuberlichschen Stammtafeln bürgerlicher Geschlechter sind neuerdings die ersten Lieferungen der «Stammtafeln nicht immatrikulierter baltischer Adelsgeschlechter» gefolgt. *) Erst nachdem ein genügend grosses genealogisches Material an den Tag gebracht ist, wird es möglich sein, die Frage nach der stammlichen Herkunft und rassischen Zusammensetzung des baltischen Deutschtums befriedigend zu beantworten.

Aber auch unabhängig von ihrer wissenschaftlichen Auswirkung hat eine sinnvoll betriebene Familienforschung in sich selbst ihre Bedeutung. Man erlebt die Familie als eine biologische Einheit, nicht als ein zufälliges Nebeneinander und Nacheinander; man spürt sich eingegliedert in einen geheimnisvollen Zusammenhang des Blutes und erlebt am stärksten durch die Familie das Volk als überzeitliches Wunder. Die Schickungen der baltischen Geschlechter spiegeln das Wanderschicksal des deutschen Volkes wider, das sich heute seiner tiefen Verflochtenheit mit dem ganzen mitteleuropäischen Raum aufs neue bewusst wird.

Am 15. Oktober wird in Reval eine deutsche Genealogische Ausstellung eröffnet, für die Georg Adelheim zeichnet. In diesem Zusammenhang sei auf ein Organ hingewiesen, das den baltischen familienkundlichen Bestrebungen einen Mittelpunkt bietet: die «Baltischen Familiengeschichtlichen Mitteilungen». Das Blatt erscheint viermal jährlich in Dorpat als Organ der fünf baltischen genealogischen Gesellschaften und Arbeitsstellen, wird gelegentlich als Verlagsorgan für Stamm- und Ahnentafeln benutzt und bringt regelmässig eine Fülle interessanter und wertvoller Mitteilungen. Unter den Aufsätzen verdienen die Untersuchungen über die Vorfahren des Landmarschalls Fr. Baron Meyendorff, des Dichters Lenz, K. E. v. Baers, des Propstes Glück genannt zu werden, ferner besonders z. B. Dr. A. v. Transehe-Roseneck und Laakmann, Zur Frage Namengebung und Wappenannahme alter livländischer Geschlechter; G. v. Rauch, Reichsdeutsche Studenten an der schwedischen Universität Dorpat. Die Baltischen Familiengeschichtlichen Mitteilungen leisten als Suchorgan besonders gute Dienste; die Antworten auf die Anfragen werden gleichfalls veröffentlicht. *R. W.*

*) Publikation der Sektion für Genealogie der Estländischen Literärischen Gesellschaft zu Reval. Bearbeitet von A v. Hansen. Reval. 1932. Preis EKr. 1.50. Bd. 1, Lief. 1—2, umfassend die Familien Akerman, Dessien, Essen, Lemm, Tobiesen, Wahl, Mickwitz.

Deutsches Schauspiel zu Riga

Die Spannung, mit der das ganze Deutschtum Rigas der Wiedereröffnung seines Schauspiels entgegensah, war nicht nur durch die Tatsache bedingt, dass eine grössere Reihe neuer Kräfte den Abenden ihre entscheidende Hilfe leihen würde. Ohne Zweifel hatte die Unzulänglichkeit mancher Rollenbesetzung im letzten Spieljahr viele, die am deutschen Bühnenleben Anteil nahmen, abgeschreckt und mehr Misstrauen gegen die Veranstaltungen des «Deutschen Schauspiels» gesät, als gegenüber dem ethischen und kulturpolitischen Kern dieses Unternehmens gerechtfertigt erschien. Aber ebenso unzweifelhaft sahen sich grosse Kreise des Deutschtums auch durch den Mangel einer geistigen Linienführung enttäuscht und veranlasst, den Darbietungen des «Deutschen Schauspiels» fernzubleiben — einer Linienführung, die am greifbarsten in der Gestaltung des Spielplans deutlich werden kann. Denn Theaterkultur bedeutet für jeden, der die Idee unserer neuen Volkstumsbewegung begriffen hat, nicht so sehr technische Leistung als vielmehr Verkündigung geistiger Inhalte, deren wir als Erzieher und Mahner auf unserem Wege zur Erkenntnis unserer selbst bedürfen.

Wenn von diesem Gesichtswinkel aus die Leistung des neuen Beginns gewertet werden soll, kann ein leises Bedenken nicht unterdrückt werden. Man setzte mit dem «Prinz von Homburg» ein, das klang wie ein Bekenntnis:

«Das Vaterland, das du uns gründetest,
Steht eine feste Burg, mein edler Ohm:
Das wird ganz andre Stürme noch ertragen ...
Das wird sich ausbaun herrlich, in der Zukunft,
Erweitern unter Enkels Hand, verschönern,
Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde ...»

Aber dieses Kleistsche Schauspiel, das in mehr als einer Hinsicht den sehr gegenwartsnahen deutschen Begriff preussischen Rechtsempfindens herausstellt, wurde, nachdem ein kleines, liebenswürdiges Singspiel («Seine kleine, tapfere Frau») vorübergegangen war, das durch seinen Komponisten und Dirigenten immerhin einiges Lokalinteresse beanspruchen konnte, von Gerhart Hauptmanns Alterswerk «Vor Sonnenuntergang» abgelöst. Wem von uns sagt dieses Werk noch etwas? Ein alter Herr erlebt das Wunder einer grossen, erschütternden Liebe; er muss an der selbstsüchtigen Einsichtslosigkeit seiner Kinder zerbrechen. Ein ganz persönliches Schicksal rollt hier ab, erregend vielleicht in seinem einmaligen menschlichen Gehalt, aber jedenfalls bei seinem Mangel an jeder allgemeinmenschlichen Problematik für uns Menschen einer neuen Wesentlichkeit durchaus uninteressant und belanglos. Die geschliffenen Dialoge, die routinierte Technik des dramatischen Aufbaus, die bühnenwirksamen Höhepunkte der Handlung können unser Urteil nicht verwirren. Die Personen, die über die Bühne gehen, der greise Geheimrat mit seinem individualistischen Aspekt, seine Kinder mit ihrem engstirnigen Egoismus, seine Hausfreunde mit ihrem passiven Humanitätsideal — all das sind Gestalten von vorgestern. Die moderne Kleidung, in der sie über die Bühne gehen, ist Fassade; in Wirklichkeit spielt dieses Schauspiel vor 1900, und «Sonnenaufgang» und «Sonnenuntergang» liegen sehr dicht beieinander; daran ändern auch die zu bewussten Anklänge an Goethe nichts. Die alten Motive — Vererbung, Milieugebundenheit, Klassenbewusstsein — sind Träger des Ge-

schehens; dass wir an diese dunklen Drahtzieher unseres Handelns und Soseinmüssens nicht mehr glauben können und wollen, hat der greise Dichter des «Florian Geyer» übersehen. Diesem «modernen» Schauspiel gegenüber steht uns der «Prinz von Homburg» weitaus näher; zwischen beiden gibt es keine Verbindungsbrücke. Und da m. E. ein deutsches Schauspiel, zumal im Auslande, nicht nur die Aufgabe hat, irgendwelche Dramen, über die gerade viel geredet wird, dem Publikum zur gefälligen Beurteilung vorzulegen, muss festgestellt werden, dass dem Beginn der diesjährigen Spielzeit die einheitliche innere Linie bislang gefehlt hat. Diese einheitliche Linie aber müssen wir mit leidenschaftlichem Begehren fordern — nicht nur, weil von ihrer Folgerichtigkeit die existentielle Zukunft, sondern auch die ideelle Würde unseres deutschen Theaters abhängt.

*

Dieses negative Urteil muss um so mehr schmerzen, als der neue Schauspielerstab nun, im Gegensatz zum vorigen Spieljahr, zu den allerschönsten Hoffnungen berechtigt. Direktor Beug hat eine sehr glückliche Hand bewiesen. Den ganz grossen Gewinn dieser Spielzeit sehen wir vor allem in Irmgard Gast, die Möglichkeiten einer Entfaltung mitbringt, wie wir sie seit langem hier nicht gesehen haben, eine Frau, die ihre Rollen nicht spielt, sondern von innen heraus und wesentlich lebt, die zu erschüttern vermag, weil sie selbst erschüttert ist, und die lachen machen kann, weil ihre Fröhlichkeit aus ihrem innersten gütigen Herzen ausstrahlt. Als Nathalie im «Prinzen von Homburg» hatte sie, nach einigen Hemmungen im Beginn, ihre ersten wahren Momente im stummen Spiel, als die Kurfürstin vom vermeintlichen Tod ihres Gatten hört; dann, im Gespräch mit dem Kurfürsten um die Begnadigung des Geliebten, zeigt sich erstmalig die Grösse ihres fraulichen Schauspielerkönnens in schönster Reinheit. Da hat sie wirkliche Interpretation der Kleistschen Rechtsidee geleistet. Im Singspiel hatte sie die Hauptrolle, Inge, «das tapfere Weib»; auch da vermochte sie bei aller freundlichen Banalität des Geschehens Glanz und Wärme zu geben. Eine Meisterleistung war dann die Inke Peters im Hauptmanndrama, die liebenswürdigste und schönste Figur, die da über die Bühne geht: wie sie dem greisen Geliebten (im 2. Akt) die unerschütterliche Siegkraft ihrer Liebe deutlich macht, wie sie, die seine Enkelin sein könnte, im vierten Akt mütterlich um ihn besorgt ist: das sind Momente, die sich nicht so bald vergessen lassen. Wir sind dankbar, sie unter uns sehen zu dürfen.

Hans Maria Böhmer haben wir erst einmal gesehen, als Träger der Titelrolle im Kleistschen Schauspiel. Eine sehr fein abgewogene Sprechkultur, sehr durchdachte und gute Bewegungen im Spiel, hat er vielleicht die Weichheit des Heldencharakters um einen Ton mehr betont, als die heroische Grundidee des Themas verträgt. Ein Schauspieler von grossem Format, ohne Zweifel, der mit hohem Ethos sein schwieriges Amt verwaltet; wir sind gespannt auf die Gestaltungen, die er uns ins Zukunft nahe bringen wird.

Wolfgang Obsieger vertritt neben ihm mehr die Haltung des Heldenspielers älteren Stils: gepflegt im Stimmlichen und gross in leidenschaftlichen Ausbrüchen, neigt er ein wenig zum Pathos, ein wenig zum bühnenmässigen Effekt. Als Kottwitz im «Prinzen» fehlte es ihm etwas an dem inneren Humor, der dieser prachtvollen Gestalt (man muss sie in Wegeners Verkörperung gesehen haben, um sie ganz zu begreifen!). Überlegenheit und Wirkungskraft leiht. Sein ei-

gentliches Debut war der alte Geheimrat im Hauptmanndrama, eine Rolle, deren Bühnenwirksamkeit er geschickt und klug zu nutzen und in menschliche Bereiche zu steigern wusste. Seine Höhepunkte liegen da, wo Leidenschaft und Erschütterung aus dem gedruckten Wort herausbrechen; die Übergänge findet er noch nicht immer so, dass sie den Hörer lebensnahe berühren.

Horst Bergner hat Glück gehabt: im «Prinzen» in einer kleinen Nebenrolle kaum bemerkt (Graf Reuss), gelang seiner frischen Jugendlichkeit im Singspiel ein Eingangskouplet, das ihm von Anfang an die Gunst des Publikums sicherte. Er hat dann bei Hauptmann, als jüngster Sohn des Geheimrats in ernsterer Rolle, gehalten, was dieses Debut versprochen hatte: ganz unpathetisch, jungenhaft und lebendig, findet er Töne, die aufhorchen lassen und Gutes für die Zukunft versprechen.

Ernster nehme ich Wolfgang v. Rothberg, der im Singspiel freilich zu sehr der Gefahr erlag, sich bei der Gestaltung seiner Rolle — er spielte den «ganz netten» Berndt, den Gatten der «kleinen tapferen Frau» — von seinem untadeligen Aussehen tragen zu lassen. Aber als Graf Hohenzollern im «Prinzen» gelang ihm eine kleine Meisterleistung: die äussere Starrheit des preussischen Offiziers, dessen Herz in Freundestreue brennt, arbeitete er von Akt zu Akt glaubhafter heraus. Seine hohe Sprechkultur ermöglichte ihm dabei Wirkungen von mehr als Augenblickswert. Hier ist dem Deutschen Schauspiel ein Könner gewonnen, der nur an die richtige Stelle gesetzt werden muss, um das zu leisten, was er leisten kann.

Elisabeth Ilma, die Vertreterin des Heldenmutterfaches für diese Spielzeit, tritt hinter diesen Leistungen etwas zurück. Sie spielt zu pointiert, um immer echt zu wirken, zu sehr auf Momentwirkung bedacht, um tiefer zu erregen, zu unruhig auch, um glaubhaft zu sein. Man möchte ihr raten, in dieser Hinsicht ein wenig auf sich zu achten, um ihr zweifelloses Können für stärkere Wirkungen frei zu machen.

*

Neben diesem erfreulich grossen und erfreulich guten Stab der neuen Kräfte unsere «Alten», deren Kunst in diesem schönen Rahmen eine ganz andere Färbung erfährt. Kurt Hendrich, verlässlich wie stets, bot als Schwiegersohn des Geheimrats im Hauptmannstück eine ganz famose Charakterstudie; solche Rollen liegen ihm mehr als Kurfürsten, deren Würde seine kräftige Holzschnittmanier nicht ganz gerecht wird. Couété als Doerfling reichlich blass, bot eine ganz ausgezeichnete Leistung als Jugendfreund des Hauptmannhelden. Kubitzky zeigte, nachdem er als «unentbehrlicher Onkel Adolar» im Singspiel seinem freundlichen Humor bekannten Ausdruck verliehen hatte, als Sanitätsrat im «Sonnenuntergang», dass er auch ernstere Rollen fein und vorsichtig abzutönen vermag. Irene Rée exzellierte mit ihrem wirbelnden Temperament als Schwägerin der «kleinen tapferen Frau» und stellte dann als verwachsenes Geheimratstöchterchen eine in ihrer Blässe und Einsamkeit ergreifende Altmädchengestalt auf die Bühne. Lassy sah sich im Hauptmannstück vor eine grössere Aufgabe gestellt: sein «Professor der Philologie» (gegen dessen Figur ich allerdings aus Standesrücksichten protestieren muss) liess aufhorchen. Auch Ruschmann hatte viel zu tun; er muss sich hüten, seine Rollen zu überspitzen, wenn er bei seinem Können der Gefahr einer vorzeitigen Manieriertheit entgehen will. Sigrid Hama schliesslich entwickelt sich immer eindeutiger zur Charakterspielerin von Format; wir freuen uns, dass sie jetzt mehr herangezogen wird.

Bleibt noch ein Wort, und eines des höchsten Lobes, über die Regie zu sagen. Direktor Beug hat, besonders im «Prinzen» und im «Sonnenuntergang», ganz ausgezeichnete Arbeit geleistet, z. T. auf neuen Wegen, die überraschende Ziele ermöglichten. Wir sagen ihm zu seiner Regie und zu seinen Schauspielern, alten und neuen, Dank und Glückwunsch.

*

So scheint, vom Technischen her gesehen, eine Krise unseres Schauspiels aufs glücklichste überwunden. Wir sehen einer Spielzeit entgegen, die hohe Ansprüche befriedigen kann. Hoffen wir, dass so schönes, beglückendes Können von dem Geist getragen wird, der allein das Bestehen eines Deutschen Schauspiels in Riga rechtfertigen und garantieren kann! *Lutz Mackensen*

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Bewaffneter Aufstand! Enthüllungen über den kommunistischen Umsturzversuch am Vorabend der nationalen Revolution. Von Dr. Adolf Ehrt. Herausgegeben vom Gesamtverband deutscher antikommunistischer Vereinigungen. 184 S., mit über 120 Bildern in Kupfertiefdruck. Eckart-Verlag, Berlin-Leipzig, 1933. Preis kart. RM. 1.40.

Die aufsehenerregenden Enthüllungen dieser Schrift beruhen durchweg auf bisher unveröffentlichtem amtlichem Material. Der erste Abschnitt behandelt System und Geschichte des Kommunismus in Deutschland. Der Kampf um die Diktatur des Proletariats gipfelt stets im bewaffneten Aufstand, Organisation, Terror, geistige und sittliche Zersetzung — alles ist Vorbereitung darauf. Die riesigen Ausmasse der brutalen und skrupellosen bolschewistischen Wühlarbeit in Deutschland werden sichtbar gemacht, von den Spartakuskämpfen über den Hamburger Aufstand 1923 bis zu der Mordwelle der Jahre 1930—32. Die Zahl der geschulten und organisierten Kommunisten in Deutschland wird für das Jahr 1932 auf etwa eine Million geschätzt; die Zahl der kommunistischen Wähler betrug damals bekanntlich das Sechsfache. Anfang 1933 waren nahe an 1000 Polizeibeamte und fast 750 Reichswehrsoldaten «in der KPD verankert». Die Schlüsselstellung Deutschlands für die Entfesselung der Weltrevolution ist von der kommunistischen Internationale sehr klar gesehen worden: Deutschland sollte das Einfallstor des Bolschewismus in die Welt werden.

Seit den Reichstagswahlen vom September 1930 stellte die KPD sich ganz auf die Illegalität ein. Die geistigen Voraussetzungen zu dieser Haltung stammten aus der Schule der alten russisch-jüdischen Revolution: der «Geist eines unsichtbaren Ghetto» beherrschte die Partei. In drei inhaltreichen Kapiteln werden die Methoden der Verschwörung, des Landes- und Hochverrats, der Mobilmachung, des Massenterrors analysiert. Der tiefe Zusammenhang des Bolschewismus mit dem Verbrechertum tritt in vielen Beispielen zutage. Eine erschütternde Sprache reden die Abbildungen der gefallenen Nationalsozialisten und ihrer kommunistischen Mörder; man vergleiche einmal die Züge der jungen Toten mit den Verbrecherphysiognomien der Kommunisten. Die KPD war sich längst klar, dass der morsche Behördenapparat der Republik nicht imstande sein würde, dem bewaffneten Massenaufstand einen

TALSEN

PHOT. EBBA FELDWEG

HAPSAL

DORPAT, Gartenhäuschen

GOLDINGEN, Heumarkt

Baltisches Baudenkmäler-Archiv

ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen. Früher als der alte Staat erkannte es der Bolschewismus, dass die Deutsche Nation nicht durch die Weimarer Republik, sondern allein durch die Gefolgschaft Adolf Hitlers gerettet werden könnte, den einzigen lebensstarken und zukunftsbestimmenden Faktor im Kräftespiel der letzten Jahre».

Von 1923—1933 sind im Kampf mit dem Bolschewismus in Deutschland nicht weniger als 200 Nationalsozialisten gefallen und 20.319 verletzt worden.

Ende Februar 1933 verdichteten sich die Anzeichen, dass der kommunistische Aufstand unmittelbar bevorstehe. Am 28. Februar 1933 erging von der geheimen Aufstandsleitung der KPD der Befehl für die höchste Alarmstufe. Genaue Aktionspläne zeigen, wie die Durchführung der Sabotageakte und Gewaltstreiche gedacht war. An vielen Orten zugleich sollte der Bürgerkrieg ausbrechen. Das erste Fanal dazu war der Brand des Reichstags in der Nacht vom 27. zum 28. Februar.

Der starke nationalsozialistische Zugriff hat Deutschland, hat Europa — darin liegt die welthistorische Bedeutung des deutschen Februars 1933 —vor dem Bolschewismus gerettet. Er konnte es nur, weil es sich eben nicht nur um einen äusseren Akt handelte. Der Nationalsozialismus bedeutet die innere Überwindung des Kommunismus. Die entscheidende Lehre des Kampfes mit dem Bolschewismus ist die, dass alles auf den inneren Umschwung ankommt, auf die Erfassung und neue Ausrichtung des ganzen Menschen. Alle Neutralität in diesem geistigen Kampf ist eine Bundesgenossenschaft zerstörender Mächte, gewollt oder ungewollt. Nur wer dies anerkennt, hat das Wesen der deutschen Erneuerungsbewegung und des deutschen Sozialismus begriffen.

R. W.

Türkenjahr 1683

Seit dem Türkenangriff von 1664 stand die Türkengefahr drohend vor Europa. Wenn es damals auch gelang, den türkischen Vormarsch durch die siegreiche Schlacht bei St. Gotthard aufzuhalten, den Frieden von Eisenburg am 10. August desselben Jahres mit seinen wenig günstigen Bedingungen empfand man allgemein eher als die Besiegelung einer Niederlage denn als eine Ausnutzung des errungenen Sieges. In Wien freilich buchte man den Gewinn eines zwanzigjährigen Waffenstillstandes als nicht zu unterschätzenden Erfolg: bedeutete er doch Rückendeckung in den beginnenden süd- und westeuropäischen Auseinandersetzungen. Umgekehrt suchte die Pariser Politik den Habsburgern überall Schwierigkeiten zu bereiten. Wenn Frankreich im 16. Jahrhundert Madrid als den Mittelpunkt der ihm feindlichen Kräfte angesehen hatte, so war hundert Jahre später Wien der eigentliche Gegenspieler von Paris. Kein Erfolg aber, den Frankreich etwa in der habsburgischen Rheinzone errang, konnte an Bedeutung an den Fall Wiens heranreichen, der freilich aus eigener Kraft nicht zu erzielen war. Was die Schweden im dreissigjährigen Kriege nicht erreicht hatten, erhoffte man in Versailles am Ende des 17. Jahrhunderts von den Türken. Diese waren ein Trumpf mehr im Spiel Frankreichs, das planmässig die deutsche Mitte einzukreisen und, durch Bündnisse mit deutschen Fürsten, von innen auszuhöhlen suchte. Seit dem Frieden von Nymwegen (1679) hatte Ludwig XIV. keinen ernstlichen Frieden mehr: es begann die Zeit des «erobernden Friedens» (Sorel). Reunionskammern und offener Raub — Besetzung Casales im Mantuanischen und Strassburgs im September 1681 — sorgten für Verstärkung der französischen Stellung im Westen.

In die Verstrickung west-östlicher Probleme führt uns das in Anlass der vor 250 Jahren erfolgten Befreiung Wiens von den Türken erschienene höchst aufschlussreiche Buch des Wiener Dozenten Reinhold Lorenz ein: Türkenjahr 1683. Das Reich im Kampf um den Ostraum. 1933. Wilhelm Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung, Wien — Leipzig. XII, 272 S. Rmk. 4.40, geb. Rmk. 5.—.

Türkenschrecken und Anbruch der französischen Vorherrschaft in Europa — das waren die beiden Pole, um die das politische Denken seit den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts kreiste. In prophetischer Form äusserten sich die Befürchtungen des deutschen Volkes, wenn es hiess, weit nach Deutschland hinein, bis Augsburg oder gar bis an den «güldenen Apfel zu Köln», werde der Erbfeind vordringen, hier würde ihn der Franzose zurückschlagen, sein Reich zerstören und dann die Universalmonarchie aufrichten. Seit geraumer Zeit schon griff der erfolgreiche westliche Nebenbuhler des Reiches in den Ostraum, d. h. die Gebiete zwischen dem deutschen und dem russischen Volk, hinüber. Die beiden katholischen Weltstädte des 17. Jahrhunderts, Wien und Paris, übten als Zentren europäischer Macht und Kultur ihre Anziehungskraft wetteifernd auf die «lateinischen» Völker jenseits der Ostgrenze des Deutschen Reiches aus. «Soweit sie sich noch frei entscheiden durften, bildeten sich überall, ob in Kroatien, im königlichen Ungarn, in Siebenbürgen, in Polen, zwei einander widerstrebende politische Strömungen aus. Die eine mehr konservative, sozusagen die deutsche Partei, richtete ihre Hoffnungen auf Wien, hielt den Schutz des Kaisers und die Verbindung mit der deutschen Mitte des Abendlandes für unentbehrlich und war daher in alter Kreuzzugsüberlieferung zum Einsatz aller nationalen Kräfte gegen den Islam bereit. Die andere, die französische Partei, erwartete alles Heil von Paris und liess sich von der Idee einer nationalen «Freiheit» bestricken, welche zwar jeder Einmischung von Wien her Widerstand entgegensetzte, sich von den Händeln der westlichen Christenheit Gewinn erhoffte, darüber aber die vom osmanischen Osten drohende Gefahr unterschätzte, ja gelegentlich selbst einverständliche Kompromisse mit ihm suchte». In den siebziger Jahren kam es zu einem förmlichen französisch-polnischen Bündnis, dem ein Vertrag Frankreichs mit den Protestanten in Ungarn folgte. Als dann 1681 der Krieg zwischen Moskau und der Türkei zu Ende ging, und die Osmanen dadurch freie Hand erhielten, war der Augenblick für Ludwig XIV gekommen, um sich ihrer für seine Zwecke zu bedienen. Schon früher war es einmal in Paris ausgesprochen worden: auf die Christenheit dürfe man die Osmanen zwar nicht hetzen, zur Erleichterung Polens sie nach Österreich ablenken, sei erlaubt. Der Raub Strassburgs im Westen, die Bedrohung Wiens im Osten — beides galt demselben Ziel.

Neben der Aufhellung dieser Beziehungen verdanken wir Lorenz noch eine Reihe weiterer wichtiger Aufschlüsse. Mit allem Nachdruck weist er darauf hin, dass am 12. September 1683 in der Schlacht am Kahlenberg, die zur Entsetzung Wiens führte, neben dem «österreichischen» Heer, das sich im übrigen auch aus westdeutschen Kreisen rekrutierte, Baiern und Schwaben, Franken und Sachsen, Braunschweiger und Brandenburger in einer Front standen. Die Befreiung Wiens und die Rettung Europas vor den Türken ist eine gesamtdeutsche Leistung. Und wenn auch aus Prestigegründen der König Johann Sobieski von Polen als Oberbefehlshaber galt, «Feldherr im ge-

schichtlichen Sinne und daher für Sieg und Niederlage verantwortlich blieb . . ., unabhängig von der Rangfrage des Oberbefehls — darüber bestand im christlichen Lager gar kein Zweifel —, der Herzog Carl von Lothringen». Unter deutscher Führung ward der Sieg erstritten.

Seit jeher bestand die Meinung, die Rettung Wiens sei vornehmlich den Polen und ihrem heldenmütigen König zu danken. Mit dieser Legende räumt Lorenz endgültig auf. Während der linke Flügel des kaiserlichen Heeres, deutsche Truppen unter Führung des Lothringers, die Türken zurückwarfen und siegreich verfolgten, drohte auf dem rechten Flügel, wo die Polen unter Sobieski fochten, das allzu ungestüme Vorrücken der polnischen Regimenter ins Gegenteil umzuschlagen. Nur die den Polen «beigegebenen deutschen Regimenter, die ihren Rückzug deckten, erreichten, dass die Verwirrung sich allmählich wieder legte und die Polen, um diese Schlappe gutzumachen, ihre Hauptstreitkräfte ins Gefecht führen konnten». Als dann der erfolgreiche linke Flügel seitlich einschwenkte und den rechten türkischen Flügel mit Umfassung bedrohte, war die Schlacht entschieden; jetzt konnten auch die Polen sich aus ihrer Zwangslage befreien und den Sieg vollenden helfen. Herzog Carl erkannte die gewaltigen Möglichkeiten, welche eine rücksichtslose Verfolgung des geschlagenen Feindes eröffnet hätte — türkische Zeugnisse lassen diese Auffassung als durchaus gerechtfertigt erscheinen; allein der polnische König war dafür nicht zu haben. «So ist an diesem 12. September 1683 ein Sieg errungen worden, der unzählige Demütigungen und Leiden Deutschlands und des ganzen östlichen Abendlandes aufwiegen mochte . . . Der Siegestag von Wien kehrte eine seit drei Jahrhunderten eingeschlagene Rückbildung des christlichen Abendlandes in seinem Ostraume mit eisernem Griffe in ihr Gegenteil um». Gewaltig war der Eindruck, den der Sieg am Kahlenberg im ganzen Abendlande hervorrief. «Er bedeutete eine unerwartete Erneuerung der Reichsidee, eine Erhöhung der deutschen und österreichischen Tendenz im europäischen Völkerleben und in demselben Masse einen Verlust der französischen». Wer Geschichte begreift, dem enthüllen sich aus der Betrachtung der Ereignisse um 1683 bedeutsame Lehren für Gegenwart und Zukunft.

Wulffius

E. Arro. Die Dorpater Stadt-Musici 1587—1809.

Unter obigem Titel ist als Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der «Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1931» eine Broschüre von Elmar Arro erschienen (Tartu, 1932), in der auf einen interessanten Ausschnitt baltischer Kulturgeschichte näher eingegangen wird. Auf etwa 60 Seiten wird das — städtisch mehr oder minder patronisierte bezw. privilegierte — Musikantentum Dorpats in recht anschaulicher Weise geschildert. Als Hauptquelle für seine Studien gibt Arro das Stadtarchiv in Dorpat an, in dem er mit grossem Fleiss alle sein Thema berührenden Daten herausgesucht und zu einander in Beziehung gesetzt hat. Die Freude des Kulturhistorikers über das für hiesige Verhältnisse immerhin noch recht reichhaltige Quellenmaterial wird leider durch den Umstand getrübt, dass die vorhandenen Aufzeichnungen nur bis zum Ende des 16. Jahrhunderts zurückreichen; über die örtlichen Musikübungen der ältesten Blütezeit Dorpats während der livländischen Selbständigkeit liess sich infolgedessen nichts behaupten. Der Verfasser sieht sich in die Zwangslage versetzt, diese — wohl interessanteste — Periode ganz zu über-

gehen, und beginnt mit der Rekonstruktion der recht dürftigen Verhältnisse, wie sie ausgangs der Zeit polnischer Oberhoheit vorlagen.

Reichlicheres Archivmaterial stand dem Verfasser aus der Schweden- und Russenzeit zur Verfügung. Wir sehen uns Verhältnissen gegenüber, wie sie ganz ähnlich zur gleichen Zeit in Deutschland vorlagen und finden auch hier das Amt von Stadtmusikus, Kantor, Organist und Schulmeister in verschiedenen Kombinierungen.

An Hand der von ihm vorgefundenen Notizen berichtet Arro im weiteren Verlauf noch über eine ganze Reihe der in städtischen Diensten gewesenen Amtsträger der weltlichen bzw. geistlichen Musik und ist in der Lage, auch über deren Pflichten und Rechte mancherlei Interessantes auszusagen.

Dass der Verfasser nicht auch auf die in jener Zeit benutzte Musikliteratur zu sprechen kommt, erscheint in gleicher Weise bedauerlich, wie die Tatsache, dass er — wie einleitend bemerkt wird — «einiges sonstige, allgemeine Material zur lokalen Kirchenmusikgeschichte, sowie das Archivmaterial der schwedischen Akademie über einen damals gleichzeitig das Amt eines Akademiemusikdirektors versehenden Stadtmusikus» in die vorliegenden Ausführungen nicht mit einbezogen hat; den nun als Sonderstudie geplanten Untersuchungen «zur Geschichte der Musikpflege an der Alma mater Dorpatensis» hätte es vermutlich nichts geschadet, und die Dorpater Stadt-Musici hätten dabei gevorteilt.

Es bleibt zu wünschen, dass Arro's Arbeit auch ausserhalb des Kreises historisch interessierter Musiker und Musikanten Beachtung findet.

Hans Grohmann

MITARBEITER DIESES HEFTS:

H. Becker, Riga / **Baron F. von Uexküll-Güldenband,** Chefredakteur der „Rigaschen Rundschau", Riga / Dr. **O. von Petersen,** Dozent am Herderinstitut, Riga / **R. Kaulitz-Niedeck,** Hapsal / Dr. **L. von Middendorff,** Dorpat / P. Dr. **H. Girgensohn,** Dozent am Herderinstitut, Riga / Professor Dr. **L. Mackensen,** Herderinstitut, Riga / **H. Grohmann,** Riga.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. **Reinhard Wittram**
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

Beilage der „Baltischen Monatshefte"
Jahrgang 1933, Heft 10

AUS BALTISCHER ARBEIT
BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Deutsch-baltische Volksgemeinschaft in Lettland

Delegiertentag am 24. September 1933 in Riga

Reorganisationsbeschlüsse und Wahlen

Als erster gelangt ein Reorganisationsvorschlag, der von Heinrich Barth, Herbert Hach, Richard Sidelsky und Gustav Drexler unterzeichnet ist, zur Verlesung. Der Antrag, der acht Punkte umfasst, findet im Saal starken Beifall.

Anschliessend verliest Rechtsanwalt v. Rüdiger ausführliche Darlegungen und Anträge, die er in seiner Eigenschaft als Delegierter der deutsch-baltischen Volksgemeinschaft dem Vorstande eingereicht hat, und daran anschliessend das von der Reorganisationskommission im Bestande von E. Mündel, W. von Knorre, H. Barth, H. Stegman, P. Vockrodt u. A. v. Hedenström ausgearbeitete Gutachten zu den oben angeführten Anträgen.

Barth und Rüdiger teilen mit, dass sie die Vorschläge in ihrer ursprünglichen Fassung zugunsten derer, wie sie von der Reorganisationskommission umgestaltet worden sind, zurückziehen. Es beginnt nunmehr die Debatte über die Reorganisationsvorschläge.

Punkt 1. empfiehlt verstärkte Werbetätigkeit, wobei auch Volksgenossen, bei denen Eigennutz vor Gemeinnutz geht, zum Anschluss an die Volksgemeinschaft bewegt werden müssen.

Über diesen Punkt entspinnen sich lebhafte Debatten. Es wird offensichtlich, dass gerade hier scharfe prinzipielle Gegensätze bestehen. Oberlehrer Schoenfeldt opponiert gegen die vorliegende Fassung, weil zum Beitritt zur Volksgemeinschaft es einer persönlichen sittlichen Entscheidung bedürfe. Rechtsanwalt von Rüdiger steht dagegen auf dem Standpunkt, dass auch diejenigen in die Volksgemeinschaft eingeschlossen werden müssten, die nur um irgendwelcher Vorteile willen zu ihr stossen. Dr. H. Schlau lehnt diesen Standpunkt scharf ab. Er stellt fest, dass heute noch weiteste Kreise der Volksgenossen sich abwartend verhalten, weil weltanschauliche Gründe sie daran hindern, an der Volksgemeinschaft mitzuarbeiten. Es käme vor allem darauf an, eine innere Erneuerung aller Volksgenossen zu erreichen und sie mit neuem Geist zu erfüllen. Erst dann würde die tödliche Gefahr überwunden sein, in welcher dieses Volkstum sich befindet. Baron Arnold Maydell ist der Ansicht, dass man es unbedingt vermeiden müsse, Volksgenossen zu diskriminieren.

Punkt 2, 3, 4 und 5 (Nachbarschaftssystem, Begründung eines Wirtschafts- und Arbeitsamtes, Einstellung der Tätigkeit der bestehenden deutschen politischen Parteien und Begründung eines allgemeinen deutschen Wählerverbandes.).

Baron Hans Rosen führt aus, dass es der politischen Führung des Deutschtums nicht gelungen sei, den lebendigen Kontakt mit den werdenden Kräften, die das seelische Bild des deutschen Volkes im letzten Jahrzehnt neu gestalteten, aufrecht zu erhalten. Dadurch sei viel

Unheil angerichtet worden. Man habe wohl parlamentarische Erfolge errungen, aber unser Volkstum habe an seinem Kern Schaden genommen. Eine erschütternde Sprache spricht die Statistik der Mischehen. Die deutsche parlamentarische Führung habe des öfteren versagt, indem sie bei wichtigsten Entscheidungen im Parlament nicht vertreten war.

Dr. Kröger dankt Baron Rosen für seine Ausführungen. Er wendet sich mit aller Schärfe gegen die Annahme, dass durch behördenmässig aufgezogene Apparate wirklicher Wandel geschaffen werden könne. Eine wirkliche Volksgemeinschaft kann nur aus innerer Begeisterung entstehen. Die Bewegung, die bereits viele Schichten unserer Volksgenossen durchdringt, will gerade durch diesen inneren Aufschwung dazu beitragen, die erstarrten Formen der Volksgemeinschaft zu erneuern. Er betont den Willen der Bewegung zur tätigen Mitarbeit und spricht die Hoffnung aus, dass diesem Willen durch Zurverfügungstellung bestimmter Arbeitsgebiete entsprochen wird. Dr. Kröger schliesst mit der Erklärung, dass die Bewegung vollkommen unabhängig sei. Rechtsanwalt Schoeler wendet sich gegen die Ausführungen Baron Rosens und weist darauf hin, dass in einem von Baron Rosen angeführten Fall ein Abgeordneter bei einer wichtigen Abstimmung fehlte, weil sein Bruder gestorben war. Baron Rosen sieht in diesen Ausführungen Schoelers keine Entschuldigung des Verhalten des Abgeordneten.

Punkt 6 und 7. (Unterstützungen an Schulen, Beschränkung der Tätigkeit des deutschen Elternverbandes auf seine direkten Aufgaben als Schulhalter).

Rechtsanwalt v. Samson weist zu letzterem Punkt als Vorsitzender des Elternverbandes darauf hin, dass er seinerseits ihm zustimme. Von seiten Rechtsanwalt Busch (Goldingen) wird vorgeschlagen, die Ortsgruppen des Elternverbandes in der Provinz aufzulösen und mit der Verwaltung des Eigentums des Elternverbandes den Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft zu beauftragen. Es müsse dafür Sorge getragen werden, dass gerade in der Provinz die Arbeitsgemeinschaft populärer wird. Bisher sei der Präses der Arbeitsgemeinschaft in den Augen vieler Volksgenossen nichts anderes, als ein Steuereinnehmer. Auch würde eine Abänderung des recht unglücklichen Namens «Arbeitsgemeinschaft» durchaus am Platz sein.

Punkt 8, 9, 10 und 11. (Konzentrierung der gesamten Fürsorgearbeit im Fürsorgeamt der Volksgemeinschaft; Einspruchsrecht des Präsidenten gegen Beschlüsse der Ämter; Prinzip der verantwortlichen Leitung u. a.).

Dir. W. Schlau-Mitau ist der Meinung, dass es vorteilhafter wäre, anstatt einer Konzentrierung der Verantwortung eine Aufteilung der Verantwortung durchzuführen. C. von Hahn weist die Befürchtungen zurück, als ob bei einer Durchführung des Führerprinzips die Führer unseres Volkstums in den Augen der Volksgenossen eine Clique darstellen würden. Zwischen Führer und Clique sei ein Riesenunterschied, den das Volk wohl erkennen würde.

Punkt 12, 13, 14, 15 und 16. (Begründung eines «Kulturamtes»; Aufgaben und Organe dieses Amtes; Satzungen des Fürsorgeamtes; Wahl der Vorsitzenden der Ämter auf Vorschlag des Präsidenten; Ausbau des Landamtes).

Oberlehrer Schoenfeldt möchte das Wort «überwacht», das auf Vorschlag des Vorstandes aus dem Antrag gestrichen worden ist, an die alte Stelle ge-

setzt sehen. Der Chef des deutschen Bildungswesens Dr. Wachtsmuth erläutert die Doppelstellung seines Amtes und die Zusammenhänge zwischen der Verwaltung des deutschen Bildungswesens und dem Kulturamt. Eine «Überwachung» komme aus rechtlichen Gründen nicht in Frage. Dr. Wittram schlägt seinerseits die Fassung «trägt Sorge für die Richtlinien» vor.

Prof. Kupffer gibt dem Wunsch Ausdruck, dass auch die Museumsgesellschaften einen Sitz im Kulturamt erhalten sollten.

Baron Hahn ergreift das Wort, um den Punkt 8 seines Antrages, laut welchem der Posten eines Geschäftsführers nur von einer Persönlichkeit bekleidet werden dürfte, die auf dem Boden der Erneuerungsbewegung steht, zu erläutern. Er teilt mit, dass sich dieser Antrag gegen die Person Prof. Stavenhagens richte. Er zieht jedoch den Antrag zurück und erklärt grundsätzlich, dass die ganze Volksgemeinschaft von der Erneuerung ergriffen werden müsse.

Rechtsanwalt v. Samson schreitet zur zweiten Lesung der eingebrachten Abänderungsvorschläge. Die Abänderungen zu Punkt 1 werden angenommen. Antrag Kupffer zu Punkt 13 wird angenommen. Die Abänderungsvorschläge zu Punkt 15 und 16 werden ebenfalls einstimmig angenommen.

Rechtsanwalt v. Samson spricht anschliessend der Reorganisationskommission seinen Dank für die grosse geleistete Arbeit aus. An Stelle des Abg. Schoeler, der auf eigenen Wunsch als Glied des Präsidiums und als Syndikus der Volksgemeinschaft ausscheidet, wird Stegman mit 57 Stimmen gewählt.

Man schreitet nunmehr zur Wahl des Präsidenten. Rechtsanwalt von Rüdiger dankt für das ihm bisher entgegengebrachte Vertrauen, bittet jedoch, von einer Wiederwahl absehen zu wollen.

Pastor D. Schabert weist auf die Verdienste Rechtsanwalt von Rüdigers hin. Er gibt der Hoffnung Ausdruck, dass es gelingen wird, von Rüdiger weiterhin als Führer der Volksgemeinschaft zu erhalten. Ältermann Schwartz hofft ebenfalls, dass von Rüdiger die Wahl annehmen wird. Besonders in kaufmännischen Kreisen habe tiefe Besorgnis Platz gegriffen. Die rigasche deutsche Kaufmannschaft sei bereit, die Leitung der Volksgemeinschaft in jeder Weise zu unterstützen.

Rechtsanwalt von Rüdiger gibt darauf eine Erklärung ab, die nach Hinweis auf den Umstand, dass er fast zehn Jahre das Amt eines Vorsitzenden bekleide, folgenden Wortlaut hat:

«Ich habe noch einen anderen Grund, der es mir wünschenswert erscheinen lässt, aus der Leitung der Volksgemeinschaft auszuscheiden.

Ich habe den Glauben an den Willen unserer Volksgenossen unsere Gemeinschaft zu erhalten in der letzten Zeit verloren.

Wir bilden keine Zwangsgemeinschaft, sondern einen freiwilligen Zusammenschluss. Die Voraussetzungen eines solchen Zusammenschlusses sind gegenseitiges Vertrauen, ein gemeinsames Ziel und die Bereitschaft zur Mitarbeit an der Erreichung des Ziels.

Als das gemeinsame Ziel, das alle Deutschen dieses Landes verbindet, haben wir die Erhaltung und den Ausbau der geistigen und materiellen Grundlagen unserer Volksgruppe erkannt.

Zur Erreichung dieses Zieles konnten sich alle Deutschen verbinden, unabhängig von ihrer Weltanschauung, ihren politischen Idealen und ihren religiösen Überzeugungen. So wuchs unser Verband zu einer auf ein bestimmtes Ziel gerichteten grossen Tatgemeinschaft

und stellte trotz aller inneren Verschiedenheit nach aussen eine Einheit dar, die zu Erfolgen geführt hat, deren Wert zu beurteilen einer späteren Zeit vorbehalten bleiben soll.

Aber schon seit einiger Zeit ist die Einheitsfront der Neid unserer Gegner gescholten und alle Mahnungen sie angesichts der Kampfesstellung, in der wir uns leider noch immer befinden, als unser letztes Bollwerk zu bewahren, bekrittelt und lächerlich gemacht worden. Nicht nur von Angehörigen der jüngeren Generation. Man ist dabei meiner Ansicht nach in den Fehler verfallen zwei Dinge mit einander zu verwechseln. Wenn eine Auseinandersetzung über Fragen der Weltanschauung wünschenswert und erforderlich geworden ist, so ergibt sich daraus keineswegs, dass diese Auseinandersetzung innerhalb einer Gemeinschaft erfolgen muss, die eine ganz andere Aufgabe hat als die Propagierung von Weltanschauungen. Wie es verkehrt wäre von der christlichen Kirche zu verlangen, dass sie nur Anhänger einer bestimmten politischen Richtung dulde, obgleich sie nicht eine politische, sondern eine Glaubensgemeinschaft ist, so ist es verkehrt, von einer zur Wahrung unserer nationalen Belange gebildeten Volksgemeinschaft zu verlangen, dass sie von ihren Gliedern das Bekenntnis zu einer geistigen oder politischen Bewegung verlange. Tut man das, so zerstört man innerlich die Gemeinschaft, und gibt es, wie bei uns, keine Zwangsmittel, die Gemeinschaft wenigstens äusserlich zusammenzuhalten, so muss sie zerfallen.

Nachdem sich der meiner Auffassung entgegengesetzte Standpunkt bei einer Gruppe unserer Volksgenossen durchgeetzt hat, befindet sich unsere Ge meinschaft bereits im Stadium des Zerfalles. Es kommt hinzu, dass die Kampfesmethoden einzelner Glieder dieser Gruppe meiner Ansicht nach nicht nur auf das entschiedenste abzulehnen sind, sondern auch, unabhängig von dem Schicksal unseres Verbandes, eine schwere Gefahr für das gesamte Deutschtum unserer Heimat bedeuten. Ich will hier nicht näher auf diesen Gegenstand eingehen, weil es nicht meine Absicht ist, in dieser Stunde Anklagen zu erheben. Ich will nur sagen, dass der Kampf, der gegen die Volksgemeinschaft und ihre Leitung in letzter Zeit geführt wird, dazu angetan ist, die Grundlagen unserer Gemeinschaft — gegenseitiges Vertrauen und ein gemeinsames Ziel — endgültig zu vernichten. Ich sehe daher den Untergang der Volksgemeinschaft voraus und sehe keine Möglichkeit sie zu retten, es sei denn, dass wir zu den ursprünglichen Grundlagen unserer Gemeinschaft zurückkehren.

Da dieses augenscheinlich von einem Teil unserer Volksgenossen nicht beabsichtigt wird, kann ich die Verantwortung für die Volksgemeinschaft nicht länger tragen.

Sollte sich jedoch kein anderer finden, der den Weg der Rettung kennt und Ihr Vertrauen geniesst, so will ich, so schwer es mir fallen würde, eine Wiederwahl annehmen und auf meinem Posten ausharren.»

Vorgeschlagen wird nur Rechtsanwalt v. Rüdiger. Die Abstimmung ergibt 58 Stimmen für die Wiederwahl Rechtsanwalt von Rüdigers bei 16 Stimmenthaltungen und Kontrastimmen.

In den Hauptvorstand wurden folgende 17 Personen gewählt: Schoenfeldt, Wittram, Radecki, Sadowsky, Sivers, Engelhardt, Sidelsky, Ullmann, Musinowicz, Steinert, Haffelberg, Brümmer, Schlau, Hesse, Klot, Hedenström, Frl. Mündel.

(Rig. Rdsch. Nr. 218, 221, 223)

NICOLAUS BUSCH

Die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und den baltischen Staaten

Von Georg Baron Wrangel

I

Der Umfang der Handelsbeziehungen Deutschlands zu den drei baltischen Randstaaten Estland, Lettland und Litauen wird gewöhnlich unterschätzt. Dazu zunächst einige Zahlen, die den Handelsverkehr mit dem Baltikum im Vergleich mit den beiden osteuropäischen Ländern Polen und der Sovetunion veranschaulichen:

	Bevölkerung in Mill. 1931	Fläche in Mill. qkm	I. v. H. d. deutsch. 1931 Ausfuhr	I. v. H. d. deutsch. 1931 Einfuhr	I. v. H. d. deutsch. 1932 Ausfuhr	I. v. H. d. deutsch. 1932 Einfuhr
Baltische Staaten . . .	5,0	0,17	1,2	1,3	1,0	1,3
Polen	27,2	0,39	1,5	1,7	1,3	1,3
Sovetunion	160,0	21,18	7,9	4,5	10,9	5,8

Aus diesen Zahlen ergibt sich, dass die drei baltischen Randstaaten im Aussenhandel Deutschlands im wesentlichen den gleichen Platz einnehmen wie Polen. Zieht man weiter in Betracht, dass die deutsche Ausfuhr nach der Sovetunion noch im Jahre 1929 erst 2,6% der deutschen Gesamtausfuhr und 1930 entsprechend nur 3,6% betrug, erst dank den grossen den Russen gewährten Krediten auf das höhere Niveau der Jahre 1931 und 1932 gebracht werden konnte, so wird besonders klar, dass der deutsche Aussenhandel mit den drei baltischen Randstaaten auch im Vergleich mit dem an Fläche und Bevölkerungszahl unvergleichlich grösseren Russland durchaus nicht unbedeutend ist.

Zwischen den drei baltischen Randstaaten und Deutschland bestehen ganz natürliche Grundlagen des wirtschaftlichen Austausches: Deutschland liefert Industrieerzeugnisse und bezieht Agrarprodukte, Holz und einige Rohstoffe. Der Handel der baltischen Staaten untereinander spielt so gut wie gar keine Rolle, da ihre wirtschaftliche

Struktur eine zu ähnliche und der Ein- und Ausfuhrbedarf ziemlich analog ist. Auch Polen vermag ihnen wenig zu liefern und bietet vor allem gar keinen Markt für ihre überschüssigen Erzeugnisse der bäuerlichen Veredlungswirtschaft. Daher konnten auch die politisch bedingten Versuche, Polen in das innerbaltische Präferenzsystem einzubauen, zu keinem Erfolge führen. Schliesslich spielen auch die Wirtschaftsbeziehungen zur Sovetunion für diese Randstaaten keine erhebliche Rolle. Vor dem Kriege blühte in Estland und Lettland eine bedeutende Industrie, deren Existenz dank günstiger Frachtenlage und Zugehörigkeit zum russischen Zollgebiet mit der Arbeit für den russischen Markt vollkommen gesichert war. Sie ist von den Russen während des Krieges fast völlig zerstört worden. Damit waren die Fundamente eines natürlichen Austauschverhältnisses mit Russland beseitigt, sie bestehen bis auf den heutigen Tag nicht mehr. Lettland schloss im Jahre 1927 mit Sovetrussland einen Handelsvertrag, der ihm einen recht erheblichen Export nach dem Osten sicherte. Aber die z. T. aufgebaute Industrie war künstlich entfacht und nicht bodenständig, und diese ganze Exportpolitik drohte das Wirtschaftsleben Lettlands in eine gefährliche Abhängigkeit vom russischen Markt zu bringen, zudem auch hier nur grössere Kredite den Export sicherten. Seit der Kündigung dieses Vertrages durch die Russen im Jahre 1932, die ihn als ungünstig betrachteten, sind die Aussichten auf eine irgendwie nennenswerte Entwicklung der Wirtschaftsbeziehungen zwischen den beiden Ländern sehr gering. Der lettisch-russische Handelsverkehr dürfte daher auf das geringe Niveau der beiden anderen Randstaaten absinken.

Demgegenüber bleibt Deutschland neben England der nächste grosse Abnehmer der natürlichen Überschussprodukte der baltischen Randstaaten und ihr frachtenmässig am günstigsten gelegener industrieller Lieferant. Diese handelspolitische Situation wird durch folgende Zahlen im vom Hundert seines gesamten Aussenhandels veranschaulicht; sie stammen zwar aus dem Jahre 1931, geben aber trotzdem die handelspolitische Situation wieder:

	Estland		Lettland		Litauen	
(in %)	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
Baltische Staaten . . .	3,3	3,3	4,4	5,6	5,8	5,6
Polen	7,4	0,1	9,3	0,8	3,7	0,1
Sovetunion	11,3	2,6	9,3	20,2	6,2	3,0
England	7,7	36,6	8,6	25,4	7,1	33,1
Deutschland	30,0	24,3	37,1	27,0	47,0	45,9

Aus dieser Zusammenstellung folgt, dass Deutschland der wichtigste industrielle Lieferant und — mit Ausnahme von Estland, dessen Ausfuhr nach England grösser war, — der wichtigste Absatzmarkt des Baltikums im Jahre 1931 war.

Im Jahre 1932 hat Deutschland diesen Platz als erster Lieferant behauptet und sich keineswegs von Polen oder England in den Hintergrund drängen lassen. Allerdings ist der Absatz der Randstaaten im Reich sehr stark zurückgegangen, infolge der verschiedenen handelspolitischen Abwehrmassnahmen Deutschlands, namentlich der für seine schwer darniederliegende Landwirtschaft notwendig gewordenen Kontingente für Veredlungserzeugnisse (Butter, Eier, Speck), so dass Deutschland hinter England als Absatzmarkt getreten ist.

II

Im einzelnen gestaltete sich die Entwicklung des Aussenhandels 1932 für die drei Randstaaten wie folgt: Auffallend ist zunächst der überaus starke Rückgang des Aussenhandelsumsatzes in allen drei Staaten im Vergleich zu 1930. In Estland beträgt er für Ein- und Ausfuhr rund 40%, in Litauen 46,5 und 43,3%, in Lettland 71,4 und 64,2%. Eine nähere Betrachtung der Handelsbilanzen zeigt allerdings, dass die Schrumpfung der Aussenhandelszahlen in erster Linie wert- und nicht mengenmässiger Natur ist und stärkstens durch den Zusammenbruch der Weltmarktpreise bedingt ist. Dazu kommen noch die verschiedenen Restriktionsmassnahmen in den einzelnen Ländern, wie Verbotszoll, Beschränkungen in der Zuteilung von Devisen, Besteuerung von Devisen zur Finanzierung von Exportprämien (Estland), Einfuhrdrosselung überhaupt.

Am stärksten haben sich die verschiedenen Restriktionsmassnahmen und Preisstürze auf den Aussenhandel Lettlands ausgewirkt: gegenüber 1931 (Zahlen in Klammern) betrug die Einfuhr 1932 84,7 Mill. Lat (177,1); die Ausfuhr 96,5 Mill. Lat (163,8 Mill. Lat), die Aussenhandelsbilanz war durch die verschiedenen aufgezählten künstlichen Massnahmen mit 11,8 Mill. Lat aktiv. — Nach Ländern betrug die Ein- bzw. Ausfuhr aus bzw. nach Deutschland 30,4 Mill. Lat (65,7 Mill. Lat) und 25,3 Mill. Lat (44,2 Mill. Lat); aus bzw. nach England 11,6 Mill. Lat (15,1 Mill. Lat) und 29,8 Mill. Lat (41,6 Mill. Lat).

Der Aussenhandel Estlands war 1932 (Ziffern des Vorjahres in Klammern) mit 5,7 Mill. Kr. (9,9 Mill.) aktiv, wobei die Einfuhr

36,9 Mill. Kr. (61,2 Mill.), die Ausfuhr 42,6 Mill. Kr. (71,1 Mill.) betrugen. Aus Deutschland stellte sich die Einfuhr auf 11,8 Mill. Kr. (18,3 Mill.), die Ausfuhr dorthin auf 11,1 Mill. Kr. (17,3 Mill.). — Die entsprechenden Zahlen in Prozenten des gesamten Einfuhr- bzw. Ausfuhrvolumens lauteten: Einfuhr aus Deutschland 32% (30%), Ausfuhr nach Deutschland 28,5% (24,3%), während sich die Einfuhr aus England auf 13,5% (7,7%) und Ausfuhr nach dem Inselreich auf 36,7 (36,6) % stellte. — Es gingen also, wie in Lettland, zwei Drittel des Gesamtexports nach England und Deutschland, wobei England in beiden Ländern der wichtigste Abnehmer, während Deutschland — in Lettland aber von England stark aufgeholt — der wichtigste Lieferant war.

Der Aussenhandel Litauens war 1932 mit 22,1 Millionen Lit aktiv (— 4,8 Mill. Lit), die Ausfuhr bezifferte sich auf 189,1 Mill. Lit (273,1 Mill.), die Einfuhr auf 167,0 Millionen Lit (277,9 Mill.). Nach Deutschland stellte sich die Ausfuhr auf 75,0 Mill. Lit (125,4 Mill.), während sie nach England 78,3 Mill. betrug. Dagegen stand aber Deutschland als Lieferant an erster Stelle mit 67,2 Mill. Lit (130,7 Mill.) vor England, das für 18,0 Mill. Lit einführte.

In dem ersten Halbjahr 1933 hat sich der Schrumpfungsprozess im Aussenhandel der drei baltischen Randstaaten fortgesetzt: Litauens Aussenhandelsbilanz war in diesem Zeitraum (Ziffern für das erste Halbjahr 1932 in Klammern) mit 6,69 Mill. Lit aktiv (+20,92 Mill.), die Ausfuhr stellte sich auf 74,15 Mill. Lit (99,74 Mill.), die Einfuhr auf 67,46 Mill. Lit (78,81 Mill.). Deutschland war an der Ausfuhr mit 21,30 Mill. Lit bzw. 28,7% (37,01 Millionen bzw. 37,1%), an der Einfuhr mit 27,36 Mill. Lit bzw. 40,5% (31,98 Mill. bzw. 40,6%) beteiligt, Englands Anteil an der litauischen Ausfuhr betrug in diesem Zeitraum 35,15 Mill. Lit bzw. 47,4% (43,34 Mill. bzw. 43,4%), an der Einfuhr 8,81 Mill. Lit bzw. 13,1% (6,34 Mill. bzw. 8,1%).

Sehr ähnlich lagen die Verhältnisse in Estland: dessen Einfuhr stellte sich in den ersten sechs Monaten 1933 auf 13,7 Mill. Kr. (18,9 Mill. Kr.), die Ausfuhr auf 15,0 Mill. Kronen (19,7 Mill. Kr.), die Handelsbilanz war mit 3 Mill. Kr. (+ 0,8 Mill. Kr.) aktiv. — Deutschlands Anteil an der Einfuhr betrug 3,5 Mill. Kr. bzw. 25,6% (6,2 Mill. bzw. 32,7%), an der Ausfuhr 2,7 Mill. Kr. bzw. 18,0% (5,3 Mill. Kr. bzw. 27,1%); Englands Anteil an der Einfuhr stellte sich auf 2,2 Mill. Kr. oder 16,7% (10,6%), an der Ausfuhr auf 5,2 Mill. Kr. oder 34,5% (37,4%).

Für Lettland liegt erst das Gesamtergebnis des Aussenhandels für das erste Vierteljahr 1933 vor. Die Einfuhr stellte sich in diesem Zeitraum auf 17,8 Mill. Lat (18,4 Mill.), die Ausfuhr auf 14,3 Mill. Lat (23,0 Mill.), das Passivsaldo betrug also 3,5 Mill. Lat (+ 4,6 Mill. Lat). — Für die späteren Monate dieses Jahres liegen nur unvollständige Angaben vor. Im ersten Halbjahr 1933 betrug Deutschlands Anteil an der Einfuhr 11,5 Mill. Lat (13,9 Mill. Lat), an der Ausfuhr 8,4 Mill. Lat (12,9 Mill.); Englands Anteil an der Einfuhr stellte sich im gleichen Zeitabschnitt auf 7 Mill. Lat (3,3 Mill. Lat), an der Ausfuhr auf 14,1 Mill. Lat (13,4 Mill.).

III

Das interessanteste Ergebnis dieser zahlenmässigen Entwicklung ist die ausgesprochene Verschärfung der englischen Konkurrenz gegenüber dem deutschen Export nach dem Baltikum. Schon im Jahre 1932 konnte ja England, wie die oben wiedergegebenen Zahlen z. T. zeigen, nach Estland und Litauen seine Ausfuhr nicht unerheblich steigern, während Lettlands Einfuhr aus England, wenn auch in nicht sehr erheblichem Umfange, rückläufig war. — 1933 hat die Einschaltung des englischen Exporteurs in das baltische Geschäft weitere Fortschritte gemacht: in Litauen ist der englische Einfuhranteil im Vergleich zum ersten Halbjahr 1932 von 8,1 auf 13,1% gestiegen, in Estland von 10,6 auf 16,7%, in Lettland hat er sich wertmässig fast verdoppelt. Gleichzeitig haben vor allen Litauen und Lettland ihre Ausfuhr nach England erhöhen können, während die estländische Ausfuhr nach Grossbritannien in den ersten sechs Monaten dieses Jahres im Vergleich zu 1932 leicht rückläufig war. — England sucht auch ganz bewusst seinen Handelsverkehr mit den drei baltischen Randstaaten auszubauen. Das ist auch nicht schwierig, denn seine Struktur ist im Vergleich zum Wirtschaftsverkehr des Baltikums mit dem Deutschen Reich eine ganz andere. Die Handelsbilanzen der drei Randstaaten gegenüber England sind stark aktiv, ihr Interesse an der Erhaltung und nach Möglichkeit auch Erweiterung des Absatzes in England höchst vital. So vermag die englische Handelspolitik dem englischen Industrieexport neue Möglichkeiten im Baltikum zu erschliessen.

Daher lässt denn auch die Handelspolitik der drei baltischen Randstaaten in den letzten 8 bis 9 Monaten sehr deutlich das Entgegenkommen gegenüber England erkennen. Es sei nur erwähnt,

dass Litauen wiederholt englische Firmen bei der Vergebung staatlicher und kommunaler Aufträge bevorzugt hat, ebenso wie die Einführung und Handhabung von Lizenzen bei dem Import verschiedener Industrieerzeugnisse den Wünschen englischer Exporteure entsprach, einige Zollerhöhungen nicht zu vergessen. — Lettland liess z. B. das gleiche Bestreben in der Devisenzuteilungspolitik seiner Staatsbank und dem zeitweise sehr auffallenden Rückgang der Zollbefreiungen deutscher Waren auf dem Hauptzollamt in Riga erkennen. Auch in Estland machten sich ähnliche Bestrebungen geltend. Überdies entstand nach der Kronendevalvation in Estland zwischen den drei Randstaaten eine nicht unerhebliche Verschärfung der Konkurrenz um den englischen Markt.

Nun sind aber der Ausweitung des Baltikumexportes nach England durch die englische durch eigene agrarische Interessen bedingte Kontingentpolitik und die Empire-Wirtschaftspolitik sehr wesentliche Grenzen gesetzt, unter Umständen ist sogar auch ein Rückgang des agrarischen Exportes zu befürchten. Damit schrumpfen die Grundlagen des natürlichen wirtschaftlichen Austauschverhältnisses zwischen dem Baltikum und England erheblich zusammen. Dazu kommt noch die Tatsache, dass z. B. Lettland während des kurzen Wirtschaftskrieges mit Deutschland erkennen musste, von welch grossem Wert gerade der Butterexport nach Deutschland für die lettische Landwirtschaft ist, weil sich im Reich — nach den Berechnungen der lettischen Bauernpresse — Butterpreise erzielen lassen, die im Durchschnitt mehr als das Doppelte der auf dem englischen Markte erreichbaren Preise ausmachen, ja sogar 50% über den englischen liegen. Eine Überleitung des Butterexportes nach England hätte daher eine für das Staatsbudget absolut untragbare Erhöhung der Exportprämien zur Folge gehabt.

Die Ausdehnungsmöglichkeiten des englischen Baltikumexports können also — trotz des grossen Vorsprungs, den England dank der Pfundentwertung hat — nicht allzu hoch veranschlagt werden. Deutschland ist zudem zum Baltikum in frachtmässiger Beziehung günstiger gelegen als England.

IV

Deutschlands Politik ist heute etwa an folgende Gesichtspunkte gebunden. Die drei baltischen Randstaaten haben ein einziges Inter-

esse: die Erhaltung bzw. Ausweitung ihres agrarischen Exports. Wieweit dieses Interesse geht, zeigt die vor einiger Zeit durch Litauen erfolgte Kündigung der sog. «Baltischen Klausel», die Estland und Lettland bestimmte Vergünstigungen ausserhalb des Rahmens der allgemeinen Meistbegünstigung einräumte. Diese Kündigung wurde ausgesprochen, weil Litauen in der Ausgestaltung seiner Wirtschaftsbeziehungen zu England und Deutschland grössere Bewegungsfreiheit erlangen wollte. Zwar hat man von offizieller litauischer Seite erklärt, dass man nach wie vor ein Interesse an dem Baltischen Wirtschaftsbund und an einer engen wirtschaftlichen Zusammenarbeit, z. B. in Gestalt der Zollunion, hätte. Die Idee des Baltischen Wirtschaftsbundes ist so alt wie die Randstaaten selbst. Sie ist bisher teils an gewissen Gegensätzen zwischen Esten und Letten, teils an der Befürchtung Estlands und Lettlands, durch eine engere Verbindung mit Litauen in den polnisch-litauischen Streit um Wilna hineingezogen zu werden, teils an der Konkurrenz zwischen den Industrien und Häfen Estlands und Lettlands gescheitert. An sich liegen zwar keine wirtschaftlichen Ergänzungsmöglichkeiten zwischen den drei Staaten untereinander vor, aber ihre Austauschverhältnisse mit dem Ausland sind so gleichförmiger Natur, dass eine Zollunion durchaus denkbar wäre. Deutschland könnte eine derartige Entwicklung mit ihrer Vereinheitlichung der Zoll- und eventuell auch der Verkehrsbedingungen nur begrüssen, da sich dadurch die Absatzverhältnisse vereinfachen würden.

Dem Interesse der Randstaaten an der Ausweitung bzw. Erhaltung ihres agrarischen Exports stehen aber natürlich die von Deutschland auf geringerer mengenmässiger Basis eingeführten landwirtschaftlichen Kontingente entgegen. Ihr Vorhandensein bedingt den Rückgang des gegenseitigen Warenaustausches zwischen Deutschland und dem Baltikum, wie er in diesem Jahr zu beobachten ist, denn die Austauschmöglichkeiten werden für das Baltikum eingeengt. Selbstverständlich ist das nicht die einzige Ursache der Handelsschrumpfung, die mindestens ebenso stark durch die Handelspolitik und devisenmässige Restriktionspolitik der Randstaaten — aus ihrer infolge der Schrumpfung des Weltmarktes allgemein misslichen Wirtschaftslage heraus — hervorgerufen wird. Es lohnte sich aber doch — unter der selbstverständlichen Voraussetzung der grundsätzlichen Beibehaltung der im Lebensinteresse der deutschen Landwirtschaft liegenden Kontingentspolitik — zu überlegen, ob es nicht Mittel und

Wege gibt, die agrarische Einfuhr der Randstaaten nach Deutschland zu erleichtern.

Diese Erleichterung liegt im Interesse des Ausbaus und vor allem auch schon der Wahrung der führenden Position Deutschlands als industriellen Lieferanten im Baltikum. Sie fällt im Verhältnis zu den Absatzmöglichkeiten und der Produktion der deutschen Landwirtschaft und der Einfuhr aus anderen Staaten mengenmässig kaum ins Gewicht, schädigt also die deutsche Landwirtschaft nicht. Sie erhält und erweitert den deutschen industriellen Absatz im nahen Nordosten, der im Rahmen des gesamten deutschen Aussenhandels, in der industriellen Produktionsbilanz und im Hinblick auf den Arbeitsmarkt des Reiches seinen ganz bestimmten und begründeten Platz hat.

Es wäre sogar noch zu überlegen, ob nicht in Ausführung bestimmter, am besten wohl auf dem Wege von Präferenzen und regionalen Abkommen zu verwirklichenden handelspolitischen Abmachungen mit den drei baltischen Randstaaten der ganze Export nach dem Baltikum in dem Rahmen der Arbeitsbeschaffung finanziert werden könnte. Es würde sich dabei nur um verhältnismässig geringe Summen handeln, die für die Finanzierung längerer, von den deutschen Lieferanten bewilligter Kreditfristen notwendig wären. Sie würden im Verhältnis zu den für das Russlandgeschäft erforderlichen Mitteln nur als äusserst bescheiden angesprochen werden können, zumal ja auch die Aktivität der deutschen Handelsbilanz gegenüber dem Baltikum sich für Deutschland viel schneller auswirkt angesichts der kürzeren Kreditfristen und der nicht allzu erheblichen Differenz zwischen Ein- und Ausfuhr, was dem ganzen Geschäft wieder eine risikofreiere Grundlage gibt.

Nationalsozialismus und Auslanddeutschtum

Von Carl Schneider

Es bedarf an dieser Stelle keines Wortes, dass jedes echte deutsche Volkstum in der Welt mit warmem Herzen Anteil nimmt an dem Sein und Werden des neuen Deutschland. Auch wo Volksdeutsche Glieder eines fremden Staates sind, wissen sie, dass das geistige Geschehen im Reich im Grunde auch ihr Geschehen ist. Es ist eine uns längst geläufige Tatsache, dass Adolf Hitler am Ausland-

deutschtum ebenso treue Verehrer hat wie am Reich. Zum Teil sind wir ja viel mehr durch Not und Geschichte auf das Volkserlebnis hin eingestellt gewesen als das Reich. Als das Reich noch in seine Parteien gespalten war, da hat das baltische Deutschtum schon in seinem Landeswehrerlebnis seine völkische Einheit gehabt. Als die deutschen Kirchen noch in eine Unzahl Landeskirchen und sich zum Teil bekämpfende konfessionelle Gruppen zerrissen waren, da haben wir in unserer Verbundenheit mit dem Gustav Adolf-Verein schon unsere über die Konfessionen hinweggehende Deutsche Evangelische Weltkirche gehabt. Ist es da ein Wunder, wenn wir uns freudig zu dem Neuen bekennen? Und jedes fremde Volk, das vor sich selbst Achtung hat, wird dieses Bekenntnis an uns achten.

Die Frage nach dem Verhältnis von Auslanddeutschtum und Nationalsozialismus wird damit zu einer grundsätzlichen, nicht zu einer taktischen. Alle Taktik und alle politische Kasuistik ist situationsgebunden und verändert sich von Tag zu Tag. Wir sind hinaus über den Minderheitendogmatismus und die Systemstrategie, die aufzählt, was zu tun und zu lassen sei. Diese Art hat echtem Auslanddeutschtum nie gelegen. Daher gehen wir auch heute zurück auf die letzten Fragen grundsätzlicher Erwägung, von der aus sich dann die Ausgestaltung im einzelnen ganz von selbst ergibt. Auf dieser Ebene lautet unser Problem ganz schlicht: Auslanddeutschtum und Nationalismus, und Auslanddeutschtum und Sozialismus.

I

Was verstehen wir unter Nationalismus? Die ganzheitliche Erkenntnis, dass unser gesamtes Sein nur in der Form unseres Volkstum möglich ist, dass wir, theologisch gesprochen, nicht nur durch unsere Schöpfungsgegebenheit und unseren Naturzusammenhang, sondern auch in unserer Erlösungsgegebenheit unabtrennbar Glieder unseres Volkstums sind, dass wir nie und nirgends als farbloser Hohlraum oder als abstraktes, ausgegliedertes Individuum oder als undifferenziertes, ungegliedertes Gebilde leben, sondern dass wir in allen unseren Teilganzen eingebettet sind in das Gesamtganze «Deutsches Volk». Wir wissen, dass das in erster Linie kein Grund zu einem billigen Stolz, sondern härteste Verpflichtung ist, diese Ganzheit immer neu zu erhalten und zu gewinnen.

Wenn wir Auslanddeutschen das nicht immer gewusst oder mindestens gefühlt hätten, wären wir nicht mehr. Im Reich hat man das

zeitweise vergessen können, wo man es im Ausland vergessen hat, sind wir verweht und gestorben. Der grosse deutsche Friedhof Amerika ist erschütternder Zeuge dafür. Aber Gott sei Dank, wir haben es gewusst. Niemand, auch seine nun hoffentlich für immer verschwundenen deutschen Krittler nicht, kann dem Baltentum seine 700 Jahre Volkstreue nehmen, jeder wird den Siebenbürger Sachsen dafür dankbar sein, dass sie durch die Jahrhunderte hindurch wussten, was auslanddeutscher Nationalismus im echten Sinne ist, jeder wird sich über die ganzheitliche völkische Tapferkeit und Treue der deutschen Gemeinde in Sydney — eine meiner liebsten Auslanderinnerungen — freuen. Ja, Nationalismus ist uns ganz gewiss nichts Fremdes, sondern eine der Quellen, aus der wir leben, und eine Wirklichkeit, der gar mancher Auslanddeutsche bis zum Tode und bis zum Martyrium treu gewesen ist.

Aber wo lagen die Gefahren für unseren auslanddeutschen Nationalismus? Lassen Sie mich hier ganz schonungslos offen und ehrlich sein! Nicht im fremden Volkstum um uns herum, sondern immer nur in uns selbst. Denken Sie an den furchtbaren Riss zwischen Volksdeutschem und Staatsdeutschem demokratischer Prägung. Wenn noch im letzten Jahre des vergangenen Deutschland ein auslanddeutscher Staatsdeutscher (noch dazu in fremdem Staatsdienst) eine baltenfeindliche Aktion im Reich versuchte mit der Begründung, dass die Balten loyal zum lettischen Staat stehen, oder wenn reichsdeutsche Linksparteiler hier ungehindert bei fremden Volkstümern gegen die Balten hetzten — wir haben das alles erlebt —, dann ist es höchste Zeit, dass ein staatsdeutscher Nationalismus das unmöglich macht. Es gibt einen Typ von Auslanddeutschen — dürfen wir sagen es gab? —, der nichts als Kulturdünger war. Das ist hart gesprochen, aber es ist wahr. Hier kann nur deutscher Nationalismus helfen.

Aber ein gleiches Verhängnis ist der volksdeutsche Partikularismus ausserhalb der Reichsgrenzen. Es gibt heute noch Balten, die sich aufs ängstlichste von jedem anderen Deutschen distanziieren. Einmal hat mir ein Estlanddeutscher gesagt: «Ich bin Balte, nicht Deutscher», und das habe ich nicht vergessen. Ich weiss, dass dieser Fall ganz vereinzelt, vielleicht einzig ist; aber die krittelnde Abwehrstellung und Nörgelei, die es in grossen Kreisen des Baltentums gegen Reichsdeutsches gibt, gehört auch hierher. Daher müssen wir uns jeden Tag, jede Stunde klar machen, dass weder die Sachsen,

noch die Posener, noch die Balten überhaupt etwas sind ohne ihre Einbettung in die gesamtdeutsche Volkheit. Auch das Baltentum lebt einzig vom Gesamtdeuschtum, durch Blut und Sprache, durch Geistesbesitz und Glaubensform.

Für uns die am wenigsten grosse, für andere deutsche Gebiete die grösste Gefahr ist das Aufgesogenwerden vom Umvolk. Am furchtbarsten war es mir, als ein amerikanischer Student einmal zu mir kam und mir Briefe seiner Mutter zum Übersetzen brachte, da seine Mutter kein Englisch, er kein Deutsch verstehe. Es gibt viele deutsche Volkstumsgruppen auch in Europa, die in den Familien sehr gern ungarisch, russisch oder rumänisch sprechen! Wer will leugnen, dass bei uns manches aus der russischen Kultur zurückgeblieben ist, was besser nicht geblieben wäre; ich meine nicht etwa nur gewisse Alkoholformen, sondern auch eine weit bis in deutscheste Kreise hineingehende Nitschewo-Stimmung, die Handeln und mutige Entscheidung gefährlich lähmt. Wer sagt, dass das alles nicht so schlimm sei, vergisst, dass echter Nationalismus in Bezug auf den Menschen immer nur sagen kann: «Alles oder Nichts», dass Volksgebundenheit den ganzen Menschen beschenkt und beansprucht.

Was können wir Auslanddeutsche für diesen Nationalismus positiv tun? Auch hier hat es keinen Sinn, auf technische Einzelheiten einzugehen. Die wird uns die jeweilige Lage eingeben, wenn wir nur das Ganze haben. Aber ein paar Richtungen sind deutlich. Das Reich hat den grossen Vorteil, dass es von oben, vom Staat her anfangen kann. Wir müssen von unten beginnen: die kleine Gruppe, die Familie, die Korporation, der Arbeitsverband, der Verein, das sind unsere Hilfsmittel nationaler Erziehung. Das Baltentum darf dankbar dafür sein, dass es in diesen Bindungen weithin bewusst national ist und war; gerade der von draussen Hereingekommene wird gern gestehen, dass besonders die baltische Familie hierin nicht zu übertreffen ist. Schlimmer sieht es auch da bei nur allzu vielen auslanddeutschen Staatsdeutschen aus. Noch nicht sehr lange ist in Riga der «Club reichsdeutscher Republikaner» aufgeflogen, der sich an Zerklüftungsarbeit und volksfeindlicher Agitation in den letzten Jahren manches geleistet hat. Zu solchen Gruppen wird man kein Vertrauen haben, auch wenn sie heute noch schnell umzuschalten suchen. Sie schalten von vornherein aus. Aber auch die bewusst nationalistischen baltischen und reichsdeutschen Gruppen gilt es oft lebendiger zu machen. Die Wege sind, wie gesagt, verschieden; die Form,

in der es jetzt eine hiesige Korporation in planmässiger Erziehungsarbeit tut, unsere Arbeitsdienstbestrebungen, die Sprechabende der Bewegung, die Vortragsabende des alten reichsdeutschen Vereins sind einzelne wertvolle Beiträge, die noch viel vermehrt werden können.

Wie aber soll unser Nationalismus zu den Umvölkern stehen? In Feindschaft, Hass, Erbitterung und Ressentiment ganz gewiss nicht. Es ist unendlich oft von Adolf Hitler in den letzten Monaten gesagt worden, dass wir jedem Volk aufrichtiger, wahrhaftig ganz aufrichtiger Freund sind und sein können, das uns unser Eigenleben lässt. Vor einigen Tagen erzählte mir ein baltischer Adliger, wie tief es ihn beeindruckt habe, dass bei einer Begräbnisfeier an seinem Familiengrab die ganze lettische Bauerngemeinde in herzlicher Verbundenheit teilgenommen habe. Mit den lettischen Studenten, die ich habe, verbindet mich eine gute, ehrliche Freundschaft, obwohl sie ebenso bewusste Letten sind wie ich Deutscher. Es geht also. Aber sollen wir daher im alten, hoffentlich bald begrabenen Sinne Kulturpropaganda treiben? Auch das gewiss nicht. Denn es ist für das fremde Volk eine Beleidigung, ihm meine Kultur zu verhandeln. Wir haben uns immer dagegen gewehrt, wenn aus einer Kulturideologie heraus immer Geld für eine oft gänzlich sinnlose Kulturpropaganda vorhanden war, während wichtigste auslanddeutsche Institutionen verkümmerten. Es gibt nur einen Weg echter, nicht beleidigender und nicht nutzloser «Kulturpropaganda», das ist der des Αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων (Immer der erste zu sein und vorzustreben den andern). Es gilt danach zu streben, überlegen zu sein, nur dadurch erwerbe ich auch im Kampf die Achtung des anderen Volkes. Auch überspannte Russlandpläne sind heute Ideologie; es ist viel, viel wichtiger, vorbildliche auslanddeutsche Schulen und Hochschulen, Mustergüter und Industrieanlagen, Zeitungen und Theater zu schaffen. Nur damit dienen wir echtem Nationalismus echt. Auf meiner ersten Fahrt auf dem Amerikadampfer Hamburg der Hapag sassen an meinem Tisch zwei englische Ingenieure, die wohl in der Annahme, ich verstehe sie nicht, ungeniert sprachen: «Es ist unglaublich — die Deutschen haben Revolution und Inflation gehabt — und können solche Schiffe bauen. So können wir es nicht». Das ist Kulturpropaganda. In Australien kenne ich einen deutschen Arzt, der im Krieg seinen deutschen Volksgenossen unendlich viel geholfen hat, weil die Australier

gezwungen waren, sich von ihm behandeln zu lassen. Tun wir in dieser Richtung alles, was wir können? Das lettische Volk müht sich ernstlich und mit grossem Erfolg um Kulturaufstieg auf den verschiedensten Gebieten. Wir dürfen und werden in diesem friedlichen Wettbewerb nicht blosse Zuschauer sein.

II

Was verstehen wir unter Sozialismus? Natürlich nicht die summenhafte Addition von Menschen wie im amerikanischen mechanistischen Bandsystem. Nicht die öde Gleichmacherei von Ungleichem. Nicht einen wirtschaftlichen Illusionismus, der meint, alles liesse sich auf dem höchst ausgegliederten Teilgebiet der Wirtschaft lösen. Sozialismus ist ebenso ganzheitlich wie Nationalismus, Sozialismus im echten Sinne ist die ständisch gegliederte Synthese eines organischen Volks- (nicht etwa nur Staats-) gebildes, in dem einer des anderen Glied ist, sich der Freude des anderen mitfreut und seine Last mitträgt. Sozialismus ist die Übertragung der urchristlichen Liebesidee auf das Volkstum. Er ist keine Theorie und kein Kongressthema, sondern er ist Volksgemeinschaft und Tat.

Haben wir Auslanddeutsche Ansätze zu solchem Sozialismus, auf denen wir weiter bauen können? Der Druck von aussen hat uns oft von selbst schon einen solchen Sozialismus aufgezwungen. Wer will leugnen, dass unsere Wahlen mit ihren opferreichen Massenverschiebungen wirkliche sozialistische Volksgemeinchaft dargestellt haben. Das hat man uns selten nachgemacht! Aber war diese Überwindung des Gegeneinander eine Dauergeformtheit? Ich fürchte, nein. Wie bald nach den gemeinsamen Notzeiten war das vergessen! Nicht von allen — ich wage zu behaupten, dass es nirgends in der Welt so viel echten Sozialismus gegeben hat, als gerade im Auslanddeutschtum. Aber es gibt doch auch Hemmungen dieses Sozialismus, die jetzt zu überwinden sind.

Am augenfälligsten sind sie immer auf der wirtschaftlichen Seite. Der Unterschied von Not und Luxus ist bei uns durch die allgemeine Verarmung kleiner als in anderen Auslandsgebieten, aber er ist doch da. Das Reich macht heute den ernsten Versuch, hier einzugreifen; wir können kein Eintopfgericht verordnen, aber wir sollten freiwillig die uns möglichen Wege gehen. Wie gesagt — ich verkenne nicht, dass hier unendlich viel getan wird; ich weiss vielleicht wie wenig andere, dass die Gemeinschaft des Baltentums in dieser Beziehung

allen anderen Formen des Deutschtums mindestens gleichwertig, wenn nicht überlegen ist, aber das letzte haben wir schliesslich hier auch noch nicht verwirklicht.

Schlimmer ist es noch, wenn die wirtschaftlichen Zustände die politische Einheit zerstören. In der Slowakei kommt es nicht zu einer einzigen deutschen Partei, weil die Deutschen der Tatrabäder aus wirtschaftlichen Gründen oppositionell, die der Weingegenden um die Donau herum aus ebenso rein wirtschaftlichen Erwägungen regierungsfreundlich sind. Das ist das Gegenteil von echtem Volkstumssozialismus.

Am zerstörendsten aber ist Klassenkampf und Überhebung im Auslanddeutschtum, und es scheint, als ob auch wir gerade hier noch recht viel zu lernen hätten. Lassen Sie uns wieder offen reden. Ich meine n i c h t den baltischen Adel. Wenn einer oder der andere sich nicht zu einer wahren Volksgemeinschaft gefunden hat und hochmütig oder verbittert abseits steht, so sind das doch Ausnahmen. Wenn ich mir ein schönes Beispiel echtesten, edelsten, innerlichst erlebten und in die Tat umgesetzten Sozialismus im obigen Sinne vorstellen will, so steht mir sofort eine hiesige Adelsfamilie vor Augen. Aber haben wir nicht einen noch recht schlimmen Literatendünkel, eine Bildungshybris, die nur trennt und nicht wie echte, volksgebundene Bildung vereint? Jedes auslanddeutsche Gebiet hat seine besondere Schwäche; ich glaube, dass die schlimmste baltische Schwäche das ständige Respektiert-werden-wollen ist. So bitter das klingen mag: aber keine noch so alte baltische Familientradition, keine Korporationszugehörigkeit, kein Pochen auf Dorpater oder Rigaer Vergangenheit ist a n s i c h schon etwas, sondern kann erst dann etwas werden, wenn es sich in den Dienst lebendigen Volkstums stellt und sich dabei unter Umständen freiwillig selbst aufgibt. Das ist die eine Seite. Ebenso schlimm ist die andere, die Seite der Ressentiments, der Minderwertigkeitsgefühle, des Neides, der gehässigen, vergiftenden «Proletarierstimmung». Wer am Volkstum mitarbeitet, um etwas für sich dabei herauszuschlagen, wer seine Tradition und seinen Besitz oder wer seinen Aufstieg nur um seiner selbst willen verfolgt, für den hat das Auslanddeutschtum keinen Platz mehr.

Wie können wir gegen diese dunklen Seiten ankämpfen? Zuerst dadurch, dass wir aufhören, uns im Organisatorischen zu erschöpfen, was heute faktisch der Fall ist. Was haben wir denn wirklich alle

gemeinsam? Vielleicht eins: die Kirche, da, wo sie ein liberalistisches Vielwissertum und eine popularphilosophische Flachheit nicht entleert hat. Aber sonst? Haben wir in all den Jahren ein einziges Fest zustande gebracht, das die Gemeinschaft erleben und die Gefühlstiefen der Herzen aufquellen lässt — so, wie es der Nationalsozialismus im Reich getan hat? Ein Volk, das nicht mehr feiern kann — als ganzes, als Gemeinschaft, hat sein Bestes verloren. Hat nicht ein hoffnungsloser Intellektualismus zusammen mit dieser Absonderung der Klassen das immer verhindert? Wirkliche feiernde Volksgemeinschaft habe ich hier nur auf einem Gemeindeabend einer Rigaer Gemeinde und dann öfter draussen auf dem Land oder in den kleinen Städten erlebt. Aber es gibt auch manche Veranstaltung, wo dicht vor dem Rednerpult der Tisch der Prominenten steht und dann in immer weiteren konzentrischen Kreisen unberührt von einander, streng geschieden die anderen. Abgesehen von der völkischen und ethischen Unmöglichkeit dieser Situation fürchte ich, dass wir das überhaupt nicht lange ertragen werden, wenn unsere Volksgemeinschaft nicht zur völlig leeren Phrase werde soll. Hier tut ein tüchtiges Stück deutscher Sozialismus not.

Freilich gilt es für diese Volksgemeinschaft unerhörte Opfer zu bringen. Aber das Baltentum kann Opfer bringen und hat mehr Opfer gebracht, als die meisten anderen deutschen Stämme. Warum soll es gerade hier nicht gehen? Opfer von Zeit und Geld, Opfer von Gesundheit und Leben, viel Opfer von lieb Gewordenem. Aber nur erlittenes Volkstum ist echtes Volkstum. Was stösst uns heute an so manchem Mann in der baltischen Politik so sehr ab? Weil er s e i n Leben erhalten will, anstatt es für sein Volkstum zu verlieren.

III

Aufs Ganze gesehen stellt der Nationalsozialismus drei neue Aufgaben an uns, die wir zu lösen haben. Das ist an erster Stelle ein neues Verhältnis zum Gesamtvolk. Es hat auslanddeutsche Gebiete gegeben, die sich zwar sehr bereitwillig unterstützen liessen, aber sonst sich um das Reich sehr wenig kümmerten. Das hat aufzuhören. Wer empfängt, muss auch geben. Was wir aber dem Reich geben können, ist nicht etwa unsere Kritik oder unsere Einmischung in Reichsverhältnisse — es ist anmassend, wenn das Auslanddeutschtum, das die Dinge oft nicht kennt, heute denkt, es habe «eine Sen-

dung an das Reich», — sondern ist ausschliesslich: unseren Posten in Treue zu halten. Freilich darf das Auslanddeutschtum auch vom Reich fordern, dass es dort als Bruder angesehen wird, dass, was jedem Franzosen und Engländer selbstverständlich ist, der Auslanddeutsche bei all seiner Loyalität zu einem fremden Staat dem Inlanddeutschen gleich geachtet wird. Aber ich habe deutsche Auslandvertretungen gekannt, die das immer gesehen und gehalten haben — auch in den Tagen unserer tiefsten völkischen Schmach. Manche Gesandtschaft und manches Konsulat hat immer ein warmes Herz für das Auslanddeutschtum gehabt, und manche deutsche Organisation — voran der Gustav Adolf-Verein — hat nicht nur Geld geschickt, sondern in herzlicher Brüderlichkeit erkannt, dass Staatsgrenzen keine Volksgrenzen sind, und danach gehandelt.

Das zweite ist, dass wir endlich den Weg finden zu den anderen auslanddeutschen Fragen und Nöten. Nicht im Stil der Minderheitenkongresse, sondern durch eine lebendige, persönliche Verbindung. Warum besteht nicht ein viel lebendigerer Austausch zwischen uns? Schwer wäre er nicht! Aber was wissen wir denn im allgemeinen vom posenschen, vom Zipser, vom südslavischen Deutschtum? Doch so gut wie nichts!

Nur bleibt alles bisher Gesagte im Rahmen der Geschichte. Aber grosse neue Geschichtsepochen werden erst dann fest verankert in dem Auf und Ab des Werdens und Vergehens, wenn sie sich ihres letzten Zieles bewusst werden. Dass wir einen Neuanfang unseres politischen Lebens gemacht haben, bleibt noch immer in der Spanne innerweltlicher Kausalität. Dass wir wieder die festen Bindungen zu Blut und Seele, zu Heimat und Volk finden, ist mehr, denn es verbindet uns mit den Urgegebenheiten unseres Seins — über den Kairos und über Leben und Sterben hinaus —, aber auch das bleibt noch Aion. Aber das neue Deutschland hat seine grosse Verheissung darin, dass es wieder religiös Ernst macht, dass es in der Umwandlung der Politik und des Menschen wieder auf Gott und Kirche gestossen ist und darum ringt. Auch dem Auslanddeutschtum ist keine andere Möglichkeit, wenn es mehr sein will als ein flüchtiges Gestern und Heute, als eine neue religiöse Lebendigkeit, die allein den Sinn des Geschehens deutet, die allein unser Volkstum mit einer Kraft erfüllen kann, die unüberwindlich ist. Denn zuletzt hat auch das Auslanddeutschum nur dadurch ewigen Wert, dass es von Gott her kommt und dass es auf Gott zu geht.

Die landische deutsche Kirchengemeinde in Lettland

Von Konrad Schulz

1.

Ziemlich gleichzeitig mit dem lettländischen Agrargesetz wurde die Anpassung der Kirche an die veränderten Verhältnisse vorgenommen, d. h. das Patronat wurde aufgehoben und den Gemeinden an den einzelnen Kirchen vorgeschrieben, sich eine eigene Verwaltung zu wählen. Als Anmerkung war gesagt, dass den deutschen Gemeinden in den Städten dasselbe Recht zustehe. Mit anderen Worten: auf dem Lande gab es offiziell keine deutschen Gemeinden.

Sehr bald wurde zu dieser Verordnung des Innenministers ergänzend bestimmt, dass den deutschen Gemeinden in Hirschenhof und Neuhausen auch das Recht zustehe, einen eigenen Kirchenrat zu wählen, wodurch für diese beiden Landgemeinden die Grundlage gegeben war, auf der sich ihr kirchliches Leben aufbauen konnte.

Anders lag es mit den anderen deutschen Landgemeinden. Offiziell existierten sie nicht und hatten daher keine Vertretung, kein Anrecht auf deutschen Gottesdienst und vor allem auf die Nutzung des Kircheneigentums. Die Deutschen auf dem Lande waren somit auf kirchlichem Gebiet entrechtet worden. Die Folge — das Verstummen der deutschen Gottesdienste in den Landkirchen. Die Entrechteten kamen nicht mehr zur Kirche, auch wenn die Ortspastoren noch Gottesdienst zu halten versuchten. Und die Pastoren selbst gaben von sich aus die Gottesdienste auf. Es verstummten damit das deutsche Lied und die deutsche Auslegung des Evangeliums in den Kirchen des flachen Landes, und ca. 10.000 Seelen, die ausserhalb Hirschenhofs und Neuhausens und nicht in der Nähe eines Landstädtchens lebten, waren von der Gemeinschaft am Worte Gottes in der Muttersprache ausgeschlossen.

Das musste aber auch den allmählichen Verlust des Volkstums bedeuten. Hört die Gemeinschaft auf, so tritt die Zersplitterung ein. Der Gutsbesitzer, der Arzt, der Handwerker, der Kolonist, Bauer oder Landarbeiter verloren das Interesse aneinander. Man vermied es (aus Furcht), miteinander zu verkehren, und besonders in den Kreisen des Handwerkers, des Bauern und des Arbeiters trat an die Stelle der deutschen Umgangssprache ausserhalb des Hauses die lettische oder auch die russische.

Ausserdem lag hier noch der Verlust des Heimatbodens, der Stätte der Arbeit inmitten deutscher Umgebung vor. Die meisten Gutsknechte, Pächter, Gutsbeamten und Handwerker waren durch das Agrargesetz brotlos geworden, und, dem sich bietenden Verdienst nachgehend, hatten sie sich über das ganze weite Land verstreut. So hatten sich z. B. die 3000 Seelen der Neuhausenschen Gemeinde, die bei Hasenpoth liegt, so verstreut, dass ausser den etwa 1000 nach Amerika Ausgewanderten etwa 1000 im Kirchspiel Neuhausen verblieben, während der Rest in Schlock, Autz, Grünhof bei Mitau, in Tuckum, im Talsenschen und Goldingenschen Kreise, in Riga und in Livland anzutreffen ist. Es tauchen Deutsche in Gegenden auf, in denen bis dahin keine in nennenswerter Anzahl gewohnt hatten. Und umgekehrt, es verschwinden aus einer Gegend alle Deutschen, die bis dahin dort gesiedelt hatten. Man kann sich dieses auch so erklären, dass es der entrechteten deutschen Landbevölkerung leichter ist, in einer neuen fremden Umgebung zu leben und hier ganz neue Beziehungen anzuknüpfen, als in einer, wo man als Deutscher schon bekannt ist.

Nun waren aber diese Deutschen in rein lettische Umgebung gekommen und lebten in lettischen Höfen. Da kam es denn von selbst, dass das Lettische die Umgangssprache wurde, — dass man sein Volkstum verbarg. Ein Beispiel: die Gemeinde in Autz, benannt nach dem Städtchen, in welchem die Kirche liegt, zählte nach der Umordnung des Kirchenwesens offiziell 60 deutsche Gemeindeglieder; bedient wurde sie vom Pastor der lettischen Gemeinde. Als sie jedoch einen eigenen Pastor erhalten hatte, der die einzelnen Gemeindeglieder aufsuchte, wuchs ihre Zahl auf über 300, d. h. in der Gemeinde waren die 240 Seelen vorhanden, sie scheuten sich jedoch ans Tageslicht zu kommen. Ebenso lag es in Hasenpoth, Bahten und anderen Orten.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so lässt sich feststellen, dass unser Volkstum auf dem Lande — 10.000 deutsche Seelen — in längerer oder kürzerer Zeit dem Lettentum erlegen wäre.

2.

Das Gros der landischen Bevölkerung sind ehem. Kolonisten, d. h. eine Bevölkerungsschicht, die 1½ Jahrhunderte ihr Volkstum in fremdstämmiger Umgebung erhalten hat. Sie hat es aber deshalb erhalten können, weil sie geschlossen in Kolonien gesiedelt hatte. Es

war die Gemeinschaft, die sie deutsch erhalten hatte. Allein die Gemeinschaft ist es, die Sitten und Bräuche schafft und über die Jahrhunderte hinaus erhält, die mit dem Denken und Fühlen dieser Menschen auf das tiefste vereint ist. Und für alle diese Sitten und Gebräuche, die zum Leben des deutschen Kolonisten gehörten, war die Kirche und Schule die zentrale Stelle. An die Schulen, aber besonders an die Kirche, knüpften Sitte und Gebrauch an, und es entstand so etwas ganz Festes, Geburt, Ehe und Begräbnis des Kolonisten Umschlingendes, das ihn deutsch erhielt. Nun war ihm das geraubt worden, und damit auch der Rahmen, in dem sich sein Leben abspielte.

Daher war es auch ganz gegeben, dass die Versuche des Deutschen Elternverbandes, die Sammlung des verstreuten Deutschtums auf dem Lande vorzunehmen, nur zum Teil gelingen konnten. Man kann sich als Bauer auch ohne Schule behelfen, aber man kann sich als Bauer nicht ohne kirchliche Gemeinschaft behelfen. Ohne kirchliche Gemeinschaft sein, heisst in babylonischer Gefangenschaft sein, wo man die Harfen in die Weiden hängt, weil man das Lied von Zion nicht singen kann. Die Jugend verwahrlost, die Familie verwahrlost — das waren die Klagen allenthalben, wohin man auch kam. Wollten wir nicht unsere Bodenständigkeit verlieren, ohne Deutschtum auf dem Lande bleiben, wollten wir nicht gänzlich verstädtern und dadurch dem Aussterben verfallen, so mussten Mittel und Wege gefunden werden, die Kirche auf dem Lande wieder ins Leben zurückzurufen, sie mit neuem Leben zu erfüllen.

Aber nicht nur kühle Erwägungen am grünen Tisch haben uns zum Neubau der deutschen Kirche auf dem Lande veranlasst. Viel mehr war es der Notschrei der verlassenen und verzweifelnden Glaubens- und Volksgenossen. Wir mussten um unseres Gewissens und um unseres Volkstums willen Gemeinden sammeln und sie mit Predigern versehen.

3.

Prinzipiell wurde so verfahren, dass an der am dichtesten mit Deutschen bevölkerten Stelle eines Gebietes womöglich beides — die Kirche und die deutsche Schule mit Internat, mit dem Pastor als Lehrer oder Leiter hinkam. Gab es da keine Kirche, so wurden die Gottesdienste in der Schule abgehalten. Wo es möglich war, wurde an eine kleine, schon bestehende Gemeinde eine Kolonie oder Gruppe angeschlossen. Ausser dieser Zentralstelle für kirchliche Bedienung

schuf der Pastor Predigtstellen in Privathäusern, die oft 20—40 km. von seinem Wohnort entfernt waren und von ihm auf dem Rade, zu Fuss oder per Achse zurückgelegt wurden. Unsere Pastoren haben Gemeinden, die sich über mehrere ehem. Kirchspiele der Vorkriegszeit erstrecken, also dementsprechend grössere Flächen umspannen.

Kirche und Schule arbeiten Hand in Hand, und dadurch, dass die Lasten des Unterhalts auf 2 Schultern verteilt werden, drücken sie die Allgemeinheit weniger. Allerdings — manche selbständige Gemeinde ist sehr klein. Zwei Beispiele sind Grobin-Bahten und Winterfeld-Friedrichstadt. Die erstgenannte Gruppe umfasst ca. 160 Gemeindeglieder und ist geschaffen worden im Hinblick auf die dort noch zu erfassenden Deutschen der Gemeinden Preekuln, Gramsden und Wirgen. Dann wird die Gemeinde aus 250 Seelen bestehen. Die zweite Gruppe ist auch etwa 250 Seelen gross und hat alle im Umkreis von Römershof und Friedrichstadt lebenden Deutschen erfasst. Gemessen an den Tausenden Rigas sind diese Gebilde gar klein und gering, — aber haben wir ein Recht, diese deutschen Volksgenossen verkommen zu lassen, nur weil sie den Mut haben, auf ihrer Scholle auszuharren? Oder sollten solche deutsche Volks- und Glaubensbrüder, wie etwa die Autzer oder Hasenpother, die am schwersten vom Schicksal betroffen, von Haus und Hof vertrieben, nun in fremdstämmiger Umgebung ums tägliche Brot ringen, kein Recht haben, für sich das zu fordern, was einem jeden Städter in reichem Masse sonntäglich geboten wird?

Wir haben die Pflicht vor Gott und Volkstum, die Opfer, die diese Gemeinden von uns beanspruchen, zu bringen. Wir sind zu diesen Opfern verpflichtet schon um der Männer willen, die dort draussen auf vorgeschobenem Posten für Glaube und Volkstum kämpfen. Die materielle Lage der Pastoren wird durch folgende Zahlen beleuchtet. Von 16 Pastorenfamilien erhalten 9 Pastoren von der Kirche ein Gehalt, das nicht einmal an das niedrigste offiziell errechnete Existenzminimum heranreicht, nur bei 7 geht es darüber hinaus. Vergleicht man die Einnahmen der 16 Pastoren mit dem Existenzminimum, wie es für Personen mit Hochschulbildung offiziell berechnet ist, so beziehen nur 5 ein Gehalt, das über dieses Minimum hinausgeht. Das Gehalt eines Pastors bleibt mit Ls 364.50 hinter diesem Minimum zurück, mit mehr als Ls 200.— bleiben die Gehälter zweier Pastoren zurück, und 9 Pastoren haben monatlich um Ls 100.— weniger als das Minimum. Diese Opfer werden gebracht.

Nicolaus Busch zum Gedächtnis

† 13. Oktober 1933

Rede, gehalten am 25. Oktober in der Sitzung der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga

Von Arnold Feuereisen

Hochansehnliche Versammlung. Meine Damen und Herren. Im Namen der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga habe ich die Ehre, Sie zu begrüssen und Ihnen zu danken, dass Sie unserem Ruf gefolgt sind, um im Verein mit uns das Andenken eines unserer Besten zu ehren, der als ein Vollendeter von uns gegangen ist.

Ein jeder mag wohl das wert sein, was er aus seinen Leben zu machen weiss. Als Nicolaus Buschs hervorstechendste Eigenschaft ist mit Recht die Treue seines innersten Wesens gerühmt worden, die Treue gegen sich selbst, mit der er seine Gaben genützt hat, die Treue gegen die übernommene Pflicht, die Treue gegen jede Aufgabe und gegen jeden einzelnen, die mit ihren Anforderungen an ihn herantraten. So konnte er in allen Lebenslagen Vollkommenes leisten, uns als ein Fertiger stets entgegentreten. Schon in der Schülerzeit und in den Jahren seiner Hauslehrerschaft hat er sich das Rüstzeug zu einer aussergewöhnlich umfassenden allgemeinen Bildung erworben. So war er in Dorpat den staunenden Studiengenossen gegenüber bereits der mit Spezialkenntnissen wohlausgerüstete angehende Fachgelehrte, er neben dem Estländer Axel von Gernet der Lieblings- und Meisterschüler seines Lehrers Richard Hausmann.

Als Hilfsarbeiter in der Bibliothek unserer Gesellschaft und als ihr Bibliothekar hat er dann den Grund gelegt zu der allseitigen Kenntnis unserer einheimischen Bücherschätze und zu dem profunden Wissen weit über sein Spezialfach hinaus. Das hat ihn befähigt, als Stadtbibliothekar die glänzenden Zeiten eines Georg Berkholz wieder aufleben zu lassen, die Stadtbibliothek zu einem wissenschaftlichen Institut ersten Ranges zu erheben und ihren Ruf weit über die Grenzen unseres Landes in die europäische Gelehrtenwelt hinauszutragen. Hier war er wie kein anderer der rechte Mann an seinem Platz, ein unbeschränkter Herr und Meister. Denn in unserer Zeit des engsten Fachwissens hat er noch einmal den einst so viel gerühmten Typus des Polyhistors in gewissem Sinne in sich zu verkörpern vermocht.

Die Stellung, die Nicolaus Busch im wissenschaftlichen Leben unserer Stadt einnahm, kennzeichnet treffend das Zeugnis Hermann von Bruiningks, dass in Riga kaum eine historische Arbeit zustande käme ohne den vielfachen Rat und die Beihilfe des Rigaschen Stadtbibliothekars.

Die baltischen Geschichts- und Altertumsvereine sind gross geworden durch die Mühen und den edlen Wetteifer von Laien und Dilettanten im besten Sinne des Wortes, die Heimatliebe zur Heimatforschung trieb. Doch ihre Höchstleistungen und ihre wissenschaftliche Stellung verdanken sie und vor allem auch unsere Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde dem glücklichen Umstande, dass jenen die Jünger der epochemachenden Göttinger Historikerschule des Altmeisters Georg Waitz zur Seite traten, Urkundenforscher wie ein Hermann Hildebrand, Philipp Schwartz, Leonid Arbusow der Ältere. Neben ihnen und im Verein mit der älteren Reihe der Dorpater Historiker: Constantin Mettig, Bernhard Hollander, Alexander Bergengrün, Friedrich Bienemann ist es von den Jüngeren vor allem Nicolaus Busch gewesen, der die ihnen durch ihren Lehrer Richard Hausmann, auch einen Waitzschüler, vermittelte quellenkritische Göttinger Methode in ihrer ganzen strengen Wissenschaftlichkeit auch in die Tages- und Kleinarbeit unserer Gesellschaft in allen ihren Zweigen einführte und dadurch nicht wenig zu ihrer allgemeinen Geltung in der baltischen Geschichtsforschung beigetragen hat.

Es war das goldene Zeitalter der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde, die ruhmreiche Aera Bruiningk, als der fertige junge Gelehrte sich ihr und ihren Zielen mit seiner ganzen geschlossenen Persönlichkeit und gesammelten Kraft weihte. Dass ihn der Freundeskreis der Besten jener glücklichen Tage, ihres geistigen Führers und seiner Helfer: eines Hermann von Bruiningk, Anton Buchholtz, Leonid Arbusow sen., Bernhard Hollander, bald in seine Mitte aufnahm, wurde ihm Ansporn und schönster Lohn der Mühen zugleich.

Aufopfernd wie seine Tätigkeit in der Gesellschaft in ihren Anfängen war, ist ebenso auch seine Forschungsarbeit für ihn sein Lebenlang entsagungsvoll und selbstverzehrend geblieben. Soviel Verehrung, Dankbarkeit und öffentliche Anerkennung ihm, dem Ehrenmitgliede der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga, der Estländischen Literärischen Gesellschaft in Reval, dem Dr. phil. h. c. der Universität Tübingen, zu Teil geworden sind, die Krönung seines Lebenswerks durch den Abschluss von seiner Hand ist

ihm versagt geblieben. Bezeichnend für seine Wesensart ist die Episode seiner Kandidatenprüfung an der Universität. Während wir Jüngeren mehr oder weniger leicht beschwingt durchs Schlussexamen sprangen, bedurfte es eines frommen Betruges, um den Meisterschüler und Laureatus vor das Forum des Exminators zu ziehen. Die mit der goldenen Medaille gekrönte Preisschrift ist bis heute als «unfertig» ungedruckt liegen geblieben.

Zu der eigenen Veranlagung kam das Erbteil des ihm Zeitlebens in Freundschaft verbundenen Lehrers hinzu. Das gleiche Sich-niegenügen-lassen in der Forschung, die unerbittlichste Selbstkritik, der nur nach schwerster Selbstüberwindung der Abschluss einer wissenschaftlichen Frage als spruchreif und druckfertig abgerungen werden konnte. Umso reifer und vollkommener aber war, was endlich, sei es in Wort oder Schrift, ans Tageslicht trat, vollendet nach Inhalt und Form, wie ein in unendlichen Mühen geschliffener Edelstein.

Nur erst die Veröffentlichung und ein eingehendes Studium seines handschriftlichen Nachlasses werden uns ein allseitiges Bild seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit gewinnen und die Summe seiner Lebensarbeit ziehen lassen.

Kein Mensch ist unersetzlich, singt der Zeitenstrom, rastlos junge Kräfte emportragend. Doch Hermann von Bruiningks Platz in der Gesellschaft konnte bis heute nicht voll besetzt werden, auch nicht durch einen Busch. Dass diese Jugendkräfte an dem edlen Beispiel der beiden grossen Arbeiter wachsend und reifend und emporgerissen durch den wunderbaren Aufschwung unseres deutschen Volks uns die klaffenden Lücken werden füllen helfen, ist unser aller Hoffen.

Meine Damen und Herren, altem guten Brauch nach ehren wir das Andenken des bedeutenden Gelehrten, seltenen Menschen und Freundes durch Erheben von den Sitzen.

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Beginn der Herbstsession

In der zweiten Hälfte Oktober trat die Saeima zur Herbstsession zusammen. Als erstes lagen einige von der Regierung kurz vor Parlamentseröffnung erlassene Notverordnungen zur Begutachtung vor. Vor allem handelte es sich um einschneidende Verfügungen, die Freiheit der Presse betreffend: Vorzensur für nichtperiodische Veröffentlichungen und Verhängung von Gefängnisstrafen für Verächtlichmachung hoher Beamter des Staates. Die Verfügungen waren durchaus unpopulär, soweit, dass es offenbar aufgegeben wurde, sie im Parlament ernstlich zu verteidigen: die Ablehnung fand eine grosse Mehrheit. Es zeigte sich hier, dass die stimmungsmässig fraglos vorhandene Neigung zu einer starken Regierungsgewalt in praxi doch nicht so ohne weiteres mit dem guten Willen des Parlaments rechnen kann.

Abgelehnt wurde von der Saeima auch die von der Regierung verfügte Angleichung der Gehälter der Lehrer an kommunalen Schulen an diejenigen der staatlichen. Es kann nicht verhehlt werden, dass die Regierung, besonders wenn man an die kleineren Städte denkt, Anlass zu einer solchen Massnahme hatte, denn die Kommunen, die beim Staat stark verschuldet sind, wenden in den meisten Fällen zu wenig Mühe daran, ihr Budget aus eigenen Mitteln auszubalancieren. Sie wenden sich stattdessen immer wieder an den Fiskus um Hilfe, der so gezwungen wird, sich eingehender mit dem Budget der Kommunen zu befassen.

Die Notverordnung der Regierung über Uniformverbot und den «Ordnungsdienst» der Parteien, — Verordnungen, die sich gegen die Sozialdemokratie richten, wurden mit grosser Mehrheit der Kommission überwiesen, mithin vorläufig in Kraft belassen, obwohl die sozialdemokratische Fraktion naturgemäss aufs schärfste gegen die Regierungsverordnungen und hauptsächlich auch gegen die Person des Innenministers Mihlberg ankämpfte.

Um eine Verfassungsreform

Die seit langer Zeit schon propagierten auf eine Verfassungsänderung hinzielenden Pläne des Bauernbundes haben inzwischen in einem Gesetzprojekt ihren Niederschlag gefunden. Die Rechte des

Staatspräsidenten, der in direkter Wahl auf 5 Jahre gewählt werden soll, werden stark erweitert. Die Zahl der Abgeordneten wird von 100 auf 50 herabgesetzt, und es soll auf 4 Jahre statt wie bisher auf 3 Jahre gewählt werden. Der Staatspräsident hat das Recht, die Saeima aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben. Das Wahlalter wird auf 25 Jahre heraufgesetzt.

Das Projekt ist als durchaus gemässigt in der Form anzusehen: eine Volksvertretung in Gestalt eines Parlaments soll auch weiter bestehen bleiben. Wesentlicher scheint uns die Frage zu sein, was im Grunde beabsichtigt wird. Dem Vernehmen nach handelt es sich darum, dass die «Väter» eingesehen haben, dass eine Parteienwirtschaft im bisherigen Stile nicht weitergeführt werden kann. Es soll versucht werden, eine Regierungsform, wie sie mit Erfolg seit einer Reihe von Jahren in Litauen geübt wird, in Lettland durchzuführen. Die «Söhne» allerdings, die jüngere Generation der sich für den Staat verantwortlich fühlenden lettischen Kreise, sind weit radikaler, und es ist anzunehmen, dass der Gang der Entwicklung eine schärfere Abkehr vom Parlamentarismus und der im Volke so weitgehend kompromittierten Parteiwirtschaft mit sich bringen wird.

Stimmungsmässig ist das Volk sehr weitgehend gegen den Parlamentarismus und die Parteiwirtschaft, gegen die Korruption eingestellt. Dagegen lässt sich nicht ohne weiteres sagen, dass viel Meinung für eine Diktatur besteht, besonders, da das Volk für Disziplin als solche nicht viel übrig hat, wie ja überhaupt hier Disziplin nur auf ein festes Ziel hin zu erreichen ist. Ob nun ein positives Ziel sich mit genügend werbender Kraft wird herausstellen lassen, scheint uns zum grossen Teil eine Führerfrage zu sein. Wenn die Zeit nach dem Weltkriege eine Volksbewegung und -erhebung war, so hebt für die lettische Oberschicht, die sich inzwischen herausgebildet hat, die erste Prüfung auf ihre tatsächliche Tragfähigkeit hin an. Ist es nicht eine der Wurzeln der Demokratie bei uns, dass der Lette wenig Neigung zeigt, Stammesgenossen als Herren anzuerkennen?

Wirtschaft

Die lettländisch-litauischen Handelsvertragsverhandlungen, die in Riga begonnen wurden, scheinen etwas festgefahren zu sein. Die litauische Delegation ist nach Kowno zurückgekehrt, und es ist ungewiss, wann die Verhandlungen wiederaufgenommen werden. Da der litauisch-lettländische Handelsvertrag Mitte November abläuft

und bis dahin eine Einigung nicht vorausgesehen wird, ist eine provisorische Verlängerung des bestehenden Vertrages auf einige Monate in Aussicht genommen.

Bei der in allen Staaten so oder anders reglementierten Einfuhrpolitik und Devisenbewirtschaftung begegnet der Abschluss von Handelsverträgen Schwierigkeiten, die bislang völlig unbekannt waren.

Die von der Regierung vor Zusammentritt der Saeima erlassenen Gesetze über die Kaufleute und über die Firmen sind, obwohl ihre Bestimmungen erst in Kraft treten, nachdem das von der Regierung bereits ausgearbeitete Handelsregistergesetz von der Saeima angenommen sein wird, von grosser Bedeutung. Es ist hier mit begrüssenswerter Energie die Grundlage zur Einführung eines modernen Handelsrechts geschaffen worden, und es kommen hiermit Pläne zur Reife, die jahrelang nicht recht über das Stadium der Kommissionsberatungen hinaus wollten.

Rücktritt von Dr. Schiemann und Baron Fircks

Die Abgeordneten Dr. Paul Schiemann und Baron Wilhelm Fircks haben im vergangenen Monat beide krankheitshalber ihre Mandate niedergelegt. Damit hat auch äusserlich eine Epoche ihren Abschluss gefunden, deren Ideologie in letzter Zeit immer weniger der mächtig wachsenden Kritik standhalten konnte.

Rückschauend erkennen wir, dass es das grosse und unbestreitbare Verdienst dieser Männer war, nach dem allgemeinen Zusammenbruch die Flinte nicht ins Korn geworfen zu haben. Sie hatten damals das Verantwortungsgefühl und die innere Freiheit, auch unter den veränderten Verhältnissen der angestammten Heimat treu zu bleiben. Es soll hier nicht auf alle Verdienste der beiden scheidenden Herren eingegangen werden, nur so viel sei gesagt, dass beide das ehrliche Bestreben gehabt haben, einen Weg der Zusammenarbeit mit den Letten zu finden. Baron Fircks danken wir es, dass bei der Güterkonfiskation für die Besitzer «Restgüter» reserviert wurden. Das wenige, was an ländlichem Besitz in deutschen Händen blieb, ist zum grossen Teil Baron Fircks zu danken.

Das Ausscheiden der beiden Herren aus dem politischen Leben legt besonders den bisher oppositionell eingestellten Kreisen ernste Verpflichtungen auf: die Kritik an der Politik der Aera Schiemann ist Sache des historischen Studiums geworden; es gilt heute einen richtigen Gesamtaspekt zu gewinnen und konstruktive Gedanken zur

Geltung zu bringen. Heute ist die deutschbaltische Politik führerlos und entbehrt in die Zukunft weisender fruchtbarer Richtlinien.

Riga, Ende Oktober 1933

C. H.

ESTLAND

Der Sieg der Freiheitskämpfer

Die Würfel sind gefallen. Die Abstimmung über den Verfassungsänderungsentwurf der Freiheitskämpfer am 14., 15. und 16. Oktober brachte eine absolute Mehrheit für den Entwurf. Die Prostimmen betrugen rund 420.000, die Kontrastimmen nur rund 160.000. Von den abgegebenen Stimmen waren also mehr als 72% Prostimmen. Die Zahl der stimmberechtigten Bürger betrug rund 765.000, die Beteiligung an der Abstimmung war also mit mehr als 75% recht rege. Das Parlament hatte in letzter Stunde das Quorum für die Volksabstimmung durch eine Änderung des betreffenden Gesetzes von 30% auf 50% erhöht, und zwar mit einem Stimmsatz von 47 zu 29. Für die Erhöhung des Quorums hatten gestimmt: die Sozialisten, die Linksradikalen, die Mehrheit der Ansiedler und der Mittelparteiler, die Russen und der schwedische Abgeordnete Westerblom; dagegen: die Altlandwirte, eine Minderheit der Ansiedler und der Mittelparteiler und die deutschen Abgeordneten. Die Altlandwirte legten ausserdem einen ausdrücklichen Protest dagegen ein. Nun hat diese vom Parlament vorgenommene äusserst fragwürdige Erhöhung des Quorums den Gegnern des Verfassungsänderungsentwurfes doch nichts genützt: die Zahl der für den Entwurf abgegebenen Stimmen beträgt über 55% von der Zahl aller stimmberechtigten Bürger. Es ist sehr möglich, dass gerade dieser herausfordernde Beschluss des Parlaments zum Erfolg der Freiheitskämpfer wesentlich beigetragen hat.

Estland hat eine neue Verfassung erhalten, die eine grundlegende Änderung in der staatsrechtlichen Struktur unseres Landes bedeutet. Die parlamentarische Demokratie in ihrer reinsten Form hat damit auch bei uns abgewirtschaftet. Estland ist in die Reihe derjenigen Staaten getreten, die, wie das faschistische Italien und das nationalsozialistische Deutsche Reich, auf dem Prinzip von Führertum und Verantwortungsfreudigkeit aufgebaut sind. Wollen wir hoffen, dass das estnische Volk auf seinem neuen Wege einer besseren Zukunft entgegengeht und dass es Männer findet, die würdig sind es zu führen.

Gleichzeitig wollen wir aber auch den Wunsch aussprechen, dass mit dieser Abstimmung eine Zeit angebrochen sein möge, wo zwischen dem estnischen Volke und uns deutschstämmigen Bewohnern dieses Landes sich wieder gesundere Beziehungen anbahnen, die auf dem Grundsatz beruhen: jedem das Seine, über allem aber das Wohl unserer gemeinsamen Heimat.

Die neue Verfassung

Nach der neuen Verfassung wird das Schwergewicht im Staatsleben vom Parlament auf den Staatspräsidenten verlegt, der nach der Verfassung die Bezeichnung «Staatsältester» führen wird. Während nach der bisherigen Verfassung das Parlament alle Gewalt innehatte, die Staatsregierung mit dem Staatsältesten an der Spitze nur mehr oder weniger ausführendes Organ des Parlaments war, ändert sich das Bild jetzt vollkommen. Nach § 57 der neuen Verfassung steht an der Spitze des Staates als Vertreter des Volkes ein Staatspräsident, der Staatsälteste. Dieser Staatsälteste ist etwas völlig anderes als der Staatsälteste nach der bisherigen Verfassung. Der bisherige war eigentlich nur Ministerpräsident, und nur in ganz wenigen Angelegenheiten, wie z. B. bei der Repräsentation des estländischen Staates auswärtigen Mächten gegenüber, war ihm auch die Stellung eines Staatspräsidenten eingeräumt. Der Staatsälteste nach der neuen Verfassung ist dagegen ein richtiger Staatspräsident, der neben sich noch die Regierung hat, an deren Spitze ein Ministerpräsident steht, den der Staatspräsident ins Amt beruft.

Dem Staatsältesten sind nach der neuen Verfassung grosse Vollmachten übertragen. Er leitet die Innen- und Aussenpolitik des Staates, vertritt den Staat nach aussen, schliesst im Namen des Staates die Verträge mit den auswärtigen Mächten, ist oberster Befehlshaber der Armee, beruft und entlässt den Ministerpräsidenten und alle Staatsminister, ernennt die Staatsbeamten u. s. w.

Von besonderer Wichtigkeit ist es aber, dass nach der neuen Verfassung der Staatsälteste das Recht hat, nicht nur Verordnungen im Rahmen der geltenden Gesetze, sondern auch Gesetze selbst auf dem Dekretwege zu erlassen, falls die Staatsinteressen solches verlangen. Die vom Staatsältesten erlassenen Dekretgesetze bleiben in Kraft, bis er selbst oder das Parlament sie aufhebt. Durch derartige vom Staatspräsidenten erlassene Dekretgesetze können auch die geltenden Gesetze abgeändert werden, mit Ausnahme der Gesetze, die

sich auf die Wahl des Staatsältesten, die Parlamentswahlen und auf das Verfahren im Volksbegehren und im Volksentscheid beziehen.

Es ist klar, dass durch diese Rechte dem Staatsältesten ausserordentliche Vollmachten eingeräumt worden sind, auch wenn das Parlament die Dekretgesetze wieder aufheben kann. Aber die Rechte des Staatsältesten gehen nach der neuen Verfassung noch weiter: er kann nach § 39 der Verfassung das Parlament auch vor Ablauf einer Legislaturperiode von sich aus auflösen und Neuwahlen veranlassen. Hierdurch kann der Staatsälteste naturgemäss einen starken Druck auf das Parlament ausüben und nötigenfalls sogar längere Zeit ohne Parlament regieren. Besonders, da da Recht des Staatsältesten, das Parlament aufzulösen, nicht begrenzt ist, er also das Parlament beliebige Mal hinter einander auflösen kann, bis es ihm zu Willen ist. Der Staatspräsident dagegen ist nach der neuen Verfassung vor Ablauf seiner 5-jährigen Amtszeit nicht absetzbar, das Parlament kann ihn also nicht durch ein Misstrauensvotum von seinem Posten entfernen.

Schliesslich hat der Staatsälteste nach der neuen Verfassung noch ein suspensives Vetorecht gegen alle von der Staatsversammlung angenommenen Gesetze. Bei bestimmten Kategorien von Gesetzen (Staatshaushaltspläne, Abschluss von Anleihen, Steuergesetze, Kriegserklärungen und Friedensschlüsse, Verhängung und Aufhebung des Schutzzustandes, Mobilisations- und Demobilisationsbefehle, Verträge mit auswärtigen Mächten) kann der Staatsälteste die Verkündung so lange aussetzen, bis die Staatsversammlung die von ihm gewünschten Abänderungen vorgenommen oder im Falle von Neuwahlen im neuen Bestande das betr. Gesetz in derselben Fassung nochmals angenommen hat (§ 53).

Der Staatsälteste wird direkt vom Volke auf 5 Jahre gewählt, nach dem allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht. Vorgesehen sind zwei Wahlgänge, falls beim ersten keiner der Kandidaten die absolute Mehrheit erhält. In solch einem Fall gilt derjenige Kandidat als gewählt, der beim zweiten Wahlgang die meisten Stimmen erhält. Zum Staatsältesten gewählt werden kann jeder Staatsbürger, der mindestens 40 Jahre alt ist.

Als ausführendes Organ steht neben dem Staatsältesten die Staatsregierung mit dem Ministerpräsidenten an der Spitze. Die Staatsregierung wird vom Staatsältesten berufen und entlassen. Sie bedarf des Vertrauens sowohl seitens des Staatsältesten als auch

seitens des Parlaments. Mithin muss die Staatsregierung oder jeder einzelne Staatsminister aus dem Amte scheiden, wenn das Parlament ihm ein direktes Misstrauen ausspricht und der Staatsälteste daraufhin das Parlament nicht auflöst (§ 63).

Das Parlament, die Staatsversammlung, wird nach der neuen Verfassung statt der bisherigen 100 nur 50 Abgeordnete zählen, die auf vier Jahre wie bisher nach dem allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht gewählt werden. Dabei verlangt der § 36 der neuen Verfassung, dass das neue Wahlrecht so abgefasst wird, dass der Wähler nicht nur, wie bisher, Listen, sondern auch einzelne Personen wählen kann. Alles Nähere soll durch ein Wahlgesetz geregelt werden. Wie das von der Verfassung ausgesprochene Erfordernis der Personalwahl in praxi durchgeführt werden wird, steht daher noch nicht fest.

Die Abgeordneten des Parlaments werden nach der neuen Verfassung nur für die Dauer der Sitzungsperioden Diäten erhalten, was natürlich eine grosse Ersparnis bedeutet. Besonders, da nach der neuen Verfassung die ordentliche Sitzungsperiode des Parlaments nicht mehr als 6 Monate im Jahre dauern darf. Ausserordentliche Sitzungen des Parlaments müssen auf Verlangen des Staatsältesten oder von 25 Abgeordneten einberufen werden. Die Dauer solcher ausserordentlicher Sitzungsperioden bestimmt der Staatsälteste.

Zu vermerken wäre noch, dass die neue Verfassung im § 75 an örtlichen Selbstverwaltungskörpern nur die Städte, Fecken und Landgemeinden aufzählt. Es fehlen hier die zur Zeit bestehenden Landkreise. Da die Existenzberechtigung der Kreisselbstverwaltungen in letzter Zeit stark umstritten wurde, so ist die Fassung des § 75 wohl dahin zu deuten, dass die den Freiheitskämpfern nahesteheden Bevölkerungsgruppen die Beseitigung der Landkreise als selbständiger Selbstverwaltungskörper wünschen.

Die Bestimmungen über die kulturelle Selbstverwaltung der völkischen Minderheiten sind in unveränderter Form aus der alten Verfassung in die neue herübergenommen worden.

In Bezug auf die Durchführung der neuen Verfassung ist vom Gesetz folgendes vorgesehen: die neue Verfassung tritt 100 Tage nach deren Annahme im Volksentscheid in Kraft, d. h. in den ersten Tagen des Februar 1934. Bis dahin muss die derzeitige Staatsversammlung die zur Durchführung der neuen Verfassung erforderlichen Gesetze ausgearbeitet und in Kraft gesetzt haben. Hierbei han-

delt es sich vor allem um die erforderlichen neuen Wahlgesetze. Nachdem die neue Verfassung Anfang Februar in Kraft getreten sein wird, müssen im Lauf der ersten 100 Tage, also spätestens Anfang Mai, die Wahl des Staatsältesten und die Neubewählung des Parlaments erfolgen. Von dem Tage an, wo die neue Verfassung in Kraft tritt (Anfang Februar) erhält der dann nach der alten Verfassung amtierende Staatsälteste die Stellung eines Ministerpräsidenten nach der neuen Verfassung und gleichzeitig bis zur Wahl eines Staatsältesten im Sinne der neuen Verfassung auch alle Rechte eines solchen.

Rücktritt der Regierung Tönisson / Wieder ein Kabinett Päts

Obgleich es sich bei mehrfachen Abstimmungen erwiesen hatte, dass die Regierung Tönisson im derzeitigen Parlament über eine feste Mehrheit verfügte, zog die Regierung aus dem Resultat der Volksabstimmung doch die Konsequenzen und trat zurück — ein Schritt, der nur durchaus begrüsst werden kann. Vor ihrem Rücktritt hob die Regierung noch selbst den von ihr über das ganze Land verhängten Schutzzustand wieder auf (mit Ausnahme derjenigen Gebiete, in denen schon von früher her der Schutzzustand bestanden hatte). Gleichzeitig wurden auch verschiedene andere in Verbindung mit dem Schutzzustande verfügte Einschränkungen der bürgerlichen Freiheiten wieder aufgehoben, darunter auch die über die periodische Presse verhängte Vorzensur.

Die Neubildung der Regierung erfolgte überaus schnell. Staatsältester wurde wieder einmal Konstantin Päts von der Partei der Altlandwirte. Unter den neuen Ministern ist der Staatsälteste übrigens der einzige, der zur Zeit Abgeordneter des Parlaments ist. Alle übrigen Minister der neuen Regierung sind nicht Berufspolitiker, sondern Fachleute, zum Teil langjährige Ministergehilfen, die die Aufgaben ihres Ressorts gründlich kennen. Es handelt sich also hier um eine «Arbeitsregierung», die die Aufgabe hat, den Übergang zur neuen Verfassung durchzuführen. Bei der Abstimmung im Parlament erhielt die neue Regierung 49 Stimmen pro und 38 contra bei mehreren Stimmenthaltungen. Für die Regierung Päts stimmten die Altlandwirte, die Sozialisten, die Russen, die Abgeordneten der deutschschwedischen Fraktion, gegen sie die bisherigen Regierungsparteien (Ansiedler und Mittelpartei) und die Linksradikalen, wobei eine Reihe von Abgeordneten der Mittelpartei sich der Stimme enthielten.

Als der Vorsitzende der Staatsversammlung das Resultat der Abstimmung verkündete, brach das Publikum auf den Tribünen in stürmischen, lang andauernden Beifall aus. Der neue Staatsälteste erklärte darauf im Parlament, dass er sich bemüht habe, eine völlig überparteiliche Regierung zu bilden, mit keiner der Fraktionen des Parlaments verhandelt und mit niemandem ein Abkommen geschlossen habe.

Nach der Volksabstimmung, bei der die Altlandwirte und die Sozialisten sich als wütende Gegner bekämpften (die Sozialisten waren bekanntlich die schärfsten Gegner der Verfassungsänderung, während die Altlandwirte sie befürworteten), erscheint es recht unmotiviert, dass die neue Regierung ausgerechnet durch das Zusammengehen von Altlandwirten und Sozialisten gebildet worden ist. Irgendwie muss aber die Regierung Päts den Sozialisten doch annehmbarer sein als die bisherige Regierung Tönisson.

Dorpat, 23. Oktober 1933

Leo von Middendorff

DEUTSCHES REICH

Der 14. Oktober

Deutschland hat am 14. Oktober beschlossen, die Abrüstungskonferenz zu verlassen, aus dem Völkerbund und aus der internationalen Arbeitsorganisation auszutreten und Neuwahlen zum Reichstag zu veranstalten. Die deutschen Beamten im Apparat des Völkerbundes sind, obwohl der Austritt Deutschlands formal erst nach Ablauf einer zweijährigen Kündigungsfrist Tatsache zu werden brauchte, bereits jetzt zurückgetreten. Eine tagelang dauernde Verwirrung und Ratlosigkeit der Nutzniesser des Genfer Systems war die Folge der deutschen Schritte.

Als das Präsidium der Abrüstungskonferenz am 9. Oktober zusammentrat, um eine Verhandlungsplattform für die zum 16. Oktober zusammenberufene allgemeine Delegiertentagung zu schaffen, zeigte es sich sehr bald, dass dem von Deutschland geforderten und von den übrigen Grossmächten im Dezember vorigen Jahres anerkannten Grundsatz der Gleichberechtigung in keiner Weise entsprochen werden sollte. Vielmehr versuchte Frankreich mit Erfolg jede effektive Abrüstung zu sabotieren und darüber hinaus Deutschland

diskriminierenden Kontrollbestimmungen zu unterwerfen. Als es nicht möglich schien, die klaren deutschen Forderungen nach Weiterberatung auf der Grundlage des seinerzeit von England vorgeschlagenen MacDonald-Planes abzulehnen, wurde dieser Plan in einer gänzlich veränderten Form zur Debatte gestellt, die für Deutschland untragbare Verschlechterungen enthielt. Die deutsche Delegation warnte vergeblich davor, dieses Spiel auf die Spitze zu treiben, die einzige Antwort darauf war eine von französischer Seite erfolgte Deklaration über die angebliche Einheitsfront gegen das hartnäckig den Frieden bedrohende Deutschland. Es ist in der politischen Öffentlichkeit auch heute noch viel zu wenig bekannt — sowohl die Rede des Reichsaussenministers vor der ausländischen Presse in Berlin, als auch das englische Weissbuch beleuchten dieses Moment einstweilen nur zum Teil, — mit welchen Mitteln die vereinigten Abrüstungsschuldner in Genf dem Reich ein Diktat aufzwingen wollten, dessen Mentalität ohne weiteres an die Zeiten des Ruhreinbruches erinnerte. Die nach dem 14. Oktober in der französischen und englischen Presse unternommenen Versuche, den deutschen Schritt als Sabotage einer angeblich bevorstehenden Einigung darzustellen, können in jedem Fall nur als misslungene Deckungsmanöver für jene Mächte angesprochen werden, die eingestandenermassen nicht beabsichtigten, die von ihnen feierlich übernommene Verpflichtung zur Anerkennung und Durchführung der deutschen Gleichberechtigung einzuhalten.

Auf dem Gebiet der Aussenpolitik kann der deutsche Schritt den Anfang vom Ende des Völkerbundes in seiner heutigen Gestalt bedeuten. Der Reichskanzler hat demgegenüber in seiner Rundfunkrede an die Welt noch am Abend des 14. Oktober darauf hingewiesen, dass Deutschland auf der Grundlage der Gleichberechtigung jederzeit bereit sein würde, in aufrichtiger Zusammenarbeit mit den übrigen Mächten alle Massnahmen zu treffen, die geeignet scheinen, den Frieden der Welt zu fördern. Die Lösung der Vereinigten Staaten aus der antideutschen Front, die Ernüchterung in England, die vorsichtige Zurückhaltung Frankreichs zeigen, dass die deutschen Massnahmen, nachdem die erste Aufregung sich gelegt hat, zur Entspannung der Situation und zur Klärung der politischen Lage in Europa geführt haben. Ob nun die Abrüstungskonferenz ihres Prestiges wegen weitertagt oder nach Hause geschickt wird, ob es im Rahmen einer Konferenz der am Viererpakt beteiligten Mächte zu einer politischen Generalinventur kommt, oder ob durch diplomatische Füh-

lungnahme der Regierungen untereinander Grundlagen für die Lösung der Europa bedrängenden Probleme gefunden werden: die Statik der Versailler Politik hat dank den deutschen Entschlüssen einer dynamischen Entwicklung Platz gemacht, die zu einer Neugestaltung der Beziehungen der Nationen führen muss, einer Neugestaltung, an der Deutschland aktiv mitwirken kann.

Innerpolitisch sind die Entschliessungen des 14. Oktober nicht minder bedeutsam: es gibt seit jenem Tage keine nennenswerte Gruppe im deutschen Volk, die der Regierung Hitler in ihrer Aussenpolitik die Gefolgschaft verweigern würde. Ganz allgemein wird der Austritt Deutschlands als befreiende Tat empfunden, die dem unehrlichen Spiel der fremden Mächte ein Ziel, ein unabänderliches Ende setzt. Die Volksabstimmung und die Reichstagswahl des 12. November gelten im ganzen Volk als freudig empfundene Gelegenheit, die von allen erstrebte Einheit der Nation in dieser Frage endlich sichtbar werden zu lassen.

Bei einer Übersicht über die aussenpolitischen auf das Deutsche Reich bezogenen Ereignisse der letzten Zeit erfordern zwei Dinge einen besonderen Hinweis. Am 10. September ist das Konkordat zwischen der nationalsozialistischen Reichsregierung und dem Heiligen Stuhl ratifiziert worden und in Kraft getreten. Verhandlungen über die sachliche Handhabung einzelner Konkordatsbestimmungen stehen bevor. Die mit seltener Skrupellosigkeit vorgenommenen Störungsversuche des interessierten Auslandes haben allein zuwege gebracht, dass Abschluss und Ratifizierung des Konkordates das Gewicht eines besonderen politischen Erfolges Deutschlands bekommen haben. Auf der anderen Seite tritt das Bemühen des Kommunismus, dem nationalsozialistischen Deutschland auch auf dem Gebiet der internationalen diplomatischen Beziehungen Schwierigkeiten zu bereiten, immer deutlicher zu Tage. Die Ausweisung sämtlicher deutscher Pressevertreter aus der Sovetunion wirkt in dieser Hinsicht um so peinlicher, als dieser Schritt der russischen Regierung als Repressalie gegen Massnahmen ergriffen worden ist, die der Abwehr marxistischer Hetzlügen über den Leipziger Brandstifterprozess dienen sollen und naturgemäss alle treffen müssen, die es im Interesse marxistischer Verhetzung mit der Wahrheit nachgewiesenermassen nicht genau nehmen.

Ausbau im Innern / Bauerngesetzgebung

Innerpolitisch sind die Organisationsformen des Staates und der Volksgemeinschaft weiter ausgestaltet worden. Die Eröffnung des Preussischen Staatsrates am 15. September gestaltete sich zu einer hochbedeutsamen Kundgebung für die Reichseinheit unter der Führung Adolf Hitlers und für jenen altpreussischen Geist, den man mit Recht den «Nationalsozialismus vor Hitler» genannt hat. Dem Staatsrat gehören kraft ihres Amtes die Mitglieder des Preussenkabinetts und ihre Staatssekretäre an. Die übrigen Staatsräte werden vom preussischen Ministerpräsidenten aus der Zahl nationalsozialistischer Führer und sonstiger um Preussen verdienter Persönlichkeiten ernannt. Der Staatsrat hat dem Ministerpräsidenten gegenüber beratende Funktionen und soll die organische Verbindung zwischen Regierung und Volk bilden.

Der ständische Aufbau ist in der Bauernschaft, dem Reichsnährstand, am weitesten gediehen. An der Spitze steht der Reichsbauernführer, ihm zur Seite ein Reichsbauernrat, während die Selbstverwaltung des Standes einem unter Führung eines Reichsobmannes der bäuerlichen Selbstverwaltung stehenden Verwaltungskörper übertragen ist, der die Reichsführergemeinschaft des deutschen Bauerntums, den Landwirtschaftsrat der Bauernkammern, den Reichsverband der landwirtschaftlichen Genossenschaften und die Organisationen des landischen Handels umfasst.

Das bisher auf Preussen beschränkte bäuerliche Erbhofrecht, das Verschuldung und Zersplitterung des bäuerlichen Grundbesitzes durch Erbgang verhindert und die Höfe und Güter aus den Zufälligkeiten des wirtschaftlichen Geschehens herauslöst, ist nunmehr auf das ganze Reich ausgedehnt und zugleich mit einem besonderen Umschuldungsverfahren versehen worden. Durch das Reichserbhofgesetz soll das deutsche Bauerntum seiner eigentlichen Aufgabe wieder zugeführt werden, Erneuerungsquelle und Lebensborn des heute durch fortschreitende Überalterung bedrohten deutschen Volkes zu sein. Das Gesetz enthält die Abgrenzung der Rechte und Pflichten, die der neue Staat dem lebenswichtigsten seiner Stände gibt: Sicherung und Bestand des ererbten Besitzes und die Möglichkeit, ihn ungeschmälert der Familie, der Sippe zu erhalten. Unter Abkehr von der bisherigen Methode des Vollstreckungsschutzes, der unter Aufrechterhaltung der bestehenden Verhältnisse dem Bauer le-

diglich eine Atempause gewähren wollte, wenn sein Anwesen in die Gefahr der Versteigerung geraten war, ist durch das Reichserbhofgesetz ein Bauernrecht geschaffen worden, welches den Hof für immer von der Gefahr einer Zwangsversteigerung befreit. Nach § 38 des Gesetzes ist die Zwangsvollstreckung in einem Erbhof in allen Fällen ausgeschlossen. Alle bereits eingeleiteten Zwangsverwaltungs- und Zwangsversteigerungsverfahren müssen aufgehoben werden. Landwirtschaftliche Geräte und Zubehör können in Zukunft nicht mehr gepfändet werden, aber auch Pfändungen der auf dem Erbhof gewonnenen landwirtschaftlichen Erzeugnisse werden durch das Gesetz stark beschränkt.

Die wirtschaftliche Existenzmöglichkeit des Bauern wird weiter durch das Ende September erlassene Gesetz zur Sicherung der Getreidepreise gefördert. Bisher war der deutsche Bauer den Spielregeln des freien Marktverkehrs bei der Verwertung seiner Brotgetreideernten nahezu schutzlos preisgegeben, ohne dass für ihn die Möglichkeit bestanden hätte, die Entwicklung auf dem Getreidemarkt in nennenswerter Weise zu beeinflussen. Die Zusammenfassung aller Gruppen des Nährstandes, also auch des landwirtschaftlichen Handels, der Mühlen und des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens unter einheitlicher autoritärer Führung gewährleistet nunmehr die Sicherung eines angemessenen Brotgetreidepreises für den Bauern. Für Weizen und Roggen sind vom 1. Oktober ab nach Wirtschaftsgebieten und Monaten des Wirtschaftsjahres gestaffelte Festpreise erlassen worden, die sich auf Durchschnittsqualitäten beziehen und so angeordnet sind, dass vom Überschuss- zum Zuschussgebiet im Interesse der Bewegung des Getreides ein gewisses Gefälle vorhanden ist.

Die dritte wichtige Handhabe zur Sicherung des Bauernstandes ist das bereits erwähnte Umschuldungsverfahren. Es sieht die Einschaltung einer Bank zwischen Erbhof und Gläubiger vor. Der Erbhofbesitzer deckt seine Verpflichtungen an die Bank ab, während diese den Gläubiger befriedigt.

Man rechnet damit, dass auf Grund des am 1. Oktober in Kraft getretenen Erbhofgesetzes rund 500.000 landwirtschaftliche Betriebe aller Grössenklassen mit ausreichender Ackernahrung Erbhöfe geworden sind. Der Tag des deutschen Bauern am Erntedankfest bildete gewissermassen die Krönung des ständischen Gesetzgebungswerkes für die deutsche Bauernschaft. Er sollte die Bedeutung sinnfällig ma-

chen, die der nationalsozialistische Staat dem Nährstand vor allen anderen Gruppen zumisst. Die Riesenkundgebung auf dem Bückeberg bei Hameln, die unzähligen Festveranstaltungen rings im Reich zeigten das Bild einer werdenden Volksgemeinschaft, wie es in Deutschland bisher allenfalls am 1. Mai d. J., dem Tag der deutschen Arbeit, erlebt worden ist.

Auch sonst geht die Umgestaltung der politischen Lebensformen der Nation weiter vorwärts. Ein wichtiger Markstein auf diesem Wege ist die anlässlich eines deutschen Juristentages in Leipzig geschaffene Akademie für deutsches Recht. Die organische Gestaltung der kulturellen Lebensgebiete, die das Reichskulturkammergesetz einleitet und die das neue Schriftleitergesetz fortsetzt, ist Aufgabe des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda. Rundfunk, Theater, Musik, bildende Kunst, Schrifttum, Presse und Film werden von hier aus planmässig im Dienst des Wiederaufbaus von Staat und Volk angesetzt. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist es, dass auch die Schule in den grossen Regenerationsprozess eingeschaltet wird, der das Kennzeichen der gegenwärtigen Situation Deutschlands ist. Das Durcheinander der Bildungsziele und Schulformen soll beseitigt werden. Auf die Grundschule wird ein gemeinsamer Unterbau der gesamten höheren Schulen bis zur Quarta mit Englisch als Fremdsprache gesetzt werden. In der Untertertia soll sich allein das Gymnasium als selbständiger Schultyp abzweigen, während der Normaltyp der höheren Schulen sich von der Untertertia ab durch freiere Gestaltung des Lehrplans in einen deutschkundlichen, einen fremdsprachlichen und einen mathematisch-naturwissenschaftlichen Kern aufteilt. Rassenkunde und Vererbungslehre sind ab Ostern 1934 Prüfungsfach.

Kirchenreform

Die Kirchenreform hat in ihrem bisherigen Verlauf jene Richtung genommen, die aufzuzeigen an dieser Stelle wiederholt versucht worden ist. Auf der Generalsynode der Altpreussischen Union, die Anfang September stattfand, traten die Gegensätze zwischen den beiden Gruppen der «Deutschen Christen» und «Evangelium und Volkstum» so stark zu Tage, dass diese nach Abgabe einer Protesterklärung die Synode verliess. Die Führung der evangelischen Kirche in Preussen liegt seitdem in den Händen der Deutschen Christen. Die Generalsynode stimmte Gesetzentwürfen über die Schaffung des Bi-

schofsamtes und über die Arierbestimmung für Geistliche und kirchliche Beamte zu und übertrug zum Schluss ihre Vollmachten auf den Kirchensenat, der damit zum Führungsorgan der altpreussischen Landeskirchen geworden ist und auch verfassungsändernde Gesetze von sich aus erlassen kann. Bei den Festveranstaltungen, die anlässlich des 450. Geburtstages Luthers in Wittenberg unter grosser Anteilnahme des evangelischen In- und Auslandes stattfanden, trat der Wille zu gemeinsamem Dienst an Kirche und Volk eindeutig zu Tage. Am 27. September trat in Wittenberg die deutsche evangelische Nationalsynode zusammen, um den ersten evangelischen Reichsbischof zu berufen. Einstimmig wurde der preussische Landesbischof Ludwig Müller zu diesem Amt bestimmt. Der äussere Bau der einheitlichen evangelischen Kirche Deutschlands ist damit vollendet. Es beginnt, nach den Worten des Reichsbischofs, «der Kampf um die Seele des Volkes».

Winterhilfe und Arbeitsbeschaffung

Die nationalsozialistische Losung der Volksgemeinschaft steht im Deutschen Reich z. Z. mitten in ihrer schwersten Bewährungsprobe. Das grosse Winterhilfswerk der Regierung hat mit dem 1. Oktober schlagartig eingesetzt. Die von Hitler ausgegebene Parole der nationalen Solidarität, die von Goebbels geprägte Formel vom Sozialismus der Tat wird in die Wirklichkeit umgesetzt. Vom Eintopfgericht bis zur Millionenspende findet sich das ganze Volk zur Hilfeleistung für die zusammen, die im ersten Winter des nationalsozialistischen Deutschland noch nicht wieder in der Arbeit stehen. Die Zahl der Arbeitslosen ist auf 4 Millionen zurückgegangen, die Zahl der Unterstützungsbedürftigen wird jedoch mit mindestens 6 Millionen beziffert. Es ist ausgerechnet worden, dass rund 500 Millionen Mark benötigt werden, um diese Zahl in ihrem Kampf gegen Hunger und Kälte wirksam und ausreichend zu unterstützen. Die notwendige Summe aufzubringen ist das Hilfswerk des deutschen Volkes bestimmt. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass die umfassende Hilfsaktion der privaten Winterhilfe im vorigen Winter den Betrag von 90 Millionen RM. erbracht hat, lässt sich abschätzen, in wie hohem Masse dieses Mal die Anstrengungen erhöht werden müssen, wenn das erstrebte Ziel erreicht werden soll. Der Auftakt der grossen Hilfsaktion ist aber schon in den ersten Tagen so vielversprechend gewesen, dass der erwünschte Fortgang des Werkes absolut gesichert

erscheint, zumal Hand in Hand mit der Hilfe für die Arbeitslosen und Rentenempfänger die Arbeitsbeschaffungsaktion der Reichsregierung auch im Herbst und Winter weiter gefördert wird.

Mitte August konnte Ostpreussen als erste Provinz des Reiches die Beseitigung der Arbeitslosigkeit melden. Seitdem sind rings im Land eine grosse Reihe ähnlicher Erfolge erzielt worden. Zum 15. Oktober ist im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit die 4-Millionen-Grenze erstmalig unterschritten worden. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter und Angestellten hat gegenüber dem Tiefstand Ende Januar d. J. um 2,25 Millionen zugenommen und nähert sich der 14-Millionen-Grenze. Landgewinnungsarbeiten an der Nordsee, Strassen- und Brückenbauten spielen im Rahmen der Arbeitsbeschaffung eine grosse Rolle. Die feierliche Baueröffnung der ersten Reichsautobahn Frankfurt am Main-Darmstadt-Mannheim-Heidelberg am 23. September leitete die Dauerbeschäftigung weiterer 300.000 Arbeitsloser ein. Daneben wird das am 21. September von der Reichsregierung beschlossene «Zweite Gesetz zur Verminderung der Arbeitslosigkeit», das im wesentlichen die Förderung des Baues von Eigenheimen und Kleinwohnungen vorsieht, mindestens einer Million Menschen Winterarbeit geben. Auch in der Industrie macht sich eine Belebung geltend, die von Dauer ist. Die Zahl der hier beschäftigten Arbeiter ist bis auf 48,2% der Arbeiterplatzkapazität angestiegen. Die üblichen, jahreszeitlich bedingten Rückbildungen der Konjunktur des Arbeitsmarktes, die sich sonst zu Anfang August, d. h. unmittelbar nach der Ernte bemerkbar zu machen pflegen, sind in diesem Jahr bisher ausgeblieben. Die planmässige Arbeitsbeschaffung der Regierung hat offenbar auch auf die mittelbar beteiligten Erwerbszweige eingewirkt und so den weiteren Anstieg der Konjunktur herbeigeführt. Es gilt nunmehr, das Erreichte zu behaupten und die Unterlagen dafür zu schaffen, dass der Generalangriff auf die Arbeitslosigkeit im nächsten Frühjahr weiter vorangetragen werden kann. Zwei wesentliche Grundbedingungen dazu sind die Gesundung der Kommunalwirtschaft und die Lösung der Starre auf dem Geld- und Kapitalmarkt.

Deutschlands Finanzpolitik

Die Gesamtverschuldung der deutschen Kommunen beträgt rund 11,3 Milliarden RM., ihr gesamter Schuldendienst rund 725 Millionen Mark. Die Gesamtverschuldung von Reich, Ländern und Gemeinden

betrug am 31. März 1933 ca. 24,5 Milliarden RM. Der Finanzbedarf des Reiches beträgt 1933 5,57 Milliarden, der Gesamtfehlbetrag am 31. März d. J. 1,88 Milliarden RM. Die Vorausbelastungen des Reichshaushaltes schwanken in den nächsten Jahren zwischen 700 und 900 Millionen RM. jährlich und ergeben sich grösstenteils aus Arbeitsbeschaffungs- und Entschuldungsgesetzen. Gegenüber den starken Vorbelastungen früherer Jahre fällt es ins Gewicht, dass die Kriegstribute mit rund 1,8 Mllrd. RM. im Jahr nicht mehr im Reichshaushalt erscheinen. Deutschland wird bis auf weiteres eine autarke Kreditpolitik betreiben. Reichsbankpräsident Dr. Schacht hat wiederholt darauf hingewiesen, dass das Reich internationale finanzielle Beziehungen einstweilen nicht mehr suchen werde. Dagegen müsse Kapital gespart und durch Arbeit angesammelt werden. Deutschland müsse versuchen, aus eigener Kraft wieder hochzukommen.

Die finanziellen Verpflichtungen gegenüber dem Ausland sind im Reich stets anerkannt worden. Es ergibt sich aber aus dem eben Gesagten, dass diese Verpflichtungen nur durch Erhöhung der Arbeitsleistung und Erhöhung der Ausfuhr abgegolten werden können. Wenn man berücksichtigt, dass der deutsche Ausfuhrüberschuss im 1. Halbjahr 1933 nur noch 291 Millionen RM. gegen 602 Millionen im 1. Halbjahr 1932 betrug, so ist das im letzten Septemberdrittel vom Reichskabinett beschlossene Gesetz zum Schutz der deutschen Warenausfuhr zur Genüge erklärt. Das Gesetz besagt, dass die Einfuhr von Erzeugnissen solcher Länder, die deutsche Erzeugnisse Einfuhrbeschränkungen unterwerfen, zum Schutz der deutschen Warenausfuhr ebenfalls beschränkt werden kann und ist als reine Abwehrmassnahme gedacht.

Die handelspolitische Lage Deutschlands lässt im übrigen Zeichen wachsender Aktivität erkennen. Die deutsch-schweizerische Schuldenverständigung hat die Bahn zu Verhandlungen über einen neuen Handelsvertrag frei gemacht, und die letzten Tage haben eine in Warschau beifällig aufgenommene Initiative deutscher Stellen zu Wirtschaftsverhandlungen mit Polen gebracht, in denen bereits die Frage des deutsch-polnischen Warenaustausches wie die der parallelen Ausfuhr nach dritten Ländern behandelt wird.

Berlin, 22. Oktober 1933

Harald Nietz

UMSCHAU

Bemerkungen

Das baltische Deutschtum steht seit Jahrzehnten vor einem neuen Führungsproblem. Es wäre falsch zu sagen, dass niemand es erkannt hätte; auch Ansätze zu neuen Führungsmethoden hat es gegeben. Dr. Paul Schiemann z. B. hat um das Geheimnis der Massenführung gewusst. Zwar ist es richtig, dass unsere deutsche Bevölkerung bisher noch nie als «Masse» in Erscheinung getreten ist. Auch bei unserem disziplinierten Aufgebot zu den Parlamentswahlen handelte es sich nicht um ein typisches Massenerlebnis. Vielleicht sind wir dafür überhaupt zu wenig zahlreich. Sicher ist, dass das unmittelbare Volkserlebnis, wie es sich bei nationalen Kampfhandlungen herstellt, auch grosse Versammlungen, kompakte Scharen nicht in eine «Masse», sondern in eine «Truppe» verwandelt. Wer sich etwa an den glänzenden Verlauf der deutschen Wahlaktion in Lettland 1931 erinnert, ist versucht, von einem vorzüglich durchgegliederten geschlossenen deutschen Volkskörper zu reden. Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, dass weite Kreise unserer Volksgenossenschaft noch nicht recht ins Ganze eingegliedert sind, dass zwischen verschiedenen Bevölkerungsschichten in der Regel tiefe Fremdheit herrscht. Ein Erbteil der ständischen Vergangenheit, leicht zu erklären, schwer zu überwinden, ferner auch eine Folge nationaler Überfremdung.

Wo es Massen gibt, ist die Führungsaufgabe klar und eindeutig gestellt. Nach jahrzehntelanger Hilflosigkeit der bürgerlichen Parteien ist der Nationalsozialismus Meister der Masse geworden, und mehr als das: er weiss, wie die Masse sich wieder in gegliedertes Volk verwandelt.

Ist auch das Gepräge unserer breiteren deutschen Schichten in Riga, Libau usw. im allgemeinen bürgerlich, haben wir auch keine Arbeitermassen, so gibt es doch auch unbürgerliche Gruppen unter ihnen: Arbeiter und Angestellte, die sozial völlig ausgegliedert sind. Das brennende Problem ist: wie sind die stummen und unbekannten Hunderte, ja Tausende unserer deutschen Bevölkerung einzuholen an die wärmende Glut des nationalen Herdfeuers, wie sind die Unbehausten einzuordnen — nicht heranzuziehen, zu betreuen, zu versorgen, sondern einzugliedern ins Ganze in ihrem menschlichen Wert. Das ist die Frage des deutschen Sozialismus an uns.

Es ist eine Frage der inneren volksständischen Neugliederung im weitesten Sinn. Sie muss angepackt werden. Dazu bedarf es auch einer neuen Sprache. Jedenfalls ist die akademische Diskussion hier ebenso wirkungslos wie die familiäre Verständigung, die bisher unsere Stärke war. Gewiss, in einem Kammermusiksaal sind Posaunen schlecht am Platz. Wo es sich aber um unbekannte, verstreute, innerlich fremde Volksgenossen handelt ausserhalb unserer Säle, da kann nur ein einfaches, lautes und starkes Wort sie treffen und aufrufen.

*

Es ist falsch, Jugend und Alter moralisch gegeneinander auszuspielen. Man hört das jetzt häufig. Es ist ganz gewiss nicht so, dass wir Jüngeren vor Gott einen grösseren Ruhm hätten. Manches sehen wir anders, empfinden wir anders, und mit uns mancher Ältere. Wir sind darum wahrhaftig nicht besser.

Nicht ein menschlicher Vorzug, sondern tiefe Bestimmung ist es, dass es sich um ein neues Lebensgefühl handelt, das oft beschrieben worden ist. Erlebte das 19. Jahrhundert die Persönlichkeit als höchsten Wert — und zwar die opferbereite, dienstfähige, soziale, sittliche, ja religiöse Persönlichkeit —, so liegt heute der Akzent an einer anderen Stelle. Das Ideal der Persönlichkeit im Sinne einer selbstbewussten, in sich ruhenden, geschlossenen Ganzheit mit einem stolzen noli me tangere ist in die Krisis geraten. Ist der Mensch autonomes, schöpferisches Wesen, oder nicht vielmehr Geschöpf in der Hand des Schöpfers, von ihm herausgerufen und im Volk auf den Posten gestellt, vor ihm schuldig, Sendling und Soldat? Hieran hat sich die Haltung der Jugend zu entscheiden. Dass nichts ganz, nichts in sich geschlossen sein kann, ist vielleicht ihr tiefster Pessimismus — zugleich freilich ihre schönste Verheissung. — Wenn man ihr aber sagt: Es ist Eure Anmassung, dass Ihr Euch einbildet, die Wahrheit gepachtet zu haben, so ist das in unseren Augen eine Umkehrung des Sachverhalts. Wahrheiten, wenn anders es sie gibt, werden nicht ergriffen, sondern ergreifen den darunter Erschauernden und zwingen ihn.

*

Was verstehen wir unter Gesinnung? Das Wort hat für den Balten auch heute noch einen ganz besonderen Klang. Es ist ein exklusiver Terminus, erwachsen in der besonderen Luft unserer neueren Geschichte. «Gesinnung» ist nichts Relatives und heisst auch nicht nur moralische Integrität, sondern begreift eine Haltung, die unserem traditionellen politischen Ethos entspricht. Die alte landespolitische Tradition hat an diesem Begriff einen ebenso hohen Anteil wie die Forderungen des erst vor wenigen Generationen aufgebrochenen nationalen Kampfes. Wer sich durch die Tat zu Heimat und Volkstum bekennt, dem sprechen wir Gesinnung zu; Weltanschauliches hat mit der baltischen Gesinnung bisher wenig zu tun, man kann liberal oder konservativ sein, an Gott glauben oder an ihm zweifeln, in Ehefragen «freier» oder «enger» denken, für das Zweikindersystem eintreten oder nicht — man ist in einer breiten privaten Sphäre «frei».

Dieser Begriff unserer alten «Gesinnung» ist heute einem leisen, immer tiefergreifenden Wandel unterworfen. Es muss zum Verständnis dessen die Erkenntnis festgehalten werden, dass unsere Epoche durch den neuen Rang des Weltanschaulichen gekennzeichnet ist. Die Weltanschauung ist nicht mehr Privatsache, seit erkannt wurde, dass Leben und Tod der Völker auf der Herrschaft bestimmter Ideen beruhen, richtiger: dass das Schicksal der Völker sich an der Wahrheitsfrage entscheidet. So sammelt sich auch unsere junge Generation unter dem Kampfruf einer Gesinnung, die ein strenges weltanschauliches Bekenntnis einschliesst. Sie hat den Glauben an die Kraft dieser Idee, auch durchaus ohne die Machtmittel des Staates; die Gewähr für den Sieg liegt im Lebenswillen des Volkes. Sie will ihre Gesinnung durch die Tat bewähren; denn sonst wäre ja alles ein Geschwätz.

R. W.

Um die Einordnung des baltischen Studenten

1.

«Der baltische Student von morgen» überschreibt H. Bosse einen Aufsatz im Septemberheft der Baltischen Monatshefte, in dem er mutig eine Frage unseres Gemeinschaftslebens anpackt, vor deren öffentlicher Behandlung bisher

eine gewisse Scheu empfunden wurde. «Krise des baltischen Studenten» — damit nennt Bosse das Kind wohl beim richtigen Namen, arbeitet das Grundsätzliche des Problems klar heraus und versucht einige praktische Vorschläge zu machen.

Um diese ist es mir zu tun. Soll eine innere Erneuerung unserer Korporationen erreicht, soll der Wille der Studentenschaft auf neue Aufgaben und Ziele ausgerichtet werden, so wäre es wünschenswert, dass dieses in Riga und Dorpat nach einheitlichen Richtlinien geschieht. Daher soll in Nachstehendem versucht werden zu zeigen, wie die Dinge, von Dorpat aus betrachtet, aussehen.

Wir schulden Bosse Dank dafür, dass er neben der grundsätzlichen Kritik erstmalig auch versucht hat konkrete Ziele aufzuzeigen. Um erreicht werden zu können, bedürfen diese weiterer Konkretisierung, in einem Punkte auch der Modifizierung.

Bestrebungen zur Reform des studentischen Lebens gab es schon seit geraumer Zeit. Sie entsprangen der durchaus verstandesmässigen Erkenntnis, ein wie geringer Bruchteil der in den Korporationen steckenden Werte und Energien tatsächlich zu wirklich positiven Zwecken im Dienste des Ganzen eingesetzt wurde. Heute tritt zu diesen Bestrebungen ein durchaus gefühls- und erlebnisbetontes Moment hinzu, erzeugt durch die geistigen Energien der nationalen Revolution. Wir bejahen den revolutionären Schwung, wir haben aber wohl auch das Recht, uns in Dorpat als Hüter der Tradition zu fühlen. Bevor Altes, in manchem Sturm Bewährtes hinweggeräumt wird, verlangen wir sorgfältige Prüfung, ob es tatsächlich soweit morsch geworden ist, dass es verdient hinweggeräumt zu werden. Was der Entfaltung des Geistes der neuen Zeit im Wege steht, mag fallen, auch wenn es organisch gewachsen und historisch geworden ist, doch nur, wenn wir wirklich etwas Besseres an die Stelle zu setzen haben. Was noch zu organischer Fortbildung fähig ist, soll mit mechanisch-rationalen Eingriffen verschont und dem Prozess organischen Werdens überlassen bleiben.

2.

Im Mittelpunkt der Bosseschen Anregungen steht die stärkere Betonung des Führerprinzips, d. h. die Erweiterung der Amtsbefugnisse des Seniors.

Unser Führerideal war, seit es baltische Deutsche gab, das aristokratisch-korporative. Mit ihm sind wir fest und tief verwachsen und halten es mit Zähigkeit fest, obgleich schon ein flüchtiger Streifblick über unsere Geschichte genügen müsste, um zu erkennen, dass dieses Prinzip uns in der Politik oft gehemmt hat. Die Geschichte unserer mächtigsten Korporationen — des Ordens und der Ritterschaften — ist nicht arm an Fällen, in denen weitblickende Führer ihre für das Wohl des Landes notwendigen Pläne gegen das retardierende Element der Mehrheit der Korporationsglieder, von denen man diesen Weitblick nicht erwarten konnte, nicht haben durchsetzen können — zum Schaden des Landes.

Der einzelne wird einiges an persönlichen Freiheiten und Ansprüchen opfern müssen — das gilt für politische Entscheidungen und Dinge, bei denen vom einzelnen oder der Gesamtheit Opfer verlangt werden. Im Lebenskreise der studentischn Korporation wären dieses die neu zu dem bisherigen Aufgabenkreise der Korporationen hinzutretenden Arbeitsgebiete, d. h. Volkstumsarbeit, politische Schulung, körperliche Ertüchtigung, Arbeitsdienst. Dagegen ist in dem alten, formell-gesellschaftlichen

Aufgabenkreise der Korporation das aristokratisch-korporative Führerprinzip nach wie vor durchaus am Platz und wird es — der Natur der Sache entsprechend — wohl auch fernerhin sein.

Gänzlich unerfindlich erscheint es daher, warum Bosse ausgerechnet mit der Jurisdiktion beginnen will und damit die Sache gerade vom verkehrten Ende anfasst. Nicht bei der richterlichen, sondern bei der Exekutivgewalt hat die Reform zu beginnen, wie es auch in den Staaten geschehen ist, die von einer demokratischen zu einer autoritären Regierungsform übergingen.

Die Notwendigkeit, gerade die Ausübung der Jurisdiktion einem einzelnen zu übertragen, ist für uns nicht einzusehen, würde sie doch eine Entmündigung des Convents und einen Bruch mit unseren besten Traditionen bedeuten. Es liegt ein tiefes sittliches Prinzip in der Verantwortlichkeit des einzelnen vor der Gesamtheit und der Verantwortung der Gesamtheit für den einzelnen, vielleicht das wertvollste Erziehungsprinzip der aristokratisch-korporativen Gemeinschaft überhaupt. Als Junger unter Jungen wird der Korporations-Senior stets «primus inter pares» sein, seine Stellung wird stets auf der «auctoritas» beruhen, die beim einzelnen sehr verschieden gross sein wird, nicht auf einer «potestas». Wird aber durch die Übertragung der Jurisdiktion an einzelne eine Ersparnis an Zeit und Energie für die Gesamtheit bezweckt und an eine Verkürzung der Formalitäten und des Instanzenzuges gedacht, so liesse sich im chargiertenkonventlichen Leben wohl auf das Prinzip, dass jeder Bursch über das Vergehen jedes Burschen urteilen kann, verzichten; der genannte Zweck könnte durch Erledigung der Burschengerichtsmaterialien durch das Burchengericht und eine neu zu schaffende Appellationsinstanz erreicht werden. Abgesehen von allem anderen bringt die Aburteilung der Vergehen durch den Convent eine Schulung des formalen Denkens des einzelnen mit sich, die bei politischer Tätigkeit jedem von grossen Wert sein wird. Wir sollten uns davor hüten, bestimmte Formen unseres Gemeinschaftslebens durch Etikettierung mit Bezeichnungen, die in der Wertungsskala politischer Begriffe einen niedrigen Rang haben, wie etwa «liberal» oder «parlamentarisch», zu diskreditieren, — Formen, die im Grunde aus anderen Wurzeln entsprossen, in unserem Wesen stark verwurzelt sind und in der Umwelt, in die wir hineingestellt sind, ihre Berechtigung und ihren Wert haben. Der einzelne wird bei uns stets darauf angewiesen sein, sich einer weit grösseren Zahl Andersnationaler gegenüber durchzusetzen, zu führen. Als Balten werden wir daher vom einzelnen bewusst die volle Verantwortung für seine Worte und Handlungen fordern, kein bequemes Abwälzen auf den Führer dulden. Unsere Erziehungsarbeit wird nach wie vor sich das Ziel setzen müssen, selbständige, doch gemeinschaftsgebundene Einzelpersönlichkeiten zu erziehen, die ihre Entscheidungen selbst fällen und die volle Verantwortung tragen können.

Nicht nur erwünscht, sondern durchaus erforderlich ist dagegen die stärkere Betonung und Durchsetzung des Führerprinzips auf den neu hinzutretenden Arbeitsgebieten. Hier — nicht in judiziären Fragen — wird dem Führer der Korporation in weitgehendem Masse die «Befehlsgewalt» in der Form des Rechts zur Erteilung verbindlicher Aufträge an den einzelnen, sowie bei der Bestimmung der Aufgaben der Korporation zustehen müssen. Diese Entwicklung bahnt sich bereits an. In Dingen wie Volkstumsarbeit, politische Schulung, körperliche Ertüchtigung, Ar-

beitsdienst, wo es mit Opfern an Zeit und Energie verbundenen Einsatz gilt, kann die Entscheidung nicht einer vielköpfigen Versammlung überlassen werden, hier muss die Synthese des militärischen und des korporativen Prinzips gefunden werden, wie wir sie auch für das Arbeitslager erstreben und wie sie für unser Gemeinschaftsleben in Zukunft wohl bestimmend sein wird.

3.

Von ganz besonderem Wert sind Bosses Anregungen zur Frage «Student und Bodenständigkeit». Wie im Reich, so hat auch bei uns der Student zum Vorkämpfer und Bahnbrecher des Gedankens der Bodenständigkeit und des Landdienstes zu werden.

Bosse will auch der landsmannschaftlichen Gebundenheit unserer alten Landsmannschaften einen neuen, positiven und aktuellen Inhalt geben, indem er die Glieder der alten Landeskorps direkt auf die Arbeit am heimatlichen Boden hinweist, um damit eine neue und sachliche Verwurzelung des einzelnen im Boden der engeren Heimat zu erreichen. Und in der Tat — es darf nicht soweit kommen, dass die Aussenwelt die Äusserungen der landsmannschaftlichen Gebundenheit nur im Negativen — in interkorporellen Reibereien und Spannungen — zu sehen bekommt und dadurch die Meinung gewinnt, als handele es sich hier um kleinlichen und unzeitgemässen Partikularismus, der der Zusammenfassung aller Kräfte zu grossen, gemeinsamen Aufgaben hinderlich ist. Es wird denjenigen, die noch Bindungen zur Landschaft haben, nicht verdacht werden können, wenn sie ihre Arbeitskräfte am liebsten zum Wohle ihrer engeren Heimat einsetzen. Konkret gesprochen hiesse das: ein Landeskorps übernimmt, falls die Studentenschaft als solche ein allgemeines Lager aufzieht, als «Träger des Dienstes» die Errichtung eines Arbeitslagers in der Heimatlandschaft aus eigenen Mitteln, die leicht durch Einsparungen bei den konventlichen Feiern zu gewinnen wären.

Selbstverständlich dürften die Lager der Korporationen, soll nicht ihr Zweck verfehlt werden, nicht zu exklusiven Klüngeln werden. Organisation, Aufbringung der Mittel, die Durchführung liegt in Händen der Korporation, die Zentralstellen sorgen dafür, dass durch Auslese der Teilnehmer der Gedanke der Volksgemeinschaft verwirklicht wird.

Die harte Wirklichkeit der Notjahre seit 1923 machte aus der wandernden, lautenklimpernden, disputierenden, romantischen Jugend im Reich eine marschierende, sachliche, politische Jugend. Auch bei uns wird die harte neue Zeit aus dem romantisch-unpolitischen, zechenden, pliggernden, bummelnden einen sachlich-politischen, arbeitenden, dienenden, marschierenden Studenten werden lassen. An die Stelle der Rechte werden Pflichten treten.

Der verwöhnte Liebling der Gesellschaft von gestern, dem man vieles nachsah, sein Eigenleben achtend, wird morgen der Soldat im Dienste von Heimat und Volkstum sein.

Dorpat, im September 1933

Baron Arved Taube

Erwiderung

Mein Aufsatz über den baltischen Studenten von morgen ist aus der unumstösslichen Gewissheit entstanden, dass die studentische Korporation ihren Sinn und ihre Daseinsberechtigung in Zukunft nur noch als aktive Dienstgruppe im Gesamtbau unserer Volksgemeinschaft erhält. Dieser eindeutigen Zielsetzung hat sich unter den wesentlich gewandelten Wertmasstäben alles,

was an wertvollem Traditionsgut herübergerettet werden kann, unterzuordnen.

Einzig von dieser Voraussetzung aus ist an die Führungsfrage heranzugehen. Sie stellt kein «Prinzip» dar, zu dem man sich um seiner selbst willen zu bekennen hätte, sondern es geht um eine Disziplinierung, die durchzuführen ist. Eine aristokratische Gemeinschaft, wie sie die alte Korporation darstellte, deren Senior ein primus inter pares war, hat natürlich ihren unbestreitbaren Wert gehabt. Aber gerade die erfolglosen Bestrebungen, zu einer gültigen Sinngebung des studentischen Daseins zu gelangen, wie sie innerhalb der letzten zehn Jahre vielfach zu beobachten waren, zeigten, dass diese Gemeinschaften infolge ihres Aufbaus einfach nicht genügend manövrierfähig waren. Darum geht es heute.

Wenn für den Senior der Korporation eine Stärkung seiner Disziplinargewalt gefordert wurde, so geschah das um dieser zu erreichenden Manövrierfähigkeit willen: Dienstgruppe, Formation! Der Ausdruck «Parlamentarismus» soll gern um seines üblen Beigeschmacks willen fallen gelassen werden. Sachlich aber liegt es so, dass man nicht gleichzeitig einen «revolutionären Schwung» gefühlsmässig bejahen kann, ohne mit der soldatischen Haltung und dem Willen zur Unterordnung Ernst zu machen, der einen der wesentlichsten Inhalte dieses revolutionären Gedankenguts ausmacht, d. h. aber, sie auf die eigne Wirklichkeit zu übertragen. (In Parenthese: «revolutionärer Schwung» und «Hüter der Tradition» wird doch nur recht schwer auf den ersehnten Generalnenner gebracht werden können)

Baron Taube spricht von der geminderten Verantwortung. Er verfällt dabei dem Irrtum, als ob Verantwortung nur dort denkbar sei, wo das Recht des einzelnen zum Mitbestimmen (häufiger: Mitreden) gewahrt bleibt. Das ist aber liberal gedacht und in keinem Falle soldatisch. Die Erziehung zur Verantwortung wird auch in Zukunft durch die Conventsämter gehn. Was endlich die Verantwortung vor der Gemeinschaft angeht, so besteht sie uneingeschränkt auch dort, wo als Träger der Disziplinargewalt der selbstgewählte Führer auftritt. Die Grundrechte der Gemeinschaft aber werden durch diesen nicht angetastet: nur sie selbst entscheidet über Aufnahme und Ausschluss ihrer Glieder.

Abschliessend zur Führerfrage: die Umwandlung der bisherigen aristokratischen Gemeinschaft in die Dienstgruppe wird in jedem Falle vom Vorhandensein der führenden Persönlichkeit abhängen, ohne die das Führerprinzip ja zu einem Witz werden kann. Der notwendige Umbau wird daher nicht in allen Fällen sogleich durchführbar sein. Ein schlimmes Zeichen freilich wäre es für jegliche Korporation, die auch auf längere Sicht nicht imstande wäre, einen Führer herauszustellen.

Was nun den Arbeitsdienst anlangt, so handelt es sich hier um ein Werk von derartiger Bedeutung, dass als Träger des Dienstes dafür m. E. niemals eine Institution wie die Studentenschaft in Frage kommt, geschweige denn dass einzelne Korporationen sich selbständig seiner bemächtigen. Der deutsche Landdienst ist ein Erziehungswerk von solcher Tragweite für unsere Zukunft, dass er von einer einheitlichen Zentralstelle auf lange Sicht hinaus geplant und durchgeführt werden muss. Dass aber die Korporationen diesem Werke ihre Kraft uneingeschränkt zur Verfügung stellen, ist freilich Selbstverständlichkeit.

Riga

Heinrich Bosse

Deutsches Schauspiel zu Riga

Die Meinungen des Publikums über das Wesen eines Kritikers sind, soweit ich feststellen konnte, zweigeteilt. Die einen sehen in ihm den unfehlbaren Richter in allen Fragen des literarischen Geschmacks, den Mann, der alles, aber auch alles, gelesen hat, den amtlichen Schatzhüter des allein richtigen Urteils. Diese Ansicht ehrt den Kritiker, aber sie belastet ihn nicht unerheblich, und besonders: sie sieht am Wesentlichen vorbei. Der Kritiker möchte weniger entscheidende Urteile fällen, als vielmehr beraten, und dies nach zwei verschiedenen Seiten hin; er möchte aus Theater und Publikum eine zufriedene, glückliche, unlösbare und in dieser Unlösbarkeit produktive Einheit gestalten; er möchte, dass der alte Traum von der «Schaubühne als moralischer Anstalt» in zeitnaher Form, aber unter Bewahrung seines überzeitlichen Kerngedankens, Realität werde. — Die andern halten den Kritiker für eine Art Studienrat des Bühnenlebens, der mit finsterem Gesicht Zensuren (lieber schlechte als gute) in sein Notizbuch schreibt. Ihre Ansicht gründet sich meistens auf die Lektüre der Zeitungskritiken, wird aber dadurch in ihrem Wesen nicht richtiger. Wir müssen diese Meinung als entstellend und böswillig ablehnen.

Der Kritiker muss zunächst einmal, ehe er Noten schreibt, verstehen können. Nicht in dem Sinne des seichten tout comprendre c'est tout pardonner, sondern um Theater wie Publikum Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können und die Wege ausfindig zu machen, auf denen die beiden sich treffen können. Ein Verstehen dieser Art scheint Vorbedingung jeder fruchtbaren Theaterkritik; gleichzeitig ist es der schwerste Teil der ganzen Rezensentenarbeit. Zumal in Riga liegt das Problem denkbar verwickelt; denn hier haben wir es, wenn ich richtig sehe, nicht mit zwei, sondern (da das Publikum sich wiederum in zwei Schichten gliedert) sogar mit drei bislang einander feindlichen Grössen zu tun.

Zunächst haben wir da den kultivierten Theaterbesucher. Er hat viele und gute Aufführungen gesehen; sein Geschmack wünscht eine erlesene Kost aus Vergangenheit und Gegenwart. Er möchte Bekanntes und Geliebtes erneut geniessen, möchte wichtige und wertvolle Neudichtungen kennen lernen. Meist hat er dem Theatersaal in der Königstrasse gegenüber persönliche Hemmungen; er vergleicht ihn mit vergangener Herrlichkeit und ist dann leicht betrübt oder gar entrüstet. Das Foyer ist zu klein, die Akustik (in der Mitte besonders) nicht immer glänzend; Besucher im (womöglich hellen) Strassenanzug beeinträchtigen die festliche Stimmung. Zudem haben gewisse Ereignisse der letzten Jahre ihn verstimmt; er ist misstrauisch geworden und lebt des Glaubens, dass dieses Deutsche Schauspiel seine Ansprüche nicht befriedigen könne. Wenn er übrigens sonst gutgesonnen ist, wird er die klassischen Stücke und die modernen Dramen von literarischem Wert besuchen; taucht aber ein fröhliches Lustspiel, womöglich derberer Art, im Spielplan auf, wird er resignierend die Achseln zucken und seine Grundthese vom endgültigen Abstieg des deutschen Theaters in Riga bestätigt sehen. — Aus Vertretern dieser Mentalitätsgruppe setzt sich das Publikum z. B. bei einer Aufführung von «Herodes und Mariamne» zusammen: wenige Reihen besetzt, diese in sich kritisch gespalten; im übrigen gähnende Leere.

Diesem Publikum steht ein anderes ziemlich schroff gegenüber; das sind die

Vertreter der breiteren Volksschichten. Sie haben den ganzen Tag irgendwie schwer in Bezirken gearbeitet, die weit von Dichtung und Drama abliegen; sie haben schwere Sorgen; sie wollen sich ablenken lassen. Sie könnten auch ins Kino gehen, und sie tun das auch am liebsten. Aber schliesslich wissen sie doch, was sie ihrer deutschen Kultur schuldig sind, und viel teurer ist das «Deutsche Schauspiel» ja schliesslich auch nicht. Sie begehren von der Bühne den Schein, der sie von der Last ihres Alltags ablockt; sie wollen lachen, wollen das Leben so sehen, wie es eigentlich sein müsste, wollen um Gottes willen nicht noch auf die Probleme dieses Daseins hingewiesen werden. Sie kommen z. B., wenn es «Die grosse Chance» von Alfred Möller und Hans Lorenz gibt, kommen in hellen Scharen, gleich bereit zu lachen wie Beifall zu bezeugen. Eine glänzende Toilette, ein saftiger Witz, eine ans Herz greifende Handlung — das ist es, was sie wollen.

Zwischen diesen beiden Mächten steht nun, in wenig beneidenswerter Position, der Theaterdirektor. Er möchte es beiden recht machen; er möchte aber auch seiner Kasse gedenken. Er versucht also den Spielplan beiden Grundwünschen anzupassen; da die zweite Publikumsgruppe die grössere ist, kommt er ihr mit besonderer Freude entgegen. In die Praxis umgesetzt, bedeutet das: auf einen Hebbel je einen Möller-Lorenz und Harwood (Graffs Volksstück steht da so etwa in der Mitte), auf einen «Herodes», einen «Mann mit dem Kuckuck» und eine «Grosse Chance».

Die Rechnung stimmt scheinbar, und dennoch beginnt erst mit ihr das eigentliche Problem. Publikumgruppe A nimmt am «Mann mit dem Kuckuck» und der «Grossen Chance» Anstoss und geht nun womöglich auch nicht in den eigens für sie bereitgestellten «Herodes», den Gruppe B als unzweckmässig und unnötig empfindet und also nicht besucht. Der Direktor studiert indessen in emsiger Verzweiflung die Besucherstatistiken der Berliner Theater und komponiert mit neuem Mut und neuer Hoffnung den Spielplan für den nächsten Monat. Der Reigen kann aufs Neue beginnen.

Das Tragische an dieser Dreiuneinigkeit ist die Tatsache, dass jeder der drei Partner gleichermassen Recht und Unrecht hat. Über Ausmass und Inhalt jedes Rechtes zu sprechen ist unnötig; das tun alle Beteiligten selbst. Zudem glaube ich, dass, wenn man eine Einheit herstellen will, es richtiger ist, vom Unrecht zu sprechen und zu versuchen, dieses Unrecht als solches eindeutig begreiflich zu machen. Und da darf ich, in aller Bescheidenheit, meinen, dass es Unrecht ist, Masstäbe oder Vorurteile aus vergangener Zeit zu verewigen, Unrecht, das Theater zu einer Stätte leichter Unterhaltung zu degradieren, Unrecht aber auch, in solcher Zeit und an solcher Stelle Kompromisspielpläne aufzustellen, anstatt eine Linie sicherer, zeitbewusster Publikumsführung, anstatt Kunsterziehung anzustreben.

Wer jedem sagt, wo er Unrecht hat, macht sich nur mässig beliebt. Aber denken wir doch alle einmal weniger an uns selbst als an die grosse Idee, die unser «Deutsches Schauspiel» verkörpert und die mit ihm steht und fällt. Vielleicht wird unsere Jugend, die eben daran geht, sich im Rahmen des «Deutschen Schauspiels» seine «Jugendbühne» zu gründen, zum Stosstrupp zur Überwindung der Gegensätze. Aber wir können den wichtigsten Schritt zu ihrer Überwindung leicht und schnell selbst tun, wenn wir uns auf den Ruf einigen: «Bekennen wir uns zu unserer deutschen Dichtung an der Stelle, wo sie uns heute am eindruckvollsten entgegen-

tritt, im «Deutschen Schauspiel»!» Und zwar jeder an seinem Teil.

*

Es gab also «Herodes und Mariamne». Man mag darüber streiten, ob die Wahl sehr glücklich war: das Drama selbst (nicht eben das Beste, das Hebbel uns geschenkt hat) steht jugendlichem Empfinden mit seinen scharfen Psychologisierungen, seinen etwas konstruierten Charakteren nicht sehr nahe; es hätte, gerade um die Jugend zu gewinnen, vielleicht ein anderes klassisches Drama besser entsprochen. Dennoch: seit langen Jahren in Riga nicht gegeben, müsste das in jeder Hinsicht schwierige Stück stärkste Anteilnahme erwecken — Anteilnahme an der mutigen Bühne, die das Wagnis übernahm, selbstverständliche Anteilnahme an der grossen und tiefen Dichtung. Die Darstellung, die in den Nebenrollen nicht durchweg befriedigen konnte (Horst Bergner als Joseph; Ruschmann, aus unerklärlichen Gründen nur mit tiefeingeknickten Knien über die Bühne huschend, als Joab; Laur als Richter Aaron), fand ihren Höhepunkt in Obsiegers feinnerviger, sehr durchdachter Verkörperung des Herodes. Nicht der König war es, den Obsieger herauszuarbeiten suchte, sondern der leidende, von sich selbst gequälte Mensch, dessen Schicksal es ist, seinem Wollen nicht den adäquaten Ausdruck im Worte finden zu können, der Mensch, der bei allem Wortreichtum stumm ist und daran zu Grunde gehen muss — eine erschütternde Leistung, die mehr vom Willen des Dichters ahnen liess, als die gewöhnlich bevorzugte Lautheit und Pose, mit der dieser Hebbelsche Herodes gemeinhin dargestellt wird. Die Mariamne, die neben Obsieger stand (Irmgard Gast), unterstrich diese Note sehr glücklich und schön; in den lauten, königlichen Partien vielleicht etwas zu leise, zu still, zu — sympathisch, brachte sie uns die entscheidenden seelischen Aufbrüche dieser sehr einsamen Liebenden mit einer Innigkeit nahe, die lange unvergessen bleiben wird. Hervorragend (besonders in der ersten Hälfte) war Else König, unsere neue Salondame, als Salome; ihre Leidenschaft wirkte echt und glaubwürdig, und das ist das grösste Lob, das wir ihr spenden können: schmale, nervöse Gestalt, bebende Stimme, die ganze Figur durchzittert von dem rasenden Dämon in ihr. Neben diesen beiden Frauen wirkte Elisabeth Ilna als Alexandra recht matt; ihr fehlte der makkabäische Grundzug, der die ganze Gestalt erst lebensecht und verständlich macht. Regie führte erstmalig Obsieger, auf Tempo und Zusammenspiel erfreulich bedacht, aber in seinen Streichungen denn doch zu rigoros und nicht immer mit gleichmässiger Zielsetzung. Glänzend das Bühnenbild von Tschakstin in seinen ruhigen, imposanten Formen und seiner schönen Beleuchtung. Die Aufführung — «nehmt alles nur in allem!» — war gut und recht beachtlich, nicht nur im Hinblick auf den kühnen künstlerischen Willen der Darsteller, sondern auch in ihrem tatsächlichen Erfolg.

*

Sigmund Graff, einer der erfolgreichsten neudeutschen Bühnendichter, ist seit der Darbietung seiner «Einsamen Tat» im letzten Winter auch in Riga kein Fremder mehr. Sein Volksstück «Die vier Musketiere» hat die Freunde seines ringenden Ernstes, der ihn zum Schöpfer des besten deutschen Frontsoldatendramas werden liess («Die endlose Strasse»), etwas enttäuscht. Das Problem des Fortbestandes soldatischer Kameradschaft in der zivilen Bürgerlichkeit, von jedem alten Soldaten schmerzhaft durchgelebt und durchgekämpft, wird hier für den Wissenden zu lustig

und zu betont untief abgehandelt — man weiss den Schützengrabenwitz wohl zu schätzen, wird aber die Furcht nicht los, dass die andern vor diesem Witz den bitterernsten Kern nicht sehen könnten. Die wirklichkeitsferne Konstruktion des Ganzen ist zudem zu volksstückhaft, um echt zu wirken. Die Darbietung durch unsere vier Musketiere (Hendrich, Kubitzky, Bergner, Obsieger) war fröhlich und beschwingt; ein Versager diesmal freilich Irmgard Gast, die als Krankenschwester und spätere verehelichte Gisevius zwar einige feine Momente hatte, aber im ganzen nicht überzeugen konnte. Lassys Ordonnanz war eine peinliche Karrikatur; dagegen bot Sigrid Hamar in einer der von ihr bevorzugten Dienstbotenrollen eine kleine Meisterleistung.

Die beiden Lustspiele, die Direktor Beug für den vergangenen Monat ausgewählt hatte, waren ihm offensichtlich durch ihre Berliner Publikumserfolge empfohlen worden. Die englische Komödie des Herrn Harwood vom Gerichtsvollzieher («Der Mann mit dem Kuckuck») ist eine recht witzige, kleine amüsante Angelegenheit, spritzige Unterhaltung mit einigen erfreulichen Spitzen gegen manche Zeiterscheinung und besonders gegen etliche Zöpfe der britischen Rechtspflege. Else König debütierte hier recht glücklich als kleine mondäne, verschuldete und schliesslich doch gar nicht so leichtsinnige Frau: charmantes Spiel, bemerkenswerte Toiletten — Herz, was begehrst du in solchem Rahmen mehr? Ihr Gegenspieler Wolfgang v. Rotberg sieht wirklich gefährlich gut aus und erfreut immer wieder durch seine gepflegte Sprache; man wünschte ihm etwas von der Beweglichkeit, die uns an Eugen Lundt so mitriss. Couété, Lassy und auch Elisabeth Ilna stellten gut abgerundete Persönlichkeiten auf die Bühne; Sigrid Hamar exzellierte wieder als Zofe, und Obsieger bot in kleiner Nebenrolle eine famose Meisterleistung.

«Die grosse Chance», von der Lustspielfirma Möller-Lorenz unter sauberer Verarbeitung einer Kollektion altbewährter Scherze und mit Zuhilfenahme einiger ebenfalls nicht eben neuer Konflikt- und Lösungsmotive geliefert, befriedigte die Publikumsgruppe b (vgl. oben!) höchlichst und konnte auch den, der etwa zum Volkskundestudium das Theater besucht hatte, recht erfreuen. Fragt sich nur, ob dazu das «Deutsche Schauspiel» da ist. Rotberg hatte Gelegenheit, am Ende des zweiten Akts eine Art Ringparabel im Courths-Mahlerstil gut vorzutragen und damit wieder zu beweisen, dass er trefflich sprechen kann. Else König und Sigrid Hamar gaben ganz treffende Charakterstudien, Hendrich war stellenweise recht witzig. Über die übrigen schweigt man besser: Lassy war ganz unzureichend, auch Kubitzky übertrieb m. E. zu sehr; Ruschmann blieb ganz farblos, und Elisabeth Ilna steigerte ihre an sich kaum erträglich-törichte Rolle in ein allerdings sagenhaftes Extrem.

Den trefflichen Böhmer konnten wir im verflossenen Monat nicht sehen; er hat keine Arbeitskarte erhalten. Das bedeutet für unsere Bühne einen harten Schlag; seine mimische und Sprecheigenart wäre zur harmonischen Abrundung des Ensembles dringend notwendig.

*

Was lehrt der verflossene Spielmonat den Kritiker, d. h. den, der sich Gedanken über die Hintergründe des bunten Scheins macht? Viel Anstrengung, sehr viel gute Einzelleistungen, aber keine einheitliche Idee. Ohne eine solche wird die notwendige Einheitsfront niemals

hergestellt werden können. Ist es wirklich so unmöglich, eine solche einsträngige Linie zum Leitmotiv alles schauspielkünstlerischen Bemühens zu machen?

Lutz Mackensen

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Das junge Deutschland will Arbeit und Frieden. Gesammelte Reden des Reichskanzlers Adolf Hitler nach dem amtlichen Wortlaut. Verlag Liebheit und Thiesen, Berlin SW 19. – 71 S.

Unter diesem Titel sind sieben Reden zusammengefasst, die Reichskanzler Adolf Hitler nach seinem Machtantritt am 30. Januar 1933 gehalten hat. Ferner enthält die Sammlung den Aufruf der Reichsregierung an das deutsche Volk vom 1. Februar 1933 und die Rede Hindenburgs anlässlich der Reichstagseröffnung am 21. März 1933. Die Reden Hitlers behandeln die verschiedensten Dinge: es findet sich hier ausser den ersten Reichstagsreden die grosse aussenpolitische Rede vom 17. Mai im offiziellen Wortlaut, die Reden vor der deutschen Landwirtschaft am 5. April, vor zwei Millionen Werktätiger am 1. Mai und auf dem Kongress der Deutschen Arbeitsfront am 10. Mai, schliesslich die Rede vor den Reichsstatthaltern in der Reichskanzlei am 6. Juli. Aus der Fülle einprägsamer Sätze seien hier folgende herausgegriffen:

«Indem wir in grenzenloser Liebe und Treue an unserem eigenen Volkstum hängen, respektieren wir die nationalen Rechte auch der anderen Völker aus dieser selben Gesinnung heraus und möchten aus tiefinnerstem Herzen mit ihnen in Frieden und Freundschaft leben. Wir kennen daher auch nicht den Begriff des Germanisierens.» (17. Mai). «Wenn ich vor 14, 15 Jahren und seitdem immer wieder vor der deutschen Nation erklärt habe, dass ich meine Aufgabe vor der deutschen Geschichte darin sehe, den Marxismus zu vernichten, dann ist mir das keine Phrase, sondern ein heiliger Schwur, den ich erfüllen werde, solange ich überhaupt noch einen Atemzug tue!» «Ich werde keinen grösseren Stolz in meinem Leben besitzen als den, einst am Ende meiner Tage sagen zu können: Ich habe dem Deutschen Reiche den deutschen Arbeiter erkämpft!» (10. Mai). «Unverrückbar wollen wir kämpfen, dass die Macht, die der neue Gedanke, der neue politische Glaube in Deutschland erobert hat, nimmermehr entschwindet, sondern im Gegenteil immer fester und fester wird. Wir wollen kämpfen dafür, dass die neue Idee sich siegreich über ganz Deutschland erhebt und allmählich das ganze deutsche Volk in die Gewalt ihres Bannes zieht.» (1. Mai). «Unsere Aufgabe heisst Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit!» (6. Juli).

Niemand, auch kein Nichtdeutscher, wird sich dem Eindruck dieser Reden entziehen können. In ihnen bekundet sich mit ungeheurer sittlicher Wucht ein richtungweisender Wille, der das deutsche Volk vom Abgrunde, an dem es hintaumelte, zurückgerissen hat.

Th.

Harald Becker, Geschichte der Curonia I. Herausgegeben von der Historischen Kommission der Curonia. Riga 1933.

Als Resultat der schon im vorigen Jahrhundert begonnenen und durch mehrere Jahrzehnte fortgesetzten Tätigkeit der historischen Kommission der Curonia ist anlässlich des 125-jährigen Korporationsjubiläums der erste Band ihrer Geschichte zum Abschluss ge-

langt. Dank dem, dass so früh mit der Sammelarbeit begonnen worden ist, hat ein ungemein reichhaltiges Material zusammengetragen werden können, das heute garnicht mehr zu beschaffen gewesen wäre, speziell was persönliche Erinnerungen anlangt. Neben diesem handschriftlichen Quellenmaterial ist die gesamte gedruckte Literatur über die Dorpater Korporationen herangezogen worden, speziell die Arbeiten von Gernet, die vielfach hier in Einzelheiten Korrekturen erfahren. Von besonderem Interesse sind die neuen Gesichtspunkte für die älteste Zeit der allgemeinen Burschenschaft, wo auf Grund scharfsinniger Interpretation einer Reihe von Stammbuchblättern die Existenz einer Geheimverbindung nachgewiesen wird. Die Belege für die Existenz der Curonia seit 1808 dürften nun wohl für völlig ausreichend angesehen werden, wobei das Fehlen eines nachweislichen Stiftungsaktes als Gegenargument nicht in Frage kommt.

In der Darstellung Beckers spielen die Vorgänge der interkorporellen Beziehungen eine verhältnismässig grosse Rolle neben der inneren Korporationsgeschichte, wobei naturgemäss vieles aus den früheren Darstellungen bereits Bekannte wiederholt wird. Ein abschliessendes Bild hat Becker aber auch hier nicht geben können, da er die Archive der Livonia und Estonia nicht benutzt hat und gerade für diese äussere Geschichte das letzte Wort natürlich nur auf Grund des gesamten erreichbaren Materials gesprochen werden kann, wobei sich manche für Becker bestehende Unklarheiten mühelos aufklären dürften. Die eigentliche innere Geschichte der Curonia tritt neben diesen chargiertenkonventlichen Abschnitten vielleicht etwas zu sehr zurück. Gerade hier wäre es von Interesse gewesen, Genaueres über innere Strömungen und führende Persönlichkeiten der Curonia zu erfahren, sowie über Beurteilungen derselben und der anderen Korporationen durch Curonen der damaligen Zeit. Man kann darüber streiten, ob eine Korporationsgeschichte mit objektiver Sachlichkeit und Kühle oder mit heissem Herzen geschrieben werden soll. Gerade durch Herausarbeitung dessen, was die Curonia selbst als die wesentlichen und typischen Züge ihrer Haltung und der Einstellung ihrer Landsleute zu den Fragen des Burschenlebens angesehen hat, bei einer stärkeren Herausstellung der Höhe- und Tiefpunkte der Entwicklung der Korporation und der Gründe derselben würde sich ein wesentlich lebendigeres Bild ergeben. Philistererinnerungen, die mit der Subjektivität des durch die Wesensart der eigenen Korporation beeinflussten Urteils geschrieben sind, sind da ein besonders wertvolles Material. Den Typus des Curonen im Wandel der Generationen kennen zu lernen, wäre wohl auch für die Glieder der Curonia, für die das Buch ja wohl in erster Linie bestimmt ist, von ungleich grösserem Wert, als die Kenntnis vieler Verhandlungen über Commentfragen und mehr oder weniger unwesentliche interkorporelle Differenzen, die doch einen verhältnismässig unpersönlichen und prinzipiell nebensächlichen Charakter tragen. In dieser Beziehung dürfte wohl auch das Material für den ausstehenden zweiten Band günstiger beschaffen sein, was sich bei der inneren Geschichte der 50-er Jahre bereits angenehm bemerkbar macht. Hoffentlich wird also in Zukunft neben der annalistischen Darstellung der Vorgänge auch die subjektivere, sozusagen geistesgeschichtliche Seite ihren gebührenden Platz finden. Dabei würden sich wohl auch Wechselbeziehungen zur Geschichte der Universität und zur Landesgeschichte ergeben.

Von Interesse wäre es auch, den Fäden nachzuspüren, die aus der Grün-

dungszeit der Curonia nach Deutschland hinüberlaufen. In dieser Zeit ergeben sich überraschend enge Beziehungen — mancher Dorpater Bursch ist deutscher Corpsstudent gewesen, und die Herkunft vieler Gebräuche und Commentbestimmungen wird sich hierher zurückführen lassen. Gerade bei der Curonia dürften die Beziehungen zu Deutschland noch viel regere gewesen sein, als bei den anderen Korporationen.

Diese zum Ausdruck gebrachten Wünsche können aber den Wert der Beckerschen Arbeit nicht herabmindern. Die berichteten Vorgänge sind sämtlich quellenmässig gut belegt, das Material mit viel Kritik verwertet. Die Quellenangaben dürften den Historiker besonders interessieren, das Register erleichtert die Benutzung ungemein. Erfreulich wirkt auch die bildliche Ausstattung. Es ist nur zu hoffen, dass der zweite Band recht bald nachfolgt und die Geschichte der Curonia bis zum Schluss ihres Bestehens in Dorpat fortführt.

H. Speer

Prof. Dr. Fritz Rörig, Mittelalterliche Weltwirtschaft. Blüte und Ende einer Wirtschaftsperiode. Kieler Vorträge, Nr. 40. Jena, 1933.

Im Gegensatz zu den heute noch vielfach herrschenden Vorstellungen einer mittelalterlichen «Stadtwirtschaft», welche, auf Sombart und Bücher fussend, die mittelalterliche Stadt und ihre nähere Umgebung als einen geschlossenen (autarken) Wirtschaftsraum aufzufassen suchen, weist der Verfasser an Hand zahlreicher Belege die rege wirtschaftliche Verflochtenheit nach, welche etwa vom 12. Jahrhundert ab in Europa zu beobachten ist. So erfährt man mit Interesse, um nur ein Beispiel für viele herauszugreifen, dass das notorisch minderwertige polnische Tuch von Posen aus nicht nur im ganzen Südosten Mitteleuropas gehandelt wurde, sondern auch in Zürich, Konstanz und Venedig anzutreffen war, eine Tatsache, die neben dem bekannten Grossexport der flandrischen Tuchwebereien bisher leicht übersehen wurde. Nach Rörig würde die wirtschaftliche Entwicklung vom späteren Mittelalter zur Zeit des blühenden Merkantilismus etwa als Prozess einer deutlichen Schrumpfung anzusehen sein: «Es ist notwendig ... sich freizumachen von jener Pseudoentwicklungsgeschichte, die da meint, weil es um 1700 klein aussah mit Wesen und Geist der deutschen Wirtschaft, müsse vorher alles noch kleiner gewirkt haben». Naturgemäss deckt sich das, was Rörig als mittelalterliche Weltwirtschaft bezeichnet, nur sehr bedingt mit den Vorstellungen, die wir heute an diesen Begriff heranzutragen gewohnt sind. Der Unterschied kann jedoch nur als ein stark gradueller, keineswegs aber durch Strukturwandel der Wirtschaftsgesinnung bedingt gedacht werden. Dies überzeugend dargelegt zu haben ist Rörigs Verdienst.

H. Bosse

Nachtrag

Im Aufsatz von Dr. G. Baron Wrangel über die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und den baltischen Staaten hat der Absatz auf S. 605 Z. 1 v. o. zu lauten:

Für Lettland sind die Ergebnisse des Aussenhandels für das erste Halbjahr 1933 ähnlich. Die Einfuhr stellte sich in diesem Zeitraum auf 39,0 Mill. Lat (39,2 Mill.), die Ausfuhr auf 35,2 Mill. Lat (48,6 Mill.), das Passivsaldo betrug also 3,8 Mill. Lat. Im ersten Halbjahr 1933 betrug Deutschlands Anteil an der Einfuhr 11,5 Mill. Lat bzw. 29,7% (13,9 Mill. Lat bzw. 35,4%), an der Ausfuhr 8,4 Mill. Lat bzw. 23,8% (12,9 Mill. bzw. 26,7%); Englands Anteil an der Einfuhr stellte sich im gleichen Zeitabschnitt auf 7 Mill. Lat bzw. 18,2% (3,3 Mill. Lat bzw. 8,4%), an der Ausfuhr auf 14,1 Mill. Lat bzw. 40,3% (13,4 Mill. bzw. 27,5%).

S. 605 Z. 17 v. u. ist zu ergänzen: «in Lettland von 8,4 auf 18,2%». S. 606 Z. 11 v. u. lies statt 50%: 250%.

MITARBEITER DIESES HEFTS:

Dr. G. Baron Wrangel, Berlin / Professor Lic. Dr. **C. Schneider,** Riga-Leipzig / **P. K. Schulz,** Riga / Mag. hist. **A. Feuereisen,** Präsident der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga / Dr. jur. **L. von Middendorff,** Dorpat / **H. Nietz,** Berlin / Mag. phil. **A. Baron Taube,** Dorpat / Dr. phil. **H. Bosse,** Riga / Professor Dr. **L. Mackensen,** Riga, Herderinstitut / Mag. phil. **H. Speer,** Dorpat.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. **Reinhard Wittram**
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

Beilage der „Baltischen Monatshefte“
Jahrgang 1933, Heft 11

AUS BALTISCHER ARBEIT
BALTISCHE PERSONALNACHRICHTEN

Deutsch-baltische Volksgemeinschaft in Lettland

Hauptvorstandssitzungen vom 2. und 23. Okt. 1933

Ämterbesetzung

In der Leitung des Fürsorgeamts ist ein Wechsel eingetreten, indem die ehrenamtliche Leitung nunmehr in den Händen von Pastor Lic. Abramowski liegen wird; die Geschäftsführung wird Herr A. Gutschmidt inne haben.

Zum Leiter des Nachbarschaftensystems ist Herr Stadtverordneter M. Hesse bestimmt worden.

Die Organisation des freiwilligen Arbeitsdienstes ist einem Verwaltungsrat übertragen worden, der aus dem Herrn B. v. Klot als Leiter und den Herren Ältermann H. Gaabe, Prof. L. Mackensen, Ing. N. Schurgin und Pastor Lic. Abramowski als Gliedern besteht.

Zum Leiter des Finanzamtes wurde Herr Ältester E. Mündel wiedergewählt.

In das Kollegium des Fürsorgeamtes wurden folgende Damen und Herren gewählt: Arch. M. v. Briskorn, Rechtsanwalt E. v. Pander, Frl. M. Mündel, Frau Oberlehrer Knorr, Dr. O. v. Schröder, Dr. E. Breckoff, Dr. H. Schlau, Pastor Arn. Schabert, M. Hesse, Frl. A. Krannhals, Arnold Baron Vietinghoff sen., Pastor E. Savary, Prof. Dr. A. v. Hedenstroem, Pastor C. Tempel, Pastor H. Katterfeld, Prof. K. Heintz.

In das Kollegium des Finanzamtes wurden folgende Herren gewählt: in die Allgemeine Abteilung Ältermann Eugen Schwartz, Dr. W. Westermann, Adam Baron Engelhardt, M. v. Vegesack, Stadthauptkollege W. Sadowsky, und in die Steuerabteilung M. Hesse, Fr. Rambach und W. Treu.

Der Bestand des Kulturamtes wurde wie folgt festgelegt: zum Leiter wird Rechtsanwalt Fr. v. Samson gewählt und zu Gliedern des Kollegiums Ältester E. Mündel, D. K. Keller, Mag. A. Feuereisen, Prof. Dr. W. Klumberg, Dr. E. v. Sivers, Ministerial-

rat M. v. Radecki, Oberlehrer R. Mettig, Oberlehrer A. Schönfeldt, Oberpastor Lic. V. Grüner, Dr. R. Wittram.

Zum Leiter des Jugendamtes wurde Pastor Arnold Schabert gewählt, die Wahl des Kollegiums wurde vertagt.

Zum Leiter des Landamtes wurde Baron Wilhelm Fircks wiedergewählt, der während seiner Krankheit durch Herrn Erich v. Sivers-Gotthardsberg vertreten werden soll. Das Kollegium des Landamts wurde wie folgt festgesetzt: ex officio gehören dazu der Bischof der deutschen Gemeinden D. P. H. Poelchau, der Chef des deutschen Bildungswesens Dr. W. Wachtsmuth und die Herren Agr. M. v. Blaese, E. v. Sivers-Gotthardsberg und W. Bernewitz als Vertreter der landwirtschaftlichen Vereine. Gewählt wurden ausserdem W. Baron Rahden-Maihof, Th. Kaull-Nigranden, Arist v. Hehn-Druween, Leo Boettcher, Abg. W. Pussull, Josef Fandrich-Sessilen und Leon Schlack. Ein Platz im Kollegium wird für einen Vertreter der Hirschenhöfer Bauern freigehalten.

(Rig. Rdsch.)

Nach kurzer heftiger Krankheit schied aus dem Leben

Axel Freiherr von Campenhausen

a. d. H. Orellen

geboren am 15. August 1905 in Roseneck
gestorben am 19. Oktober 1933 in Riga

Freifrau Lilli von Campenhausen
geb. von Löwis of Menar
Phil. 1, 6 **und die Geschwister**

Landdienst

Von Heinrich Bosse

1.

Ob wir Bevölkerungs- und Mischehenstatistiken meinen, ob wir uns nur auf die Erfahrungen alltäglicher Erlebnisse berufen — wir stehen als Volksgruppe seit einer Reihe von Jahren an einem Punkte, von dem es heissen muss: zunehmende Bedrohung von aussen und — was schwerer wiegt — merkliche Selbstauflösung von unten und innen her zwingen dazu, die Frage nach der Lebensfähigkeit dieser Volksgruppe in ihrer ganzen Bedeutungsschwere zu stellen.

Da glimmt unter dem Eindruck der überwältigenden Geschehnisse im Reiche das Wort von der baltisch-deutschen Erneuerung auf, deren wir bedürfen, und die Widerspruchslosigkeit, mit der es allenthalben bejaht, die Bereitwilligkeit, mit der es aufgenommen und weitergegeben wird, beweist gewiss in erster Linie die geistige Verbundenheit mit der Gesamtnation, der sich keiner zu entziehen vermag, nicht minder aber die Einsicht, dass auch bei uns eine unhaltbar gewordene Notlage nach Auswegen drängt. Von der Einsicht zur Tat freilich ist ein mühevoller und weiter Weg. Er muss gegangen werden.

Über dem gärenden Durcheinander der weltanschaulichen und Meinungsgegensätze, die gegenwärtig die Volksgruppe aufzuspalten scheinen, steht einigend das zwingende Bekenntnis zur Volksgemeinschaft, die heute noch blosse Schicksalsverbundenheit und Organisation ist und dennoch auch vom Gesinnungsmässigen her eine wirkliche Gemeinschaft werden will. Die es werden m u s s, soll sich der Spruch von den Gewogenen und leicht Befundenen nicht auch an uns erfüllen. Vielfältig werden ihre Voraussetzungen sein. Sie wird Stückwerk bleiben ohne Einbettung in eine neuzuerringende Gott-

gläubigkeit, wurzellos ohne die Neuerwerbung einer verloren gehenden Bodenständigkeit, und sie wird zur leeren Form werden ohne tiefgreifende Revision unserer gesamten sozialen Haltung. Dies alles sind Dinge, die den einzelnen entscheidend angehen. Aber nur von den beiden letzten ist hier der Ort zu reden.

Wo Abwehrkampf geleistet wird — und wir sind täglich und stündlich in einem solchen begriffen —, da ist fester Verlass der Kämpfenden aufeinander, die Gewissheit, am Nebenmann in jeglicher Hinsicht einen festen Halt zu haben, die unerlässliche Vorbedingung. Haben wir sie erfüllt? Der in Not und Entbehrung des Alltags, umgeben von Andersstämmigen, gedrückt von der Sorge um's tägliche Brot sein Volkstum zu behaupten hat, der werktätige Volksgenosse bildet in unserem Kampf die vorderste Frontlinie. Von ihm, der aus seinem Volkstum nicht die Kräfte einer reichen Bildung zu schöpfen vermag, weil sie ihm unzugänglich bleiben muss, von ihm werden die schwersten Opfer verlangt, denn das Aufgehen im fremden Volkstum bedeutet für ihn gewöhnlich einen materiellen Gewinn, dessen lockender Wirkung schwer zu widerstehen ist. Die deutsche Volksgemeinschaft kann und wird nicht in der Lage sein, diesen Lockungen gleichwertige Vorteile materieller Art entgegenzusetzen. Was sie zu geben vermag, wird in erster Linie immer auf seelischem Gebiet liegen: das Bewusstsein der festen Zusammengehörigkeit, der einigenden Gesinnungsgemeinschaft von Mensch zu Mensch, die soziale Haltung, die den einzelnen innerhalb der Gesamtheit hält und trägt. Zu einer solchen Haltung vorzudringen, ist eine der unabwendbaren Notwendigkeiten, von denen die Zukunft der deutschen Volksgruppe im baltischen Raume abhängt.

Wir haben viel soziale Fürsorge und wenig soziale Haltung. Denn diese erwächst niemals einer noch so verpflichtend empfundenen Mildtätigkeit und nur zum Teil einer Verantwortung für den andern Volksgenossen, sondern einer inneren Verbundenheit, die erlebnismässig verankert sein muss. Einsicht und guter Wille — diese beiden wichtigen Voraussetzungen zu schaffen, ist Sache der persönlichen und öffentlichen Werbung. Das Erleben erwächst auf andrer Ebene. Der deutschen Jugend den Weg dahin zu weisen, ist Aufgabe des Landdienstes. Neben Schule und Presse wird er zum wichtigsten Erziehungsmittel am heranwachsenden Geschlecht, das aus dem Geiste des deutschen Sozialismus die neue Volksgemeinschaft zu verwirklichen hat.

2.

Der deutsche Landdienst will die schulentlassene Jugend aller sozialen Schichten aufbieten zu gemeinsamem Dienst an Volkstum und Boden. Seine Form ist das geschlossene landische Arbeitslager, das während der Sommermonate die Dienstpflichtigen unter straffer männlicher Disziplin vereinigt. Die Arbeit des Landdienstes ist zusätzlich und kommt dem landischen Deutschtum, gleichviel ob in den bäuerlichen Kolonien oder auf Gutsresten, zugute. Sie erstreckt sich im wesentlichen auf Meliorationsarbeiten, Wegebau, Bau- und Erntehilfe. Der Landdienst wird die Forderung der Gemeinnützigkeit seines Einsatzes, wie sie etwa für den reichsdeutschen Arbeitsdienst gilt, nicht in gleicher Strenge verwirklichen können. Er bekennt sich zu dem Grundsatz, dass auch eine jegliche Leistung, die dem einzelnen schwer ringenden landischen Volksgenossen zur Hilfe dient, im weiteren Sinne der Bodenständigkeit des Gesamtvolkstums zugute kommt.

Als grossangelegtes Erziehungswerk will der Landdienst in erster Linie verstanden sein. Gemeinsame körperliche Arbeit ist die Grundlage, auf welcher er in seinen Lagern die Jugend zusammenführt. Arbeit verbindet. Ein jeder, der aus der Arbeitslagerbewegung kommt, weiss um die tiefe Wahrheit dieses Wortes. Da draussen, beim Strassenbau und am Abzugsgraben, wo nach Tagewerken gewertet wird und nicht nach Abgangszeugnis und Prüfungsdiplom, da fallen in rascher Folge die Hüllen und Vorurteile des bürgerlichen Seins, und was bleibt, ist der Mensch, der Kamerad. Wer nach Feierabend müde und mit geschultertem Spaten, das Schuhwerk von Lehm umkrustet, mit den Arbeitskameraden heimwärts stapfte, der erfuhr diese Kameradschaft als einen Wert, den er aus seinem Volkstumserlebnis nicht mehr hinwegzustreichen in der Lage ist. Über der verbindenden Werkarbeit baut sich die Lagergemeinschaft auf. In Aussprache und geistiger Arbeitsgemeinschaft gilt es, grundlegende Fragen seines Volkstums gemeinsam zu klären, einen für alle gültigen und verbindlichen Standort zu finden. Es bedeutet dieser geistige Inhalt des Lagerdaseins nicht Unterricht, wie mancher meinen könnte, und nicht fruchtlose Diskussion, wie viele glauben, sondern er ist eine unmittelbare Folge des Zu-einander-findens, das von der Ebene des Erlebnismässigen und Erfühlten nun auch in die des Gedanklichen und des gemeinsamen Bekenntnisses drängt. Eine grosse Aufgabe harrt dort der Lösung. Gilt es doch für so viele,

vom gemeinsamen Erleben ausgehend, nun auch die gemeinsame Sprache wiederzufinden mit den werktätigen Volksgruppen, die im Verfolg einer strengen bildungsmässigen Abriegelung der einzelnen sozialen Schichten verloren ging. Zu der körperlichen und geistigen Arbeit tritt als Drittes die gemeinsame Gestaltung der Freizeit. Körperertüchtigung und Sport verlangen ihr Recht, nicht minder aber auch Lied, Spiel und Frohsinn. Und dies Dasein ist gestellt unter die Idee des Dienstes. Sie kennt im Lager keine Sondervorbehalte oder Privatsphäre des einzelnen. Sondern sie ist Künderin eben jenes deutschen Sozialismus, der aus Mitbürgern Dienstträger macht und der die Werte bemisst nach ihrer Gültigkeit vor der Gemeinschaft.

Ein soziales Erziehungswerk ist der Landdienst. Aber er will noch mehr. Stadtjugend gilt es hinauszuführen aufs Land, sie den Geruch der frischgebrochenen Erdschollen spüren zu lassen und den heissen Atem des reifenden Getreides in der Sommerglut. Es ist ein eigenartiges Ding um die Heimatverbundenheit. Wer als Städter die Heimat wandernd durchstreift, er mag viel Schönheit schauen und Unverlöschliches mit heimbringen — das Letzte findet er nicht. Heimat will mit Schweiss und Arbeit erobert sein, nicht mit Lautenklang erwandert. Bodenständigkeit ist uns Lebensfrage. Wir sind nicht hoffnungsgläubig genug zu meinen, durch den Landdienst die Lösung finden zu können. Aber dies ist gewiss, dass mancher, der durch ihn das Land und ländliche Arbeit erlebte, wieder Wurzel schlagen wird im Heimatboden. Und dass bei den trüben Zukunftsaussichten, wie sie auch die Grosstadt nur allzuvielen bietet, das harte und entbehrungsreiche Leben des Landsassen an Schrecken verliert und eine Bresche geschlagen wird für die Rückwendung unserer Jugend zur Scholle.

Wir sind heute noch ein Volkstum, in den einzelnen Schichten einander fremd und vielfach ohne Berührung, als Ganzes zu sechs Siebenteln in der Stadt zusammengepfercht. Wir wollen es nicht mehr sein. Aus diesem Entschluss ist das deutsche Landdienstwerk erwachsen. Erziehung zu einer wirklichen Volksgemeinschaft im Geiste des deutschen Sozialismus, Einwurzelung im Heimatboden ist seine Losung. Alle wahrhafte Erneuerung weiss nur von einem Wege: dem der Tat. Wir wollen ihn gehen.

Über die Herkunft des deutsch-baltischen Bürgertums

Beiträge zur baltischen Siedlungsgeschichte

Von Erich Seuberlich

1.

Meine vor dreissig Jahren aufgenommenen Forschungen setzten sich das Ziel, die Herkunft der deutschen Bevölkerung Liv-, Est- und Kurlands für die Zeit nach dem Verlust der Selbständigkeit des alten Livland, also von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis ins 19. Jahrhundert hinein, zu verfolgen. Die Forschung sollte Klarheit darüber schaffen: wer sind wir baltischen Deutschen; welcher Art ist die Blutsgemeinschaft, die uns mit dem Mutterlande verbindet; welche Zuwanderungen waren auf die Bildung unserer Kultur, Sprache und Sitte von Einfluss? Wer waren endlich die Personen, welche unsere Charaktere, Wesen und Denkungsart am meisten beeinflussten, und wo kamen gerade diese Personen her? Alle diese Fragen lassen sich nur beantworten, wenn man dem Werdegange unserer Geschlechter folgt und gerade bei der Erforschung der Familiengeschichten erst erfasst, dass ihre Kenntnis unentbehrlich für die Lösung siedlungsgeschichtlicher Probleme ist.

Es sei hier auf die grossen Schwierigkeiten hingewiesen, die dem Forscher erwachsen, sobald er an die Quellen herangeht und an allen Enden Lücken und immer wieder Lücken findet, die er erst in mühsamer Arbeit auf Umwegen auszufüllen suchen muss. Dieses gilt ganz besonders für Liv- und Kurland, wo z. B. selbst in Riga ein Bürgerbuch mit Herkunftsangaben für das 17. Jahrhundert fehlt und dieses erst aus den Ratsprotokollen, so gut es ging, rekonstruiert werden musste.

Bis an das Ende des 16. Jahrhunderts beherrschte niederdeutsche Mundart Sprache und Schrift der Einwohner Alt-Livlands. Man muss daher annehmen, dass die Niedersachsen eine dominierende Rolle im Lande gespielt haben. Der Umbruch beginnt aber bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wo das Hochdeutsche Amtssprache wird, während das Niederdeutsche noch bis ans Ende des Jahrhunderts Umgangssprache der Bürger bleibt und etwa um das Jahr 1602 als solche verschwindet. Freilich scheint der Gebrauch des alteingewurzelten Niederdeutsch beim konservativen Adel

noch lange fortbestanden zu haben, dichtete doch G. von Mengden (* 1625, + 1688) noch zur Zeit der Güterreduktion um 1685 ein politisches Pamphlet in dieser Mundart.

Die Vernichtung ganzer Geschlechter in den Jahren der Pest, wie sie 1601 bis 1603 vor sich ging, begleitet von Abwanderungen an weniger gefährdete Orte, erklärt es, dass neu hinzugekommene Elemente einen Wandel schufen. Diese Jahre bilden gewissermassen den Abschluss jener Periode der Rückwanderung ins Mutterland, welche um das Jahr 1565 einsetzte, wie dieses z. B. aus dem Bürgerbuch der Stadt Danzig zu ersehen ist. Erst als der Aufruf der schwedischen Regierung an die Auswanderer erging, ihre väterlichen Güter in Livland wieder in Besitz zu nehmen, sind einige wenige zurückgekehrt, wie aus Protokollen in Pernau ersichtlich ist.

Um die Zeit der Besitzergreifung Livlands durch Gustav Adolf zählte Riga nur noch einen kleinen Teil der Bevölkerung, die es 1556 aufzuweisen hatte.

Die gleich darauf einsetzende Pest 1621/22 und noch verheerender 1623/24 tat das ihrige, um die alte Bevölkerungsschicht weiter zu verringern. Es würde sich lohnen, die Zahl der Hausstände festzustellen und den furchtbaren Verfall Rigas zu zeigen, dem erst um 1650 ein neuer Aufstieg folgte. Gleichzeitig setzt sich der Prozess der Auflösung der alten Geschlechter fort, die mehr und mehr verschwinden, um dann von der Pest 1710 vielfach völlig aufgerieben zu werden. In der Tat haben wir in Riga nur noch sehr wenige Familien, deren Vorväter bereits vor dem Nordischen Kriege hier gelebt haben. Die Mehrzahl wanderte erst beginnend mit dem 18. Jahrhunderte zu. Nehmen wir aber die baltischen Familien in Verbindung mit ihren mütterlichen Ahnen, so wurzelt ein jeder von uns tief in den Geschlechtern des 17., 16. und früherer Jahrhunderte. So hat sich alter und neuer Geist in einander gefunden und jenen Menschenschlag geschaffen, den wir den baltischen Deutschen nennen.

Den Rittern, Kreuzfahrern, nicht zuletzt den Fernkaufleuten folgten unzählige Handwerker, welche nur zum geringsten Teil, später wenigstens, Niedersachsen und Westfalen waren, sondern häufiger aus dem Herzen Deutschlands kamen und je nach Beruf die Eigenheiten ihrer Landschaft mitbrachten. Garlieb Merkel erzählt bei seiner Wanderung durch das Riga um 1790, dass hier ein jeder Fremde irgendwo in den Bauten ein Stück seiner Heimat wieder-

finden konnte, wodurch ihm das Einleben so viel leichter wurde. Gab somit die Herkunft der Bürger den Häusern rein äusserlich hier und da das Gepräge, wieviel mehr musste jede Zuwanderung, insbesondere bei grösseren Gruppen aus einer Gegend, auf Sprache, Sitten und Gebräuche beeinflussend wirken.

2.

Auf Grund einer Gegenüberstellung der Bürgerschaft der drei Gebiete Liv-, Est- und Kurland lässt sich auch im Rahmen dieses kurzen Artikels einiges Allgemeine sagen. Zunächst sei Reval für den Zeitraum von 1624—90 herangezogen. Riga soll dann beginnend mit dem Jahre 1708 untersucht werden, also von der Zeit des Tiefstandes der Einwanderungen im Nordischen Kriege, und abschliessend mit dem Jahre 1759, dem Zeitpunkt, wo die Nachkriegswehen völlig überwunden und vergessen waren. Für Kurland folgt ein Vergleich der Bürgerlisten Goldingens für die Jahre 1605—1795. Um die kleinen livländischen Städte nicht unberücksichtigt zu lassen, wird Wendens Bürgertum aus jüngster Zeit, 1782—1822, untersucht. Dieser Zeitabschnitt ist wichtig, weil er in die Periode der Aufhebung des Zunftzwanges fällt, wodurch für jedermann, der ehelicher Geburt war, der Zutritt zur Bürgerschaft geöffnet wurde und Russen sowie freigelassene Letten Aufnahme finden konnten.

Um eine möglichst vielseitige Vorstellung von der Besiedlung des Landes zu gewinnen, sind in zweiter Reihe Vergleiche innerhalb einzelner Berufsarten angestellt worden, z. B. der zugewanderten kurländischen Schuhmachergesellen für die Jahre 1644—1684, der Rigaer Kaufmannslehrlinge 1655—1675 und der Stellmacher Mitaus 1731—1793. Als Literaten sind die Prediger und Lehrer vertreten; die Juristen werden hier nicht herangezogen. Wichtig wäre endlich noch die Ermittlung der Herkunft der städtischen «Schulmeister«, die an den kleinen Bürgerschulen wirkten. Diese Schulmeister, die selbst keine Hochschule besucht hatten und das Schulmeistern ihren Lehrlingen und Gesellen in der Schule handwerksmässig beibrachten, bildeten eine Art Gilde für sich, die noch der Untersuchung harrt. Die Mehrzahl dieser Schulmeister ist aus Lübeck zugewandert. Von da wurde der Nachschub, falls es an geeigneten Leuten am Orte fehlte, immer wieder angefordert.

Damit glaube ich den wesentlichen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft gerecht zu werden und einen Einblick geben zu können

in das Mosaik der Zusammensetzung unserer baltisch-deutschen Familien.

Die folgenden Untersuchungen umfassen: 811 kurländische Prediger, 149 estländische Lehrer, 4006 Bürger, 932 Kauf- und Handwerksgesellen und -lehrlinge, zusammen 5898 Personen, also ungefähr eine Bevölkerungszahl gleich der, wie sie die Stadt Riga um 1720 aufzuweisen hatte.

3.

Die erste auffallende Tatsache dieser Statistik war eine seltsame Unverbundenheit des liv- und kurländischen mit dem benachbarten estländischen Gebiet. Es ist, als habe der Estländer nichts mit dem Kurländer und nur wenig mit Livland oder gar Riga gemein. In starkem Gegensatz zu diesem Bilde künden meine «Stammtafeln deutsch-baltischer Geschlechter» das Verbundensein des ganzen Landes und seiner alten Familien, die, durch zahlreiche Fäden verknüpft, eine grosse Gemeinschaft zu bilden scheinen. Diesen Widerspruch lösen die Zeiträume und die grossen Verschiebungen, welche das 19. Jahrhundert in die einzelnen Geschlechter brachte.

Wenn auch die Zahl der hin und her zuwandernden Personen innerhalb des Gebietes Liv-, Est- und Kurland klein war, so hat nicht nur im Handelsverkehr, sondern auch unter den Zünften ein ständiger Zusammenhang bestanden, das beweisen nicht nur ihre Korrespondenzen, sondern auch die Heranziehung rigaer Innungen, sobald man, sei es in Dorpat, Pernau, Weissenstein oder anderen Orten, eigene Ämter stiften wollte.

Nun zu den Zahlen.

Einer Einwanderung unter den Bürgern von 0,2% Estländern nach Goldingen stehen 0,6% Kurländer nach Reval gegenüber. Der Austausch zwischen Riga (1,5%) und Reval (1,8%) bleibt sich ungefähr gleich. Zur Erlernung des Handels kamen aus Reval und Narva 2,78% aller Lehrlinge im Zeitraum von 1655—75. Ganz fremd steht sich der Literatenstand hier und dort, weder im 17. noch im 18. Jahrhundert ist je ein Estländer in Kurland und umgekehrt ein Kurländer in Estland Prediger gewesen, was durch die verschiedene Sprache der Landbevölkerung teilweise erklärt sein mag; auch unter den Lehrern ändert sich das Bild nicht. Weit enger ist die Verbindung zwischen Liv- und Kurland. Die Zahl der Kurländer, welche von 1708—59 als Bürger in Riga ansässig wurden, betrug 23 Personen oder 12,1% aller Neubürger; 20 Lehrlinge (8%) von

denen, welche von 1655—75 in Riga eingewettet wurden, waren Kurländer. Umgekehrt ist der Zuzug der Livländer nach Kurland kleiner. In den Jahren 1605—1795 erwarben in Goldingen 20 Livländer, gleich 2% der Neubürger, das Bürgerrecht. In 40 Jahren kamen 15 Schuhmachergesellen aus Livland (4,3%) nach Libau und in 62 Jahren des 18. Jahrhunderts 13 Stellmacher (3,8%) aus Riga nach Mitau. Der lebhafte Verkehr zwischen Riga und Mitau ist laufend bemerkbar und scheint im 16. Jahrhundert noch intensiver bestanden zu haben, wie die Statistik der Pastoren ergibt. Von den kurländischen Pastoren, deren Herkunft bekannt ist, stammen im 16. Jahrhundert 32% aus Livland (die Hälfte aus Riga); ihnen stehen nur 16% Kurländer gegenüber. Diese Zahlen sind insofern unbefriedigend, als von den 129 bekannten Predigern Kurlands im 16. Jahrhundert die Herkunft von 78 nicht feststellbar war; unter ihnen findet man aber noch viele livländische Namen. Dieser starke Zuzug der Literaten aus Livland nach Kurland nimmt ständig ab, er kommt im 17. Jahrhundert mit 6,3% und im 18. Jahrhundert mit 1,35% zum Ausdruck. Diesem prozentualen Verhältnis stehen die Kurländer in dem gleichen Zeitraum unter den kurländischen Predigern mit 50 bzw. 67% aller Pastoren gegenüber. Die einheimischen Literaten haben in Kurland ein gewaltiges Übergewicht, das sich im 19. Jahrhundert noch weiter steigert.

Interessant ist der Anteil der Schweden an der Zuwanderung. In der Bürgerzahl Revals (1624—90) nehmen die Schweden mit 95 Bürgern (8,5%) die zweite Stelle unter den Zuwanderern ein, wenn man von den 426 Einheimischen (43,5%) absieht; sie werden nur von den Lübeckern mit 101 (gleich 9,1%) überholt. Völlig dominieren die Schweden im 17. Jahrhundert mit 37% unter der Revaler Lehrerschaft, um im 18. Jahrhundert ganz zu verschwinden. Dieser schwedische Einfluss dehnt sich aber nicht auf Livland aus, jedenfalls sind nur 0,4% aller Lehrlinge, welche 1655—75 in Riga den Handel erlernten, Schweden, und unter den dortigen Bürgern der ersten 50 Jahre des 18. Jahrhunderts wiederum nur 2,7%. Ein ähnliches Verhältnis weist die Zahl der Schweden um 1790 mit 2,4% im Städtchen Wenden auf. Noch weniger wurde Kurland von den Schweden aufgesucht. In 190 Jahren waren 1,5% der Bürger in Goldingen Schweden; 1644—84 — 4% der Schuhmacher in Libau und 1731—93 — 3,5% der Stellmacher in Mitau. Unter den kurländischen Predigern fehlen Schweden ganz.

Um noch von nichtdeutschen Zuwanderern zu sprechen, sei in erster Linie der Polen gedacht. Der polnische Einfluss war in Kurland überhaupt nur bemerkbar, sofern der Adel polnische Allianzen eingegangen war, im Bürgertum des 17. Jahrhunderts kam er nicht zur Geltung. Erst später hat sich «der kleine Mann» auf dem Lande durch vielfache Heiraten mit Polinnen unter einen gewissen polnischen Einfluss bringen lassen. Während noch im 17. Jahrhundert nur 0,25% Polen unter den Schuhmachern Libaus zu errechnen sind und sich keiner unter den Bürgern Goldingens findet, sind 100 Jahre später 5,28% Polen unter den Gesellen der Mitauer Stellmacher. Eine Zahl, die sich mit der der einheimischen Gesellen (5,8%) annähernd deckt und an fünfter Stelle steht.

Vertreter anderer Nationen: Holländer, Dänen, Schotten, Engländer, Norweger, Franzosen, Italiener und Spanier, die in verschwindend kleinen Zahlen im Laufe der Jahrhunderte einwanderten, sind, soweit sie sesshaft wurden, ausnahmslos im Deutschtum aufgegangen.

4.

Wie stand es nun mit der eigentlichen deutschen Zuwanderung im behandelten Zeitraum? Kaleidoskopartig sieht man Ortsnamen auftauchen, die nie wiederkehren. Sichtet man aber alle, so sind es im Vergleich zu der grossen Zahl der Ortschaften Deutschlands doch nur bestimmte Gegenden — Städte und ihnen benachbarte Dörfer —, welche die Zuwanderer stellen. Bluts-, Heimat- und Freundschaftsbande wirken hier naturgemäss mit. Es finden sich wiederholt ganze Sippen zusammen. Einer zieht den andern nach, es sei nur an die Familien Mahler, Mentzendorff, Katterfeld und viele andere erinnert (vgl. «Stammtafeln deutsch-baltischer Geschlechter»). Unter den Kaufleuten waren es handelswirtschaftliche Interessen, die eine Übersiedlung verlangten und vorteilhaft erscheinen liessen.

Unter den Hansastädten steht Lübeck an erster Stelle. In Reval nimmt Lübeck als Einwanderungsort mit 101 Neubürgern (9,1%) unter den Zuwanderern deutscher Mundart im 17. Jahrhundert die erste Stelle ein. Das gleiche gilt, nebenbei gesagt, von der kurländischen Seestadt Windau. Dieses Übergewicht wird andern deutschen Orten gegenüber noch deutlicher, wenn man nicht alle Neubürger, sondern nur die Zuwanderer unter sich vergleicht, in welchem Falle sich für die Lübecker in Reval 23,5% ergeben, d. h. fast ein Viertel aller Neubürger aus deutschen Gauen. —

In Riga lagen die Verhältnisse zur schwedischen Zeit ähnlich. Auch hier steht Lübeck an erster Stelle. Unter den Lehrlingen 1655—75 waren 29 Jungen (38,5%) aus Lübeck, denen 20 Kurländer an zweiter Stelle folgen. Das Lehrlingsbuch des Wettgerichts nennt aus Hansastädten: Lübeck — 29; Stralsund — 10; Wismar — 6; Rostock, Bremen, Minden je 4 Burschen. Ferner folgen aus ungenannten Orten Westfalens — 3; aus Holstein — 3; Mecklenburg 3; Brabant, Vogtland, Leipzig, Tilsit in Preussen je 1. Aus Reichen nichtdeutscher Zunge: Schottland — 3; Wilna, Polen — 2; Dänemark und Schweden je 1.

Das Fehlen der Preussen in Riga ist für jene Zeit charakteristisch. Der Königsberger Kaufmann wagte nur selten den Weg durch das unwirtliche Litauen. Die Verbindung bestand über Memel, wohin der schwedische erste Postmeister in Riga Jacob Becker auf eigenes Risiko seit ungefähr den dreissiger Jahren des 17. Jahrhunderts eine Bootpost unterhielt. Der ganze Verkehr vollzog sich auf dem Seewege in Booten über Libau. Der grosse Kurfürst lehnte 1646 Beckers Antrag, an Stelle der Boote eine Reitpost von Riga über Memel nach Danzig einzuführen, ab. *) Der Erfolg der Beckerschen Eingabe war, dass der Kurfürst zur Hebung des Handels einen Postkurs Memel-Berlin-Cleve einrichtete.

Damit wurden der Wanderung neue Wege geöffnet, und die seit ältesten Zeiten bestehende Verbindung von Preussen über Memel längs dem Seestrande über die kurische Nehrung nach Kurland und von da nach Livland verlor an Bedeutung. Die Errichtung einer Fahrpost Königsberg-Memel erfolgte erst 1718; zwei Jahre früher war eine solche nach Tilsit eröffnet worden. Dieser Reiseweg erklärt vieles, auch jene ausserordentlich lebhaften Wechselbeziehungen, die zwischen Libau und Memel bestanden. Er erklärt uns auch, warum wir so viele Einwanderer erst in Kurland und erst später in Riga oder Livland finden. Wir sehen die Auswirkung dieser neuen Strasse in folgenden Zahlen der Bürger Rigas: von 33 Preussen im Zeitraum von 1708—21 steigt die Einwanderung der Preussen in den Jahren 1722—35 auf 57 und 1736—59 auf 110. Es kamen also im Laufe von 52 Jahren rund 200 Preussen als Bürger nach Riga, von denen je 50 auf Danzig und Königsberg entfallen. Dieses macht 12,5% der Neubürger und 24,25% der Zuwanderer aus. Die Preussen machen Lübeck das Feld streitig. In stets fallenden Zahlen finden wir

*) Sembritzki: Geschichte der kg. preussischen See- und Handelsstadt Memel, S. 163.

im 18. Jahrhundert Einwanderer aus Lübeck in Riga. Im Zeitraum der genannten 52 Jahre sind 90 Einwanderer aus Lübeck zu zählen, gleich 5,4% der Neubürger oder 9,1% der Zuwanderer. Erst wenn wir Lübeck mit dem ganzen niedersächsischen Gebiet zusammen betrachten, kommen wir auf 203 Einwanderungen. Vergleichen wir hiermit Goldingen in Kurland für die grosse Zeitspanne von 1605—1795, so dominieren die Preussen nach dem Jahre 1710 auffallend. In den Jahren 1605—1709 ist das Verhältnis der Einwanderungen aus Preussen und aus Lübeck 40 zu 38, von 1710—1795 aber 82 zu 16. Lübeck tritt also immer mehr zurück. Die Bedeutung Goldingens als Handelsstadt sinkt, die Stadt bietet dem grosskaufmännisch angelegten Hanseaten kein rechtes Arbeitsfeld mehr. An diesem Übergewicht der Preussen ändern die 23 Niedersachsen nichts, die ausser den Lübeckern nach Goldingen kamen. Im kleinen Wenden in Livland tritt diese Erscheinung noch mehr zu Tage. In der Zeit von 1785—1822 stehen 14 Preussen 1 Lübecker bzw. 8 Niedersachsen gegenüber.

Die interessante Untersuchung, in welchem Verhältnis die einzelnen Handwerke und Kaufleute aus bestimmten Gebieten einwanderten, muss einer Spezialarbeit überlassen werden.

Wir wenden uns nun den Literaten zu, zunächst den Lehrern an der Domschule und am Gymnasium in Reval während des Zeitraums von 1594—1800. Weder ein Preusse noch ein Lübecker ist dort festzustellen. Dagegen finden wir im 17. Jahrhundert — 4,8% und im 18. Jahrhundert 17% Niedersachsen. Anders ist das Bild bei den Predigern Kurlands. Im 17. Jahrhundert dominiern die Preussen mit 25% aller Pastoren Kurlands, das sind fast sechs mal mehr als die 4,3% der an zweiter Stelle kommenden Zahl aus mitteldeutschen Gebieten (Provinz und Königreich Sachsen, Thüringische Staaten). Im 18. Jahrhundert waren Prediger in Kurland: Kurländer — 286 (67%), Rigenser 6 (1,35%), Ostpreussen 89, West- und poln. Preussen 6, (zusammen 25%), Sachsen und Thüringer 19 (4,5%), Pommern 10 (2,25%), Niedersachsen einschl. Magdeburg, Braunschweig 6 (1,34%), Schlesien und Brandenburg je 6 (1,34%).

Die Zuwanderung aus anderen Gegenden fand nur vereinzelt statt, z. B. ist Hessen-Kassel und Schwerin nur einmal vertreten.

Für die Zusammensetzung der Lehrerschaft in Reval hat es eine Rolle gespielt, dass Gustav Adolf die ersten Pädagogen ausser aus Schweden aus der Mark Brandenburg ins Land kommen liess. Damit

erklärt sich die im 17. Jahrhundert anhaltende Zuwanderung von dort, die 11,3% der Lehrerschaft ausmachte, im 18. Jahrhundert aber nur noch 4,5% betrug. Hier stehen die Sachsen und Thüringer mit 22,6% im 17. und 22% im 18. Jahrhundert an erster Stelle. Niedersachsen sind mit 4,8% vertreten, die andern beachtenswerten Gruppen: Mecklenburger mit 5,2%, Westfalen mit 3,9%, Pommern mit 3,9%. Im 18. Jahrhundert steigt die niedersächsische Lehrereinwanderung von 4,8 auf 17% und hält damit den Sachsen die Wage. Süddeutsche fehlen sowohl hier wie unter den Predigern Kurlands ganz.

Nun sei noch auf den starken mitteldeutschen Einschlag hingewiesen, der durch die Handwerker der verschiedensten Berufsarten ins baltische Deutschtum kam.

Revals Bürgerbuch 1624—90 weist 85 Einwanderungen aus Sachsen, Thüringen und der Lausitz nach, das sind 18,2% aller Einwanderer. In Riga sind es nach gleicher Quelle 1708—59 — 132 (15% der Einwanderer) und in Goldingen 1605—1710 — 22, 1711—1795 — 43 Neubürger (8,3% der Einwanderer). Nach Riga kamen im genannten Zeitraum je 132 Personen aus Pommern und Mecklenburg, also genau ebensoviele wie aus Sachsen-Thüringen. In Reval stehen 75 Sachsen 50 Pommern und 50 Mecklenburgern gegenüber. Zahlenmässig ähnlich stark wie die letztgenannten sind hier im 17. Jahrhundert Schleswig-Holsteiner und Schlesier vertreten.

Zum Schluss sei noch einiges über die Beziehungen zu Westfalen gesagt. Nicht als erstes, sondern als letztes muss es unter den deutschen Gebieten genannt werden, die unserem Deutschtum im 17. und 18. Jahrhundert Bürger geliefert haben. Das Goldinger Bürgerbuch weist im 17. Jahrhundert 19 Westfalen nach, davon aus Hadeln 5, Herford 3, je 1 aus Minden, Osnabrück u. s. w. Dagegen findet man im 18. Jahrhundert nur einen Westfalen. Lange erhielt sich, durch persönliche Beziehungen veranlasst, die westfälische Einwanderung nach Mitau. In Reval waren es von 1624—90 — 16, d. h. 3,4% der Einwanderer, darunter 9 aus Minden. Für Riga weisen die Zahlen eine fallende Tendenz auf; in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren es mit der Zahl 20—2,5% der Neubürger. Dagegen waren noch 1655—75 unter den Handelslehrlingen 8 Westfalen (3,2%). Sie stehen als solche zahlenmässig an dritter Stelle. Unter den Schuhmachern in Libau 1644—84 und den Stellmachern in Mitau 1731—93 finden wir nur je 2.

Es scheinen vornehmlich Handelsbeziehungen gewesen zu sein, die den Zuzug der Westfalen hierher bedingt haben. Je mehr die alten Geschlechter schwanden, welche vielfach noch ein Heimatgefühl mit Westfalen verband, desto mehr lockerten sich die Bande. Es müsste aber auch noch erforscht werden, inwieweit Umstellungen in den einzelnen Orten Westfalens selbst diese Beziehungen veränderten. Eine starke westfälische Bindung auch im 16. Jahrhundert zeigt die Pastorenschaft Kurlands, mit 3,6% Westfalen. Diese Zahl sinkt im 17. Jahrhundert auf 0,25%, und weitere 100 Jahre später finden wir keinen westfälischen Prediger mehr im Lande.

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass eine Einwanderung aus südlichen Gebieten nur vereinzelt stattgefunden hat. Im 17. Jahrhundert weniger, im 18. Jahrhundert mehr und mehr, aber nie in Zahlen, die stark beeinflussend hätten wirken können. In grösseren Gruppen kamen Leute aus der Pfalz erst 1766 als Kolonisten nach Hirschenhof, zugleich mit einer annähernd gleichen Zahl von Pommern.

Eine Romantikerin im Baltenlande

Zum hundertsten Todestag von Sophie Tieck

Von R. Kaulitz-Niedeck

Alle Ausflüchte und Vertröstungen halfen den Brüdern Tieck nichts: Madame de Staël beharrte mit Eigensinn darauf, die geistvolle Schwester ihrer genialen Freunde, Madame Bernhardi, kennen zu lernen. Sie wollte sich in die Münchener Tage etwas Kurzweil tragen, wollte sich von Menschen mit hohem kulturellen Geiste umgeben, und endlich reizte es sie, dieser Deutschen ein bewunderndes Wort abzulocken. Dass es um Frau Bernhardi einen pikanten Hauch gab, war Nebensache. Ebenso wie ihre halb geschiedene Ehe von dem Berliner Gymnasialprofessor August Ferdinand Bernhardi, dem sarkastischen Essayisten, der übrigens wassersüchtig und sehr streitbar sein sollte. Was bedeutete es für die Staël, dass die von Heim und Herd gelaufene Frau Sophie unter ritterlichem Schutze eines estländischen Gutsbesitzers, Baron Knorring, stand, der ihre kostspielige italienische Reise bezahlte und ihr schöne Kleider kaufte. Das alles gehörte nur zu den Vorrechten einer genialen Frau.

Bedeutsam allein war es ihr, dass Frau Sophie eine Geistesverwandte war, eine von der dichtenden Zunft, obendrein aus der

Mitte schwärmender Schöngeister. Sie sollte deutsche Sentimentalität mit Geisteskraft vereinigen und die Tieckschen Visionen besitzen.

Sophie widersetzte sich lange dieser aufgenötigten Bekanntschaft, schützte ihre angegriffene Gesundheit, ihre vernachlässigten Sprachkenntnisse vor. War es ihr bewusst, wie wenig Glück sie gerade unter ihren Geschlechtsgenossinnen hatte? Oder waren es heimliche Sorgen, die an ihren Nerven rissen? Sorgen um den Ehescheidungsprozess, Sorgen um die Ungewissheit, wem ihre beiden Söhne zugesprochen werden würden. Endlich gab sie dem Drängen ihres Bruders Ludwig nach und stand im Schlafgemach der berühmten Französin, die die einfältige Gewohnheit besass, ihre Besucher noch um zwei Uhr des Mittags im Bett zu empfangen.

Unter ihrem mächtigen Turban blickte die Staël nicht einmal auf bei Sophiens Eintritt. Sondern beschrieb, gelehnt in ihre Spitzenkissen, kleine Zettel, die sie lässig zu Boden flattern liess.

Empört über dieses Zeichen von Missachtung wandte sich Frau Bernhardi zur Tür. Da fielen vom Bett her einige schmeichelnde Worte und veranlassten sie zu bleiben. Ludwig Tieck dolmetschte gewandt. Doch plötzlich sass Sophie der Schelm im Nacken, sie liess Unliebenswürdigkeiten verlauten, die den Bruder in Bedrängnis versetzten.

Für das Zustandekommen einer näheren Bekanntschaft zwischen beiden Frauen waren das wenig günstige Vorbedingungen. Im Zimmer spukte aber noch ein anderes weibliches Wesen herum, kroch bald unter das Himmelbett, las die Manuskriptseiten aufmerksam zusammen und streckte sich dann wieder auf dem teppichbezogenen Fussboden aus, anscheinend vertieft in einen französischen Roman.

Eine Bewegung, eine Bemerkung von diesem Wesen, völlig aus allem gesellschaftlichen Rahmen heraus, und Frau Sophie begann zu lachen. Sie hatte Bettina Brentano erkannt. das war die echte Bettine, die ihre Familienverschrobenheit durch alle Häuser trug, eine Art Meerwunder war und aus aller Ordnung.

Sophie war Bettinen ein wenig gut. War doch das merkwürdige Menschenkind, das einmal einer Berliner Jüdin glich, zum andern einer sizilianischen Orangenverkäuferin, eigens nach München gekommen, um den gichtkranken Ludwig Tieck zu pflegen und den oft Melancholischen aufzuheitern. Bettina flickte jetzt eine geistvolle Unterhaltung aus zerflatterten Worten zusammen und erreichte es, dass die beiden Frauen sich die Hände entgegenstreckten.

Das Kleeblatt traf sich fortan häufig im Schlafgemach der Staël und führte ein von Geist und Witz durchsetztes Geplauder. Sophie besann sich auf ihre französischen Sprachkenntnisse, und Bettina purzelte hinein mit ihren erlogenen Erlebnissen.

Neidvoll beobachtet wurde das Freundschaftsbündnis von einer anderen Frau, der geistreichsten Deutschen ihrer Zeit, Karoline Schelling.

Ihre zügellose Lästerzunge suchte Stoff an Frau Bernhardis unglücklicher Ehe. Freundlich hatte sie noch eben mit der ahnungslosen Sophie geplaudert, in der nächsten Stunde am Schreibtisch schwärzte sie Namen und Ruf der Freundin an: «Madame Bernhardi, die Unerträgliche, — es gibt wohl eine Scheidung von Bernhardi, und Knorring liegt ganz in den Fesseln dieser blassen, zahn-, augenbrauen- und haarlosen Frau, die einen impertinenten bösen Charakter hat —».

Die Verleumderin schien vergessen zu haben, dass ihr eigenes Dasein viele dunkle Erlebnisse aufwies, unter denen die Scheidung von Schlegel nur eine harmlose Episode bedeutete, aber Karoline Schelling hatte es sich zur Aufgabe gestellt, Ehen zu untergraben und Zwischenträgerin zu sein.

Keinen Erfolg hatte sie damit bei Karl Knorring. Er trat für die von vielen Seiten angegriffene Sophie wacker und mit allen Mitteln ein. Wenn Karolines giftige Zunge auch behauptete: «Der böse Geist Sophiens hat Knorrings schwachen überwältigt, — denn von anderen Anlockungen kann wahrlich nicht die Rede sein» — Knorring liebte seine Sophie und bewies ihr seine herzliche Verbundenheit während der drei oder vier Jahre, die ihrer ehelichen Vereinigung vorausgegangen waren.

Um den Besitz dieser Frau kämpfte er, nahm willig Widerwärtigkeiten auf sich und opferte ihretwegen viel. Oft fehlte es an den notwendigsten Barmitteln; er beschwerte sich mit Schuldverpflichtungen, holte sich Geld aus der estländischen Heimat und ertrug eine zeitweilige Entfremdung von den Seinen. Er liebte ihre Seele mit dem schwärmerischen Hang und folgte ihr auf ihren poetischen Gedankenwegen. Dass sie sich aus der Nähe der Pflicht und der Wirklichkeit manchmal entfernte, blieb ihm unentdeckt.

* * *

Sophie Bernhardi war Dichterin mit unbegrenztem Phantasiereichtum. Sie war fleissige Beleberin mittelalterlicher Poesie und ge-

schickte Romanschriftstellerin. Grossen Teil hat sie gehabt an den Shakespeare-Übersetzungen ihres Bruders Ludwig. Sie hat selbst nicht davon gesprochen, wohl um das literarische Ansehen des heiss geliebten Bruders nicht zu schmälern.

Das Beste ihrer Seele wurde genährt durch romantische Sehnsucht, verflochten mit schwermütigen Idealbildern. Eine echte Romantikerin. In der Gesellschaft der Dichtungen von Kleist, Hardenberg, de la Motte-Fouqué erschienen ihre Poesien, in Rassmanns Sonetten der Deutschen. Ihre Essays nahmen die Schlegels gern im Athenäum auf, übrigens der ersten Parteizeitschrift der Romantiker. Sie zeigte sich darin als selbständige, klare Denkerin.

«Der Mensch lebt in ewiger Furcht vor seinem Glück. Es tritt ihm schon als Kind entgegen und er entzieht sich der liebenden Gewalt, er möchte sich selbst versuchen und durch eigene Kraft das erringen, was ihm ein freundliches Geschick früh mit auf die Welt gab —».

So formte sie ihre Lebensansicht. Und an anderer Stelle: «Alle Widersprüche im Leben und im Menschen sind nur scheinbar. Könnten wir wie ein Gott auf alle heruntersehen und sie alle verstehen, so würden wir unsere Augen von keinem mit Widerwillen wenden.»

Goethe hat einzelne ihrer Essays gelegentlich gelesen und gelobt. Zutiefst in der Seele dieser hochbegabten Frau ruhte die Traurigkeit. Sie ist zeitlebens eine Glücklose gewesen. Das wusste sie:

Die Lust entfloh, verarmt bin ich im Herzen.
Mir kann nicht Leben, Glück mehr, Liebe taugen,
Will ich aus Erd- und Himmel Tröstung saugen,
Entquillen neu nur meiner Seele Schmerzen.

Auf eigenes Leid das hohe Lied anzustimmen, die in Wehmut zerrissene Seele zu offenbaren, war in den romantischen Tagen Vorrecht der Dichter. Goethe hat einmal derartige Überschwenglichkeiten Lazarett-Poesie genannt.

* * *

Knorring bewunderte die Gattin als Dichterin, die in Verbindung mit grossen Männern eine seltene Bildung des Geistes erreicht hatte. Die geliebte Frau den Seinen in der estländischen Heimat zuzuführen, war sein lebhafter Wunsch. Es sollte so bald nicht geschehen, denn allein musste er reisen, nach der endlich vollzogenen Trauung. Kriegsnot und Sorgen um sein Vermögen hatten ihn plötzlich in die Heimat gerufen.

Erst später durfte ihm Sophie und ihr aus erster Ehe zugesprochener Sohn folgen.

In Riga traf er mit ihnen zusammen, und man fuhr zunächst nach Dorpat, wo Sophie der grossen Sippe ihres Mannes vorgestellt werden sollte.

In diesen Reihen sah man der Ankunft der neuen Anverwandten mit wirklicher Spannung entgegen. Die Frauen mit einiger Voreingenommenheit, denn es handelte sich um eine bürgerlich Geborene. Zwar hatte der Name ihres Bruders Ludwig auch hier einen guten literarischen Ruf, doch von Sophiens Dichtungen, die zum Teil anonym erschienen waren, war noch zu wenig zu ihnen gedrungen. Man tat wohl gut, vorläufige Zurückhaltung zu wahren.

Anders dachten die Männer: bürgerlich oder vom Adel, einerlei. Wenn ein Baron Knorring ihr seinen Namen gab, durfte man ihr die Hand küssen.

Nun stand die Vielbesprochene vor ihnen. Die Frauen vergassen ihre Voreingenommenheit. Die Herren verneigten sich, wie die gute Sitte es gebot. Das war eine von ihren Persönlichkeitswerten überzeugte Frau, die Bildung und Wissen absichtlich verbarg, in deren Haltung sich kundgab, wie alles Vornehme doch einfacher Art ist.

* * *

Sophie als Gutsherrin, als hauswirtschaftlich gebundene Frau als Anordnende, Bestimmende in einem pflichtbezogenen weiten Kreis. Obendrein in Verhältnissen, die ihr durchaus fremd waren. Sollte ihr nicht bange werden?

Die Romantikerin, die das Leben von Hirten und Hirtinnen in einem so poetischen Gewande zu schildern verstand, vermied es, auf der Heimatscholle des Gatten mit allem Naturhaften in nahe Berührung zu kommen.

Schloss, Park, Wälder, Fluren des ererbten alten stolzen Familienbesitzes der Knorrings —, das alles war nun Sophiens neue Heimat geworden. Nach jahrelang geführtem, unbeschaulichem Nomadenleben war man endlich äusserlich zur Ruhe gekommen.

Es fanden sich auch hier eine Reihe bedeutender Männer, die Erinnerungen an grosse Epochen in sich trugen, Frauen, die klug und hoch gebildet waren, in deren Verbindung die Gutsherrin von Erwita und Arroküll trat.

Jahre reichen, ungestörten dichterischen Schaffens folgten. Lustspiele, Märchenerzählungen, Gedichte, Novellen entstanden. Am

liebsten blieb Sophie das Studium mittelalterlicher Poesie. Sie nahm jetzt eine schon früher bearbeitete Dichtung wieder auf: «Flore und Blanchefleur», ein ursprünglich aus dem Französischen stammendes Gedicht. Es zog sie, wie sie erklärte, «besonders der reizende Gedanke an, die Natur der Blumen in der Liebe zweier Kinder darzustellen, denn wie die Bilder der Rose für Flore und der Lilie für Blanchefleur immer wiederkehren, so dient der zarte Glanz und die liebliche Farbe dieser Blumen dazu, in allen Wandlungen der Rede die Schönheit der Kinder zu verherrlichen.»

Wilhelm Schlegel, der die wohlgelungene Dichtung Sophies herausgab, schrieb dazu:

«Es gewährte mir eine ungemeine Befriedigung, was ich ehemals zu leisten mich bemüht habe, an einer anderen Lieblingsdichtung des Mittelalters mit zartem Sinn, mit leichter und glücklicher Hand ausgeführt zu sehen.»

* * *

In den langen estländischen Wintermonaten empfand Sophie recht, welche langsamen Schritte schwere Zeiten haben. Wirtschaftliche Sorgen bedrückten sie und den Gatten, der wie so viele im Lande als Folge von Napoleons Feldzug in Russland einen Teil seines Vermögens verlor. Sophie kränkelte oft, und brennendes Sehnen nach der alten Heimat verliess sie nicht. «Jeder Abreisende, mein geliebter Bruder, regt meine Sehnsucht aufs neue an,» schrieb sie an Friedrich Tieck.

Während der letzten Lebensjahre arbeitete sie an ihrem grossen Roman «St. Evremont», den sie auf dem Hintergrunde des Krieges 1806 aufgebaut hatte. Er wurde ihr Hauptwerk. Mit einfühlender, starker Gestaltungskraft und stellenweise feinem Humor geschrieben. Nach erlebten und erlauschten Geschehnissen. Ein Gesellschaftsroman in einem Sinne, ein baltischer Roman im engeren, soweit die Verfasserin besondere Landessitten oder Unsitten, Originale ihrer Umgebung hineinspielen liess. Wenige Jahre nach ihrem Tode hat Ludwig Tieck den dreiteiligen Roman herausgegeben. Die Frauen damaliger Zeit lasen ihn mit Begeisterung und unter Tränen. Erfolg, literarisches Ansehen waren unserer Romantikerin beschieden. Doch die Schwermut verliess sie nicht.

* * *

Auf dem Dom in Reval, am steilabfallenden Glint steht ein düsteres, geheimnisreich aussehendes Haus. Mit regellos in schiefe,

abgestossene Mauern gefügten Fenstern, mit Türen, die zu lang verschwundenen Treppen in die Tiefe führten.

Das ehemalige Stadthaus der Familie Knorring, die, wie die meisten begüterten Familien des Landadels, in der Stadt ein Haus besass. Der Zugang führt durch eine der eng gewundenen Gässchen des Dom-Wohnviertels, zwischen feierlichen Häusern und still gewordenen Höfen alter Geschlechter über einen klösterlichen Hof.

In diesem weitläufigen, mehrstöckigen Hause hat Sophie von Knorring eine Zeitlang gelebt. Da geschah es mitunter, dass sie sich aus der Gesellschaft von Gatten und Sohn unbemerkt entfernte. Suchte man sie, dann war sie meist in einem einsamen Raum des oberen Stockwerks zu finden, tief in eine Fensternische gedrückt, den Blick voll Fernweh und Trauer, das Antlitz feucht von Tränen.

Am 1. Oktober 1833 bei Sonnenaufgang entfloh ihre Seele dem von körperlichen Leiden abgezehrten Körper. Sie war nur 59 Jahre alt geworden.

Der Gatte meldete das Ableben seiner Sophie den Verwandten und Bekannten in folgenden Worten:

«Eine 23-jährige glückliche Ehe mit meiner so reich begabten Frau erklärt den bitteren Schmerz, den mir diese Trennung gelassen, der nur durch die Hoffnung einer baldigen künftigen Wiedervereinigung, da wo keine Trennung mehr stattfindet, Linderung finden kann.»

Karl von Knorring war nach dem Heimgang seiner Sophie ein ruheloser, sorgenbeschwerter Mann geworden. Beinahe mittellos verliess er die estländische Heimat, besuchte noch einmal Friedrich Tieck auf seiner Reise nach Paris, wo er vereinsamt gestorben ist.

Zur Geschichte der deutschen Erneuerungsbewegung

Max Hildebert Boehm veröffentlicht soeben seinen im Buchhandel längst vergriffenen «Ruf der Jungen» in unveränderter Fassung, als ein Stimme aus dem Kreise um Moeller van den Bruck.*) Niedergeschrieben Ende August 1919, ist der «Ruf der Jungen» ein ungemein starker Ausdruck alles dessen, was an Zorn, Sorge, Bitter-

*) M. H. Boehm, Ruf der Jungen. Dritte Auflage. 1933. Urban-Verlag, Freiburg im Breisgau. 76 S. Kart. RM 1.80.

keit und inbrünstigem Zukunftsglauben in jenem kleinen Kreise damals lebendig war. Neben der leidenschaftlichen Anklage gegen den Wilhelminismus steht in losen Umrissen, aber innerlich klar geschaut, die Zielsetzung, die den Kreis verband und die an den Namen Moeller van den Brucks geknüpft bleiben wird. Wir greifen nur folgende Sätze heraus: «Wir glauben an die Möglichkeit organischer Überleitung der alten Formen in neue, weil wir den jugendlichen Glauben an Belebung der Organisation, an Leib- und Gliedwerdung des sozialen Gefüges haben. Volksgemeinschaft ist Leibgemeinschaft, denn Volk ist nicht geduldige Masse, nicht totes Geschiebe zerpulverter Atome: Volk ist lebendiger, durchbluteter und gegliederter Leib, in dem alle auseinanderstrebenden Einzelkräfte elementar gebunden sind. Und das Einende ist nicht der Nutzen, sondern die Liebe von Mensch zu Mensch und die verantwortungsvolle Ehrfurcht vor dem Ganzen, in das unser Eigenwesen mütterlich eingebettet ist und das in seinen Wurzeln und in seinen Wipfeln ins Ewige hineinragt. Das tiefe Wissen um das Wesen des Volkes ist verlorengegangen, frühere Zeiten haben seinen körperschaftlichen Sinn besser verstanden, er muss wiedergewonnen und zum Allgemeingut erhoben werden. Dafür wirken wir, die wir als junge Menschen aus dem Erlebnis des Krieges kommen.»

*

Dem Neuabdruck der Schrift schickt der Verfasser eine Einleitung voraus, die interessante Erinnerungen an die Arbeit im Kreise um Moeller van den Bruck enthält. Wir bringen daraus die nachfolgenden Absätze.

«In unserem Kreis wurde eine Verbindung des revolutionären und des konservativen Ansatzes herbeigeführt, deren Tragweite erst heute sichtbar wird. Als die einen auf der Linken die Revolution bereits gewonnen glaubten und sich in Weimar auf ihren Polstern behaglich einrichteten, während die kommunistische Unterwühlung unserer Volksexistenz im Schutze der Demokratie weiterging, als auf der Rechten die meisten verzagten, die konservativen Symbole ängstlich versteckten, der Reaktion anheimfielen und sich auf einen rührseligen Kultus der guten alten Zeit zurückzogen, da war es Moeller van den Bruck, der gerade an die junge Rechte aus dem gemeinsamen Wollen des Kreises heraus die Mahnung richtete: «Wir wollen die Revolution gewinnen!» Dieses Wort und die innere Wen-

dung auf der deutschen Rechten, die damit eingeleitet war, gehört zu den entscheidenden Marksteinen auf dem Wege zum Dritten Reich.

... In der ersten Zeit stellte uns Heinrich von Gleichen, der noch von der Kriegspropaganda her den «Bund deutscher Künstler und Gelehrten» leitete, die Räume seiner eigenen Wohnung in der Potsdamer Privatstrasse 121 i für das Klubleben zur Verfügung. Daher der ursprüngliche Verlegenheitsname J-Klub, der dann im Monat von Versailles — zugleich auch als Protest gegen den «Novemberklub» der zeitgemässen Intellektuellenclique — in den Namen Juniklub umgewandelt wurde. Auch ein gemeinsamer Mittagstisch bei Frederichs in der Schellingstrasse — in den Räumen haust heute die Weichersche Buchhandlung — spielte für unsere Zusammenkünfte eine Rolle, nachdem ein von Roeseler verabredeter Abend im «Weihenstephan» nahe der Potsdamer Brücke, an dem ich Gleichen zum ersten Male sah, den Grund für den neuen Klub gelegt hatte. In diesem schlossen sich Männer aus der «Vereinigung für nationale und soziale Solidarität», aus dem Kreise der sogenannten «Solidarier» und der «Antibolschewistischen Liga» — beides Gründungen von Gleichen und Stadtler aus den Revolutionstagen — mit unserem Kreise junger Grenzlandpolitiker zusammen, dessen Mittelpunkt der von Ringleb und Szagunn geleitete «Verein Kriegerhilfe Ost» unter der Patronanz Willisens, der spätere «Zweckverband Ost», war. Für viele von uns, die zu den eigentlichen Trägern des Juniklub-Gedankens wurden, befanden sich die Arbeitsstätten in der nächsten räumlichen Nachbarschaft von Gleichens Wohnung: am Karlsbad, dann in der Siegismundstrasse, am Tempelhofer Ufer, in der Lützowstrasse und im Schloss Bellevue. So war die Potsdamer Privatstrasse — in den «historischen» Räumen wohnt noch heute Eduard Stadtler — ein bequem gelegener Mittelpunkt für ein fast tägliches Zusammentreffen der engeren Freundesschar. Gemeinsame Arbeiten wie das Kleine politische Handwörterbuch, von dem 125000 Exemplare gedruckt wurden, oder wie die Flugschriften der Antibolschewistischen Liga (später Liga zum Schutze der deutschen Kultur), gemeinsame Vorträge wie das erste gemeinschaftliche Auftreten im Lyzeumklub, die Protestkundgebung gegen Versailles in der Philharmonie und eine andere gegen die Nationalversammlung in Weimar selbst: alle laufenden Fragen der Arbeit wurden dort eifrig durchgesprochen. Zugleich stellten wir sozusagen die in Permanenz tagende Redaktionskonferenz des «Gewissens» dar. In dieser Wochenzeitung sprachen

wir seit dem Sommer 1919 regelmässig zu unseren Gesinnungsfreunden, die bald nach einem Plan Gleichens als «Ring» in eine noch heute bestehende lockere Gemeinschaft gefügt wurden. Eine engere vereinsmässige Bindung wurde mit Bewusstsein vermieden, weil wir ja eine Führerschicht des heimlichen Deutschland ansprechen wollten, die sich notwendig im damaligen System in eine Vielzahl gesonderter, oft auch miteinander unverträglicher Organisationen verteilen musste.

Von Ende 1920 ab fasste das Schutzvereinshaus in der Motzstrasse *22*, unweit vom Nollendorfplatz, für mehrere Jahre auch räumlich die meisten der Organisationen zusammen, die direkt oder mittelbar auf den Juniklub zurückgingen. Dieser selbst trat für eine Zeit in den Schatten des Politischen Kollegs, doch wurden die alten Klubveranstaltungen in den Räumlichkeiten fortgesetzt, die heute der «Volksdeutsche Klub» als Erbe innehat. 1924 gewann dieser seine selbständige Form, zugleich mit dem Deutschen Herrenklub und den Herrengesellschaften im Land sowie den Jungkonservativen Vereinigungen. Bald darauf trennte sich auch die von mir geleitete «Arbeitsstelle für Nationalitätenprobleme» vom Politischen Kolleg und gewann als «Institut für Grenz- und Auslandstudien» zunächst noch in Spandau, dann im eigenen Steglitzer Heim ihre Selbständigkeit. Eine neue Phase der Arbeit meldete allenthalben ihr Recht an. Der alte Juniklub lebte nicht mehr.

In all den äusseren Formen seiner Wirksamkeit, in Vortrags-, Informations- und Diskussionsabenden, Fachbesprechungen, Lehrgängen und Führungen, Denkschriften, Aufsätzen, Broschüren, Sammelwerken und bedeutsamen Einzelveröffentlichungen, durch die unser Kreis um Gehör geworben hatte, liegt gewiss nicht das beschlossen, wodurch er einzigartig war. Wieviel solcher Bemühungen hat es damals, vorher und nachher gegeben! Bemerkenswerter ist vielleicht die auf Anregungen Gleichens im Sommer 1919 zurückgehende frühe Besinnung auf Formen spezifisch politischer Erziehung und Führerschulung, die Ernst Jäckh mit seiner Deutschen Hochschule für Politik von uns übernahm, gefördert durch dasselbe System, gegen das wir in unserem Politischen Kolleg, in unserer Hochschule für nationale Politik mit schwachen äusseren Kräften Lehre und Forschung zu mobilisieren suchten, solange uns der nötige Rückhalt an nationaler Geldhilfe zur Verfügung stand. Noch bedeutsamer und seltener im politischen Leben unseres Volkes ist die im Juniklub wäh-

rend seiner besten Zeit verwirklichte Haltung innerer Aufgeschlossenheit, hohen geistigen Niveaus und menschlicher Weite, aus der heraus jüngere Männer ganz verschiedener politischer, konfessioneller und gesellschaftlicher Herkunft sich auf ein gemeinsames nationalpolitisches Wollen besannen, das auf Grund des furchtbaren Junierlebnisses alle deutsche Innenpolitik unter das Gesetz von Versailles, unter das Gebot der Aussenpolitik eines besiegten, aber nicht gebeugten und verzagenden Volkes stellte. Fruchtbar gewesen ist die Kraft der Ideen, die aus diesem Kreise ausstrahlten, gestaltend der Masstab der politischen Gesinnung und charakterlichen Vornehmheit, der schon im persönlichen Verhältnis zwischen führenden Männern wie Moeller van den Bruck und Heinrich von Gleichen vor unser aller Augen aufgerichtet war. Daraus erwuchs im allerengsten Kreis eine Unerbittlichkeit und Wahrhaftigkeit im gegenseitigen Urteil, die nicht jedermann ertrug, die aber trotzdem für alle eine unvergleichliche Schule männlicher Selbsterziehung war. Persönliche Verdächtigungen und Zänkereien, an denen andere Kreise und Gruppen sich aufrieben, waren jedenfalls bis zum Tode Moeller van den Brucks im alten Juniklub unmöglich oder konnten jederzeit im Keim erstickt werden.

Von dem tiefsten Zauber und inneren Reichtum dieser Gemeinschaft wissen nur die, die das Glück hatten, gerade in den ersten unvergesslichen Jahren in der schöpferischen Mitte dieses Arbeits- und Lebenskreises zu stehen. Und unsere schönsten Erinnerungen werden wir — vielleicht gar vor uns selber — im Innersten verschliessen, wie man einen kostbaren Schatz hütet. Denn es folgen Jahre des Zwiespalts und der Zermürbung für unser Volk im Ganzen, für seine grössere Rechte und auch für unseren engeren Kreis, wo vielleicht mancher von uns an der gläubigen Zuversicht und erbitterten Hoffnung der Anfangszeit hier und da irre zu werden begann. In solchen Stunden des Zweifels besannen wir uns wohl darauf, dass wir unsere Gedanken nicht einfach genug gedacht und ausgeprägt, dass wir vielleicht auch manchmal aus der Stunde heraus, deren Verantwortung wir uns nicht entziehen wollten, an Weite der Sicht eingebüsst oder unsere Fernziele zeitweilig aus dem Blick verloren haben. Auch mussten wir die Erfahrung machen, dass wir gerade da, wo der Gang der Ereignisse unsere Warnungen hinterher bestätigte, doch darin fehlten, dass wir manches Richtige zu allgemein und vor allem viele Wahrheiten zu früh, zu einer Zeit bereits aussprachen, wo

sie noch nicht verstanden wurden und verstanden werden konnten, so dass wir oft genug als Narren beiseite geschoben wurden in einer Welt, die gerade das für einzig real und realpolitisch hielt, was sich in Kürze durch den erbarmungslosen Scheinwerfer der Inflation, der Deflation und Weltwirtschaftskrise und vollends im grossen Umbruch von heute als vorgestrig und wesenlos herausgestellt hat. Wir konnten wohl warnen, aber wir konnten nicht wenden. Und darin liegt immer eine historisch-politische Schuld.

Jetzt liegt das Werk des 11. August 1919 in Trümmern und zugleich tritt endlich die wilhelminische Führerschicht von der Bühne ab, in deren Spätblüte auf dem Boden der Republik wir von je das Verhängnis der deutschen Nachkriegsentwicklung gesehen haben. Heute haben — generations- und nicht gruppenmässig gesehen — die Jungen das Wort und die Verantwortung, die 1919 einen Ruf ins Leere ausstiessen, sie und bereits eine jüngere Generation, die das Erlebnis des Krieges und die furchtbaren Erschütterungen des Zusammenbruches nur als Kindheitserinnerungen oder vom Hörensagen kennt, dafür aber in den letzten 15 Jahren durch andere Schulen der deutschen Not gegangen ist als viele von uns.»

POLITISCHE ÜBERSICHTEN

LETTLAND

Erneuerung?

Nach einem ausgedehnten Aufenthalt in Deutschland kam Karl Ulmanis erfüllt mit neuen Ideen zurück, und sein Verfassungsänderungsentwurf beanspricht nach wie vor das öffentliche Interesse. Wie für uns Balten, so besteht auch für die Letten eine Gefahr darin, nur oberflächlich von Deutschland lernen zu wollen. Man vergisst leicht, dass die Bewegung, die heute in Deutschland am Ruder ist, in 15 schweren Jahren ihr Ideengut geschmiedet hat, bis daraus nach langen und schwersten Kämpfen eine tatsächliche, jeden einzelnen angehende Erneuerung des Volks erwuchs. Uns scheint die Gefahr akut, dass mit den modernen, zweckmässigen Regierungsmethoden zu wenig an innerem Gehalt verwirklicht wird, dass das Bewegungsmässige zu sehr in den Hintergrund tritt gegenüber dem, was man noch gewohnt ist als «praktische» Politik anzusehen.

Wie dem auch sei, es wird zu begrüssen sein, wenn der Bauer im Staate eine präponderierende Stellung bezieht, wie sie ihm zukommt. Es ist die Aufgabe unseres Landstandes, durch gemeinsame Arbeit mit dem lettischen Bauern in den ländlichen Kommunalverwaltungen auf beiden Seiten das Bewustsein zu stärken, dass unsere Heimataufgaben gemeinsame sind.

Erzbischofsweihe

Zum Unterschiede von der lutherischen Kirche in Deutschland ist in Schwedens Kirche die apostolische Sukzession der Bischofsweihe gewahrt. Das Bindeglied bildet bekanntlich ein katholischer Bischof, der zur Zeit der Reformation den protestantischen Glauben annahm und den vorher empfangenen bischöflichen Weihesegen auf seine protestantischen Amtsnachfolger übertrug. Unsere lutherische Landeskirche hat in der Nachkriegszeit bei Errichtung der Bischofsämter Wert auf die apostolische Sukzession gelegt, und unsere Bischöfe wurden vom schwedischen Erzbischof geweiht. Die Stellungnahme der Weltöffentlichkeit der protestantischen Kirchen in der Domkirchenangelegenheit hat zur Folge gehabt, dass bei der Amtseinführung des neugewählten Erzbischofs Grünberg auf eine Bischofsweihe in diesem Sinne, auf die apostolische Sukzession, verzichtet werden musste. Stattdessen wurde der Erzbischof vom ältesten Propst, Propst Kundsin — Smilten, ins Amt eingeführt. Bei dieser Angelegenheit, und es scheint uns dieses für die Kirche Lettlands auf die Dauer von bedeutendem Wert, haben lettische Kirchenmänner von Charakter konsequent, auch wenn auf sie nicht gehört wurde, einen auf dem Evangelium fussenden Standpunkt eingenommen und gegen den Missbrauch der Kirche zum Spiel politischer Leidenschaft protestiert.

Verhaftung der Kommunistenfraktion

Mit grosser Mehrheit und gegen schnaubenden Protest seitens der Sozialdemokratie, deren Ehrlichkeit hierbei übrigens angezweifelt wird, gab die Saeima die Strafverfolgung der kommunistischen Abgeordneten frei. Diese liessen sich die Gelegenheit, «Reklame» zu machen, nicht entgehen und provozierten bei ihrer Verhaftung einen regelrechten Krawall. Es kursiert die Version, die Aufhebung der Immunitätsrechte der kommunistischen Abgeordneten gehe auf die Initiative einer Gruppe zurück, die nicht so sehr eine Verfolgung der Kommunisten, als eine Schädigung des Bauernbundes im Auge

hatte, der einerseits nicht anders kann, als antikommunistisch stimmen, andererseits aber angesichts des bevorstehenden Handelsvertragsabschlusses mit Russland, an dem er interessiert ist, eine Trübung des Verhältnisses zu den Sovets gerade jetzt gar nicht brauchen kann. Es ist möglich, dass eine solche Machination vorliegt; ob damit aber ein Fernbleiben einzelner Abgeordneter von der Abstimmung über die «Auslieferung» der Kommunisten gerechtfertigt werden kann, scheint uns fraglich.

Zum Vorgehn gegen die Baltische Brüderschaft

§ 107 des Strafgesetzbuches handelt von Personen, die illegalen Organisationen angehören, deren Leitung im Auslande liegt. Es scheint, als ob hieraus der Baltischen Brüderschaft, die sich, weil sie keinen Verein darstellt, nicht als solchen hat registrieren lassen, ein Strick gedreht werden soll. Die politische Polizei hat eine Reihe von Haussuchungen veranstaltet, und die Boulevardpresse konnte sich natürlich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die Angelegenheit aufzubauschen. Die Brüderschaft erklärt, und jeder, der in der baltischen Öffentlichkeit Bescheid weiss, kann bestätigen, dass es stimmt: Politik ist nicht ihr Gebiet. Eine weise Staatsführung möge es erwägen: wie sollen wir Deutsche empfinden, wenn gegen aufrechte Männer aus unseren Reihen nur deshalb scharf vorgegangen wird, weil vielleicht ein Formfehler vorliegt.

Riga, 29. November 1933 *C. H.*

ESTLAND

Verschiebungen unter den estnischen Parteien

Der November ist in Estland sehr still verlaufen. Nach der entscheidenden Abstimmungsschlacht im Oktober halten jetzt die Parteien Heeresschau und versuchen ihre zersprengten Kräfte für die kommenden Wahlen wieder zu sammeln. Wie sich das Kräfteverhältnis unter den Parteien tatsächlich gestalten wird, lässt sich fürs erste noch gar nicht voraussagen. Eines steht aber jedenfalls fest, die Nationale Mittelpartei macht eben eine sehr schwere Krise durch. Eine ganze Reihe von Gruppen sind von ihr abgesplittert. So hat sich in Reval eine solche Gruppe als selbständige Partei unter dem Namen «Erneuerungsverband» registrieren lassen. Ebenso sollen auch die Glieder der ehemaligen Christlichen Volkspartei, die seinerzeit in der

Nationalen Mittelpartei aufging, wieder Bestrebungen zeigen, die auf eine Loslösung von der Nationalen Mittelpartei gerichtet sind. Und auch sonst sind Absplitterungen von der Nationalen Mittelpartei im Gange, ganz abgesehen von der grossen Zahl ihrer Glieder, die zu den Freiheitskämpfern gegangen sind.

Die Freiheitskämpfer haben sich jetzt entschlossen, bei den bevorstehenden Parlaments- und Kommunalwahlen mit eigenen Kandidaten aufzutreten. Wieviel Mandate sie tatsächlich erhalten werden, ist noch völlig unklar. Denn es ist noch gar nicht zu übersehen, wieviele von den Stimmen, die im Oktober für den Verfassungsänderungsentwurf der Freiheitskämpfer abgegeben worden sind, auch bei den kommenden Wahlen ihnen zu Gute kommen werden.

In Karkus (Kreis Fellin) haben die dortigen Bauern unter Führung eines gewissen Kivisäkk von sich aus einen allstaatlichen Bauernkongress nach Fellin einberufen, der am 7. Dezember tagen soll. Es bleibt abzuwarten, wieviele Bauern der Einladung der Karkus-Leute tatsächlich folgen werden. Hauptzweck der Tagung soll sein, einen den Landwirten genehmen überparteilichen Kandidaten für die kommenden Präsidentschaftswahlen aufzustellen. Recht unklar ist noch, welche Stellung die beiden bestehenden Agrarparteien zu diesem Bauernkongress einnehmen werden.

Aussenpolitisches

Das neue Deutschland beunruhigt nach wie vor einen Teil der estnischen Presse. Man fürchtet sich vor dem «Deutschen Drang nach dem Osten» und scheint den friedensliebenden Erklärungen des Führers des neuen Deutschland nicht zu trauen. Dazu scheint eine starke Angst aufgekommen zu sein, dass man sich den deutschen kulturellen Einflüssen gegenüber auf die Dauer nicht werde halten können. Nur so ist es wohl zu verstehen, dass neuerdings in der Presse der estnischen Intelligenz das Schlagwort aufgekommen ist, Estland würde zu einer deutschen Kulturprovinz werden, wenn man nicht rechtzeitig dem deutschen Kultureinfluss starke Riegeln vorschiebe. So verlangen diese Blätter jetzt, dass in den estnischen Schulen das Deutsche als Fremdsprache abgeschafft und durch englisch oder französisch ersetzt wird. — Diese Panik vor dem deutschen Kultureinfluss wird aber von einem Teil der estnischen Presse nicht geteilt.

Der Staatsälteste weilte in der vorigen Woche einige Tage in Riga zu Besuch beim lettischen Staatspräsidenten. Obgleich es sich

hierbei nur um eine Höflichkeitsvisite handelte, sollte dieser Besuch doch auch wohl der Festigung der politischen Beziehungen zwischen beiden Staaten dienen. Endlich ist der Posten des estländischen Gesandten in Riga wieder besetzt worden. Und zwar ist dorthin der bisherige estnische Gesandte in Berlin K. Menning ernannt worden.

Dorpat, 23. November 1933 *Leo von Middendorff*

DEUTSCHES REICH

Die Reichstagswahl

Knapp drei Wochen hat der Wahlkampf gedauert, der Deutschland zur Entscheidung des 12. November führte. Noch einmal wurden alle Möglichkeiten politischer Aufklärungsarbeit ausgenutzt, die die ständischen und politischen Massenorganisationen des neuen Deutschland bieten. Von der grossen Hitlerrede des 24. Oktober über die Riesenkundgebung der gesamten deutschen Wirtschaft am 7. November und die grosse Kanzlerrede in der Dynamohalle der Siemenswerke, die in ganz Deutschland die Arbeit auf eine Stunde stocken liess, bis zur Mahnung Hindenburgs am Abend des 11. November ging durch die Wahlvorbereitungen ein gemeinsamer Zug. Nicht die innenpolitische Stimmenwerbung, sondern die Klarlegung des deutschen Schrittes gegenüber der Weltöffentlichkeit kennzeichnet den propagandistischen Inhalt dieses Wahlfeldzuges. Das Wahlergebnis hat gezeigt, dass diese Taktik richtig war. Von rund 45 Millionen Stimmberechtigten haben bei der Volksabstimmung 4½, bei der Reichstagswahl 5½ Millionen ihre Stimme für den neuen Kurs nicht abgegeben. Denkt man daran, dass noch ein Jahr zuvor 30—35% aller Wahlberechtigten für die marxistischen Parteien stimmten, und hält man sich vor Augen, dass unter den diesmaligen Nichtwählern eine Reihe Angehöriger nichtmarxistischer Parteien waren, die sich über kurz oder lang zur Unterstützung der neuen Ordnung bereit finden werden, so wird das Ausmass der Erziehungsarbeit klar, das die Hitlerregierung in den neun Monaten ihrer Herrschaft bewältigt hat. In einiger Massierung finden sich die Gegner des heutigen Systems nur noch in grossen Industriezentren mit zahlreichem Proletariat und in einigen westlichen Wahlbezirken, in denen sich frühere Zentrumwähler noch nicht entschlossen haben, ihren Frieden mit der neuen Entwicklung zu machen.

Umfasste schon die Spitzengruppe der Reichstagskandidaten von Hitler bis Hugenberg die Gesamtheit jener Kreise, die den Umschwung des 30. Januar in jahrelanger Arbeit vorbereitet hatten, so zeigt der neue Reichstag mit seinen 661 Abgeordneten ein Spiegelbild der neuen Volksgemeinschaft. Ihm gehören etwa 50 Reichs- und Staatsminister, Reichsstatthalter und andere hohe Beamte an. Ihnen schliessen sich etwa 100 Vertreter der Parteiorganisation der NSDAP, der SA, der SS und des Stahlhelm sowie der wirtschaftlichen Gliederungen parteimässigen Charakters an. 40 Beamte, etwa 200 Vertreter der gewerblichen Wirtschaft einschliesslich Handel und Industrie, darunter etwa 40 Handwerker, etwa 40 parteiungebundene Arbeiter sind weiterhin in den Reichstag eingezogen. Der grosse Rest von weit über 200 Abgeordneten entfällt zu ungefähr gleichen Teilen auf Vertreter der Landwirtschaft und der freien Berufe.

Neue Methoden der Aussenpolitik

Die politische Einigung des deutschen Volkes ist seit dem 12. November Tatsache. Dieser Umstand fördert nicht nur den Ausbau des Staates nach innen, sondern gibt vor allen Dingen der deutschen Aussenpolitik die Möglichkeit, mit neuen Methoden in den Kampf für die Lebensrechte des deutschen Reiches einzugreifen.

Der deutsche Austritt aus dem Völkerbund und die Aufkündigung der Mitarbeit Deutschlands an der Abrüstungskonferenz machte die Bahn für einen konstruktiven Neubau der deutschen Politik in allen Dingen, die internationale Probleme betreffen, frei. Der deutsche Schritt bedeutete die endgültige Absage an das französische Herrschaftssystem über Europa, dessen verlässlichste Stütze Völkerbund und Abrüstungskonferenz geworden waren. Bereits am 11. November hat Reichsaussenminister von Neurath darauf hingewiesen, dass Deutschland mit seinem Austritt aus beiden internationalen Gremien ein ehrliches und ernstes Angebot gemacht habe, in Zukunft grundsätzlich neue Methoden in der internationalen Politik anzuwenden. Seitdem hat sich die internationale Situation beschleunigt in einer Richtung entwickelt, die erhoffen lässt, dass in den Beziehungen der Völker untereinander der Weg einer dynamischen Entwicklung frei werden wird. Die Abrüstungskonferenz ist zum mindesten bis zur zweiten Januarhälfte vertagt. In der zweimonatigen Zeitspanne bis dahin werden sofort beginnende diplomatische Verhandlungen zwischen den europäischen Hauptstädten stattfinden, in deren Verlauf die Voraus-

setzungen für eine ausserhalb Genfs stattfindende europäische Mächtekonferenz geschaffen werden sollen. Es ist von besonderer Wichtigkeit, dass der deutsche Grundsatz diplomatischer Einzelverhandlungen, in deren Verlauf alle grundsätzlichen internationalen Probleme zur Sprache kommen, hierbei durchdringt. Die selbstverständliche Voraussetzung für einen Erfolg solcher Verhandlungen steht fest: Abrüstung der anderen und wahre Gleichberechtigung Deutschlands.

Auf dem Gebiet der deutschen Ostpolitik ist die neue Methode direkter diplomatischer Verhandlungen zu allererst zur Anwendung gekommen. Noch im Oktober hat die Reichsregierung dem ständigen internationalen Gerichtshof im Haag im Zusammenhang mit dem Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund mitteilen lassen, dass sie nicht beabsichtigt, die von ihr als Ratsmacht gegen Polen eingereichten Klagen wegen der Anwendung der polnischen Agrarreform auf die deutsche Minderheit und wegen der fürstlich Plesschen Verwaltung weiterzuverfolgen. Am 15. November wurde dann die bekannte gemeinsame Erklärung über die Besprechung zwischen Reichskanzler Hitler und dem polnischen Gesandten Lipski veröffentlicht, die einen Angriffsverzicht enthält und direkte diplomatische Verhandlungen über eine Reihe deutsch-polnischer Fragen vorsieht. Es ist in der europäischen Öffentlichkeit von interessierter Seite vielfach der Versuch gemacht worden, die Übereinkunft als den Abschluss eines Ostlocarnos hinzustellen. Diese Ansicht entbehrt jeder Begründung. Die deutsch-polnische Übereinkunft hält sich durchaus im Rahmen der von der Reichsregierung allseitig angestrebten und zum Teil bereits aufgenommenen direkten diplomatischen Verhandlungen von Staat zu Staat und fusst im übrigen auf den Grundlinien der Kanzlerrede vom 17. Mai, die die Absage an eine Gewaltpolitik und den Grundsatz einer gegenseitigen Achtung des Volkstums enthält.

In den Beziehungen zu Russland ist der deutsch-russische Journalistenkonflikt im Berichtsabschnitt zwar beigelegt worden, doch haben sich in den gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen neue Schwierigkeiten eingestellt. Inwieweit es dem neuen deutschen Botschafter in Moskau Nadolny gelingen wird, hier eine grundsätzliche Änderung herbeizuführen, muss die Zukunft lehren.

Ein sichtbares Kennzeichen für die politische Aktivität der Reichsregierung ist die Ernennung des Vizekanzlers von Papen zum Saarbevollmächtigten im Kabinett. Ihm unterstehen damit alle Re-

gierungsstellen, die sich politisch oder wirtschaftlich mit dem Saargebiet, das bekanntlich 1935 durch eine Volksabstimmung seine Zugehörigkeit zum Deutschen Reich zurückgewinnen will, zu befassen haben.

Straffung des innerpolitischen Aufbaues

Der innerpolitische Umbau des Reiches ist weder auf dem Gebiet staatlicher Konzentration, noch auf dem der Verwaltung schon zum Abschluss gebracht. Die Schaffung eines einheitlichen nationalen Willens, die geistige Vorbereitung und Untermauerung der grossen Reichsreformen geht immer weiter. Die Münchener Zehnjahresfeier des 8. und 9. November mag hierfür als Beispiel dienen. Der marxistisch-jüdischen Revolution vom 9. November 1918 wurde hier das Andenken an die nationalsozialistische deutsche Revolution vom 8. und 9. November 1923 gegenübergestellt. Diese Gedenkfeier einer Niederlage, aus der nach 10 Jahren ein beispielloser Sieg geworden ist, stand im Zeichen der Versöhnung, im Zeichen des Ausgleichs mit den Gegnern von einst. Und wie hier die geistige Einheit der Nation in Feiern und Reden als Postulat des Dritten Reiches verkündet und angestrebt wurde, so zeigt sich auch in der Führung der NSDAP in steigendem Masse das Bestreben, zu einer grösseren Einheitlichkeit nicht nur im Auftreten nach aussen und in der politischen Praxis des Tages zu kommen, sondern auch in allen Dingen über die organisatorische Einheit hinaus zu einer Einheit des Wesens und der Haltung, die im neuen Deutschland Vorbild und Richtschnur sein soll.

Als Voraussetzung und Methode wird dabei der ständische Aufbau in immer stärkerem Masse herangezogen und durchgeführt. Die Ausgestaltung des Erbhofwesens soll in erster Linie den biologischen Untergrund für den neuen Volksaufbau schaffen helfen. Die Stände des Handwerks und des Handels werden in grossen Kundgebungen aufgerufen, im deutschen Volk jenen Mittelstand in strenger Ehr- und Arbeitsauffassung wieder zur Geltung zu bringen, der in Deutschland seit je Rückgrat des Volkstums gewesen ist. Die feierliche Eröffnung der Reichskulturkammer am 15. November bezeichnete den Einbau der bisher unorganischsten Volkstumsschicht der freien Berufe in das wachsende Gefüge des neuen Reiches, und die vielfachen Ansätze zur Rechtsschöpfung sind in erster Linie darauf gerichtet, den Neubau des Volkstums vor Schädigungen zu bewahren.

Kultur und Recht

Die Reichskulturkammer umfasst 7 Abteilungen: die Reichsmusikkammer, die Reichskammer der bildenden Künste, die Reichstheaterkammer, die Reichsschrifttumkammer, die Reichspressekammer, die Reichsrundfunkkammer und die Reichsfilmkammer. Der Präsident der Reichskulturkammer ist der jeweilige Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda. Den Einzelkammern steht ein Verwaltungsbeirat zur Seite. Sie gliedern sich im übrigen in Fachverbände oder Fachschaften und haben die Aufgabe, die deutsche Kultur zu ihrem Teil verantwortlich zu fördern, die wirtschaftlichen und sozialen Angelegenheiten der von ihnen umfassten Berufe zu regeln und in gegenseitigem Zusammenwirken zwischen allen Bestrebungen der ihnen angehörenden Gruppen einen Ausgleich zu bewirken. Mit der inzwischen erlassenen Durchführungsverordnung zum Kulturkammergesetz ist der ständische Aufbau für alle im Kulturleben Deutschlands Schaffenden praktisch vollzogen. — Ein wesentliches Interesse beansprucht die Neugestaltung des deutschen Rechtes. Die Vorbereitungen zu dieser Neugestaltung sind im wesentlichen dem Reichsjustizkommissar übertragen worden und werden von der in Leipzig gegründeten Akademie für das deutsche Recht beraten. Eine Reihe von Ausschüssen behandelt die Reform des Strafrechts und des Strafprozesses, des Zivilprozesses, des bürgerlichen und des Wirtschaftsrechts. In den Mittelpunkt der Reform wird der Schutz des gesunden und fähigen Volksteils gestellt und die Identität von Moral und Recht geschaffen. Rassische Gesichtspunkte finden besondere Berücksichtigung. Verbrechen gegen den Staat werden auf das schärfste geahndet. Die Reform des Zivilprozesses verfolgt das dreifache Ziel der Rechtssicherheit, der Beschleunigung des Rechtsganges und der Befreiung des Rechtsgedankens von formalistischen Schnörkeln. Aus dem Wirtschaftsrecht soll in erster Linie die Anonymität entfernt und der persönlich verantwortliche Unternehmer wieder in den Vordergrund gerückt werden. Weder hier noch im bürgerlichen Recht, den beiden Rechtsgebieten, die dem täglichen Leben am nächsten stehen, wird um der Reform willen reformiert. Allmählich und schonsam soll, den Bedürfnissen des deutschen Lebens entsprechend, umgestaltet werden, was sich im Lauf der bisherigen Rechtspraxis als verbesserungsbedürftig herausgestellt hat. Die Vorarbeiten der verschiedenen Kommissionen werden soweit beschleunigt, dass mit dem 1. Januar 1934 bereits eine weitgehende Vereinfachung der

Zivilprozessordnung und noch zu Anfang des kommenden Jahres das neue Strafgesetzbuch vorliegen soll. Zur Fortbildung des juristischen Nachwuchses werden Studentenschaften und Fachschaften in der durch Gesetz neu zu schaffenden Reichsrechtskammer mit vertreten sein. Auf dem Gebiet der Gerichtsverfassung wird als Ziel der Reichsrichter, der freizügige Reichsanwalt und der Reichsnotar bezeichnet. Bereits in nächster Zeit soll die Vereinheitlichung der Prüfungsordnung für die Juristen diese Entwicklung einleiten.

Der Bekenntniskonflikt

Es ist natürlich, dass die durch alle Gebiete des deutschen Lebens gehende Straffung und Vereinheitlichung hie und da zu Überspannungen und zu Rückschlägen führt, es ist aber auch bezeichnend für die Zielstrebigkeit der für den Neubau verantwortlichen Männer, dass sie Auswüchsen und Rückschlägen mit Entschiedenheit und, wo es sein muss, mit harter Hand begegnen.

Mitten in die Luthergedächtnistage hinein klang die Disharmonie eines Bekenntniskonfliktes von symptomatischer Bedeutung. Wir haben an dieser Stelle bereits mehrfach darauf hingewiesen, dass sich in der Glaubensbewegung «Deutsche Christen» zum Teil bekenntnismässig heterogene Gruppen zusammengefunden haben. Ein Exponent der Kreise in der Bewegung, die für die Schaffung eines nordisch-germanisch betonten Christentums eintraten, wandte sich an hervorragender Stelle in einer öffentlichen Kundgebung gegen die Bibel als Bekenntnisgrundlage, gegen die reformatorische Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben und selbst gegen das Symbol des Kruzifixes. Der Reichsbischof hat darauf als der für die Wahrung des Bekenntnisses vor Gott verantwortliche Führer der Kirche in einer scharfen und eindeutigen Erklärung gegen Irrlehren Stellung genommen, die mit dem Geist der erneuerten Kirche nichts zu tun haben. In einem weiteren Erlass hat der Reichsbischof ausdrücklich erklärt, dass kein Verband sich kirchenrechtliche Befugnisse anmassen dürfe, sondern sich lediglich volksmissionarischen Aufgaben zu widmen habe. Durch diese Erklärung wird noch einmal mit aller Deutlichkeit darauf hingewiesen, dass der kirchenpolitische Kampf der vergangenen Monate in den geeinten evangelischen Landeskirchen heute keinen Platz mehr finden darf und dass sämtliche Gruppen und Verbände der Kirchenfront sich der grossen volks-

missionarischen Aufgabe zu widmen haben, die der Kirche im Dritten Reich gestellt ist.

Auch auf dem Gebiet des Kirchenregiments wird der Wille zur Vereinheitlichung der Verwaltung deutlich. Das geistliche Ministerium der Deutschen Evangelischen Kirche hat am 16. November ein Gesetz beschlossen, durch das die Durchführung der von den evangelischen Landeskirchen ergangenen Gesetze über die Rechtsverhältnisse der Geistlichen und der Beamten der allgemeinen kirchlichen Verwaltung bis zum Erlass eines deutschen evangelischen Kirchengesetzes für das ganze Reich ausgesetzt wird. Damit dürfte eine Quelle der Beunruhigung versiegen, die durch die vielfach von einander abweichenden landeskirchlichen Regelungen hinsichtlich der Altersgrenze der Kirchenbeamten, hinsichtlich des «Arierparagraphen» im Kirchendienst und anderer Bestimmungen entstanden war.

Die deutsche Wirtschaft zu Beginn des Winters

Die wirtschaftliche Situation Deutschlands wird immer noch dadurch gekennzeichnet, dass der Anstoss zur Belebung der Wirtschaftslage von öffentlichen Sonderaufträgen ausgeht. Die private Kapitalbildung fehlt zum grössten Teil noch immer. Der zweite schwache Punkt in der Wirtschaftssituation des Reiches betrifft die Ausfuhr. Zwar steigt der Ausfuhrüberschuss in den letzten Monaten ständig. Er ist aber zu gering, um eine normale Wirtschaftsentwicklung zu gewährleisten, wenn staatliche Belebungsmassnahmen ausbleiben. Die Aufgabe der deutschen Wirtschaftspolitik in diesem Winter wird es daher sein, allmählich eine Lage vorzubereiten, die es ermöglicht, die Konjunktur ohne öffentliche Behelfsfinanzierung sich weiter entfalten zu lassen. Zur Erreichung dieses Zieles ist wichtig die Erhaltung des Preis- und Lohnniveaus, die Auflockerung der Kapitalmärkte und die Ebnung der Wege für einen vermehrten deutschen Export. Die Lage der öffentlichen deutschen Finanzen kann zum ersten Mal seit vielen Jahren zu Anfang dieses Winters befriedigend genannt werden. Das Steueraufkommen entspricht den Voranschlägen, der Finanzbedarf der öffentlichen Körperschaften hält sich mit etwas über 14 Milliarden Mark im Rahmen der Voranschläge. Der Arbeitsmarkt ist auch im November von saisonmässig bedingten Belastungen fast völlig verschont geblieben. Dieser Umstand ist auf eine Umgruppierung der Arbeitslosen zurückzuführen, von denen ein wesentlicher Teil während des Winters in der

Forstwirschaft, bei der Instandsetzung von etwa 3 Millionen Altwohnungen und beim Strassenbau, hauptsächlich bei den Bauvorbereitungen der Reichsautobahnen, beschäftigt wird. Ausser den Beträgen zur Errichtung der Reichsautobahnen und ausser den Summen, die durch die Konjunkturbelebung für zusätzliche Arbeitsbeschaffung frei werden, stehen der Reichsregierung zur Zeit noch über 3 Milliarden Mark für Arbeitsbeschaffungsmassnahmen zur Verfügung.

Entproletarisierung

Für die Arbeitslosen werden in diesem Winter Werkkurse an praktischen Übungsstätten veranstaltet werden. Man hofft, auf diese Weise bei ansteigender Konjunktur die geschulten Arbeitslosen vor allen Dingen wieder in den Arbeitsprozess eingliedern zu können. Versucht man so von der Arbeitsbeschaffung her den Arbeiter zu entproletarisieren, so bezweckt ein grosszügiger Plan des Organisationsamtes der Arbeitsfront, das gleiche Ziel durch die Sesshaftmachung der Arbeiter an den Rändern der Städte und auf dem umliegenden Lande zu erreichen. Die Arbeiter sollen für ein halbes Jahr ihren Arbeitsplatz einem Erwerbslosen überlassen und selbst in Zwölfstundenschicht gegen Erwerbslosenunterstützung den Bau ihres Eigenheims ausführen und hiernach ihren Arbeitsplatz wieder übernehmen. Die Finanzierung des ersten Bauabschnittes soll zu drei Vierteln durch die Arbeitsfront und den Staat, zu einem Viertel durch ein vom Arbeiter zurückzuzahlendes Hypothekendarlehn erfolgen. Die Auswahl der auf diese Weise zu entproletarisierenden Arbeiter soll durch ein besonderes Amt in der deutschen Arbeitsfront erfolgen. Es ist noch ungewiss, ob dieser oder ob ein anderer Vorschlag im Kampf um die Entproletarisierung des Arbeiterstandes durchgeführt werden wird. Massnahmen in dieser Richtung werden jedenfalls erfolgen, und man ist bestrebt, im Laufe weniger Jahre mindestens 1 Million Arbeiterfamilien im weitesten Sinne dieses Begriffes der Gefahr der Proletarisierung zu entreissen und sie durch die Möglichkeit, sich ein Stück Land und ein Wohnhaus mit Zubehör zu erarbeiten, aus Mietwohnern der Städte zu Landsassen zu machen.

Das deutsche Volk geht unbeirrt und zielbewusst geführt den Weg der biologischen und geistigen Regeneration. Wirtschafts- und Sozialpolitik, Kulturaufbau und Reichsreform arbeiten in gleicher

Weise auf lange Sicht an der Bewältigung einer Aufgabe, über deren Auswirkungen letztlich erst spätere Generationen, die Nutzniesser der heutigen Massnahmen sein werden, urteilen können. Die Verantwortlichkeit vor der Zukunft des Reiches ist das hervorstechendste Merkmal des deutschen Umbruchs, den wir erleben.

Berlin, 22. November 1933 *Harald Nietz*

Kundgebung

der Pastoren der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Gemeinden Lettlands

Gottes Wort erhebt den Anspruch, in allen brennenden Tagesfragen allein Richtung zu geben. Daher verpflichtet es uns, als verordnete Diener der Kirche Jesu Christi, unserer gesamten deutschen Volksgemeinschaft das Folgende zu sagen:

I

Nur Jesus Christus, der Herr der Geschichte und Erlöser der Welt, macht uns frei von Schuld, Tod und Verderben, aus dem uns kein menschliches Wollen und Tun, Denken und Sein erlösen kann.

Der idealistische Glaube an das Ewige im Menschen, die satte Selbstzufriedenheit des «anständigen Menschen» und die Überzeugung, dass die blosse Anteilnahme an völkischer Erneuerung und Selbstbestimmung den Menschen rette, nimmt Christus die Ehre und ist mit dem Glauben an ihn unvereinbar.

II

Kirche ist dort, wo der lebendige Christus durch sein Wort und Sakrament die Menschen über alle irdischen Schranken hinweg zum Glauben an ihn und zum Gehorsam ruft und zur Gemeinschaft der Kinder Gottes verbindet.

Die irdische Gestalt der Kirche ist wie alles Zeitliche dem Wandel unterworfen und mit Sünde und Mangel behaftet. Dennoch hat Gott ihr den Dienst an den Menschen anvertraut und fordert, dass sein von ihr verkündigtes Wort gehört und gehalten werde.

Das Wesen der Kirche verkennt, wer in ihr nur eine diesseitige Grösse sieht, sie nur aus politischen, nationalen, kulturellen, erzie-

herischen oder gesellschaftlichen Gründen bejaht, oder für sie Ersatz in irgend einer anderen Gemeinschaftsform sucht.

III

Die Kirche hat darüber zu wachen, dass der Mensch in den gottgesetzten Ordnungen dieser Welt Gott gehorsam wird.

Sie sieht im Volkstum die Gottesgabe, die unsere Liebe verlangt, und von jedem das Opfer seiner selbst und den Dienst am Ganzen mit Besitz und Arbeit, Kraft und Leben fordert. Wer um eigener Vorteile willen sein Volkstum aufgibt oder aus selbstsüchtigen Gründen daran festhält, versündigt sich ebenso an dieser Gottesordnung wie der, der Volkstum als das Höchste im Leben zum Götzen macht.

Im Volkstum kann Verbundenheit über alle Gegensätze von Reich und Arm, Gebildet und Ungebildet, Hoch und Niedrig nur dann Wirklichkeit werden, wenn Jesu Liebe zu der Macht wird, die uns im Kampf gegen unsere Eigenliebe nicht zur Ruhe kommen lässt. Die Volksgemeinschaft wird zerstört, wenn dieser Geist fehlt und wir uns nicht mit unserem ganzen irdischen, wirtschaftlichen und geistigen Besitz für das Leben des Volksgenossen vor Gott verantwortlich wissen und demgemäss handeln.

Die Kirche sieht in der Ehe den von Gott geordneten Stand, in dem nach Gottes Willen Mann und Frau zu lebenslänglicher Treue miteinander in unauflöslicher Gemeinschaft verbunden sind.

Gegen die Gottesordnung der Ehe, vergeht sich, wer in ihr nur eine Vereinigung erblickt, die durch menschliche Willkür geschlossen, durch menschliche Willkür auch wieder gelöst werden darf. Gegen die Gottesordnung der Ehe vergeht sich, wer sich in ihr dem Willen Gottes, das menschliche Geschlecht zu erhalten, meint entziehen zu dürfen.

Wirkliche Gemeinschaft in Ehe und Familie besteht auch hier nur, wenn Mann und Frau, Eltern und Kinder, unter einander im Geiste Jesu zu alles tragender Liebe, Verantwortung und Freude verbunden sind.

Gott bindet uns in diesem Leben an die Ordnung eines irdischen Staates. Daher ist unsere Stellung zum Staat nicht unserer Willkür anheimgegeben, sondern soll Gehorsam um Gottes Willen sein. Unserem Gehorsam ist erst da eine Grenze gesetzt, wo das Wort der

Heiligen Schrift Geltung gewinnt: Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Gott hat uns in diesem Leben an unseren Heimatboden gebunden. Unser Bleiben oder Nichtbleiben, Leben und Wirken in der Heimat darf nicht von Vorteilen, Aussichten und persönlichen Wünschen abhängig gemacht werden. Der Sinn unseres Hierseins kann nur dann erfasst werden, wenn wir Gott für das Geschenk unserer Heimat danken lernen und im Gehorsam gegen Gott gemeinsam mit unseren lettischen Heimatgenossen ihr dienen.

IV

Gott, der uns in Christus erlöst und in seinen Ordnungen erhält, erhebt Anspruch darauf, dass auch in unserem gesamten öffentlichen Leben sein Wille zur Anerkennung kommt.

Eine Volksgemeinschaft, die nicht danach handelt und sich nur auf der Grundlage kultureller, politischer oder wirtschaftlicher Interessengemeinschaft zusammenfindet, entzieht sich dem Willen Gottes. Sowohl die Führer als auch die Glieder unserer Volksgemeinschaft sind entgegen der liberalistischen Forderung völliger Freiheit in weltanschaulichen Fragen daran zu erinnern, dass nur das an das Wort Gottes gebundene Gewissen und die Gott verantwortliche Volkstumsarbeit unsere Aufgabe richtig sieht und erfüllt. Eine Kulturarbeit, die diese Bindung ablehnt, fördert nicht, sondern zersetzt.

Unsere Volksgemeinschaft hat Recht und Pflicht, darüber zu wachen, dass im öffentlichen Leben christliche Sitte und Zucht anerkannt, geachtet und gefördert werden. Sie hat Recht und Pflicht, alles rücksichtslos zu verurteilen und auszuscheiden, was Gottes offenbarem Willen widerstreitet.

*

Das ewige Wort Gottes kommt zu uns heute in einer Zeit, da unser Volk in seiner Gesamtheit und in seinen Gliedern schwer um seines Lebens Inhalt und um seines Daseins Form ringt. Altes ist erschüttert und zerbrochen, Neues will werden. An diesem Neuwerden mitzuarbeiten, sind wir alle berufen. Das alles darf uns nicht über den Ernst der Tatsache hinwegtäuschen, dass die Gestalt dieser Welt vergeht. Keine Form des irdischen Lebens ist das vollendete Reich Gottes. Alles, was wir denken, tun und gestalten, ist Stückwerk. Aber solange uns Gott in dieser Welt lässt, zwingt er uns, den uns geschenkten geschichtlichen Augenblick mitzugestalten

in der freudigen Gewissheit, dass er selbst uns dazu Kraft geben, aber auch uns und unsere Arbeit richten wird, bis er selbst einst das in uns angefangene gute Werk vollendet hat.

Für die Pastoren der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Gemeinden Lettlands: Bischof D. P. H. Poelchau. Für die Pastoren des Sprengels Riga: Propst A. Burchard. Für die Pastoren des Sprengels Livland: Propst Fr. Hollmann. Für die Pastoren des Sprengels Kurland: Propst W. Kupffer. Für die Pastoren des Sprengels Semgallen: Propst Th. Becker. Für die theologische Abteilung des Herderinstituts: der Abteilungsleiter Prof. Lic. O. Pohrt.

UMSCHAU

Aus der Revalschen Zeitung

Der neugewählte Vorsitzende der Deutsch-Baltischen Partei in Estland, Rittmeister Viktor von zur Mühlen-Eigstfer, hielt auf dem Delegiertentag am 26. November 1933 in Reval eine Rede, der wir folgende grundsätzliche Ausführungen entnehmen:

«Es ist kein Zufall, dass, ebenso wie in vielen anderen Staaten, so auch bei uns, der Frontsoldat wieder aktiv geworden ist, um auf einer anderen gesunderen Weltanschauung einen zweiten Staat zu begründen. Dass unsere ganze Sympathie auf der Seite unserer Kriegskameraden steht, ist so selbstverständlich, dass dieses hier nicht betont zu werden braucht. Und nur im Mitgehen mit den Freiheitskämpfern sehen wir wieder wie vor 15 Jahren so auch eben die Möglichkeit, unserem Staate gegenüber uns im wahren Sinne des Wortes loyal zu betätigen. Damit habe ich eine der Hauptfragen unserer Politik angeschnitten.

... Jedoch wird das Wort «loyal» stets eine leerer Schall bleiben, so lange nicht einerseits jedem Staatsbürger die Möglichkeit gegeben wird, sich aktiv am Staatsleben zu beteiligen, andererseits aber der Wille zu dieser Tätigkeit nicht vorliegt. Nennen wir diesen Willen Anspruch auf Führung. Diesen Willen haben wir bei den Balten seit dem Freiheitskriege immer mehr und mehr zurücktreten sehen, und je mehr dieser Wille zurücktritt, um so ausgiebiger werden uns die Möglichkeiten der Beteiligung am Staatsleben genommen. So sehen wir z. B., dass im Militärdienst nur ein ganz geringer Teil von uns bestrebt ist, Offizier zu werden, desgleichen gibt es in der Beamtenschaft viel zu wenig Balten. Das muss grundsätzlich anders werden. Noch im Freiheitskriege war das Vertrauen unserer obersten Heeresleitung so gross zu uns, dass uns eine 25 Kilometer lange und schwierige Frontstellung an der Narve anvertraut wurde, jetzt ist uns an der Front der Betätigung am Staatsleben höchstens ein Kilometer verblieben. Und wir können den Männern nur dankbar sein, die in dieser kleinen, undankbaren Frontstellung ihre ganze Arbeitskraft für uns eingesetzt haben.

...An der estnischen Erneuerungsbewegung erkennen wir keinen falschen, eitlen, asiatisch hasserfüllten Chauvinismus, sondern ein tiefes, abgeklärtes, nach innen gerichtetes gesundes Nationalgefühl, das wir hoch anerkennen, und ich bin fest davon überzeugt, dass ebenso wie der Estländische Staat als erster Europas das sogenannte Minoritätenproblem nach den damaligen Begriffen löste, es unserem 2. Staat erst recht gelingen wird, wiederum als erster Europas eine Form zu finden, die es zweien auf einen Raum angewiesenen Völkern ermöglicht, unter Betonung des suum cuique auf nationalem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet reibungslos zusammenzuleben.

Die einzige reale Grundlage zu diesem festen Zusammenschluss erblicken wir in gegenseitiger Liebe, Achtung und Vertrauen. Liebe, weil die andere Nation in ihrer Eigenart von Gott so geschaffen worden ist. Achtung vor der gegenseitigen Arbeit und Leistung. Vertrauen durch die Gemeinsamkeit der gleichen Weltanschauung.

Die Judenfrage sehen wir als eine innere Angelegenheit des deutschen Reiches an, die unser Volkstum nicht direkt berührt. Der Frage der blutmässigen Reinhaltung und Erneuerung unseres Volkstums muss unsere ernste Aufmerksamkeit zugewandt werden.

Es ist auch erforderlich, dass wir die Kraft aufbieten, unter die Agrarreform einen Strich zu ziehen.

Was gewesen ist, kehrt nie wieder; schon unserer selbst wegen sollten wir die Kraft dazu haben. Was hilft es, wenn einige von uns, die Hände in den Schoss legend, auf sogenannte bessere Zeiten warten. Wir sollten bis auf den letzten Mann am Wiederaufbau arbeiten und damit die Forderung auf eigene Bodenständigkeit erst recht unterstreichen. Ein Volk, das seine Bodenständigkeit aufgibt, gibt sich selbst auf.

In der politischen und wirtschaftlichen Annäherung unseres Staates zum Deutschen Reich sehen wir ein erstrebenswertes Ziel. Wir haben aber als loyale estländische Staatsbürger dafür zu sorgen, dass diese Annäherung nicht in eine wirtschaftliche Abhängigkeit ausartet, wodurch die Souveränität unseres Staates in Frage gestellt wird. Auch hier hat die Politik den Primat vor der Wirtschaft.

Wir Balten haben stets in kultureller Abhängigkeit von unserem Mutterlande gestanden, und da ist es kein Wunder, dass auch das nationalsozialistische Gedankengut uns in seinen Bann gezogen hat. Wenn wir diese Ausstrahlung der nationalsozialistischen Weltanschauung auf unser Land verfolgen, so sehen wir, dass vor etwa 2—3 Jahren der Nationalsozialismus von den meisten von uns und als Grundlage der Erneuerung des deutschen Menschen auch für das Reich strikt abgelehnt wurde, und erst vor 10 Monaten hiess es allgemein, dass die Errungenschaften der deutschen Erneuerungsbewegung nur für das Reich Geltung haben, für die Auslanddeutschen aber unannehmbar seien. Und erst in allerletzter Zeit sieht man die Erkenntnis reifen, dass Deutscher und Nationalsozialist sein ein und dasselbe ist, da die Erneuerung des deutschen Menschen ausgesprochen auf weltanschaulichem Gebiet liegt.

Solange es noch Balten gibt, die den Nationalsozialismus als Appendix einer reichsdeutschen Partei ansehen, sollen wir uns auch nicht wundern, dass unsere estnischen Heimatgenossen das Anwachsen der Bewegung mit Unbehagen und Misstrauen beobachten. Jedoch wir sind der festen Überzeugung, dass das Misstrauen mit der Zeit schwinden wird. Eine Voraussetzung dazu ist, dass das

Misstrauen innerhalb des baltischen Deutschtums gegen die nationalsozialistische Bewegung schwinde.

Ich sehe mich daher veranlasst, hier in aller Öffentlichkeit zu erklären, dass es in Estland keine nationalsozialistische Organisation oder Partei gibt, dass unsere Bewegung nur auf weltanschaulichem Gebiet aufgebaut ist, keiner von uns Mitglied der N.S.D.A.P. ist und dass wir in keinerlei politischen Beziehungen zu ihr stehen. Vielmehr ist der baltische Nationalsozialismus ein Produkt der Scholle, er ist deutsch wie wir stets Deutsche waren.

Wir erkennen an, dass mit dem heutigen Tage, an dem wir die Führung der Deutsch-Baltischen Partei übernommen haben, die volle Verantwortung auf uns liegt, und es viel leichter war, in der Opposition zu stehen, als verantwortungsbewusst positive Arbeit zu leisten. Es gilt für uns, den Beweis zu erbringen, dass wir zu einer positiven Arbeit fähig sind. Dazu ist es in erster Linie erforderlich, dass mit allen unerfreulichen Erscheinungen, die gerade in letzter Zeit die politische Atmosphäre innerhalb unseres Volkstums vergifteten, endgültig aufgeräumt wird. Wir müssen daher einen dicken Strich ziehen unter all das uns Trennende. Wir erkennen aber auch, dass unter den Männern, die eben noch nicht zu uns gehören, sehr wertvolle Kräfte sind, ohne deren Hilfe wir nicht auskommen wollen. Wir werden daher jedem, der mit uns arbeiten will, dankbar die Hand reichen. Wir stehen bewusst auf dem Standpunkt, dass nur Arbeit und Leistung entscheiden.

Wir erkennen, dass der innere Aufbau der Deutsch-Baltischen Partei der veränderten sozialen Struktur unseres Volkstums nicht mehr entspricht. Es wird daher in allernächster Zeit erforderlich sein, die Deutsch-Baltische Partei zu einer berufsständischen Organisation auszubauen, die die politische Führung des gesamten Deutschtums zu übernehmen hätte...

Wie schon vorher erwähnt, werden wir unserer Bodenständigkeit auch weitgehendstes Interesse zuwenden müssen, und nur, wenn das gesamte Deutschtum unseren Bodenständigkeitsgedanken als Sein oder Nicht-Sein erkannt hat, werden wir hier das uns allen vorschwebende Ziel erreichen.

Nun möchte ich noch eine Bitte an Sie richten. Wir gehen allem Anschein nach einem langen, kalten Winter entgegen. Die Not in unserem Volkstum ist eine grosse. Tun Sie bitte Ihr Möglichstes, um die Not zu lindern. In vielen Häusern ist bereits an zwei Tagen der Woche das Eintopfgericht eingeführt worden, diese Tage sollten in keinem deutschen Hause fehlen, denn nur das Geben, das für einen selbst spürbar ist, bringt Segen und macht wirkliche Freude. Auch sollten wir in unser Hilfswerk die Reichsdeutschen einbeziehen, die das Schicksal in unser Land verschlagen, die mittel- und arbeitslos sind.

Am nächsten Sonntag wird in Dorpat der 15. Jahrestag des Baltenregiments festlich begangen werden, und ich bitte, dass an diesem Tage in allen unseren deutschen Kirchen die Verlustliste unserer Kameraden verlesen und ihrer im Gebet gedacht wird.

Nun bitte ich Sie noch, meine Damen und Herren, sich von Ihren Sitzen zu erheben, um das Andenken derer zu ehren, die in jener grossen Zeit unserer Heimat das Letzte, was sie hatten, ihr Leben für uns opferten. Möge der Geist unserer Kameraden auch unsere Arbeit bescheinen und treue Kameradschaft und feste Geschlossenheit in unserem Volkstum schaffen, ohne die

eine Zusammenarbeit undenkbar ist. Das walte Gott.»

*

Der Deutsche Kulturpräsident, Baron Wilhelm Wrangeli, machte am Schluss seines Berichts zur Tagung des Estländischen Deutschen Kulturrats am 19. November 1933 folgende Ausführungen grundsätzlichen Charakters:

«Es ist also die Frage nach der sozialen Gliederung unseres Volksstammes, die hier gestellt wird, und zwar in dem Sinne, ob diese Gliederung eben normal und für die Zukunft unseres Deutschtums richtig ist, oder — wenn nicht — in welcher Hinsicht eine soziale Umschichtung anzustreben sei. Ich glaube, dass wir uns wohl alle darüber klar sind, dass die heutige Gliederung unseres Volksstammes keine gesunde ist. Ich möchte hierbei an das Überwiegen der städtischen Bevölkerung und innerhalb dieser wieder der Grosstadt erinnern. Der Abfluss unserer deutschen Bevölkerung vom Lande und aus den kleinen Städten — aus welchem Grunde er auch erfolgt sei — birgt die tödliche Gefahr der restlosen Verstädterung in sich, die über kurz oder lang zu einem sehr traurigen Resultat führen muss. Es ist ferner auch innerhalb der städtischen Bevölkerung zu beobachten, dass der selbständige Mittelstand zusammenschrumpft. Es gibt heute wenig junge Leute, die von vornherein darauf ausgehen, durch Handwerk oder selbständigen kaufmännischen Beruf eigener Herr im Hause zu werden. Die ganz überwiegende Anzahl strebt entweder dem Angestelltenstande, oder den akademischen Berufen zu, und wiederum findet man unter den jungen Akademikern wenige, die nicht in die Grosstadt streben. Es ist gewiss nicht meine Absicht, hier den einzelnen jungen Menschen Vorwürfe zu machen. Die geschilderte Entwicklung hat im Zuge der Zeit gelegen, gegen den man sich ja nur schwer durchsetzt. Wir glauben aber zu sehen, dass die Erkenntnis der völkischen Gefahren, die ich mir erlaubte anzudeuten, immer weitere Kreise auch gerade unter unserer Schuljugend ergriffen hat, und ich glaube daher, dass jetzt der Zeitpunkt gekommen ist, wo die psychologischen Voraussetzungen für eine systematische Umschichtung unseres Volkstums gegeben sind.

Theoretisch ist die gesundeste Grundlage eines jeden Volkstums ein gefestigter Bauernstand, auf den sich ein selbständiges Bürgertum stützt, über das sich wieder eine verhältnismässig kleine Schicht der zur Führung Berufenen erhebt. Aber von der Theorie zur Praxis ist ein weiter Schritt, und den harten Tatsachen muss man ins Auge sehen. Wir müssen uns darüber klar werden, was bei uns praktisch in dieser Richtung erreicht werden kann, — sicher nicht von heute auf morgen, aber doch im Laufe der Jahre. Schon seit Jahren ist in unserer Öffentlichkeit auf die Notwendigkeit hingewiesen worden, das Deutschtum auf dem flachen Lande zu festigen, und es ist sicher in dieser Beziehung so mancherlei getan worden. Als Beispiel aus unserer Arbeit darf ich auf das Zweckkapital zur Schulung von landischen Kindern hinweisen. Es ist aber festzustellen, dass für eine richtige Erziehung von jungen Mädchen zum überaus schweren und verantwortungsvollen Beruf einer landischen Frau und Mutter bisher keine Möglichkeit gegeben ist. Die Kulturverwaltung sieht in der Ausfüllung dieser Lücke eine wesentliche Aufgabe. Es ist ferner festzustellen, dass wir bisher nur eine Fachschule haben, die für den kaufmännischen Beruf vorbereitet. Es ist durchaus zu erwägen, ob nicht durch Einrichtung von weite-

ren Fachschulen ein grösserer Teil unserer Jugend als bisher zur Landwirtschaft, zum Kleingewerbe und zum Handwerk hingeleitet werden kann. Es ist ferner zu erwägen, ob es richtig ist, fast unsere gesamte Jugend zum Abiturium zu führen, wodurch viele zwangsläufig ein Studium beginnen, das sie entweder nicht durchführen können, oder für das sie doch nur mittelmässig begabt sind. Es steht doch ohne Zweifel fest, dass gerade solche junge Menschen, die in einem anderen Beruf vielleicht sehr Tüchtiges und Gutes leisten könnten, durch die verfehlte Berufswahl das Heer unserer Arbeitslosen vermehren oder ein sehr kümmerliches Dasein fristen.

Die Kulturverwaltung glaubt, dass für die Zukunft eine lebendigere Gliederung unseres Schulwesens nötig sein wird, die der zu erstrebenden Gliederung unseres Volkstums entsprechen muss. Hierzu ist die Zusammenarbeit aller unserer Spitzenorganisationen erforderlich, aber darüber hinaus noch etwas anderes, und zwar eine gewisse Umstellung in der deutschen Gesellschaft selbst. Es muss Allgemeinbewusstsein werden, dass für das Volkstum der selbständige Handwerker oder auch der kleine Kaufmann wertvoller ist, als so mancher Mann, der sein Abiturium hinter sich hat und nun nichts mit sich selbst anzufangen weiss. Es ist das nur zu erreichen, wenn im Vordergrunde bei uns allen der Gedanke der Volksgemeinschaft steht und wir uns daran gewöhnen, den einzelnen danach zu werten, was er für die Volksgemeinschaft — wenn auch an noch so bescheidener Stelle — bedeutet. Auch hierin liegt eine grosse Aufgabe sowohl unserer Schulen als auch der Erziehungsarbeit ausserhalb der Schulen.

Die Kulturverwaltung macht Ihnen heute keine konkreten Vorschläge, da die nötigen Unterlagen dazu noch nicht zu beschaffen waren. Wir glauben aber, zur nächsten Tagung mit solchen Vorschlägen — eventuell auch nur teilweise — kommen zu können. Es lag uns aber daran, Ihnen heute unsere Ausgangspunkte darzulegen, damit Sie Ihr Wort dazu sagen können. Es ist ja klar, dass bei einer solchen Behandlung der Schulnetzfrage so manche Einzelinteressen werden zurücktreten müssen. Es wird vielleicht manches Liebgewordene zum Opfer gebracht werden müssen, es wird fraglos schwierige Auseinandersetzungen geben. Dieses alles ist nur tragbar durch einen starken gemeinsamen Willen, und den zum Ausdruck zu bringen wird Aufgabe des Kulturrats sein.»

*

Der neugewählte Leiter des Amts für Jugend- und Volkstumsarbeit in der estländischen deutschen Kulturverwaltung, Mag. A. Baron Taube, gab nach seiner Wahl am 19. November eine kurze Erklärung ab, in der er auf die Wichtigkeit gerade der Arbeit an der Jugend gerade im gegebenen Zeitpunkt hinwies, wo sich eine lebendige Aktivierung der Jugend bemerkbar mache. Es gelte unsere Jugend vor allem zu einer einheitlichen Gesinnung und geistigen Haltung zu erziehen, welche eine Grundbedingung für das Dasein unseres Volkstums bilde. Schule und Haus allein könnten diese Aufgabe nicht erschöpfend lösen. Als dritter wichtiger Faktor kämen die Jugendorganisationen hinzu, deren Arbeit bei voller Wahrung ihrer Selbständigkeit und Eigenbetätigung auch in der Führerauslese doch nicht allein sich selber überlassen werden könne, sondern der Vereinheitlichung und Hinlenkung auf ein gemeinsames Ziel bedürfe.

Deutsches Schauspiel zu Riga

Es ist erstaunlich und beglückend zu beobachten, wie sich an den Bühnen des Deutschen Reiches eine Wandlung des Theaterbegriffs vollzieht, wie in den Spielplanfolgen, die dem Publikum dargeboten werden, das Bewusstsein einer inneren Verantwortung immer stärker deutlich wird, wie man dort immer mehr einsieht, dass Theaterspielen kein Geschäft, sondern eine Aufgabe und eine Verpflichtung ist. Dichter, die bislang als vorgestrig oder unwesentlich totgeschwiegen wurden, kommen endlich zu Worte und erweisen sich dabei nicht nur als bemerkenswert zeitnahe, sondern auch als bühnenwirksam und — kassenfüllend. In erster Linie feiert Paul Ernst, der sterben musste, als seine Zeit gekommen war, eine glückhafte Auferstehung; immer mehr erkennt die Allgemeinheit, welch ein wesentlicher Mensch, welch ein grosser Künstler in ihm dem Deutschtum geschenkt worden ist: da winkt eine Ernte von reichster Fülle den deutschen Scheuern! Aber auch auf Eberhard König beginnt man sich zu besinnen; der Alternde darf es nach langen Jahrzehnten bittersten Ausgeschaltetseins erleben, wie seine deutschen Hörer von der Wucht seiner Gestalten gepackt und begeistert werden; «Wieland der Schmied» errang in Königsberg einen stürmischen Erfolg. Von den Jüngeren machte besonders der bühnensichere Sigmund Graff mit seinem neuen Heimkehrerspiel, in dem er wieder (wie so oft schon), aber noch feiner, verhaltener und tiefer als bisher, der Überwindung des Kriegserlebnisses von innen her nahezukommen sucht, Eindruck («Die Heimkehr des Matthias Bruck»; Leipzig), und in München erregte ein schollennahes Bühnenwerk eines bisher unbekannten jungen Dichters («Die Mähmaschine» von O. Teuber) durch seinen gedrungenen Aufbau und seine gut und scharf gesehene Problematik berechtigtes Aufsehen. Unter den Lustspieldichtern nimmt Paul Schurek jetzt wohl unbestritten den ersten Platz ein; seine «Kleine Ehekomödie» wurde in Hamburg viel bejubelt. Schurek besitzt einen feinen Humor, einen gütigen Witz, in dessen Spiegel sich allerlei recht ernsthafte und wesentliche Gedanken brechen; schade, dass wir ihn in Riga nicht zu hören bekommen. Derbere, aber amüsante Kost gibt Dietrich Loder in seiner Zeitsatire «Konjunktur», deren tieferen, sehr aktuellen Kern sich das Münchener Publikum lachend zu Herzen nehmen konnte.

*

Das «Deutsche Schauspiel» liess in Fred A. Angermayer einen zeitgenössischen Dichter zu Worte kommen, dessen Tirolschauspiel einst auch in Riga viel besprochen worden ist. In seinem neuen Drama «Der dreizehnte Juni» sucht er die drei letzten Lebensstunden des unglücklichen Bayernkönigs nachzuzeichnen, der im Starnberger See sein Leben verströmte und an dessen wirklichen Tod das Volk seiner Gebirgstäler heute noch nicht glauben mag. Angermayer verzichtet bewusst auf eine getreue Nachahmung der geschichtlichen Begebnisse und noch mehr auf eine psychopathologische Untersuchung des Falles; er will so wenig historische Reportage wie ein medizinisch-pikantes Feuilleton bieten. Er möchte vielmehr in das Seelenleben eines Mannes hineinleuchten, der auf der Grenze zwischen Genie und Wahnsinn steht und an diesem fürchterlichen Zwitterdasein zu Grunde gehen muss. So gibt er mehr

eine sehr feine psychologische Studie als ein Drama; zwischen den ersten beiden Akten fehlt so gut wie jede Handlungsentwicklung, so gut wie jede Spannungssteigerung; beide dienen im wesentlichen einer minutiösen Zustandsschilderung, und erst der letzte Akt bringt dann eine überraschend hastige (dabei aber nicht unglaubwürdige) Entwicklung, die schnell zum Ende führt. Dabei gelingen ihm manche Einzelbilder von packender Echtheit: der klavierspielende König im 1. Akt etwa oder jene unvergessliche Szene im 2. Akt, in der Ludwig, den heimlich mitgenommenen Hermelin um den Schultern, noch ein paar Sekunden seinen Königstraum leben darf, während durchs offene Fenster die Glocken seiner kleinen Schlosskapelle auf sein Geheiss läuten. Hans-Maria Böhmer gab den König, in seiner gepflegten Weichheit wie geschaffen für diese Rolle zwischen Traum und Wachen; am glaubwürdigsten und ergreifendsten sein erster Auftritt, wo er mit zagen, schrägen Schritten und verlorenem Blick über die Bühne tastet, ganz unnahbar und doch schwankend wie ein Fiebernder: da war gleich zu Beginn eine gültige Sinndeutung gegeben! Obsieger spielte den Obermedizinalrat v. Gudden, scharf profiliert und sehr einheitlich, wie wir es bei diesem grossen Könner gewohnt sind, aber vielleicht entgegen dem Willen des Dichters zu einseitig, zu wenig das ehrlich bemühte Beamtentum dieser auch tragischen Figur betonend. Alle anderen Personen sind Nebengestalten; Rotberg hätte aus dem Stabskontrolleur Zanders, der seinem König die letzte entscheidende Enttäuschung bereitet, immerhin mehr herausholen können. Die Regie lag in Beugs sicheren Händen; sie vermied geschickt eine Verschleppung des Tempos, die nahe gelegen hätte; besonders der dezente Schluss mit seinem stummen Spiel war sehr gelungen. Aber das elektrische Licht im 3. Akt war denn doch ein Anachronismus!

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, zur Feier des Staatsjubiläums Rudolf Blaumanns ebenso charakteristisches wie bühnenwirksames Bauernstück «Die Indrans» als Festvorstellung anzusetzen. Man könnte von diesem in Schwarzweisstechnik gehaltenen Holzschnitt sehr interessante Parallelen zu seinen deutschen Entsprechungen ziehen und aus manchen Gleichheiten und manchen Verschiedenheiten volkspsychologische Schlüsse wagen; das muss ich mir hier versagen. Aber die Wirkung dieses lettischen Schauspiels im «Deutschen Schauspiel», das zu zwei Dritteln von deutscher Jugend gefüllt war, muss doch betont werden; sie war stark und echt, und das lag zunächst an dem starken, heimatlichen Vorwurf. Freilich war die Darstellung ausgezeichnet: Kubitzky als alter Indranbauer zeigte, dass er auch ernsten Rollen nichts schuldig bleibt, und Obsieger als sein Sohn und Gegenspieler stellte eine saftige, glaubhafte Figur auf die Bühne und liess etwas von dem tragischen Zwiespalt im Innern des jungen Bauern spüren. Auch die Frauen — Sigrid Hamar, die immer reifere Töne findet, und Elisabeth Ilna — hielten sich wacker; überraschend war die runde Leistung von Käte Ullmann, die aus der Lise eine sehr lebensnahe, ergreifende Gestalt machte. Kurt Hendrich (warum führt er eigentlich in diesem Winter so selten Regie?) lieh dem alten Kauken seine warme, sympathische Kunst; Irene Rée stellte in einer Nebenrolle (Guste) eine kleine Groteskplastik auf die Bühne. Die Regie führte Alexis Mierlauks als Gast; in den ersten drei Akten behutsam und feinfühlig den Wünschen des Dichters nachgehend, gab sie

ihnen in den letzten beiden Akten etwas zu sehr nach: das Tempo wurde zu langsam, die Weichheit des Schlusses zerfloss, und was eingreifen sollte, das einsame Sterben der Alten, wurde quälend. Dennoch blieb der Eindruck stark und nachhaltig.

Auf «Fabian, den Elefant», den der schnurrige Ralph Arthur Roberts sich unter Assistenz von Leo Lenz auf den Leib geschrieben hat, hätte ich gern verzichtet. Nicht, weil ich ein Gegner von Lustspielen bin (das Gegenteil ist richtig — wiewohl ich nicnt glaube, dass sie der Kasse die erwünschte Auffrischung bringen), sondern weil ich es für unzweckmässig halte, Stücke, die einzig und allein auf der Eigenart eines Schauspielers aufgebaut sind und die, von ihm gelöst, jede, aber auch jede Daseinsberechtigung verlieren, zu verpflanzen. Das ist eine Junggesellen- und Ehebruchskomödie, deren absolute Morallosigkeit auch weniger prüde Gemüter eigentlich nur peinlich berühren kann. Es ist im Grunde erstaunlich, was alles in einem sogenannten «Lustspiel» dargeboten werden kann, während das pp. Publikum Stücken anderer Gattung gemeinhin weniger weitherzig gegenüberzutreten pflegt. Man ist hier versucht, von einer «doppelten Moral» zu sprechen. Aber lassen wir das. Immerhin bot der Schmarren unsern Künstlern Gelegenheit, wieder einmal ihr vielseitiges Können unter Beweis zu stellen: Obsieger imitierte als Elefant sein notwendiges Vorbild Roberts gerade nur so weit, dass ihm ausreichender Spielraum zur Entfaltung seiner eigenen Note blieb; Couété glänzte in verschiedenen sehr komischen Masken (man denke: Couété als Dandy und Lustgreis!), und Else König gab ihrer verschmitzten Luise Spangenberg, die ihre Liebe so wahrhaft haushälterisch zu dirigieren weiss, Züge charmantester Echtheit. Hendrich als Diener und Irene Rée als Wiener Zöfchen rundeten das Bild glücklich ab. Nur Marga Zöllner war fehl am Platz. Man lachte wiederholt, aber als es endlich zu Ende war, herrschte doch allgemeine Befriedigung.

*

Das grosse Theaterereignis im November bildete das Gastspiel der «Deutschen Musikbühne». Man hat in der lettischen und dann auch in der deutschen Presse die Frage erörtert, ob, bei dem Bestehen der lettischen Nationaloper, ein solches Gastspiel sinnvoll sei. Die Fragestellung beruht auf verkehrten Voraussetzungen. Der Sinn der Reichswanderoper liegt nicht in der Herausarbeitung des Vokalmusikalischen; wem nur daran gelegen ist, wird von ihren Darbietungen enttäuscht sein. Vielmehr sucht sie unter bewusstem Verzicht auf jedes Starwesen den alten Opernstil mit seiner Divergenz zwischen Spiel und Gesang, zwischen Sing- und Sprechpartien zu überwinden; indem sie die Aufgaben der Regie verstärkt und durch geschickten Rollenwechsel den Unterschied zwischen den sog. Haupt- und Nebenrollen aufhebt, entdeckt sie die innere Einheit der Oper als eines Gesamtkunstwerkes neu. Und das allerdings können wir hier sonst nicht erleben. Dass die «Nationaloper» auch deutsche Musik pflegt und fördert, bleibt daneben ihr unbestrittenes Verdienst, das wir ihr danken müssen. Und dass wir uns schliesslich als Deutsche freuen, die Werke unserer grossen Tonmeister in unserer Sprache hören zu dürfen, das wird uns niemand verübeln wollen.

Es ist diese entzückende und unnachahmliche Beschwingtheit des harmonischen Ineinanders und Miteinanders, die die Vorführungen der Reichswanderoper so festlich gestaltet. Sie

geht vom Orchester aus: welch ein beglückendes Zusammenspiel, das Paul von Kempens feine Stabführung meistert! Aber sie wird dann entscheidend gestützt durch die Regie, die das operbunte Geschehen so natürlich und leicht wie möglich glaubhaft zu machen sucht. Schon in Lortzings «Zar und Zimmermann» wurde das deutlich; mit Nicolais «Lustigen Weibern von Windsor», die ich noch nie so springlebendig und vergnügt gesehen habe, wurde dann der erste grosse Erfolg erzielt. Aber der Höhepunkt war mit Webers «Freischütz», dieser deutschesten aller deutschen Opern, gegeben: wie wundervoll wurde die Ouvertüre gestaltet, wie reizend bunt war das Preisschiessen mit dem Bauerntanz, der wie ein befreiender Durchbruch ins Helle wirkte, wie unvergesslich zumal der zweite Akt, in dem durch die Einfügung einer Türe hinaus ins Freie eine Zweiteilung der Bühne erzielt wurde, die das Geschehen so lebendig und wirklichkeitsnahe gestaltete — das muntere Spiel zwischen Agathe und Ännchen, das Gebet der Agathe, das sie (mit dem Rücken zum Publikum) in den Abend hineinsang, ganz zart und still und unpathetisch, schliesslich das Jungfernkranzlied, als Biedermeierglückwunsch stilisiert — das waren auch für den, der diese Oper oft an den grossen Opernbühnen des Reichs gesehen hat, Erlebnisse. Die «Deutsche Musikbühne» hat dem deutschen Publikum Feierstunden geschenkt, die noch lange nachklingen werden. Dank der Direktion unseres Schauspiels, dass sie hierherrief, Dank ihr, dass sie dem Rufe Folge leistete!

Riga *Lutz Mackensen*

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Deutschland und Polen. Beiträge zu ihren geschichtlichen Beziehungen. Herausgegeben von Albert Brackmann. R. Oldenbourg Verlag, München und Berlin. 279 S., 17 Abbildungen auf Tafeln, 8 Karten. Leinen RM. 6. —

Wenn durch die politischen Ereignisse der jüngsten Zeit die Frage der deutsch-polnischen Beziehungen wiederum und in neuer Beleuchtung sich dem Blickfelde aufdrängt, so muss unter der gesamten in Frage kommenden Literatur auf dies ganz vorzügliche historische Sammelwerk verwiesen werden, zu dem sich 19 führende deutsche Forscher vereinigt haben. Die Herausgabe ist z. T. durch das Erscheinen einseitiger und tendenziöser Darstellungen aus polnischer Feder veranlasst. Umsomehr aber muss hier die präzise Sachlichkeit, das bewusste Vermeiden jegleicher billiger Werturteile positiv ins Auge fallen. Ausgangspunkt der Betrachtungsweise ist nicht die zugespitzte Gegnerstellung, wie sie sich für den in Tagesfragen Verhafteten innerhalb der letzten 1½ Jahrzehnte nur allzuleicht einstellen konnte, Ausgangspunkt aber ist noch weniger — und das muss sehr nachdrücklich gesagt werden — jenes liberalistische Ideal einer Objektivität, deren erste Voraussetzung die bereitwillige Preisgabe der eigenen Stellung ist, sondern die Erkenntnis einer über tausendjährigen Raumgemeinschaft, deren Erfahrungsgut für die politischen Zielsetzungen einer vor uns liegenden Zukunft auszuwerten ist. Es würde den Rahmen dieser Besprechung sprengen, auf die interessanten Fragestellungen der einzelnen Beiträge und Studien gesondert einzugehen. Um nur einen andeutenden Begriff von der Reich-

haltigkeit des gebotenen und durchweg wissenschaftlich gut unterbauten Inhalts zu geben, seien etwa herausgehoben: W. Unverzagt — Berlin: Zur Vorgeschichte des ostdeutschen Raumes; A. F. Schmidt — Graz: Das deutsche Recht in Polen; W. Vogel — Berlin: Polen als Seemacht und Seehandelsstaat; O. Hoetzsch—Berlin: Brandenburg-Preussen und Polen von 1640—1815; G. Ritter — Freiburg i. Br.: Die preussischen Staatsmänner der Reformzeit und die Polenfrage; H. Oncken — Berlin: Preussen und Polen im 19. Jahrhundert u. s. f. Gleichsam als Ergebnis der gemeinsamen Arbeit handelt am Schluss Hans Rothfels — Königsberg über das Problem des Nationalismus im Osten: «Nicht eine gewalttätige Ausdehnungs- und Verdrängungspolitik oder ein nationaler Partikularismus und Autarkismus, für den die Voraussetzungen in der Wirklichkeit fehlen, nicht die Verewigung einer Siegerkonjunktur oder die passive Hinnahme der Selbstzersetzung, sondern nur eine organische Neuordnung nach der Reife der Volkskraft und nach dem Grade kultureller Leistung kann den östlichen Raum vor dem Chaos bewahren, das in ihm selbst lauert und das ihm von aussen droht.»

Bosse

Erich von Schrenck †, Baltische Kirchengeschichte der Neuzeit. Abhandlungen der Herdergesellschaft und des Herderinstituts zu Riga. Fünfter Band Nr. 4. Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates. Riga 1933. 220 S. Ls 9,30.

Die Geschichte jeder protestantischen Kirche ist eng verknüpft mit der Geschichte des Landes, zu dem sie gehört; das liegt schon in den Ursprüngen der Kirche der Reformation, und das erleben wir heute. So hat die Kirche der baltischen Länder deren Schicksale geteilt, sie war äusserlich und innerlich stärker als sonstwo mit der Verfassung und der Geschichte der Länder verknüpft; das sehen wir überall, ob wir die Russifizierungsperiode oder den Verwaltungsaufbau, die Geschichte der Städte oder der Länder betrachten. Baltische Kirchengeschichte ist aber mehr als ein Spiegel der Landesgeschichte. Deshalb füllt Schrencks Baltische Kirchengeschichte der Neuzeit eine Lücke aus, die notwendig geschlossen werden musste. Das Buch ist eine wenig veränderte Redaktion der Vorlesung des verstorbenen Verfassers am Herderinstitut nach seinen wörtlichen Aufzeichnungen von Johannes Kirschfeld. Die geplante Umarbeitung des Kollegs zu einem Buch von Erich von Schrenck selbst hätte wohl den gleichen Zweck gehabt, den sich der Herausgeber stellte, Kürzung und Straffung durch den Vortrag zu breit gewordener Stellen; vielleicht hätten aber auch die andeutenden Gedanken des Schlusswortes, die zusammenfassen, innerhalb der Darstellung noch eine Vertiefung erfahren. Denn da bewahrt der Verfasser eine gewisse Zurückhaltung in seinem Urteil gegenüber dem Stoffe, den er aus weitverstreuten Quellen zusammentragen musste und dem gegenüber er stets bemüht war nicht ungerecht zu werden. Die Darstellung, überaus klar, schöpft aus alten Dorpater Traditionen.

Der Titel bedarf eigentlich einer Einschränkung, denn die Darstellung beginnt mit dem Beginn der russischen Oberherrschaft um 1710, was zugleich erklärt, dass das 18. Jahrhundert nicht die eingehende Behandlung erfahren konnte wie das 19,. weil trotz des grossen Bruches um die Jahrhundertwende die schwedische Periode eine für lange Zeit wichtige Entwicklungsstufe der baltischen Kirchen war. Das 19. Jahrhundert beherrscht den Hauptteil des Buches, und ihm gehört vielleicht

ein grösseres Interesse des Verfassers an, als wir es dem 19. Jahrhundert gegenüber heute gerade in kirchlichen Dingen haben. Das 19. Jahrhundert ist im baltischen Raum allerdings nicht die Geschichte eines satten Innenlebens der Kirche, und deshalb bleibt der Verfasser einigermassen vor der Gefahr bewahrt, die andren Kirchenhistorikern dieser Zeit droht, nämlich die Geschichte der Kirche als Geschichte der Theologie und des Kirchenwesens aufzufassen, ohne die entscheidende Frage: Wie steht die Kirche im geistigen und politischen Leben des Landes, an der Peripherie oder im Zentrum, und wer ist ihre Gemeinde? — Fragen, die oft peinlich sind. Doch wir sind heute bereit, sie zu stellen, unbedingter, als der Verfasser sie stellte in dem Satz «nicht die Theologie ist eine Grossmacht im menschlichen Zusammenleben, sondern die Religion» (S. 91). Sollen wir es als Mangel vermerken, wenn der Verfasser der Verschwisterung von Idealismus und Christentum das Wort redet? Wir müssten unsre Behauptung vor ihm selbst verteidigen können. Doch es bleibt die Tatsache, dass wir mit der Scheidung des Christentums von -ismen jeder Art baltische Kirchengeschichte heute aus andern Perspektiven sehen. — Ein Vergleich mit der kirchlichen Entwicklung im Mutterland des Protestantismus hätte möglicherweise zu wichtigen Unterscheidungen geführt.

Die Geschichte der baltischen Kirchen könnte der Gegenwart als Mahnung dienen — sie käme freilich zu spät für die Ereignisse vor zwei Jahren, wo die Kirche ein Vehikel der Politik war; aber die Kirche ist, ob wir es sehen oder nicht, vom Privilegium Sigismundi bis heute ein eigener wirkender Faktor in der Geschichte des Landes. *K. H.*

Chronik der deutsch-reformierten Gemeinde in Riga, herausgegeben vom Presbyterium. Mit 14 Abb. auf 8 Tafeln. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1933. 112 S.

Ein wertvoller Beitrag zur baltischen Kirchengeschichte. Die Arbeit zerfällt in zwei Hauptteile, die Gemeindegeschichte (von den Anfängen bis zum Ende des Weltkrieges — von Pastor Lic. theol. Rudolf Abramowski, die Nachkriegszeit — von Erwin von Cube) und die Baugeschichte (von Arch. Doz. Paul Campe), denen eine Beschreibung des Kircheninventars folgt. — Die reformierte Gemeinde hat mehrfach bedeutende Prediger gehabt, so den in der Geschichte der rigaschen Aufklärung bekannten Collins, dann Iken und Geist, in jüngster Zeit Gelderblom. Die Schrift trägt den bescheidenen Titel «Chronik», ist aber mehr. Die von Pastor Abramowski verfasste Gemeindegeschichte, die auf sorgfältigster Verwertung des archivalischen Nachlasses beruht, ist ungemein lebendig. Dass der Verfasser auf wertende Stellungnahme nicht verzichtet, ist ihm besonders zu danken. Im Nachwort bekennt Pastor Abramowski sich zur Forderung nach einer entschiedenen Rückkehr zu den Reformatoren. *R. W.*

SCHÖNE LITERATUR

Werner Bergengruen, Die Feuerprobe. Novelle. Mit einem autobiographischen Nachwort. Philipp Reclam jun., Leipzig v. J., 66 S., kl. 8°.

Werner Bergengruen, Badekur des Herzens. Ein Reiseverführer. Breitkopf und Härtel, Leipzig 1933. 256 S., 8°.

Das alte Riga, das Bergengruen in seiner Novelle beschwört, ist seine Heimat. Die starken und warmen Farben, die dem liebenswürdigen Erzähler eig-

nen, scheinen hier besonders tief und dunkel aufzuleuchten. In einem formbewussten, durchsichtigen, knappen, man möchte sagen: baltischen Stil erstehen die alten Gassen der Hansestadt mit ihren ernsten Häusern und ihren schwerblütigen Menschen zu einem neuen, beklemmend lebendigen Leben. Es ist mehr als eine einfache Liebes- und Ehegeschichte im historischen Kostüm, was sich hier abspielt, es geht um die Grenzziehung zwischen begnadeter Liebeskraft und dem göttlichen Gesetz einer höheren Gesittung. Wie Bergengruen diese Grenze zu finden und glaubhaft zu machen sucht, das allerdings ist meisterhaft.

In einem autobiographischen Nachwort bekennt sich der Dichter in stillen und guten Worten und mit mancher feinen Beobachtung zu seiner baltischen Heimat, seiner «Höhle», nach der (einem Wort Goethes zufolge) er wie jeder Bär brummen müsse. Er spricht darin, und zwar in sehr klaren und richtigen Bemerkungen, fast mehr vom baltischen Wesen als von sich selbst und liefert damit am eindeutigsten den angestrebten Beweis seines genuinen Baltentums.

Aus dem «Baedeker» ist inzwischen eine «Badekur» geworden; die Gestalt des amüsanten, wennschon etwas ungleichwertigen Reiseverführers ist damit nicht verändert. So gern man diese oft erfreulich witzigen, immer klugen Skizzen durchblättert, so sehr möchte man (gerade angesichts der «Feuerprobe») ihrem Verfasser doch wünschen, dass ihn seine Neigung zur gepflegten Causerie nicht dazu verführt, zu vergessen, dass ihm mehr gegeben wurde, als charmant zu plaudern.

Riga *Lutz Mackensen*

Die Kleine Bücherei

Wirklich gediegenes Schrifttum in billigster, allen zugänglicher Preislage zu bringen ist das Ziel der vom Verlage Albert Langen / Georg Müller in München herausgegebenen «Kleinen Bücherei» (jedes Bändchen in mehrfarbigem Einband RM —.80). Voranstellen möchte ich die kleine, wunderschöne Dichtung von Henry von Heiseler, «Wawas Ende», eine Erzählung, die in den Kerkern der bolschewistischen Tscheka spielt und von der Überwindungskraft menschlichen Seelentums kündet. — Im Bändchen «Die goldene Gegenwart» von Gunnar Gunnarson sind zwei feinempfundene Reisegeschichten vereinigt, in denen der nordische Dichter mit grosser Kunst Unausgesprochenes zwischen den Zeilen ahnen lässt. — Eine legendenhafte Novellendichtung von der zusammenbrechenden Königsmacht der letzten Karolinger ist «Das Reich des Kindes» von Gertrud von le Fort. — Wilhelm Schäfer, «Ein Mann namens Schmitz» erzählt mit feinem Humor die Geschichte einer gleichsam aus dem Zufälligen herauswachsenden Werbung. — In der gleichen Reihe sind zu erwähnen: Rudolf Huch «Die Fichtenauer» und «Herr Wilhelm und sein Freund» von Eduard Reinacher. *B.*

Zu den unstreitig stärksten Erzählungen des vergangenen Jahres gehört die in der gleichen Reihe erschienene kurze Kriegsnovelle des jungen siebenbürgischen Dichters Heinrich Zillich «Der Urlaub». Ein Fähnrich wird angesichts des Todes zum Manne. Das Büchlein gehört in die Hände junger Menschen! — Wie entzückend sind die «Idyllen» von Börries, Freiherrn von Münchhausen! — «Das kleine Gedichtbuch» bringt Lyrik von heute.— Auch Selma Lagerlöfs Erzählung «Herrn Arnes Schatz» ist in der Kleinen Bü-

cherei erschienen; ebenso die beiden lesenswerten Novellen «Das Bild des Geharnischten» von Julius Zerzer und «Letzte Nacht» von Stijn Streuvels. *W.*

Erich Hard, Weihnachten an baltischen Gräbern. Dichternovellen. Verlag und Druck bei Faber, Riga 1933. Ls 1,80.

Es war ein hübscher Gedanke, die Schicksale baltischer Dichter nachzuzeichnen. Im ganzen sind es sechs: Bruno Mohren (Ist einer unsrer Brüder), Graf Rehbinder (Ein Kampf), Karl von Fircks (Des Herrn von Fircks letzte Fahrt), Karl Petersen (Weihnachten am anderen Ufer), Boehlendorff (Wanderer), Freymann (Wenn die Lichter am Baume verglimmen). Die Erzählungen, aus der Fülle wirklicher Kenntnis geschrieben, sind recht ungleich. Am besten gelungen scheint die Nachzeichnung Rehbinders und Boehlendorffs; der unstete «Wanderer» hat schon einmal zu dichterischer Gestaltung gelockt (Else Bernewitz: Dorettchen, in der Deutschen Monatsschrift für Russland). Vielleicht wäre es richtiger gewesen, statt «Novellen» «literarische Bilder» zu sagen. *Th.*

Schloss, Lex, Weite Wege. Kommissionsverlag Ernst Plates Akt.-Ges. 1933. 48 S. Preis: Ls 2.40.

Es bedeutet viel, dass die ersten Verse des jungen baltischen Dichters seine Eigenart zu enthüllen vermögen; denn Stefan George ist der Meister, den sich Schloss zum Lehrer erkor. Klug grenzt er in einem an den «kühlen Überlegenen» gerichteten Gedicht sich selbst vom Führer ab:

«Ich möchte .../ Nicht überragend — zarter allgemeiner / Im Winde wehn... Nicht starr wie du — vergänglicher und feiner / In Weihe glühen sehnsuchtübergossen»

Wehmut, Zartheit, Feinheit, dabei eine grosse Sehnsucht, die durch ein verzichtendes Abstandhalten gebändigt wird — das gibt den Grundton seiner Verse an. Oft wünscht man, dass diese Haltung aufgegeben wird zu Gunsten leidenschaftlicher Kraft und freudiger Anmut, zu denen beiden Schloss fähig ist, wie manche Liebeslieder zeigen und etwa das zierliche «Ihr fidelen Flocken». Viele Stimmungen sind in Gedichten vielfältigster Gestaltung festgehalten; finden sich auch bisweilen Wortwahl- und Konstruktionshärten, erleidet auch die Versmelodik bisweilen Brüche, so sind zumeist seine Verse von einer sehnsüchtigen Weichheit in klarer Sprache und mollgefärbter Melodik. Entwickelt sich der Dichter noch stärker dem zu, was er in den beiden Strophen

«Aus der Kraft bist du
Aus der Sonne aus dem Licht»

als Mahnung aufstellt, so erscheint uns sicher, dass er seiner ersten schönen, sehr zu empfehlenden Sammlung noch manche andere gute Gabe wird anreihen können. *Heinz Diewerge*

JAHRBUCH UND KALENDER

Jahrbuch des baltischen Deutschtums 1934. Herausgegeben von der Deutsch-baltischen Volksgemeinschaft in Lettland in Gemeinschaft mit dem Verbande deutscher Vereine in Estland. Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga. 115 S. Preis Ls 1.—.

Verbilligt und in besserer Ausstattung erscheint das altbewährte Jahrbuch auch diesmal wieder in seiner doppelten Gestalt: als Kalender und Adressbuch und als deutscher Arbeitsbericht. Die Berichte sind anlässlich des zehnjährigen Bestehens der Volksgemein-

schaft unter den Gesichtspunkt «Zehn Jahre Volkstumsarbeit» gestellt, wobei die Ämter und die kleinen Städte selbständig berichten. Besondere Beachtung findet das bevorstehende hundertjährige Jubiläum der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde; zwei vortreffliche Bildtafeln zeigen die Porträts baltischer Historiker. Das Titelbild bringt einen alten deutschen Bauernhof in Hirschenhof.

Kalender des Auslanddeutschtums 1934. Herausgegeben vom Deutschen Auslandinstitut Stuttgart. RM 2.—

Zum zehnten Male erscheint der illustrierte DAJ Kalender, vielen von uns bereits ein gewohnter Hausgast, um von der lebendigen Verbundenheit eines über fünf Erdteile verstreuten 100 Millionen-Volkstums zu zeugen. Unter dem reichen Bildermaterial ist diesmal unsere Heimat weniger stark vertreten im Gegensatz zu den vielen überseeischen Siedlungsgebieten, den ehemaligen Kolonien und den gewaltsam vom Reiche getrennten Grenzlanden. Die Zurückdrängung der bisher nicht seltenen leblosen Gruppen- und Gebäudeaufnahmen zugunsten einer vielseitigen Bildreportage aus dem Leben und Treiben der einzelnen Volksgruppen wird ein jeder von Herzen begrüssen.

In diesem Zusammenhang wollen wir auf den so schnell bei uns eingebürgerten Baltischen Kalender bereits ankündigend hinweisen. Zur Zeit der Drucklegung dieses Heftes lagerte die für Lettland bestimmte Sendung noch im Rigaer Zollamt, doch die Person des bewährten Herausgebers bürgt dafür, dass der baltische Bilderabreisskalender auch im kommenden Jahre bleiben wird, was er uns bisher war: ein treuer Jahrweiser und Führer durch die verborgene Schönheit unserer heimatlichen Landschaft. *H. B.*

Bruhns' Baltischer Kalender 1934. 49. Jahrg. Preis Ls —.75. — Zweifellos der beste der von unseren Buchhandlungen herausgegebenen Hauskalender, mit einem schönen Dreifarbendruck von Udam (hergestellt bei Häcker). Lic. V. Grüner schreibt über «Richard Wagner und wir», und Prof. Dr. L. Mackensen gibt mit seinem Beitrag «Etwas von baltischer Volkskunde» Hinweise, denen wir stärkste Beachtung wünschen.

ZUR BALTISCHEN FRÜHGESCHICHTE

Es wird dem Fachmann oft zum Vorwurf gemacht, dass er sich gar zu schwer entschliesse, allgemeinverständliche Darstellungen aus seinem Arbeitsgebiete einem weiteren Publikum darzubieten. Im Grunde ist das aber sehr erklärlich: der Wissende scheut sich instinktiv, die zahlreichen ungelösten Fragen seines Forschungsgebiets mit wenigen Sätzen abzutun, er ist sich bewusst, wie unsicher auch gut fundierte Thesen dem vielgestaltigen Leben der Vorzeit gegenüberstehen.

Umsomehr ist es zu begrüssen, dass eine so anerkannte wissenschaftliche Persönlichkeit wie Prof. D. Dr. Leonid Arbusow sich dazu entschlossen hat, hauptsächlich für die Besucher des Rigaer Dommuseums und die Lehrer der deutschen Schulen Lettlands, im weiteren Sinne aber auch für die historisch Interessierten im ganzen Ostbaltikum, eine Frühgeschichte Lettlands zu schreiben.*)

*) Leonid Arbusow. Frühgeschichte Lettlands. Mit einer Karte. Dommuseum der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga III. Riga 1933. Verlag von E. Bruhns, Buchhandlung. 64 S. Preis Ls 2.—.

Eine Aufgabe, die gerade für Lettland mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft ist, da wir es nicht mit einem national geschlossenen Siedlungsboden zu tun haben, sondern mit einer überraschenden Mannigfaltigkeit völkischer Individualitäten.

Schon ein erster Blick in das Büchlein zeigt uns eine Fülle von wertvollen Angaben und neuen Daten, die sich zu einem geschlossenen und abgerundeten Bilde vereinigen. In elf Hauptabschnitten wird in knappen Sätzen die Bevölkerung des Landes, ihre wirtschaftliche, staatliche und geistige Kultur, werden ihre inneren und äusseren Kämpfe und ihre Beziehungen zu den Nachbarvölkern geschildert. Besonders sorgfältig sind die archäologischen Forschungsergebnisse verwertet, die nordgermanische Überlieferung eingehend auf das Baltikum hin durchsucht, und versucht, die späteren historischen Quellen damit in Einklang zu bringen, sind schliesslich auch Sprachwissenschaft und Folklore berücksichtigt worden. Wir haben es mit einer objektiven und vielseitigen, daher durchaus empfehlenswerten Darstellung zu tun.

Von Hause aus weder Archäologe, noch Frühgeschichtler, hat sich L. Arbusow seit Erscheinen seiner Schrift «Lettland in der jüngeren Eisenzeit» (1924) besonders auf diesem Gebiete eingearbeitet und sich das Ziel gesetzt, eine Zusammenfassung der vielfach zerstreuten Literatur über die vordeutsche Epoche Lettlands zustandezubringen, offensichtlich mit dem Bestreben, einer sachlichen und rein wissenschaftlichen Betrachtungsweise dieser oft zum Gegenstand erregter Auseinandersetzungen gemachten Fragen die Bahn zu ebnen. Daher ist Arbusow auch in mancher Beziehung in seiner Stellungnahme recht zurückhaltend gewesen.

Um auf die Einzelheiten einzugehen so sei es im Folgenden gestattet, eine ganze Reihe von Fragen zusammenhanglos, wie sie sich der Kritik darbieten, zur Sprache zu bringen. Nach kurzer Darstellung der älteren und mittleren Eisenzeit Lettlands (auf drei Seiten), wendet sich A. seinem Hauptthema, der jüngeren Eisenzeit (800—1200/50) zu. Hier werden auf S. 9 zunächst die lettischen Stämme aufgezählt, allerdings in allzu knapper Form. Man vermisst besonders Angaben über die sprachlichen Unterscheidungsmerkmale der Stämme, dann auch die Namen der Hauptgaue im Lande, die nur auf der Karte zu finden sind. Bezüglich der Kuren hat A. leider auf eine eigene Stellungnahme verzichtet und referiert nur kurz über die Ansichten anderer Forscher. Seit Erscheinen der hochinteressanten «Wartgutsliste» von A. Bauer (Mitt., Riga 1933) stehen wir hier schon auf wesentlich sichererem Boden. «Kuresaar» war nie Bezeichnung für ganz Ösel, sondern nur für Arensburg; der Vorname Lembit war auch bei den Düna-Liven üblich; insofern steht die Anschauung, dass Esten in Kurland gelebt hätten, auf sehr schwachen Füssen. Sowohl Bielenstein, als besonders Grüners livische Ortsnamendeutungen sind wissenschaftlich meist unhaltbar; leider hat Arbusow überhaupt die Ortsnamenforschung zu wenig berücksichtigt. Es ist für die Kenntnis der Frühgeschichte und Siedlung sehr wichtig, wenigstens einige Angaben über die gebräuchlichsten lettischen Ortsnamensuffixe zu erhalten, ganz abgesehen vom schwierigeren ugrofinnischen Material. Fast nur die Reste altnordischer Ortsnamen erwecken A's. Interesse, was eine gar zu einseitige Stellungnahme ist. Die immer wiederkehrende Behauptung, dass die Kurische Nordspitze auch im 13. Jh. von Liven bewohnt war, ist auch von A. wiederholt worden. Dabei haben wir keine historischen Stützen für diese Anschau-

ung, auch ist Strandsiedlung in Kurland kaum wahrscheinlich, da für Estland Siedlungsleere des Strandes im 13. Jh. nachgewiesen worden ist (Johansen, Estlandliste, S. 250 ff.). Auf die von H. und G. Mortensen aufgeworfene Frage der Wildnisgebiete (terra inculta) und der litauischen Wanderung (Berlin, Göttingen 1927) ist A. nicht eingegangen, ebenso lässt er K. Bugas Meinung über die Einwanderung der letto-litauischen Völker unerörtert (Streitbergfestschrift, Leipzig 1924).

Während die Ausführungen über Burgberge auf Einzelheiten eingehen und eine sehr dankenswerte Übersicht bringen, ist das Kapitel «Wohnung» (S. 19—20) ausserordentlich dürftig ausgefallen. Die Siedlungsgeschichte, so jung sie als Wissenschaft auch ist, hätte wohl eine weitergehende Berücksichtigung verdient. Was speziell die Berichtigung meiner Ansicht über die Verteilung von Einzelhof und Dorf in Lettland anlangt, so kann von einem «offenbaren Irrtum» meinerseits wohl nicht die Rede sein. Dass Dörfer in Kurland, Semgallen, Livland, Ymeragebiet und «Polnisch-Livland» die Regel waren, habe ich betont; auf diese Gegenden beziehen sich die von A. angeführten Zitate (S. 19). In Lettgallen, d. h. Hochlettland, nennt der Chronist Heinrich nur «villulae». Als einzige Ausnahme gelten H. XXIII, 5 vielleicht die Dörfer von Meluke und Warigribbe, die aber eher in Ostlettland zu suchen sind und UB. I, 23 die «villae» bei Bebernine, ebenfalls in Ostlettland. Was die Stelle Mitt. XIII, S. 22 anlangt, wo 12 (bzw. 13) Dörfer (der Ausdruck findet sich UB. I, 70 dagegen nicht!) in Tolowa genannt werden, so kann es sich nicht um Dörfer im gewöhnlichen Sinne handeln. Wie schon Bielenstein feststellen konnte, lag bei fast jeder dieser Siedlungen ein Burgberg, sie waren also eher Hakelwerke. So wird es auch verständlich, wie zur urkundlichen Umreissung des Gebiets von Tolowa nur 12 Namen erwähnt werden, wo doch die Zahl der damals bestehenden Siedlungen eine unendlich viel grössere sein musste. Es werden eben nur die dorfartigen Hauptorte der Landschaft, nicht die Unzahl der Einzelhöfe genannt. Dasselbe gilt für die grosse Landschaft Agzele (nicht Adsele!), in der nur vier Orte vorkommen. Zudem ist das Zeugnis der Reimchronik über die Einzelhöfe der Hochletten eigentlich so unmissverständlich, dass ein Zweifel hier sicher nicht angebracht ist. Flureinteilung und sonstige siedlungsgeschichtliche Einzelheiten bei den Letten lässt A. unberücksichtigt.

Gleichfalls nicht voll befriedigend ist der Abschnitt über die sozialen Verhältnisse und die Ältesten. Es hätte sich hier empfohlen, die einzelnen Gebiete von vornherein getrennt zu behandeln, da hier zweifellos starke Unterschiede vorlagen. Offenbar rechnet Arbusow mit einer zahlreichen Schicht von «Ältesten», die selbst sozial nicht weiter differenziert war, lehnt also die prinzipielle Trennung von Landes- und Dorfältesten ab, ohne es deutlich auszusprechen. Ich kann ihm hierin nicht folgen (vergl. mein Buch «Siedlung und Agrarwesen der Esten im Mittelalter», Dorpat 1925, S. 5—18). Wenn übrigens A. auf S. 21 sagt, dass sich in den Russen gehörigen Gebieten keine Ältesten nachweisen lassen, so ist das ein Irrtum, s. UB. I, 18: 1211: «Letthia et castrum Kukonois a senioribus terrae in tres partes aeque divideretur». Die von W. Essen aufgestellte Theorie über den Ursprung des landischen Kleinadels in Litauen und Kurland hält A. nicht für erwähnenswert. Ob Kaupo übrigens wirklich ohne männliche Nachkommen starb (S. 25), erscheint durch die Tatsache seines Vermächtnisses an die livländischen

Kirchen (H. XXI, 4) allein nicht genügend gesichert. Was die Sklaven anlangt, so gab es unter diesen sicher auch alteingesessene, schon verwurzelte Familien, die als Bestandteil des lettischen Volkes angesehen werden müssen, und nicht nur Kriegsgefangene.

Wenn von Ansätzen zur staatlichen Organisation die Rede ist (S. 22 ff.), so hätte auch das Steuerwesen nicht fehlen dürfen. Wie noch kürzlich A. Bauer (a. a. O., S. 127) nachgewiesen hat, war die kurische Wartgutsteuer zur Verteidigung der litauischen Grenze schon vor 1253 vorhanden, reicht also mindestens bis in die ersten Jahre deutscher Herrschaft zurück. Wahrscheinlich ist sie aber noch älter und eine vordeutsche Einrichtung (Johansen, Estlandliste, S. 248). Wichtiger ist die Bedeutung des Landmasses, des Hakens, der ganz zweifellos in die prähistorische Zeit hineinreicht und Grundlage für Besteuerung und Tributerhebung war. Dass Arbusow über diesen wichtigen kulturellen Faktor lettländischer Frühzeit kein Wort verliert, ist ein sehr bedauernswerter Mangel.

Beim Kapitel über die Viehzucht hätte auch einiges über die Pferde gesagt werden müssen, besonders weil sie in Hochlettland neben dem Haken z. T. als Besteuerungsgrundlage dienten (Johansen, Siedlungsforschung in Estland und Lettland, 1927, S. 232). Offensichtlich blühte hier die Pferdezucht, was auch durch das Zeugnis der Reimchronik (Vers 348) über die Amazonenhaftigkeit der lettischen Weiber («sie rîten als ir vater reit», d. h. nach Männerart) erhärtet wird.

Auf S. 29 scheint A. die Ansicht äussern zu wollen, dass die Russen im 13. u. 14. Jh. auch den inländischen Fellhandel sozusagen als Monopol in Händen hatten, was aus dem Rigischen Schuldbuche ersichtlich sei. Das ist doch wohl kaum anzunehmen. Vielmehr spielte der livländische Eigenhandel mit Pelzwerk wegen der vielfach schon gelichteten und ausgejagten Waldbestände im Vergleich zu Russland keine grosse Rolle und dürfte höchstens den Eigenbedarf des Landes gedeckt haben. Daher treten nur Russen als Fellhändler auf. Bei der Schilderung des Handels vermisst man (S. 31) ein näheres Eingehen auf das Geld, speziell die Oseringe und Nagaten, samt den sonst üblichen Bezeichnungen für Geld in den baltischen und ugrofinnischen Sprachen. Was war der Osering? Nur Gewichtseinheit, oder eine Geldeinheit, die zu einem bestimmten Kurse eingewechselt wurde? Bekanntlich war er in Kurland noch im 14. und 15. Jh. im Gebrauch.

Über die Art und Weise des Tauschhandels ist zu wenig gesagt. Es gibt hier verschiedene entwickeltere und ganz primitive Formen. Auch hatte das örtliche Geld (Osering) doch eine gewisse Kaufkraft, daher muss es doch auch Kaufhandel gegeben haben, umsomehr als ein reger Münzverkehr nachzuweisen ist. Wenn die Zahl der Schatzfunde in Estland eine grössere ist als im Dünagebiet, so kann das m. E. gut auf Stockungen des Geldverkehrs im Norden hinweisen, der sich im Süden, an der grossen Handelsstrasse, schon reibungslos vollzog. Es ist hier natürlich wichtig, den Grund zur Vergrabung der Schätze zu kennen. Die Schiffahrtswege sind von A. nicht genügend berücksichtigt worden, wissen wir doch von der Benutzung der Salis und Treyder Aa durch öselsche Piraten. Ebenso hätte der vorhansische Schiffstyp (Wikingerschiff, Lodje, Flachboot, Einbaum) einer Erläuterung bedurft, genau so wie die Darstellung des Verkehrs auf den Strassen, ob nur Reit- und Schlittenverkehr oder auch solcher mit Wagen in Frage kommt. Einen Handelsplatz namens Uddafer (S. 33) gibt es m. W. auf

Ösel nicht, bloss ein Dorf Uduvere bei Karmel ist bekannt, das aber nicht am Strande liegt. Bei Erwähnung der Opfergebräuche der Liven (S. 36) hätte das Ziegenopfer (H. XVI, 4) und das Pferde-Orakel (H. I, 10) nicht fehlen dürfen. Die Zeugnisse für öffentliche Rechtspflege im vordeutschen Estland sind eindeutig genug, als dass sie angezweifelt werden könnten (S. 37); das estnische Wort für Richter (neben kohtunik) «sundja», davon «sundima» = zwingen, ist ein sehr altes russisches Lehnwort, älter als das lett. «soudja». Statt «finnisches Wort» Wacke, S. 37, Z. 3 von unten, soll es wohl «ugrofinnisch» heissen, statt estn. kantel — kannel.

Vortrefflich ist die Übersicht skandinavischer Beziehungen zum Baltikum auf S. 39—43 abgefasst, eine in ihrer Art bis jetzt einzig dastehende Zusammenfassung. Dass A. auf S. 41 und 61 mit mir in der Deutung der «kleinen Estlandliste» nicht übereinstimmt, mag darauf beruhen, dass er meine Motive noch nicht kannte (Estlandliste, S. 103—112). Die Frage der skandinavischen Lehnwörter im baltischen Niederdeutsch (sokinge, drell u. a.) muss sehr vorsichtig angefasst werden, da nicht feststeht, ob sie von im Lande lebenden Skandinaviern (??) oder schon auf Handelsfahrten in Gotland, Schweden und Russland entlehnt worden sind. Das Gleiche gilt für die Ortsnamen; Deutungen wie diejenigen von Thoreda, Reval stehen auf gar zu unsicheren Füssen. Dazu kommt noch, dass Holme und Aa allgemeingebräuchliche niederdeutsche Worte sind, die durchaus nicht auf skandinavischen Ursprung zurückgeführt werden müssen. Ähnlich steht es mit der Bezeichnung Wiek. Die Angabe der Nestorchronik über die Tributpflichtigkeit der ostbaltischen Völker an die Russen ist wohl schwerlich als ganz glaubwürdig zu nehmen (S. 43); hier spielt sicher altskandinavische Überlieferung mit. — Die Gründung der Stadt Dorpat (S. 47) kann nach neueren Forschungen (O. Freymuth) nicht ins Jahr 1224 fallen, sondern ist erst wesentlich später anzusetzen. — In der Rigaschen Stadtmark (S. 50) finden sich schon vor 1359 Letten, wie Namen der Grundbesitzer (Kummke, Anse, Veslau, Dravestowe, Baldese usw.) in den Libri redituum I uns zeigen.

Sehr erfreulich ist die Beigabe einer Karte, die sich im wesentlichen auf die Forschungen A. Bielensteins und H Laakmanns stützt. Sie verdeutlicht die Ausführungen Arbusows in sehr klarer Weise. Einige kleine Fehler gilt es zu beseitigen: Liven lebten auch südlich der Düna, nicht Semgallen; der «kurische Korridor» nördlich von Mitau ist vollkommen unbegründet und widernatürlich; die blaue Flächenfärbung Semgallens muss südlich über Sidobren weg bis an die Mussa reichen; das livisch-lettische Mischgebiet in Ydumea reichte südlich nicht über die Aa; die Grenzen von Megowe, Pilsaten und Ceclis in Kurland sind nicht angegeben und ungetönt; statt Vredecuronia hätte besser der altertümlichere Name Wannenia gepasst.

Es konnte an diesem Orte natürlich nur kurz alles das gestreift werden, was sich an Fragen und Unklarheiten aus der Schrift Arbusows ergab. Wie aus dem Vorstehenden ersichtlich, handelt es sich meist um unwichtigere Dinge, während man in den Hauptzügen sich voll auf die sehr dankenswerte Darstellung Arbusows verlassen kann. Es ist sehr zu wünschen, dass dieses Büchlein weitere Verbreitung fände, nicht nur zur Belehrung, sondern auch zur Anregung wissenschaftlicher Weiterarbeit, wozu die zahlreichen Literatur- und Quellenhinweise reiches Material liefern.

Reval *P. Johansen*

Zur Frühgeschichte Lettlands liefert Dr. P. Johansen, dessen soeben erschienenes Werk «Die Estlandliste des liber census Daniae» (Kopenhagen und Reval 1933; 1012 Seiten) eine imposante wissenschaftliche Leistung darstellt, in seinen vorstehenden Ausstellungen manchen wertvollen Beitrag, besonders auf dem von ihm viel beackerten Gebiet der Siedlungs- und Ortsnamenforschung. Sein Vorwurf wegen vermeintlich gar zu einseitigen Interesses allein für altnordische Ortsnamen trifft freilich nicht zu: denn nachdem für die Verteilung der lettischen und livischen Ortsnamen schon Bielenstein (samt Grüners Nachträgen) das Grundlegende geliefert hat, war meinerseits nicht mehr hinzuzufügen, als die altnordischen Ortsnamen. Aber inbezug auf die Ausdeutung und Auswertung der lettischen Ortsnamen, die lettischen Ortsnamensuffixe und sonstiges Hergehörige blieb dem Nichtfachmann doch nur übrig, diesbezügliche Zusammenfassungen von fachmännischer Seite abzuwarten.

Das Problem der lettischen Einzelhofsiedlung der Vorzeit erfährt durch Dr. P. Johansens Bemerkungen m. M. n. keine Lösung. Denn dass «villulae» in Heinrichs Chronik nicht kleine Dörfer, sondern Gesinde (Einzelhöfe) bedeuten soll, ist doch eine unbewiesene Annahme. Träfe sie zu, so würden, laut Heinrich XIII 4, sämtliche ostbaltischen Völkerschaften in Einzelhöfen gesiedelt haben. Unbewiesen bleibt ferner, dass nur in der Urkunde von 1259 (Mitteil. a. d. livl. Gesch. XIII S. 22) die 12 «villae» in Tolowa nicht Dörfer im gewöhnlichen Sinn, sondern, weil bei ihnen meistens Burgberge gelegen waren, eher Hakelwerke bedeuten sollen, woneben die Unzahl der Einzelhöfe nicht genannt werde. Letzteres würde sich immer von selbst verstehen. Doch da man in ganz Lettland schon jetzt über 300 Burgberge zählt, entstände die Frage, wo dann überhaupt noch Dörfer im gewöhnlichen Sinne gelegen haben sollten? Ausserdem gab es die in Bunges Urkundenbuch Nr. 23 einwandfrei bezeugten «villae» bei Bebernine, die zwei villae ebenda Nr. 38, die «villae» ebenda Nr. 70 und die Dörfer von Meluke und Warigribbe bei Heinrich XXIII, 5. Alles zusammengenommen beweist m. M. n. in genügendem Masse das Vorhandensein der Dorfsiedlung bei den Lettgallern (Hochletten), und in dieser Beziehung glaubte ich in einer früheren Schrift Dr. P. Johansens einen Irrtum zu finden. Das genannte Problem aber entsteht dadurch, dass die Reimchronik den Hochletten Einzelhofsiedlung ganz unmissverständlich zuschreibt. Jedenfalls haben wir es also in Lettgallen weder allein mit Dörfern, noch allein mit Einzelhöfen zu tun.

Wenn, wie weiterhin getadelt wird, vorgeschichtliche Flureinteilung und sonstige siedelungsgeschichtliche Einzelheiten bei den Letten der Vorzeit nicht berücksichtigt sind, so doch bloss darum, weil mir darüber keine einwandfreien Forschungsresultate bekannt sind. Wenn aber Dr. P. Johansen in meiner Darstellung nur eine zahlreiche Schicht von «Ältesten» findet, die sozial nicht weiter differenziert gewesen sei, und dieser Darstellung eine Ablehnung der prinzipiellen Trennung von Landes- und Dorf-Ältesten zuschreibt, über die ich mich aber doch nicht klar ausspräche, der er aber nicht folgen könne, so kann ich dies alles nicht verstehn. Denn laut S. 21 — um nur ein Beispiel anzuführen — «gab es nicht nur Älteste der Dörfer oder Burgbezirke, sondern auch schon Häuptlinge ganzer Gaue und Landschaften, die der Chronist ebenfalls Älteste oder ... gelegentlich auch principes, einen sogar

einmal König nennt,» usw. Das sollte doch jegliches Missverstehen ausschliessen.

Der Hinweis auf die Existenz von Ältesten im russischen Gebiet ist natürlich sehr dankenswert.

Dass die «Wartgut» oder «Wartgeld» genannte Steuer des Deutschen Ordens in Kurland eine vordeutsche Einrichtung sei, erscheint höchst unwahrscheinlich: wäre sie eine genuine Einrichtung gewesen, wie z. B. die «malewa» (Landsturm), so hätte sie, als eine für die Landesverteidigung so wichtige Einrichtung, selbstverständlich auch ihren jedermann bekannten alten vordeutschen Namen beibehalten (wie z. B. malewa und borchsokinge), statt von allem Anfang an eine deutsche Umtaufung zu erfahren. Wie die Deutschen des 13. Jahrh. es mit der Benennung wirklich schon vorgefundener militärischer Einrichtungen zu halten pflegten, zeigt der eben zitierte Ausdruck malewa, und vermutlich auch borchsokinge.

Dr. P. Johansen findet es weiter sehr bedauerlich, dass über ein vermeintlich ganz zweifellos in die prähistorische Zeit hineinreichendes Landmass, den Haken, kein Wort verloren wird. Aber m. M. n. ist der vorgeschichtliche Haken noch nicht als Landmass erwiesen, sondern er war bloss ein Ackergerät (der Hakenpflug). Das geht m. M. n. daraus hervor, dass anfangs in Heinrichs Chronik, wie in Urkunden, parallel mit dem Ackergerät, dem Haken und der Egge — das Pferd, also das Ackertier, als Steuergrundlage genannt wird, und dass der Chronist Heinrich den hierselbst als Steuereinheit dienenden einheimischen Hakenpflug mit dem Wort für den klassischen Räderpflug, aratrum, bezeichnet. Wie wäre das alles möglich, wenn der damalige Haken nicht Ackergerät, sondern schon ein Landmass gewesen wäre?

Inbezug auf Estland bleibt Dr. Johansen freilich dabei, den Haken für ein vordänisches und vordeutsches Landmass anzusehen.

Vorhistorische Pferdezucht bei uns zulande steht ausser allem Zweifel, aber der Argumentation, dass ihre besondere Blüte gerade durch das Reiten der lettischen Weiber nach Männerart erhärtet werde, kann ich mich nicht anschliessen. In wievielen pferdezüchtenden Gegenden Alteuropas hätten dann die Weiber im Männersitz reiten müssen.

Den Bemerkungen über vermeintliches örtliches Geld (statt Tauschmittel, Zahlungsmittel), dessen Kaufkraft (statt Tauschwert), Kaufhandel (statt Tauschhandel), Stockungen des Geldverkehrs usw. fehlt für die vorgeschichtliche Zeit m. M. n. eine haltbare Grundlage, da wir es in der Vorzeit hier doch mit Tauschhandel zu tun haben. Der Osering des 13. Jahrh. war Gewichtseinheit von Silber und Silbermünzen, keine Geldeinheit mit einem bestimmten Kurse. Über den Osering des 14., 15. Jahrhunderts ist m. W. noch nichts erforscht. Doch z. B. auch das noch Jahrhunderte lang benutzte Wachs war zwar Zahlungsmittel, aber darum noch kein örtliches Geld. Für ein genaueres Eingehen auf die Arten des hiesigen vorgeschichtlichen Tauschhandels, desgleichen über die Nagaten, bleibt eine diesbezügliche wissenschaftliche Untersuchung abzuwarten.

Der Ansicht von der hiesigen Pelztierarmut infolge vermeintlich bereits im 13., 14. Jahrhundert stark gelichteter Wälder widersprechen m. M. n. die riesigen Wildnisgebiete, die die einzelnen Stämme und z. T. auch Völker von einander schieden, die Ausdrucksweise des Reimchronisten (sie buwen besunders in

manchem w a l t), die Fellabgaben der Semgaller noch im Jahre 1272, und die zahlreichen späteren Nachrichten über den Handel der Bauern mit Pelzwerk. Dass Novgorod hieran stets viel reicher war, wird natürlich nicht bezweifelt.

Das von Dr. P. Johansen angeführte Zeugnis betreffs öffentlicher Rechtspflege im vordeutschen Estland besagt nur, dass dieselbe von den warägischen R u s s e n eingeführt, also keine genuin estnische war. Dadurch erklärt sich doch auch, warum erst der Legat Wilhelm von Modena 1226 unter anderen von ihm getroffenen temporären Massnahmen auch Richter aus den estnischen Ältesten in Wieland einsetzte (Heinrich XXIX 7).

Dr. Johansens als genial zu bezeichnenden Deutungsversuch der sog. kleinen Estlandliste — einer Aufzählung der Landschaften von Estland bis Preussen ca. aus dem Jahre 1230 — halte ich auch nach dem Erscheinen seines eingangs zitierten trefflichen Buches nicht für den einzig annehmbaren. Sowohl bei der Beibehaltung von Schirrens Deutung (Herstellung des Verzeichnisses von dänischer Seite), wie bei der Annahme von Dr. Johansens Deutung (Herstellung durch den päpstlichen Vizelegaten Balduin oder dessen Anhänger im Jahre 1230 vor der Abreise zum Papst), halten sich anscheinend die Schwierigkeiten und die Argumente pro et contra die Wage: was Balduin, nach Dr. Johansens Ansicht, 1230 als zukünftiges päpstliches Herrschaftsgebiet verlangte, konnten auch die Dänen aufzählen; wovon er absah (Südestland und Livland i. e. S.) war 1230 auch den Dänen nicht mehr zugänglich. Auf Litauen hatte keine von beiden Seiten irgend einen realen Titel. Semgallen zu verlangen lag nach unserer jetzigen Kenntnis freilich für Balduin näher, als für die Dänen, dafür aber fiel wiederum Kurland 1230 vor der Abreise zum Papst für Balduin noch fort, weil, was a. a. O. S. 110 anscheinend unberücksichtigt bleibt, die Unterordnung der Kuren unter Balduin bzw. den päpstlichen Stuhl, obwohl die in einer Urkunde von 1230 erwähnte Hungersnot bei den Kuren schon um die Erntezeit vorauszusehen sein mochte, doch erst in den allerletzten Tagen des Jahres 1230 (am 28. XII) und am 17. Januar 1231 erfolgt ist. Und wozu die ausdrückliche Ablehnung jeglicher dänischer oder schwedischer Steueransprüche in Balduins erstem Kurenvertrage, falls solche ganz ausserhalb des Möglichen gelegen hätten? Das preussische Gebiet aber war unzweifelhaft schon seit Jahrhunderten, als dänisches Handels- und Auswanderungsziel, die Interessensphäre D ä n e m a r k s, während für eigene Beziehungen Balduins dorthin auch nicht ein einziges Zeugnis vorliegt. Ausserdem wird auch kein Beweis dafür geliefert, dass diese Liste nicht vom Standpunkt dänischer Expansionspolitik niedergeschrieben sein kann, wie a. a. O. S. 107 steht. Und schliesslich ist die Aufbewahrung der Liste im Zinsbuch des Reiches Dänemark bei dänischer Herkunft sehr einfach erklärt, bei Balduin als Autor aber sehr kompliziert. —

Vorsicht gegenüber manchen skandinavischen Lehnwörtern ist gewiss geraten, aber diese dürfen dabei nicht alle in einen Topf geworfen werden. «Sokinge» für Burgbezirk nimmt schon dadurch eine Sonderstellung ein, dass es durchaus nicht allgemein den «skand. Lehnwörtern im baltischen Niederdeutsch» zugezählt werden darf, da es im XIII. Jahrhundert sogut wie a u s s c h l i e s s l i c h i n K u r l a n d gebraucht wird, und zwar in Ordensurkunden, für die Entlehnung auf Handelsreisen in Gotland etc. garnicht in Frage kommt. Und in dem einzigen

Fall, wo im XIII. Jahrh. das Wort dorpsukinge ausserhalb Kurlands (erst 1288, in Jerwen) vorkommt, handelt es sich wieder um Ordensgebiet und eine Ordensbestimmung. Dass es aber, trotz des von Dr. Johansen gesetzten Doppelfragezeichens, skandinavische Siedelung gerade in Kurland gegeben hat, ist archäologisch bewiesen. Dass auch die Deutung Revals als altnordisch, die z. B. Dr. N. Busch ausdrücklich akzeptiert hat (Mitteil. a. d. livl. Gesch. 21 S. 197), auf gar zu unsicheren Füssen stehen soll, muss bis zur Beweislieferung ganz dahingestellt bleiben. Im Übrigen stammt, wie in meiner Darstellung auch angegeben ist, die Aufzählung der als skand. angesprochenen Ortsnamen von B. Nerman.

Der Einwand altskandinavischen Einflusses gegen die Glaubwürdigkeit der Liste der russischen Tributvölker beim sog. Nestor (1115) ist nicht stichhaltig, da, wenn man von den Kors' absieht, die Nachricht der russ. Chronik zu 1106, zusammengenommen mit der livl. Reimchronik, dasselbe Bild ergeben.

Da die Rigaer Stadtmark links der Düna bis ans semgallische Gebiet reichte, ist das Vorkommen von lettischen Namensformen dortselbst im 14. Jahrhundert ganz natürlich und ergibt sich auch aus den libri redituum der Stadt Riga, wo u. a. 2 lett. Namen sehr bezeichnender Weise am allerwestlichsten Rande der Stadtmark, beim Babitsee, genannt werden. Auf S. 50 meiner Darstellung ist aber von der Stadtmark an der unteren Düna die Rede, und dort war damals rein livisches Gebiet. Siehe auch P. Johansen, «Siedlung und Agrarwesen der Esten im Mittelalter», 1925, S. 95 ff. über livische Besiedelung der Stadtmark jenseits der Düna.

Kann auch m. E. nicht jeder einzelnen Ausstellung Dr. P. Johansens zugestimmt werden, so enthält seine Besprechung doch ausserdem auch unzweifelhafte Korrekturen. Dazu aber kommen noch pia desideria des Referenten, für deren Verwirklichung erst sichere Resultate, oder noch nicht vorhandene, erst anzustellende Forschungen der Spezialisten abgewartet werden müssen. Im Ganzen zeigt Dr. Johansens Besprechung, dass das Thema «Frühgeschichte Lettlands» nicht so bald zu erschöpfen ist.

Ich benutze die vorliegende Gelegenheit zu einigen Nachträgen: auf S. 41 lauten die Namen der preussischen Landschaften nach Dr. Johansens Angabe a. a. O. S. 104—106: Pomesanien, Lansania (=Lenzen bei Elbing), Ermland, Natangen, Barten, Pogesanien, Nadrauen, Galinden, Syllonis in Sudauen, ... Lammato im Memelgebiet.

Über das mehrfach erwähnte samländische Kulturzentrum ist jetzt zu vergleichen C. Engel, Das Samland als altbaltisches Kulturzentrum und seine vorgeschichtlichen Beziehungen zu den Nachbargebieten (Altpreussische Beiträge, 1933, S. 182—208).

Auf S. 62 ist zur Anm. 128 hinzuzufügen: F. Rörig, Rheinland-Westfalen und die deutsche Hanse, Bonn 1933 (wird auch in den Hans. Gesch.-bll. 1933 erscheinen), A. v. Transehe-Roseneck, Die ritterlichen Livlandfahrer in Heinrichs Chronicon Livoniae. Eine genealogische Untersuchung (Mitteil. a. d. livl. Gesch. 21, 297—338). Betreffs der von Dr. Johansen berührten alten Binnenschiffahrtswege erwähne ich, dass m. W. zuerst auf einer Karte aus der Zeit von 1625—1633 (jetzt im Zentralarchiv in Dorpat, wovon Frau cand. hist. A. Lasding mir freundlichst ein Photo vermittelte), das Städtchen Lemsal über Salis direkt mit dem Meere verbunden erscheint.

Riga *L. Arbusow*

C. Engel, Führer durch die vorgeschichtliche Sammlung des Dom-Museums. Riga 1933. Hrsg. v. d. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga. 78 S. mit 18 Tafeln und 6 Karten. Verlag E. Bruhns.

In den letzten Jahrzehnten hat die prähistorische Forschung in Lettland erhebliche Fortschritte gemacht. Das Dom-Museum ist diesen Fortschritten nicht unzugänglich geblieben und hat durch eine eingehende Umordnung seine vorgeschichtliche Sammlung dem heutigen Stande der Wissenschaft angepasst. Wenn die Bestände in dieser Abteilung sich seit 1914 auch kaum vermehrt haben, so ist doch durch die Berücksichtigung der letzten Forschungsergebnisse in neuen Gesichtspunkten viel Neues zu Tage getreten. Im Zusammenhang mit diesen Umordnungsarbeiten ist von Dr. C. Engel (Königsberg) ein neuer Führer durch die vorgeschichtliche Sammlung des Dom-Museums verfasst worden, der in Ergänzung zum 1914 erschienenen Ebert'schen Führer die Sammlung des Dom-Museums in ihrem heutigen Stande wissenschaftlich erläutert. Hierbei werden nicht nur die vorgeschichtlichen Kulturen unsres Landes allein behandelt, sondern sie erscheinen im Zusammenhang mit der alt-baltischen Gesamtkultur, d. h. hineingestellt in ein Gebiet, das, über die Grenzen des heutigen Lettland hinausgehend. im Westen bis an die Passarge, im Süden bis an die Rakitnosümpfe reicht.

Nach einer kurzen Einleitung über Urzeit und erste Besiedlung des Landes wendet sich Dr. Engel den einzelnen Zeitaltern und Kulturgruppen zu, wobei die blosse Erläuterung der Exponate zurücktritt hinter einer Charakterisierung der einzelnen Kulturgruppen selbst, die sich eine aus der andern folgerichtig entwickeln und damit eine auffallende Siedlungsstetigkeit erkennen lassen. Dabei finden auch Kulturen, die im Dom-Museum, als in einem ursprünglich livländischen Provinzialmuseum, naturgemäss wenig vertreten sind, eingehend Berücksichtigung, so dass der Leser nicht zuletzt auch mit Hilfe von reichhaltigem Bildtafel- und Kartenmaterial ein anschauliches und geschlossenes Bild der baltischen Vorgeschichte gewinnt.

Wo bei den Kulturen, die bis jetzt im Ostbaltikum nur durch Gräberfunde bekannt sind, so besonders in der Jüngeren Eisenzeit (9—13. Jht.), Schlüsse auf Siedlungen gezogen werden, können diese freilich nur als vorläufige Anschauungen gelten, da mit Ausnahme einer noch unvollendet gebliebenen Grabung für diese Periode noch kaum Funde gemacht worden sind, die Aufschluss über Wohn- und Siedlungsart geben könnten.

Im Schlusskapitel bringt Dr. Engel interessantes und neuartiges Material über die Herkunft und Urheimat der baltischen Völker, die, im Gegensatz zu früheren Anschauungen, im Lande selbst, d. h. im Raum zwischen Düna und Passarge, gesehen wird.

Ein eingehendes Verzeichnis der vorgeschichtlichen Literatur des Ostbaltikums und seiner Nachbarländer vervollständigt diesen wertvollen Führer, der, weit über den Rahmen eines blossen Museumsführers hinausgehend, als Handbuch der baltischen Vorgeschichte gelten muss und darum jedem, der sich mit der vorgeschichtlichen Periode des Ostbaltikums bekannt machen will, vor allem auch der Lehrerschaft, warm empfohlen werden kann. *C. R.*

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Reinhard Wittram
Druck und Verlag der AG. Ernst Plates, Riga, Kl. Münzstrasse 18

Baltische Monatshefte

Schriftleitung
Reinhard Wittram
In Verbindung mit
Woldemar Wulffius
Baron Wilhelm Wrangell
Max Hildebert Boehm

Heft 1 Januar 1933

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3

Revaler Vertretung:
Dr. Hellmuth Weiss
Reval, Kaufmannstr. 4

Berliner Vertretung:
Harald von Rautenfeld
Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1983

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte" durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift" Berlin 75488

Inhalt:

Seite

Viktor Grüner: Was ist Kulturbolschewismus? 1
Arnold Boettcher: Berufsnot 9
Werner Giere: Geographische Namen in der Politik 18
Arved Baron Taube: Die estnische Geschichtsschreibung . . 26

POLITISCHE ÜBERSICHTEN:

Lettland (Das Jubiläum der Regierung Skujeneek / Wirtschaftspolitik / Um die Unabhängigkeit der Richter) 41
Estland (Um die Verfassungsänderung / Die Notverordnungen der Regierung Päts) 46
Deutsches Reich (Ein Monat Schleicher-Regierung / Deutschlands neue Handelspolitik / Die Arbeitsbeschaffung / Innerpolitische Krisenherde / Der Kampf in Genf / Ostpolitische Fragen) 51

UMSCHAU:

Der Fall Lampel in Riga / Die Enteignungswalze / Rückblick auf den Revaler Putsch 58

BÜCHERBESPRECHUNGEN:

R. Gardiner, World Without End. British Politics and the younger generation / E. O. Thiele, Polen greift an / H. Hauser, Wetter im Osten / E. Wiechert, Die Magd des Jürgen Doskocil 63

VON DER SCHRIFTLEITUNG

Veröffentlichungen des Geographischen Seminars der Universität Leipzig.

HEFT I.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. h. c. Dr. WILHELM VOLZ

DIE OSTDEUTSCHE WIRTSCHAFT

Eine wirtschaftsgeographische Untersuchung über die natürlichen Grundlagen des deutschen Ostens u. seine Stellung in der gesamtdeutschen Wirtschaft

(Auf Grundlage eines Vortrages gehalten am 25. Juni 1930 vor dem deutschen Landwirtschaftsrat)

Mit 21 farbigen Karten u. Diagrammen und 6 Textabbildungen RM 6.30

Aus den Besprechungen:

„Hier sind ganz ausgezeichnete statistische Erhebungen zur Erfassung der Grenzzerreissungsschäden angestellt worden, ein ausserordentlich vielseitiges Material mit Kartenbildern, das für die Kenntnis der heutigen Entwicklung im Osten unerlässlich wird."
(Allensteiner Zeitung.)

„Die Arbeit behandelt an Hand eines mit strenger wissenschaftlicher Kritik geprüften Materials einen ausgesuchten Kreis aus dem Bereich der Fragen, die die heutige Lage der ostdeutschen Grenzgebiete kennzeichnen und die geeignet sind, die inneren Ursachen der Not der Grenzgebiete zu zeigen. Die vorurteilsfreien Ergebnisse der Untersuchungen sind eine geeignete Grundlage zur Erfassung von Umfang und Grösse der Auswirkung der Grenzzerreissungsschäden. Das Material ist rein wissenschaftlich erarbeitet und daher völlig objektiv und ohne jede politische Beeinflussung." (Grenzland.)

VERLAG JULIUS BELTZ, LANGENSALZA—BERLIN—LEIPZIG

»Revalsche Zeitung«

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche **kulturell-politisch** und **wirtschaftlich führende Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten

Regelmässige Schiffslisten und Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 4 Beilagen Ls 4.60, mit 3 Beilagen Ls 4.25, ohne Beilagen Ls 3.25.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 6 EMk., für Lettland 10 Sant., für Deutschland 13 Goldpf., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die **Geschäftsstelle** der »Revalschen Zeitung« (Reval, Raderstr. Nr. 12, Postfach 51), **in Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint jeden zweiten Sonnabend.

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ **bringt** alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.

Preis der Einzelnummer 70 Sant.

Baltische Monatshefte

Woldemar Wulffius
Baron Wilhelm Wrangell
Max Hildebert Boehm

Schriftleitung
Reinhard Wittram

Heft 2 Februar 1933

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3

Revaler Vertretung:
Dr. Hellmuth Weiss
Reval, Kaufmannstr. 4

Berliner Vertretung:
Harald von Rautenfeld
Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1933

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte" durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift" Berlin 75483

Inhalt:

Seite

Axel de Vries: Die ewige baltische Position 67

Lutz Mackensen: Vom Typenwechsel im modernen sozialen Drama 72

Erhard Kroeger: Über politische Inversion 91

POLITISCHE ÜBERSICHTEN:

Lettland (Verstimmungen und Verhandlungen / Eine warnende Stimme / Der Widerhall der reichsdeutschen Ereignisse in der lettischen Presse / Regierungskrise) 97

Estland (Verfassungsänderungsentwurf / Der Widerhall der reichsdeutschen Ereignisse in der estnischen Presse / Neutralisierung Estlands? / Der Streit um Petschur) . . 104

Deutsches Reich (Das Ende des Kabinetts Schleicher / Die Regierung der nationalen Konzentration / Der Kampf um Preussen / Das Trümmerfeld der Wirtschaft / Die Wehrhoheit im System der Aussenpolitik) 110

UMSCHAU:

Auslanddeutsches Geschichtsbewusstsein / Toleranz? Zur Klarstellung / Lesefrucht 115

DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA 117

BÜCHERBESPRECHUNGEN:

D. Dr. Otto Dibelius, Das Wiedererwachen des Glaubens in der Gegenwart / Karl Nötzel, Russische Frömmigkeit / Else Frobenius, Väter und Töchter / Adolf Meschendörfer, Die Stadt im Osten / Ernst von Salomon, Die Stadt / Alexander von Russland, Einst war ich ein Grossfürst 119

VON DER SCHRIFTLEITUNG

Beitrag zur Baltischen Wappenkunde

Die Wappen der bürgerlichen
und im Lande nicht immatrikulierten adligen Familien
der früheren russischen Ostseeprovinzen
Liv-, Est- und Kurland (jetzt Lettland und Estland)
mit einer kurzen Einführung

Unter Mitwirkung
der Livländischen Genealogischen Gesellschaft zu Riga
gesammelt und nach den Originalregeln gezeichnet von

Max Müller, Oberförster a. D.

Dieses interessante Werk enthält als Frucht langjähriger Sammelarbeit ca. 3000 Wappenbilder, die zum größten Teil erstmalig veröffentlicht werden.
Preis Ls 70.– resp. Rm 64.– inkl. Porto.

Das Werk kann auch ohne Erhöhung des Preises gegen monatliche Ratenzahlung bezogen werden.

Verlag Ernst Plates AG., Riga
kl. Münzstraße 18, Telefon 20389.

»Revalsche Zeitung«

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche **kulturell-politisch** und **wirtschaftlich führende Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten

Regelmässige Schiffslisten und Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 4 Beilagen Ls 4.60, mit 3 Beilagen Ls 4.25, ohne Beilagen Ls 3.25.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 6 EMk., für Lettland 10 Sant., für Deutschland 13 Goldpf., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die **Geschäftsstelle** der »Revalschen Zeitung« (Reval, Raderstr. Nr. 12, Postfach 51), **in Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint jeden zweiten Sonnabend.

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.

Preis der Einzelnummer 70 Sant.

Baltische Monatshefte

Woldemar Wulffius
Baron Wilhelm Wrangell
Max Hildebert Boehm

Schriftleitung
Reinhard Wittram

Heft 3 März 1933

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3

Revaler Vertretung:
Dr. Hellmuth Weiss
Reval, Kaufmannstr. 4.

Berliner Vertretung:
Harald von Rautenfeld
Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1983

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte" durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift" Berlin 75488

Inhalt:

Seite

Herbert Girgensohn: Über die Bedeutung der Bodenständigkeit des baltischen Deutschtums 125

Dagmar Starck-von Klot: Existenzkampf deutscher Gutsreste in Lettland 134

Arnold Baron Vietinghoff: Lettlands Aussenhandel 139

Arved Baron Taube: Die estnische Geschichtsschreibung . . 148

POLITISCHE ÜBERSICHTEN:

Lettland (Eine zweite „Kleine Entente"? / Regierungskrise als Dauerzustand / Wieder Kehninsch / Der Feldzug der lettischen Sozialdemokraten) 156

Estland (Verfassungsänderung / Der Nationalsozialismus und die estnischen Freiheitskämpfer / Die Krise des estnischen Staats- und Kulturgedankens) 161

Deutsches Reich (Die Folgen der Wahl / Der Kampf gegen den Marxismus / Die Landwirtschaftspolitik des Kabinetts / Die aussenpolitische Lage des Reiches) . . 168

KLEINE BEITRÄGE:

Lutz Mackensen: Die Marquise von O.... in doppelter Gestalt 173

UMSCHAU:

Politische Führung / Zur Diskussion über den Idealismus 179

DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA 181

BÜCHERBESPRECHUNGEN:

M. H. Boehm, Der Bürger im Kreuzfeuer 185

VON DER SCHRIFTLEITUNG

Beitrag zur Baltischen Wappenkunde

Die Wappen der bürgerlichen
und im Lande nicht immatrikulierten adligen Familien
der früheren russischen Ostseeprovinzen
Liv-, Est- und Kurland (jetzt Lettland und Estland)
mit einer kurzen Einführung

Unter Mitwirkung
der Livländischen Genealogischen Gesellschaft zu Riga
gesammelt und nach den Originalregeln gezeichnet von

Max Müller, Oberförster a. D.

Dieses interessante Werk enthält als Frucht langjähriger Sammelarbeit ca. 3000 Wappenbilder, die zum größten Teil erstmalig veröffentlicht werden.
Preis Ls 70.– resp. Rm 64.– inkl. Porto.

Das Werk kann auch ohne Erhöhung des Preises gegen monatliche Ratenzahlung bezogen werden.

Verlag Ernst Plates AG., Riga
Kl. Münzstraße 18, Telefon 20389.

»Revalsche Zeitung«

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche **kulturell-politisch** und **wirtschaftlich führende Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten

Regelmässige Schiffslisten und Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 4 Beilagen Ls 4.60, mit 3 Beilagen Ls 4.25, ohne Beilagen Ls 3.25.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 6 EMk., für Lettland 10 Sant., für Deutschland 13 Goldpf., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die **Geschäftsstelle** der »Revalschen Zeitung« (Reval, Raderstr. Nr. 12, Postfach 51), in **Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint **jeden zweiten Sonnabend.**

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.

Preis der Einzelnummer **70** Sant.

Baltische Monatshefte

Woldemar Wulffius
Baron Wilhelm Wrangell
Max Hildebert Boehm

Schriftleitung
Reinhard Wittram

Heft 4 April 1933

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3

Revaler Vertretung:
Dr. Hellmuth Weiss
Reval, Kaufmannstr. 4

Berliner Vertretung:
Harald von Rautenfeld
Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1983

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte" durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift" Berlin 75488

Inhalt:

Seite

Reinhard Wittram: Deutsch und baltisch 187
Heinrich Bosse: Die deutsche Revolution 201
Hans Schultz: „Anti-Machiavell", und
Erhard Kroeger: Schlusswort 212
Ernst Seraphim: Ein unbekannter Briefwechsel 218
POLITISCHE ÜBERSICHTEN:
Lettland (Regierung Blodneek / Aussenpolitisches / Sozialdemokraten gegen Deutschland / Jüdischer Krieg in Lettland?) 220
Deutsches Reich (Die Gleichschaltung / Das Primat der Politik / Die Neuordnung der Wirtschaft / Gewerkschaften und Arbeitsdienst / Deutschlands Stellung zu den neuen Abrüstungsplänen) 225
UMSCHAU: Zum deutsch-baltischen Lehrertag / Bürgertum / Die Zukunft des Doms in Riga 233
DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA 236
BÜCHERBESPRECHUNGEN:
W. Stapel, Der christliche Staatsmann / G. Wirsing, Zwischeneuropa und die deutsche Zukunft / Revaler Ahnentafeln 239
ZUSCHRIFT
VON DER SCHRIFTLEITUNG

Beitrag zur Baltischen Wappenkunde

Die Wappen der bürgerlichen
und im Lande nicht immatrikulierten adligen Familien
der früheren russischen Ostseeprovinzen
Liv-, Est- und Kurland (jetzt Lettland und Estland)
mit einer kurzen Einführung

Unter Mitwirkung
der Livländischen Genealogischen Gesellschaft zu Riga
gesammelt und nach den Originalsiegeln gezeichnet von

Max Müller, Oberförster a. D.

Dieses interessante Werk enthält als Frucht langjähriger Sammelarbeit ca. 3000 Wappenbilder, die zum größten Teil erstmalig veröffentlicht werden.
Preis Ls 70.– resp. Rm 64.– inkl. Porto.

Das Werk kann auch ohne Erhöhung des Preises gegen monatliche Ratenzahlung bezogen werden.

Verlag Ernst Plates AG., Riga
kl. Münzstraße 18, Telefon 20389.

»Revalsche Zeitung«

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche **kulturell-politisch** und **wirtschaftlich führende Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten

Regelmässige Schiffslisten und Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 4 Beilagen Ls 4.60, mit 3 Beilagen Ls 4.25, ohne Beilagen Ls 3.25.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 6 EMk., für Lettland 10 Sant., für Deutschland 13 Goldpf., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die **Geschäftsstelle** der »Revalschen Zeitung« (Reval, Raderstr. Nr. 12, Postfach 51), in **Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint jeden zweiten Sonnabend.

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.

Preis der Einzelnummer **70** Sant.

Baltische Monatshefte

Woldemar Wulffius
Baron Wilhelm Wrangell
Max Hildebert Boehm

Schriftleitung
Reinhard Wittram

Heft 5 Mai 1933

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3

Revaler Vertretung:
Dr. Hellmuth Weiss
Reval, Kaufmannstr. 4

Berliner Vertretung:
Harald von Rautenfeld
Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1983

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte" durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift" Berlin 75488

Inhalt:

Seite

Reinhard Wittram: Die geistige Lage des baltischen Deutschtums in historischer Perspektive 249

Werner Stillmark und *Herbert Girgensohn:* Christentum und Idealismus als Problem der deutschen Schule 262

POLITISCHE ÜBERSICHTEN:

Lettland (Lettland zwischen West und Ost / Baltische Annäherung / Sozialdemokratische Werbung) 283

Estland (Regierungskrise / Aussenpolitische Fragen im Spiegel der estnischen Presse / Die Bewegung der estnischen Freiheitskämpfer) 285

Deutsches Reich (Der Sinn der Gleichschaltung / Die Reichsreform / Arbeitsdienst und Siedlung / Evangelische Reformation? / Handelspolitik der Interessensolidarität / Deutschlands aussenpolitische Isolierung . . 285

Erhard Kroeger—Riga: Nationalpartei der deutschen Balten. Was wir wollen 298

UMSCHAU: Dreierlei Nationalgefühl / Ferdinand von Uexküll zur Lage / Theaterbilanz 300

DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA 305

BUCHBESPRECHUNG:

Das Revaler Bürgerbuch 308

VON DER SCHRIFTLEITUNG

Beitrag zur Baltischen Wappenkunde

Die Wappen der bürgerlichen
und im Lande nicht immatrikulierten adligen Familien
der früheren russischen Ostseeprovinzen
Liv-, Est- und Kurland (jetzt Lettland und Estland)
mit einer kurzen Einführung

Unter Mitwirkung
der Livländischen Genealogischen Gesellschaft zu Riga
gesammelt und nach den Originalsiegeln gezeichnet von

Max Müller, Oberförster a. D.

Dieses interessante Werk enthält als Frucht langjähriger Sammelarbeit ca. 3000 Wappenbilder, die zum größten Teil erstmalig veröffentlicht werden.
Preis Ls 70.– resp. Rm 64.– inkl. Porto.

Das Werk kann auch ohne Erhöhung des Preises gegen monatliche Ratenzahlung bezogen werden.

Verlag Ernst Plates AG., Riga
Kl. Münzstraße 18, Telefon 20389.

»Revalsche Zeitung«

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche **kulturell-politisch** und **wirtschaftlich führende Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 4 Beilagen Ls 4.60, mit 3 Beilagen Ls 4.25, ohne Beilagen Ls 3.25.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland EKr. 0.6, für Lettland 10 Sant., für Deutschland 13 Goldpf., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der »Revalschen Zeitung« (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435), in **Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint **jeden zweiten Sonnabend.**

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.

Preis der Einzelnummer **70** Sant.

Baltische Monatshefte

Woldemar Wulffius
Baron Wilhelm Wrangell
Max Hildebert Boehm

Schriftleitung
Reinhard Wittram

Heft 6 Juni 1933

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3

Revaler Vertretung:
Dr. Hellmuth Weiss
Reval, Kaufmannstr. 4

Berliner Vertretung:
Harald von Rautenfeld
Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 5.—; Einzelheft Ls 2.—; für Estland: vierteljährlich EKr. 3.75; Einzelheft EKr. 1.50; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1983

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte" durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift" Berlin 75488

Inhalt:

Seite

Herbert Schroeder: Das neue Deutschland und die Sovetunion 311
Arnold Schabert: Kirche, Volk, Politik 323
Irene Neander: Meinungskampf oder Kompromiss? 336
Baron Wilhelm Fircks: Mitarbeit? 344

POLITISCHE ÜBERSICHTEN:

Lettland (Boykott der Juden und Sozialdemokraten gegen Deutschland / Der Bildungsminister) 350
Estland (Übergangsregierung / Zerfall der Agrarpartei / Um die Verfassungsänderung) 352
Deutsches Reich (Fortgang des ständischen Aufbaus / Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit / Der Kampf um die Kirche / Aussenpolitik und Transferkrise / Wien-Berlin) 354

UMSCHAU: Einheitsfront / Abkehr vom „anationalen Staat" / Minderheiten, Judenfrage usw. / Berliner Monatshefte . 362

BUCHBESPRECHUNG:

H. Bosse, Der livländische Bauer / Album Curonorum / P. Campe, Ein neuaufgefundenes Fragment des zerstörten Grabmals Bischof Meinhards 366

VON DER SCHRIFTLEITUNG / Zu unseren Aufsätzen . . 374

Das nächste Heft erscheint als Doppelheft 7/8 im August

Beitrag zur Baltischen Wappenkunde

Die Wappen der bürgerlichen und im Lande nicht immatrikulierten adligen Familien der früheren russischen Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland (jetzt Lettland und Estland) mit einer kurzen Einführung

Unter Mitwirkung
der Livländischen Genealogischen Gesellschaft zu Riga
gesammelt und nach den Originalsiegeln gezeichnet von

Max Müller, Oberförster a. D.

Dieses interessante Werk enthält als Frucht langjähriger Sammelarbeit ca. 3000 Wappenbilder, die zum größten Teil erstmalig veröffentlicht werden.

Preis Ls 70.– resp. Rm 64.– inkl. Porto.

Das Werk kann auch ohne Erhöhung des Preises gegen monatliche Ratenzahlung bezogen werden.

Verlag Ernst Plates AG., Riga

Kl. Münzstraße 18, Telefon 20389.

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint **jeden zweiten Sonnabend.**

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.

Preis der Einzelnummer 70 Sant.

»Revalsche Zeitung«

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche **kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 4 Beilagen Ls 4.60, mit 3 Beilagen Ls 4.25, ohne Beilagen Ls 3.25.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland EKr. 0.6, für Lettland 10 Sant., für Deutschland 13 Goldpf., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der »Revalschen Zeitung« (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435), in **Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Der Ring

Konservative Wochenschrift

Probehefte vom Verlag

Der Ring

die führende konservative Wochenschrift

Die bemerkenswertesten Aufsätze der letzen Hefte:

Heft 19 (12. 5. 33)

Cuno Renatus — Die geistigen Grundlagen des italienischen Faschismus

F. von Stumm — Avis an Genf

(Wirtschafts-Ring)

Th. von Helmolt — Der Kampf um den Welthandel

Heft 20 (19. 5. 33)

Th. von Helmolt — Britisch-Indiens „kontrollierte Unabhängigkeit"

(Wirtschafts-Ring)

H. Kuser — Das hanseatische Problem

B. Möller — Große Leistung — zu große Belastung (Zum Abschluß der Reichsbahn)

Heft 21 (26. 5. 33)

C. von Dietze — Das Anerbenrecht und das neue preußische Erbhofgesetz

B. Elster — Die Effektiv-Stärken im Genfer Einmaleins

(Wirtschafts-Ring)

B. Möller — Staat, Berufsstand und Kartell

Heft 22 (2. 6. 33)

v. S. — Die nationale Bewegung und das Auslandsdeutschtum

Cuno Renatus — Zur Eröffnung der Weltwirtschaftskonferenz

(Wirtschafts-Ring)

Th. von Helmolt — Doppelwährung

W. Scho. — Das Erbhofrecht: bevölkerungs- und produktionspolitisch

Die Zeitschrift erscheint wöchentlich

Einzelheft: (mit Wirtschafts-Ring) RM —.75

Monatsbezug: Post oder Buchhandel RM 3.—

„Der Ring" Schriftenvertriebs-Gesellschaft m. b. H.

Berlin W. 9

Baltische Monatshefte

Woldemar Wulffius
Baron Wilhelm Wrangell
Max Hildebert Boehm

Schriftleitung
Reinhard Wittram

Heft 7/8 Juli/August 1933

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3

Revaler Vertretung:
Dr. Hellmuth Weiss
Reval, Kaufmannstr. 4

Berliner Vertretung:
Harald von Rautenfeld
Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1983

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte" durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift" Berlin 75488

Inhalt:

Seite

Theodor Oberländer: Übervölkerung in Ostmitteleuropa . . . 375
Heinrich Bosse: Ostpreussen 382
Hans Schultz: Die deutsche Revolution und die Theologie . . 390
Gerhard Dobbert: Der Faschismus 398
Herbert Petersen: Mitte als Wagnis und Aufgabe des Balten . 410
Wilhelm Lenz: Die Bevölkerung einer livländischen Kleinstadt 417
W. v. S.: Die Lucht 423
Roland Mettig:, *Eduard Mittelstaedt:*, *Roderich von Engelhardt:* Die Wandlung im naturwissenschaftlichen Denken . . . 428

POLITISCHE ÜBERSICHTEN:
Lettland (Verhältnis zu Deutschland / Stützung der Landwirtschaft / Neue lettische Volksbewegung / Baltische Aufgaben) 453
Estland (Das Volk gegen die Parteien / Regierung ohne Vertrauen / Senkung des Kronenkurses) 457
Deutsches Reich (Die Liquidation der Parteien / Das Reichskonkordat / Das Ende der Revolution / Wirtschaft und Arbeit) 463

UMSCHAU: Die sozialen Voraussetzungen baltischer Politik / Deutsche Kulturwacht / Zur Lage / Deutscher freiwilliger Arbeitsdienst in Estland 474

BÜCHERBESPRECHUNG: R. v. Engelhardt, Die Deutsche Universität Dorpat / H. Johst, Schlageter / Die Sovetunion 1917—32 482

VON DER SCHRIFTLEITUNG

»Revalsche Zeitung«

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche **kulturell-politisch** und **wirtschaftlich führende Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 4 Beilagen Ls 4.60, mit 3 Beilagen Ls 4.25, ohne Beilagen Ls 3.25.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland EKr. 0.6, für Lettland 10 Sant., für Deutschland 13 Goldpf., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der »Revalschen Zeitung« (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435), **in Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Doktor-Dissertationen

für in- u. ausländische Universitäten
werden billig gedruckt bei

Ernst Plates Druckerei- u. Verlags-Akt.-Ges.

Riga, Kl. Münzstrasse 18

LETTLANDS BÜRGERLICHES GESETZBUCH

Teil III des Provinzialrechts der Ostseegouvernements
(Liv- und Kurländisches Privatrecht)
nebst
den russischen „Fortsetzungen" der Jahre 1890, 1912, 1913
und 1914, sowie den Abänderungen und Ergänzungen
von Lettlands Begründung an bis zum 1. August 1932

Herausgegeben
im Auftrage des Deutschen Juristenvereins zu Riga

von

Dr. CARL v. SCHILLING,
O. Prof. der Rechte,
Appellhofrichter

HERBERT EHLERS,
Redakteur
der Kodifikations-Abteilung

Kostet jetzt nur noch: broschiert Ls 10.80
gebunden „ 13.60

Verlag der Akt.-Ges. ERNST PLATES, Riga, Kl. Münzstr. 18

„Rigaer Wirtschaftszeitung"

erscheint jeden zweiten Sonnabend.
Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter cand. jur. **J. Hahn.**
Die „Rigaer Wirtschaftszeitung" bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.
Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.
Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.
Preis der Einzelnummer 70 Sant.

Baltische Monatshefte

Woldemar Wulffius
Baron Wilhelm Wrangell
Max Hildebert Boehm

Schriftleitung
Reinhard Wittram

Heft 9 September 1933

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3

Revaler Vertretung:
Dr. Hellmuth Weiss
Reval, Kaufmannstr. 4

Berliner Vertretung:
Harald von Rautenfeld
Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1983

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte" durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift" Berlin 75488

Inhalt:

Seite

Herbert Girgensohn: Auslanddeutschtum und christliche Glaubenshaltung 487

Ernst Turmann: Die Eigenart der Wirtschaftskrise 501

Heinrich Bosse: Der baltische Student von morgen 507

Otto Greiffenhagen: Aus den Briefen Oskar v. Riesemanns . . 522

POLITISCHE ÜBERSICHTEN:

Lettland (Krisis der Sozialdemokratie / Handelsvertragsverhandlungen / Baltische Wirtschaftskonferenz / Wirtschaftsfragen) 529

Deutsches Reich (Ostpreussen und Saargebiet / Frankreichs Politik um Österreich / Abrüstungsstrategie / Die Klammer im Osten / Grundlinien einer Neuordnung / Die „Emigration" / Der Parteitag in Nürnberg) 533

D. Oskar Schabert: Der Hunger in Russland 541

UMSCHAU: Unsere geschichtliche Stunde / Curonia 1808—1933 / Grundsätze der baltischen Nationalsozialisten in Estland 544

BÜCHERBESPRECHUNGEN: Rudolf G. Binding, Antwort eines Deutschen an die Welt / G. Dobbert, Die Rote Wirtschaft / N. Freiherr v. Wolff, Livlands Landräte und Landmarschälle / G. Adelheim, Die Ritterschaftshauptmänner und das Landratskollegium Estlands in Bildnissen 547

»Revalsche Zeitung«

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche **kulturell-politisch** und **wirtschaftlich führende Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 4 Beilagen Ls 4.60, mit 3 Beilagen Ls 4.25, ohne Beilagen Ls 3.25.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland EKr. 0.6, für Lettland 10 Sant., für Deutschland 13 Goldpf., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der »Revalschen Zeitung« (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435), **in Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Doktor-Dissertationen

für in- u. ausländische Universitäten
werden billig gedruckt bei

Ernst Plates Druckerei- u. Verlags-Akt.-Ges.

Riga, Kl. Münzstrasse 18

Die

„Rigasche Rundschau“

gegr. **1867**

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint jeden zweiten Sonnabend.

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter Cand. jur. J. Hahn.

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.
Preis der Einzelnummer 70 Sant.

Baltische Monatshefte

Woldemar Wulffius
Baron Wilhelm Wrangell
Max Hildebert Boehm

Schriftleitung
Reinhard Wittram

Heft 10 Oktober 1933

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3. Fernspr. 34509

Revaler Vertretung:
Dr. Hellmuth Weiss
Reval, Kaufmannstr. 4

Berliner Vertretung:
Harald von Rautenfeld
Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1933

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte" durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift" Berlin 75488

Inhalt:

Seite

Harald Becker: Kleinstadt und Bodenständigkeit 549

Ferdinand von Uexküll: Volkstumsbestimmung nach objektiven oder subjektiven Merkmalen? 556

Otto von Petersen: Gertrud von den Brincken 563

R. Kaulitz-Niedeck: Deutsches Kleinstadtleben in Estland . . 573

POLITISCHE ÜBERSICHTEN:

Lettland (Aktivierung der französischen Ostpolitik / Erklärungen des Pehrkonkrusts / Baltische Wirtschaftskonferenz / Importsteuer / Deutschbaltische Volksgemeinschaft) 582

Estland (Ausnahmezustand / Um die Verfassungsänderung / Wirtschaftsfragen) 585

UMSCHAU:

Zur Lage *(H. Girgensohn)* 589

Recht des Volkstums 590

Förderung baltischer Familienkunde 592

DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA 593

BÜCHERBESPRECHUNGEN: A. Ehrt, Bewaffneter Aufstand. Enthüllungen über den kommunistischen Umsturzversuch am Vorabend der nationalen Revolution / R. Lorenz, Türkenjahr 1683 / E. Arro, Die Dorpater Stadtmusici 596

MITARBEITER DIESES HEFTS 600

»Revalsche Zeitung«

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche **kulturell-politisch** und **wirtschaftlich führende Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 4 Beilagen Ls 4.60, mit 3 Beilagen Ls 4.25, ohne Beilagen Ls 3.25.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland EKr. 0.6, für Lettland 10 Sant., für Deutschland 13 Goldpf., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der »Revalschen Zeitung« (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435), in **Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

LETTLANDS BÜRGERLICHES GESETZBUCH

Teil III des Provinzialrechts der Ostseegouvernements (Liv- und Kurländisches Privatrecht) nebst den russischen „Fortsetzungen" der Jahre 1890, 1912, 1913 und 1914, sowie den Abänderungen und Ergänzungen von Lettlands Begründung an bis zum 1. August 1932

Herausgegeben

im Auftrage des Deutschen Juristenvereins zu Riga

von

Dr. CARL v. SCHILLING,
O. Prof. der Rechte,
Appellhofrichter

HERBERT EHLERS,
Redakteur
der Kodifikations-Abteilung

Kostet jetzt nur noch: broschiert Ls 10.80
gebunden „ 13.60

Verlag der Akt.-Ges. ERNST PLATES, Riga, Kl. Münzstr. 18

Die

„Rigasche Rundschau“

gegr. **1867**

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint jeden zweiten Sonnabend.
Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter Cand. jur. **J. Hahn.**
Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.
Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.
Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.
Preis der Einzelnummer 70 Sant.

Baltische Monatshefte

Woldemar Wulffius
Baron Wilhelm Wrangell
Max Hildebert Boehm

Schriftleitung
Reinhard Wittram

Heft 11 November 1933

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3. Fernspr. 34509

Revaler Vertretung:
Dr. Hellmuth Weiss
Reval, Kaufmannstr. 4

Berliner Vertretung:
Harald von Rautenfeld
Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1983

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte" durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift" Berlin 75488

Inhalt:

Seite

Georg Baron Wrangel: Die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und den baltischen Staaten 601

Carl Schneider: Nationalsozialismus und Auslanddeutschtum . 609

Konrad Schulz: Die landische deutsche Kirchengemeinde in Lettland 617

Arnold Feuereisen: Nicolaus Busch zum Gedächtnis 621

POLITISCHE ÜBERSICHTEN:

Lettland (Beginn der Herbstsession / Um eine Verfassungsänderung / Wirtschaft / Rücktritt von Dr. Schiemann und Baron Fircks) 624

Estland (Der Sieg der Freiheitskämpfer / Die neue Verfassung / Rücktritt der Regierung Tönisson / Wieder Kabinett Päts) 627

Deutsches Reich (Der 14. Oktober / Ausbau im Innern / Bauerngesetzgebung / Winterhilfe und Arbeitsbeschaffung) 632

UMSCHAU:

Bemerkungen *(R. Wittram)* 641

Um die Einordnung des baltischen Studenten *(Baron A. Taube / H. Bosse)* 642

DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA 647

BÜCHERBESPRECHUNGEN: Das junge Deutschland will Arbeit und Frieden / Harald Becker, Geschichte der Curonia I. / Prof. Dr. Fritz Rörig, Mittelalterliche Weltwirtschaft 651

MITARBEITER DIESES HEFTS 656

»Revalsche Zeitung«

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche **kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 4 Beilagen Ls 4.60, mit 3 Beilagen Ls 4.25, ohne Beilagen Ls 3.25.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland EKr. 0.6, für Lettland 10 Sant., für Deutschland 13 Goldpf., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der »Revalschen Zeitung« (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435), in **Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Soeben erschien :

ABHANDLUNGEN DER HERDER-GESELLSCHAFT UND DES HERDER-INSTITUTS ZU RIGA

ERICH VON SCHRENCK

BALTISCHE KIRCHENGESCHICHTE DER NEUZEIT

VERLAG DER AKT.-GES. ERNST PLATES, RIGA, KL. MÜNZSTRASSE Nr. 18

Preis Ls 9.30, RMk. 7.60

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den Verlag

Die

„Rigasche Rundschau“

gegr. **1867**

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint jeden zweiten Sonnabend.

Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter Cand. jur. **J. Hahn.**

Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.

Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.

Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—.
Preis der Einzelnummer 70 Sant.

Baltische Monatshefte

Woldemar Wulffius
Baron Wilhelm Wrangell
Max Hildebert Boehm

Schriftleitung
Reinhard Wittram

Heft 12 Dezember 1933

Verlag der Aktien-Gesellschaft Ernst Plates, Riga

Schriftleitung: Dr. Reinhard Wittram

Riga, Elisabethstr. 2, W. 3. Fernspr. 34509

Revaler Vertretung:
Dr. Hellmuth Weiss
Reval, Kaufmannstr. 4

Berliner Vertretung:
Harald von Rautenfeld
Berlin W 50, Ansbacherstr. 36 II

Rücksendung von unverlangt eingesandten Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist

Bezugsbedingungen:

Für Lettland und Estland: vierteljährlich Ls 3.80; Einzelheft Ls 1.40; für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich RMk. 4.—; Einzelheft RMk. 1.60

Verlag der Akt.-Ges. Ernst Plates, Riga, kl. Münzstr. 18

Postscheck-Konto 1983

Alle Bezieher der „Baltischen Monatshefte" durch den Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift Berlin W 50, Ansbacherstrasse 36 II zahlen auf das Postscheckkonto: „Fördererkreis der Baltischen Monatsschrift" Berlin 75488

Inhalt:

Seite

Heinrich Bosse: Landdienst 655

Erich Seuberlich: Über die Herkunft des deutsch-baltischen Bürgertums 659

R. Kaulitz-Niedeck: Eine Romantikerin im Baltenlande . . . 668

Zur Geschichte der deutschen Erneuerungsbewegung 674

POLITISCHE ÜBERSICHTEN:

Lettland (Erneuerung? / Erzbischofsweihe / Verhaftung der Kommunistenfraktion / Zum Vorgehen gegen die Baltische Brüderschaft) 679

Estland (Verschiebungen unter den estnischen Parteien / Aussenpolitisches) 681

Deutsches Reich (Die Reichstagswahl / Neue Methoden der Aussenpolitik / Straffung des innerpolitischen Aufbaues / Kultur und Recht / Der Bekenntniskonflikt / Die deutsche Wirtschaft zu Beginn des Winters / Entproletarisierung) 683

KUNDGEBUNG der Pastoren der deutschen Evangelisch-Lutherischen Gemeinden Lettlands 693

UMSCHAU:

Aus der Revalschen Zeitung 696

DEUTSCHES SCHAUSPIEL ZU RIGA 701

BÜCHERBESPRECHUNGEN: Deutschland und Polen / E. v. Schrenck †, Baltische Kirchengeschichte / Chronik der deutsch-reformierten Gemeinde in Riga / Schöne Literatur: Werner Bergengruen, Die Feuerprobe / Die Kleine Bücherei / E. Hard, Weihnachten an baltischen Gräbern / L. Schloss, Weite Wege / Jahrbuch und Kalender: Jahrbuch des baltischen Deutschtums / Kalender des Auslanddeutschtums / Baltischer Kalender / Zur baltischen Frühgeschichte: L. Arbusow, Frühgeschichte Lettlands / C. Engel, Führer durch die vorgeschichtliche Sammlung des Dommuseums 704

»Revalsche Zeitung«

begründet im Jahre 1860

(als »Revaler Bote« 1919—1930 erschienen)

das deutsche **kulturell-politisch** und **wirtschaftlich führende Blatt** in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen **Interessen des Deutschtums in Estland.** Eingehende objektive Berichterstattung über das **gesamte Wirtschaftsleben Estlands.**

Vermittelt den Weg in den Osten

Regelmässige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 4 Beilagen Ls 4.60, mit 3 Beilagen Ls 4.25, ohne Beilagen Ls 3.25.

Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland EKr. 0.6, für Lettland 10 Sant., für Deutschland 13 Goldpf., für das übrige Ausland 4 amerik. Cents.

Zahlstelle in Lettland: Rigaer Kreditbank; **in Deutschland:** Postscheckkonto Berlin 162094.

Anzeigenaufträge empfangen: der **Verlag** der »Revalschen Zeitung« (Reval, Raderstrasse Nr. 12, Postfach 435), **in Lettland:** Ed. Petzholz, **im Auslande:** alle grösseren Annoncen-Expeditionen.

Soeben erschien :

ABHANDLUNGEN DER HERDER-GESELLSCHAFT UND DES HERDER-INSTITUTS ZU RIGA

ERICH VON SCHRENCK

BALTISCHE KIRCHENGESCHICHTE DER NEUZEIT

VERLAG DER AKT.-GES. ERNST PLATES, RIGA, KL. MÜNZSTRASSE Nr. 18

Preis Ls 9.30, RMk. 7.60

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den Verlag

Die

„Rigasche Rundschau“

gegr. **1867**

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Rigaer Wirtschaftszeitung“

erscheint jeden zweiten Sonnabend.
Hauptschriftleiter: Landtagsabgeordneter Cand. jur. **J. Hahn.**
Die „Rigaer Wirtschaftszeitung“ bringt alle lettländischen wirtschaftlichen Gesetze und Verfügungen, staatlichen Ausschreibungen, Börsenkurse, Handelsstatistik usw.
Redaktion und Expedition: Riga, Gr. Jakobstrasse 24.
Abonnement: 1 Jahr Ls 14.—, ½ Jahr Ls 7.50, ¼ Jahr Ls 4.—
Preis der Einzelnummer 70 Sant.